Biographisch-historische

Studien

von

Ernst Münch.

Erster Band.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.

1836.

RBR
Jantz
#43
Bd. 162

Sr. Hochwohlgeboren

dem Herrn

C. E. Stifft,

Geheimen Referendar Sr. Majestät des Königs der Niederlande für die Angelegenheiten des Großherzogthums Luxemburg, Mitglied des teutschen Schiedsgerichtes, Ritter des Ordens vom Niederl. Löwen u. s. w.

in hochachtungsvollster Freundschaft

gewidmet.

Vorwort.

Dem Publikum werden in dieser Sammlung eine Reihe berühmter Charaktere und anziehender Erscheinungen aus verschiedenen Zeiträumen der Geschichte, bearbeitet nach Quellen, dargeboten, ohne daß jedoch der Verfasser sich für verpflichtet erachtet hätte, sie gerade in streng

chronologischer Folge aufzustellen. Wie sie nach Zeit, Muße und Lust, aus seiner Feder theils zum erstenmal hervorgegangen, theils nach früheren Skizzen und Versuchen völlig umgestaltet, von ihm zu Tage gefördert worden sind, erscheinen sie hier hinter einander abgedruckt. Bei weitem der größere Theil ist neu.

Walter Raleigh, der berühmte Seefahrer, Staatsmann, Günstling und Schriftsteller, — der ritterliche Palzgraf Friedrich II. und die schöne Leonore von Oesterreich, — der furchtbare Christian II. von Dänemark mit seiner Geliebten, Düveke oder der Taube von Amsterdam, und seiner berüchtigten Rathgeberin, Mutter Sigbritt, sodann der Märtyrer des Fanatismus, Giulio Cesare Vanini der Philosoph, — Floris von Montmorency, Hr. v. Montigny, Freund und

Schicksalsgenosse von Egmont und Horn (in Vervollständigung des berühmten, von Schiller bearbeiteten Prozesses), — machen den Anfang. Darauf folgen: König Enzio, in neuer Bearbeitung, und Petrus de Vineis, zum erstenmal biographisch und erschöpfend dargestellt; Philipp von Marnix, Hr. von St. Aldegonde; — Studien über Demosthenes und Markus Brutus; über Thrasea Pätus und die Stoiker und letzten Patrioten Roms während der Kaiserzeit; — Hypatia von Alexandrien, mit Nachrichten über Synesios den Kyrenäer und die letzten Neu-Platoniker; — die Verschwörung von P. Zrinyi, Nadasty, Frangipani und Tättenbach wider Kaiser Leopold I.; Tafilet, Usurpator von Nordafrika; Inez de Castro (neu bearbeitet), Hakon Jarl

(nach frischen Quellen); Don Miguel de Cervantes; — Don Antonio de Guevara; — Th. Gray, der Elegiker Englands, nach seinem Leben und seinen Schriften; — Apologie der Lukrezia Borgia wider alte und neue historische Verläumdungen; die Partheikämpfe in Holland zu Ende des 15. Jahrhunderts; die Geschichte der älteren Prinzen von Oranien bis zum Tode Philiberts von Chalons, mit allerlei Denkwürdigkeiten zur Literärgeschichte, besonders der Troubadours; Kardinal Giovanni Moron; Gianettino Doria; Cecilio Curione Segundo und seine Töchter; der Prozeß der Königsmörder Harrison, Lembert, H. Vane u. A. unter Karl II. in England; — Anna Maria von Schuurmann; Lady Jane Gray; — Samuel Henzi; Albrecht von

Haller; — J. G. Zimmermann. — Louvet de Couvrat und die Girondisten; — Georg Forster. — Die Gefangenen vom Asperg und vom Hohentwiel: J. J. Moser, Schubart und Rieger. — Von Charakteren neuester Zeit: König Wilhelm I. von Würtemberg, seine Kriegsthaten und seine achtzehnjährige Regierung in größeren Umrissen. — König Wilhelm I. der Niederlande. — C. F. van Maanen. — J. D. Meyer, der Rechtshistoriker. — P. C. Hooft der Geschichtschreiber der Niederlande; — G. A. Brederoode nebst Beiträgen zur Geschichte der holländischen Volkspoesie. — Frhr. vom Stein, Justus Gruner und Niebuhr; — Lord John Russel. —

Der II. Band wird die Biographie Phi-

lipps von Marnix und Peters de Vinea liefern, welche beide längstversprochene Arbeiten durch das Ausbleiben zugesagter Materialien wider Willen des Verfassers bisher verzögert worden waren. Das Interesse des Publikums für vorliegenden I. Band dürfte entscheiden, ob die angezeigten Artikel, zu welchen alles vorbereitet liegt, mehr oder rasch auf einander folgen werden.

I.

Sir Walter Raleigh.

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch,
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Fr. Schiller.

In der, an ausgezeichneten Männern mancherlei Art reichen Geschichte der Königin Elisabeth von England, so wie in jener der darauf gefolgten Regierung Königs Jakob I., erscheint als einer der ersten, und, wenn auf Vielseitigkeit des Talentes, großartige Richtung des Geistes und Universalität der Bestrebungen Rücksicht genommen wird, nach Bakon von Verulam vielleicht als der erste Mann dieser merkwürdigen Zeit, der Ritter Sir Walter Raleigh.

In verschiedenen Sphären, deren mehrere, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge und den Begriffen der Menschen, einander auszuschließen oder zu hemmen pflegen, gewann er gleich großen und bleibenden Ruhm; in der theoretischen Staatskunst, wie in dem praktischen Hofleben und den Geheimnissen der völkerlenken-

den Diplomatie, in den Geschäften eines Rathes der Krone; wie in den glänzenden Improvisationen eines Redners und Volksanwalts im Parlamente; als Seemann, Länderentdecker und Pflanzer, wie als Befehlshaber von Truppen und als friedlicher Priester der Wissenschaft in ihren speculativen und historischen Gebieten. Dazu kam die besondere Eigenthümlichkeit eines Charakters, welcher zahlreiche Freunde und Feinde in gleichem Grade sich erwarb und über manche Punkte das Urtheil der Zeitgenossen wie der Nachwelt verwirrte, welcher aber dennoch in den Hauptzügen siegreich über schwere Verläumdungen, nach vollbrachten großen Thaten, sowohl im Dienste des Vaterlandes als der Wissenschaft, und nach theilweise glücklichen, theilweise mißlungenen Bestrebungen, trotz eines tragischen Endes, sich gestaltete. In dem Haupte dieses Mannes hatten so vermessene Gedanken und weitausreichende Plane, denen es keineswegs an den nöthigen Hebeln zur praktischen Ausführung fehlte, Raum gewonnen, daß selbst mächtige Kabinete entweder von Besorgniß darüber erfüllt wurden, oder um glänzenden Preis seine Freundschaft nachzusuchen sich genöthigt sahen, und daß blos das Unglück eines Regierungswechsels, welcher das Steuer in andere, minder geniale Hände, als die unter der großen Königin wirksamen, gab und welcher der ruheliebenden Tendenz eines ruhm-

losen, wichtige Nationalintereſſen oft verabſäumenden geldſchmutzigen Müßigganges huldigte, die Verwirklichung einer rieſenhaften Idee — Zertrümmerung der ſpaniſchen Macht im Süden von Amerika, und damit Bereicherung des öffentlichen Schatzes und der Staats-Kräfte von Britannien durch neue unermeßliche Hülfsquellen — vereitelte.

In den weſtlichen Provinzen von Alt-England befanden ſich mehrere geachtetete Geſchlechter angeſeſſen, welche den Namen „Raleigh" führten, und beſonders wurden ihrer Drei, aus verſchiedenen Perioden, was die Niederlaſſung betrifft, und mit unterſcheidenden Wappen und Siegeln, gezählt. Dasjenige unter ihnen, von welchem Sir Walter herzuſtammen ſich berühmte, leitete ſeinen Urſprung bis zur Regierung König Johanns ohne Land zurück; andere jedoch behaupteten, ſchon vor der normänniſchen Eroberung in England bekannt geweſen zu ſeyn. Der Vater unſeres Ritters, welcher jedoch dieſes Prädikat, durch die Gnade ſeiner Königin, erſt ſpäter erhalten hat, hieß Hr. Walter Raleigh (oder Ralegh) von Fardel, in der Grafſchaft Devon. Er hatte ſich dreimal verheurathet und aus ſämmtlichen drei Ehen Kinder erzeugt. Seine letzte Gemahlin war Katharina, Tochter des Ritters Philipp Champernon von Modbury und Wittwe Sir Otto Gilberts von Compton in Devons-

hire gewesen, diese gebar ihm zwei Söhne, Carew und Walter, so wie eine Tochter, welche zweimal sich verehlichte. Mütterlicherseits hatte demnach Sir Walter die drei ebenfalls berühmt gewordenen John, Humphry und Adrian Gilbert zu Halbbrüdern.*)

Er wurde im Jahr 1552 zu Hayns, in Devonshire, welcher Ort nahe an der See liegt, geboren. Nach beendigtem ersten Unterricht bezog er die Hochschule zu Oxford. Nach allen Berichten zeichnete er sich vor seinen Genossen durch Eifer und Fortschritte in allen Fächern, die er ergriffen, und zwar weit über seine Jahre, aus. Nach diesem ward er hintereinander Zögling des Oriel-Kollegiums und jenes der Rechtsgelehrten in Middle-Temple. Im Jahr 1569 begab er sich, nach dem Beispiele vieler jungen Leute aus bessern Häusern, nach Frankreich, um unter der Fahne des Protestantismus Lorbeeren in jenen blutigen Kriegen sich zu erfechten, welche die Politik Katharina's von Medici, der heroisch-nationale Fanatismus der Ligue und die spanische Ränkesucht hervorgerufen. Fünf Jahre lang diente er hier mit Ehre und Gewinn für sich zugleich; denn mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Besonnenheit faßte er nicht nur alle kriege-

*) Oldys: Life of Walter Raleigh. — J. Campbell: Life of British Admirals etc. II. Vol. —

rische Begebenheiten, an denen er mehr oder minder Theilnehmer war, sondern auch die politische Seite derselben und und zwar im Zusammenhange und im Verhältnisse zu jenem, auf, stellte über Land, Regierung und Partheien Betrachtungen an und erwarb sich dadurch einen Schatz von praktischen Kenntnissen, welchen die reiferen Jahre herrlich entwickelten.

Sowohl zerstreute Andeutungen in seinen Werken*) als ausdrückliche Angaben von Historikern zeugen hiefür, wiewohl die Biographen manches übersehen.

Aber mehr noch als Frankreich, zog Sir Walter'n der heldenmüthige Kampf des Niederländischen Volkes gegen die Spanier an, welchen er schon frühe in innerster Seele Haß geschworen. In allem diesem huldigte er — wie der Geschichtschreiber brittischer Admirale**) sich ausdrückt — mit der einem jungen Manne natürlichen Lebhaftigkeit ganz der herrschenden Mode gemäß. Frankreich und die Niederlande waren damals die Kriegsschule, in welcher alle diejenigen sich ausbildeten, die ihr Glück durch den Degen zu machen, entschlossen waren, und die sich durch Preisgebung von Leib und Leben zum Dienste ihres Vaterlandes

*) Sir W. Raleghs Essays. —

**) John Campbell: Life and Actions of brittish Admirals. T. I.

einen rühmlichen Weg bahnen wollten. Allein während Viele auf dieser Laufbahn schweres Unglück traf, indem sie sich durch die bei Armeen herrschenden Laster und Ausschweifungen verführen ließen, und ein ungebehrdiges und ungestümes Wesen sich aneigneten, welches Anderen wiederum für soldatische Freiheit galt, zog Raleigh aus seinen Kriegsdiensten in fremden Ländern einen wirklichen Nutzen. Seine Kenntnisse in mehr als einem Zweige mehrten sich beträchtlich; die gemachten Erfahrungen vervollkommneten die Theorieen der Kriegswissenschaft, und zugleich gaben sie ihm einen feinen Sinn und ein so geglättetes Aeußere, daß er nach der Rückkehr in sein Vaterland (1578) für einen der gewandtesten und gesittetsten jungen Kavaliere gehalten ward. *)

Bald darauf finden wir ihn für seinen Halbbruder Humphry Gilbert thätig. Dieser, als Lieblingssohn von der besorgten Mutter mit einer vortrefflichen Erziehung ausgestattet, und für Kriegswesen, Seefahrt und Weltkunde schon frühe, als Hauptgegenstände seiner Sehnsucht, begeistert, hatte bei Anlaß

*) Wood: Athenaeum Oxoniense T, I. — Camden: Annals of the Queen Elizabeth and King James I. — Thuanus: Historia sui temporis. II. L. 46. — Nanton: Fragmenta regalia. — Campbell. I.

der bekannten Expedition nach Havre de Grace im Jahr 1562 zum erstenmal Gelegenheit gefunden, in Thaten für sein Vaterland sich auszuzeichnen und die Augen des Hofes auf sich zu ziehen. Man begann Vertrauen in das schön aufkeimende Talent zu setzen und Sir Humphry erhielt die wichtige Präsidentenstelle von Münster in Irland, wo er, an der Spitze von weniger Mannschaft in kurzer Zeit Ungewöhnliches und seinen Namen unter den Bewohnern dieses Landes, welche so häufig zum Abfall des tyrannisch über ihm lastenden Englands geneigt waren, gefürchtet machte. Zumal fühlten M'Carthies und Bitz-Morris, Häuptlinge, die bisher den englischen Statthaltern und Generälen viel zu schaffen gemacht hatten, *) seinen Arm. Sir Walter stand seinem Stiefbruder, den er als Geistverwandten, schätzte und liebte, hier und anderwärts redlich bei **).

---

*) Th. Moore History of Ireland. — Lingard History of England. VIII. und IX.

**) W. Pole: Description of Devonshire. — Hooker: Discourse of Sir Gilbert. — W. Monson: Naval Trackts. — Loyd: Stete-Worthirs. — Stove: Annals. — Oldys l. c. — Hackluyt: the principal Navigations, voyages traffiques and discoveries of the English Nation. Lond. 1599. (Ein Hauptwerk für die See- Entdeckungs- und Handelsgeschichte) mit vielen wichtigen und interessanten Dokumenten. Es ist größtentheils aufgenommen in der anderen

Das Hauptziel Humphry's war jedoch, wie wir zum Theil schon angedeutet, die Erforschung unbekannter Weltgegenden, eine Entdeckungsreise im großen Styl. Er versuchte es darum, der Königin Elisabeth in einer eigenen Denkschrift aus einander zu setzen, daß eine nordwestliche Fahrt nach Ostindien zu den Möglichkeiten gehöre und suchte eine Anzahl rüstiger Leute zu einem dießfallsigen Versuche zu bereden; für sich selbst begehrte er vorläufig blos ein Patent, welches ihn zur Besitznahme und Bepflanzung eines erst noch zu entdeckenden, von keinem der christlichen Souveräne schon besetzten Gebietes im westlichen Amerika berechtigte; was ihm denn auch von Elisabeth unbedenklich verwilligt wurde.

Nunmehr handelte es sich um die Ausführung des Projektes oder vielmehr um die Mittel derselben. Eine Menge von Personen hatte sich zwar anwerben lassen und eine Flottille lag bereits segelfertig; allein ergriff Viele auf derselben Kleinmuth; Andere bestimmte Eifersucht gegen Humphry, sich wiederum von ihm los zu sagen, und mit Schmerzen sah er den schimpflichen Ausgang eines wohl eingeleiteten Unter-

---

großen Sammlung: Navigantium atque Itinerantium Bibliotheca, or a compleat Collection of voyages and travels, consisting of above four hundred of the most authentick writers, by John Harris. Lond. 1705. II. Vol. gr. Fol.

nehmens schon vor dem Beginnen desselben. Allein Sir Walter und der zweite Bruder, Adrian Gilbert nebst einigen anderen Leuten besseren Schlages, hielten ihn aufrecht und wußten Hülfe zu schaffen. Besonders aber war es Raleighs Genie, welches viele Hindernisse aus dem Wege zu räumen wußte. Sir Humphry stach also in die See und erreichte glücklich Neufoundland; nach diesem ward hier eine Zeitlang Rast gemacht. Die drei Brüder — Raleigh befand sich mit auf dem Zuge — fühlten jedoch die Nothwendigkeit von Verstärkungen an Schiffen und Mannschaft, oder es war der Wind ihnen nicht günstig und deßhalb die erste Entdeckung verfehlt; genug, sie traten den Rückweg nach England an und begegneten auf demselben einer spanischen Schiffsabtheilung, welche nicht übel Lust bezeigte, sie in den Grund zu bohren; mit Mühe nur und mit dem Verluste eines der besten Schiffe und des wackern Jünglings Miles Morgan, entgingen sie dieser Gefahr, nachdem sie den Feinden lange und muthige Gegenwehr geleistet *).

Raleigh gab nun vorerst jede weitere Expedition auf und ging alsbald bei seiner Rückkehr (im Frühjahr 1579) nach Irland, wo der Kampf mit den Rebellen, in Folge päbstlicher und spanischer Unter-

*) Campbell l. c.

stützungen und Intriguen, einen neuen hartnäckigen Charakter angenommen hatte. Er diente hier unter dem Präsidenten von Münster, in der Eigenschaft als Hauptmann, und im folgenden Jahre unter dem Grafen von Ormond, einem nahen Verwandten und getreuen, über vielfache Versuchungen des Ehrgeizes siegreichen Freunde der Königin. Der Statthalter von Irland, Lord Grey, welcher diese Nation mit persönlichem Hasse verfolgte, legte dem Heere vor allem die Eroberung der wohlbefestigten Festung Ore, am Meerbusen von Smerwik in der Grafschaft Kerry, an's Herz, da die Insurgenten daraus einen Hauptanlehnpunkt ihrer Macht und einen Sammelplatz der neu erwarteten Truppenverstärkung gemacht hatten. Sir Walter hatte einen vorzüglichen Antheil an der endlichen Einnahme. Es wird erzählt, daß die Besatzung, troz feierlich zugesicherter Schonung, mit dem päbstlichen Offizier San Giuseppe an der Spitze, niedergemetzelt worden; allein es scheint, daß der Irische Geschichtschreiber von England hier Raleigh Unrecht thut, wenn er ihm diese That auf eigene Rechnung zuschiebt *), da es aus andern Berichten sich ergibt, daß sie auf ausdrücklichen Befehl des Lord-Statthalters, und zwar mit großem Widerstreben der

*) Lingard: History of England VIII.

damit beauftragten Kapitäne Raleigh und Mackworth, geschehen. Lord Grey hatte diesmal ganz den Grundsatz des römischen Katechismus: Ketzern dürfe nicht Wort gehalten werden, gegenüber den Papisten, befolgt *).

Noch mehrere andere glückliche Verrichtungen beim irischen Heere machten Sir Waltern bei Hofe immer bekannter; er erhielt jetzt die Präsidentschaft von Münster für sich selbst, und nach einiger Zeit, zur Belohnung für seine vorzüglich eifrige Treue auch in diesem neuen Berufe, ein großes Landgut in der bewältigten Provinz **).

Die Feinde und Ehrenneider fehlten jedoch ebenfalls nicht und besonders verbitterte ihm Lord Grey das Leben ungemein, durch eine Reihe von Verdrüßlichkeiten und Zwiste, in welche er ihn hineinzog, und wegen welcher Raleigh denn endlich, da der öffentliche Dienst darunter litt, heimberufen, ja von dem Geheimen Rath, in Folge vielfacher Beschuldigungen von Seite des Statthalters, zur Rechenschaft gezogen wurde. Allein er wußte seine Sache mündlich mit so glän-

*) Vgl. Berchetti. — William Con.: State of Ireland. — Cox: History of Ireland. — Carte: Life of the Duke of Ormond. I. — Camden. — Spencer. — Cayley: Sir W. Raleigh. I. — Campbell l. c. im Leben Sir H. Gilberts. —

**) Nannton: Fragmenta navalia. —

zender Beredtsamkeit zu verfechten, daß dem Abtretenden die allgemeine Bewunderung folgte. Die Königin rief ihn unverzüglich zu sich, fand großes Vergnügen an seinem geistreichen Umgang wie an seinen ritterlichen Manieren und feinen Schmeicheleien, die er, höfisch und gründlich zugleich, im Hinblick auf ein größeres Interesse, keineswegs verschmähen zu dürfen glaubte. Raleigh ward nun im geheimen Kabinete oft zu Rathe gezogen und galt bald als „Orakel" desselben.

Eine Anekdote, die auf sein Verhältniß als begünstigter Hofmann, einiges Licht wirft, können wir nicht umgehen, besonders da seine Gegner, sie als Uebermaaß von schmeichlerischer Gewandtheit, später häufig genug ihm vorgeworfen haben. Als nemlich Raleigh eines Tages die Königin auf ihrem Spatziergange begleitete, fand sich eine Stelle, über welche sie setzen mußten, so schmutzig, daß Elisabeth Anstand nahm, weiter zu gehen; jener, rasch besonnen, warf seinen Mantel *) in den Weg, so daß er der Monarchin als Fußteppich diente. Nach diesem Vorfall erhielt er einen Wink aus dem geheimen Kabinete: sein Glück sey gemacht.

---

*) Höchst impertinent und unwahr zugleich setzt Lingard, der die Sache erzählt, hinzu: „vielleicht den einzigen, den er hatte." Sir Walter besaß noch Vermögen genug, um einen neuen Mantel sich anzuschaffen.

Die Ränke seiner Gegner ließen ihn jedoch nicht lange ungestört in einer Gunst, die er mit Sir Charles Blount, Sohn des Grafen Montjoye, theilen mußte. Nachdem dieser letztere als Student zu Innertemple, durch ausgezeichnetes Benehmen bei einem Turniere, die Augen Elisabeths auf sich gezogen, und aus den Händen der Monarchin ein karmoisinrothes Band als Kampfpreis erhalten hatte, machte Graf Essex, welcher die Liebe Elisabeths mit heftiger Eifersucht für sich allein ansprach, bereits die boshafte Bemerkung: jeder Narr müße an diesem Hofe seine Gunst haben. Trotz des darüber statt gefundenen Duells, söhnte er sich jedoch, auf Bitte der Königin, mit Blount wieder aus, und es bildete sich sogar eine enge Freundschaft zwischen den beiden, welche den Grafen Nottingham, einen zweiten, bisher sehr einflußreichen Nebenbuhler, bestimmte, voll Verdruß den Hof zu verlassen. Dagegen blieb Raleigh fortwährend eine widerwärtige Erscheinung für Graf Essex, ohne daß dieser jedoch es dahinbringen konnte, ihn zu verdrängen. Vielmehr zeichnete Elisabeth Walter'n neuerdings dadurch aus, daß sie ihn dem Herzog von Anjou bei seiner Rückreise nach den Niederlanden zum Begleiter gab und als Unterhändler zu dem Prinzen von Oranien sandte, von welchem er auch (1582) Briefe von hoher Wichtigkeit mitbrachte. Einige Monate

blieb er hierauf noch am Hofe und die auf ihn eifersüchtigen Staatsmänner mußten sich bequemen, ihm selbst nun den Hof zu machen, um Allerlei durch seine Vermittlung durchzusetzen. Seine Verdienste waren zu allgemein anerkannt, um von ihnen ignorirt werden zu können. Auch hielt Elisabeth sehr darauf, daß diejenigen geehrt wurden, welche sie selbst ehrte *). Um diese Zeit war Raleigh bereits Mitglied des Geheimen Rathes mit Sitz und Stimme.

Im folgenden Jahre (1585) oder noch zu Ende des abgelaufenen, wurden die früheren Entdeckungspläne wieder aufgenommen. Das erste Mißlingen Sir Gilbert's hatte diesen nicht abgeschreckt; vielmehr ward, noch im Frühjahre, eine zweite Ausrüstung zu Stande gebracht. Sir Walter zeigte sich bereit zu ihrer kräftigsten Unterstützung, und ließ sogar auf seine eigenen Kosten das zweite der fünf Schiffe, aus denen die Flotte bestehen sollte, nemlich das Unter-Admiralschiff, erbauen, welches sofort die Benennung „Barke Raleigh“ erhielt. Gilbert war als Admiral frisch patentirt und die sämmtliche Mannschaft unter seinen Befehl gestellt; doch sollte, wenn binnen sechs Jahren keine neue Länder entdeckt worden, seine Vollmacht erloschen seyn.

---

*) Das Nähere bei Leicester: Commonweelth. — Aulicus Coquinar. — Sir W. Raleigh: Invention of Skipping. (Selects Essays.) Shirley: Life of W. Raleigh. —

Am 11. Juni gingen sie zu Plymouth unter Segel; allein schon am dritten Tage sah sich Sir Walters Fahrzeug zur Heimkehr genöthigt, weil eine ansteckende Seuche den Hauptmann und den größten Theil der Mannschaft überfiel. Nachdem Sir Humphry Neuland glücklich erreicht, den Hafen St. Johann in Besitz genommen, auch durch einen aus Sachsen verschriebenen Bergmann eine Silbergrube angelegt und seine Unternehmungen weiter zu verfolgen sich angeschickt hatte, zerstörte ihm in den letzten Tagen des Augusts unter dem 47. Grad nördlicher Breite ein furchtbarer Sturm das wichtige Schiff „das Vergnügen", wobei fast die ganze Mannschaft und zu seinem noch größern Schmerz der getreue Freund, der sächsische Bergmann, mit zu Grunde gingen. Auf diesen letztern hatte er so große Dinge gebaut, so daß er sogar erklärte, alsbald nach seiner Rückkehr auf die künftige Erzgrube hin 10,000 Pfund Sterl. von der Königin borgen zu wollen.

Allein ein neuer Unstern verfolgte den kühnen und geistvollen Mann auf seiner Heimfahrt und machte allen seinen Entwürfen, welche er nach einer dritten sorgfältigen Ausrüstung um jeden Preis auszuführen gedachte, noch ehe er das Vaterland wieder geschaut, ein tragisches Ende. Am Nagel heftig verwundet, hatte er sich von dem Fahrzeuge: „das Eichhorn" weg und an Bord der „goldenen Hündin" be-

geben, um sich verbinden zu lassen. Alle seine Leute setzten ihm heftig zu, auf diesem Schiffe nach England zurückzukehren und daselbst seine beabsichtigten Maaßregeln zu treffen; denn die Barke, auf der er, seit der Abfahrt aus St. Johann, sich befunden hatte, weil es leichter schien, mit ihr rasch in alle Buchten und Häfen, als mit schwereren Fahrzeugen, einzulaufen, däuchte ihnen viel zu klein und unsicher. Sir Gilbert aber, welcher die Mannschaft darauf nicht verlassen und auch dem Vorwurfe der Furcht ungern sich aussetzen wollte, verharrte auf seinem Entschluß, wieder in jenes kleine Schiff zu steigen. Am 9. September erhob sich abermal ein heftiger Sturm und die Wellen drangen so ungestüm an das „Eichhorn" heran, daß dasselbe zuletzt von ihnen mit allem, was darauf war, verschlungen wurde. Der Ritter hatte dem nahen Tod mit Muth ins Angesicht geblickt und die zitternden Gefährten mit den Worten zu trösten gesucht: „Kinder! wir sind dem Himmel auf der See eben so nahe, als zu Land!" *)

Der Verlust dieses trefflichen Mannes, der in gewisser Beziehung als einer der ersten Gründer des englischen Kolonialwesens mit Recht betrachtet werden

*) S. die Biographie H. Gilberts bei Campbell. I. — Allgem. Historie der Reisen. XVI. —

konnte, ward von Jedermann sehr bedauert; aber er ging Niemanden tiefer zu Herzen, als Sir Walter Raleigh selbst, der die großen Kenntnisse, das Genie und die Gedanken seines Halbbruders mit Kennerauge durchschaut und mit neidloser Bewunderung verfolgt hatte. Ihm war gewissermaßen nun die Erbschaft seiner Plane zugefallen, wiewohl das Mißlingen des Gilbert'schen Unternehmens im Publikum nun viele Bedenklichkeiten über den Erfolg irgend eines künftigen erregte und das Kolonisations-System gänzlich in Stocken zu bringen drohte.

Sir Walter, der mit allem was früher geschehen, völlig vertraut gewesen war, und die Spiele des Zufalls nicht so hoch anschlug, als die Menge, beschloß bald möglichst die nördlichen Entdeckungsreisen um jeden Preis fortzusetzen und entwickelte in einer gründlichen Schrift, welche er der Königin übergab und welche von dieser dem geheimen Rathe zur Prüfung vorgelegt wurde, alle daraus zu gewinnenden Vortheile auf so einleuchtende Weise, daß er schon im Märzmond 1584 den gewünschten Freibrief erhielt. Fortan wurde er, wie alle Geschichtsschreiber und Reisebeschreiber zugestehen, die Seele aller gleichzeitigen und späteren Unternehmungen, welche den englischen Handel auf eine so erstaunenswerthe Höhe brachten.

Sein Blick fiel bei Betreibung der neuen Expe-

dition hauptsächlich auf zwei Kapitäne, Philipp Amadas und Arthur Barlow, in deren Tüchtigkeit er das meiste Vertrauen setzte. Die Anstalten gediehen mit ungewöhnlicher Schnelle und schon am 27. April war die Expedition im Stande, aus einem Hafen der westlichen Küste Englands in die See zu stechen. Sie segelte bei den Kanarischen Inseln vorüber, kreuzte eine Zeitlang (gegen Anfang Juni's) im Golf von Mexiko und nahm sodann die Richtung nach der Küste von Florida. Die den Seeleuten Sir Walters vorgeworfenen Unkunde, welche sie den bedeutenden Umweg von mehr als 2000 Seemeilen machen ließ, beruhte auf der eigenen Unwissenheit derjenigen, welche den Plan im Ganzen und die besonderen Zwecke Raleighs bei dieser Fahrt nicht begriffen. Er hatte ihnen bestimmte Instruktionen mitgegeben; das Verhältniß zu den künftigen gefährlichen Nachbarn den Spaniern motivirten sie hinreichend *).

Am 2. Julius näherten sich unsre Seefahrer dem Ufer, an einem Orte, wo das Wasser außerordentlich niedrig stand, und ein Duft, wie von den lieblichsten Gartenblumen, strömte ihnen entgegen. Daraus zogen sie den Schluß, daß, obgleich noch kein Land zu sehen,

*) Verständig hat dies Hakluyt (bei Harris 201) auseinander gesetzt.

daſſelbe doch nicht ſehr weit entfernt ſeyn könne. In der That landeten ſie bald darauf an einer Inſel, auf welcher ſie eine große Menge von Thieren und Bäumen der verſchiedenſten Art trafen. Mehrere Tage verſtrichen, ohne daß ſie menſchliche Weſen erblickt hätten; endlich ſtießen ſie auf kleine Kähne, welche wenige Eingeborne faßten. Sie gaben ihnen ein Zeichen ſich zu nähern; aber jene wandten ſich, mit klägelichen und ſeltſamen Rufen die Luft erfüllend, um, entſetzt von dem Anblick der ungewöhnlichen, andersfärbigen Menſchengeſtalten, die wie durch einen Zauberſchlag auf ihr Eiland verſetzt worden waren. Als man ihnen aber freundlich nachrief und allerlei Spielwerk, wie: Spiegel, Meſſer, Puppen, Glaskünſteleien u. dgl., vorzeigte, wurden ſie zutraulicher und kamen endlich ihren Gäſten näher. Ein Bruder des Oberhauptes der Inſel war die wichtigſte unter den gewonnenen Bekanntſchaften *). Sie führten endlich die Neuangekommenen in eine Art von Stadt, Roanoac genannt, ſtellten ſie ihren Wervans oder Oberherren vor und man fand ſich nach und nach recht gut zuſammen.

Die Inſel, unter dem 34. Grad nördlicher Breite

---

*) Die beiden hießen Wingandecaa und Wingina. Gottfried: Historia Antipodum. —

gelegen, zählte ungefähr zwanzig Meilen in der Länge und sechs in der Breite. Die Einwohner zeigten sich von sanfter Gemüthsart, gingen alsbald in die Tauschanträge der Engländer ein und bewiesen darin, gegen die Gewohnheit vieler Stämme der Wilden, außerordentliche Redlichkeit. Zwei von ihnen, Wangiso und Manteo benannt, machten sich bald, wenigstens theilweise, mit der englischen Sprache, vertraut und halfen die Begriffe gegenseitig vermitteln, die Aufschlüsse über das Innere des Landes in allen seinen Beziehungen vervollständigen, und die großen Vorstellungen vom Reichthum ihres Landes vermehren. Nachdem von demselben im Namen der Königin Besitz genommen worden, beschloß man unverweilt nach England zurückzukehren und die freudige Botschaft daselbst zu überbringen. *)

Das Hauptresultat der Entdeckung, und der von den Eingebornen gewonnenen Nachrichten über die Zustände Virginiens, welches Sir Walter an die Königin übermachte, war nachstehendes:

Das Land schien verhältnißmäßig sehr gering bevölkert; denn obgleich das Erdreich üppig an Erzeugnissen sich bezeigte, so konnte es doch wegen allzu mangelhaftem Anbau nicht viele Bewohner ernähren

*) Hakluyt II. und Allg. Historie der Reisen XVI.

Man fand folgende Nationen durch das neu entdeckte Gebiet zerstreut: die Recongthans, die Weanocks, die Arrahattocks, die Appenietocks, die Nansemunds, die Cheseapeacs und die Paspahoges. Am Pamunkefluß hausten die Youngtamunds und Mattapaments, am Rappatanok (Toppabamuk) aber die Manahoacs, Moraughtacunds und Outtawomens. Die Häuptlinge lagen unter sich in beständigem Hader und oft bemächtigte sich der eine und andere von ihnen zweier oder dreier benachbarten Hordenreiche, welche jedoch meist nach seinem Tode den Söhnen der vertriebenen Beherrscher wieder zufielen.

Man hielt in der Folge die Eingebornen dieses Theils von Amerika für die allerschlimmsten, und durch Grausamkeit und Verrätherei hervorstechendsten; allein da Sir Walter und seine Freunde sie nicht so hart beurtheilten, so mögen sie alles dieß erst durch die Treulosigkeiten und Mißhandlungen der europäischen Gäste geworden seyn, in denen sie nach anfänglicher Freundschaft nichts anderes, als Feinde, Räuber und Tyrannen, erblicken mußten; denn wiewohl die Engländer in dieser Beziehung noch nicht zu den schlimmsten gehörten; so verübten doch sie und die Holländer oft mit kaltem Blut und berechnender Härte, was die

Spanier und Portugiesen getrieben von der Hitze des südlichen Blutes, vollbracht.

Die Religionsbegriffe dieser Indianer waren nicht ganz so verwahrlost, als man nach ihrer Kulturstufe wohl annehmen mochte. Sie glaubten an einen Gott von durchaus huldvoller Natur, dessen Wohnung im Himmel sey, dessen Güte jedoch bis auf die Erde herabreiche. Unbegreiflich und unbegränzt in seinen Vortrefflichkeiten, und ewig in seinen Jahren, genoß er aller erdenklichen Freuden, befreit von Schmerzen und Besorgnissen. Als jedoch derjenige Eingeborne, welchem man diese Aufschlüsse verdankte, befragt wurde: warum seine Landsleute gleichwohl den „Okee" (bösen Geist oder Teufel) anbeteten? erzählte er mancherlei, für gutgläubige Christen tolle Dinge, welche aber nicht nur nicht toller, sondern im Einzelnen selbst würdiger des Begriffs von dem was über uns waren, als Vieles, das ein verkehrtes Christenthum in mehr denn achtzehnhundert Jahren ausgehegt. Er meinte: Gott sey freilich der Geber alles Guten; allein es fließe ungezwungen und durcheinander auf alle Menschen ohne Unterschied. Gott bekümmere sich nicht um die ungereimten Handlungen der Menschen, sondern lasse ihnen ihren freien Willen, so daß ein Jeder von dem zufließenden Guten nach eigenem Gefallen wählen könne. Deßhalb sey es thöricht, ihn zu fürchten oder anzubeten; vielmehr

würde sie der böse Geist, wenn sie ihn nicht besänftigten, an Gesundheit, Frieden und Genuß beeinträchtigen. Oft mache dieser seinen Besuch bei den Menschen, im Donner und Sturm oder in anderen dergleichen schreckhaften Erscheinungen. Der Okee (Quiocasen, Oxee, Quivecos) oder Kiwas ward daher in einem Tempel verehrt, während man den eigentlichen den Urgott, gleichsam völlig ignorirte. Doch bestanden noch viele andre Götter von einerlei Natur neben ihm, denen in Tempeln oder „Machurmuh's" Altäre erbaut werden; Sonne, Mond und Sterne galten als Halbgötter. In einem Felsen, welchen die Priester oder „Wervans" wiesen, sah man die Fußtapfen des Okée Die Wervans, zugleich die Gelehrten und Weisen des Volkes, wie allenthalben, versprachen denselben einen ewigen Frühling, die schönsten Frauen und die dauerhafteste und reichste Wollust in der andern Welt. Dagegen schreckten sie die Bösen mit düsteren Vorstellungen von Feuerseeen und heftigen Qualen, zugefügt durch eine boshafte Nymphe, in Gestalt eines alten Weibes. Um den Okée oder Kiwas in guter Laune zu erhalten, wurden ihm bisweilen Kinder geopfert, unter allerlei seltsamen Gebehrden und Feierlichkeiten. Die Männer, in Waffen, sahen der herzzerreißenden Scene ruhig zu; die Freundinnen der Mutter, deren Erstlinge hier zur Sühne fielen, unterstützen sie in ihren Klagen und

beschworen in eifrigem Gebet den Zorn des bösen Geistes. Ihre Propheten waren zugleich Zauberer, die von Zeit zu Zeit ihn um Rathe fragten und mit Beschwörungen sich befaßten, welche die Wenigsten unter dem Volke verstanden; sie und die Priester genossen daher gleiches Ansehen bei der Masse. Die Unsterblichkeit der Seele erklärten sie sich so, daß sie entweder in Gesellschaft der Götter ewiger Freuden theilhaft oder alsbald nach ihrer Ankunft in der anderen Welt, in einem feurigen See oder Brunnen, welcher am Ende der Erde, gegen Westen, an dem Orte Popogusso sich befinde, geworfen werden würden. Der Huskanawing, eine höchst eigenthümliche Gewohnheit, zog die Augen der Ankömmlinge besonders auf sich. Ein Dutzend Jünglinge von stattlichem Aussehen und in einem Alter von 20 Jahren, wurden in einen Korb verschlossen, der die Gestalt eines Zuckerrohrs hatte und im Uebrigen wie ein Gitter geflochten war. Hier erhielten sie mehrere Monate nichts als ein Getränk, aus giftigen Wurzeln und Kräutern gebräut; dasselbe machte sie rasend, so daß sie Eltern, Namen und alles vergaßen. Die Probe ward, wenn sie durch irgend etwas merken ließen, daß nicht alle Erinnerungen an den früheren Zustand ausgetilgt werden, wiederholt. Diese Rasenden wurden hiernach als die eigentlichen Weisen, als die „Cacatuses“ oder Notablen der Stämme, betrachtet und man glaubte

ihnen durch solch' bizarre Kur alle Neigung zu kindischen Gedanken und alle Partheilichkeit gegen Sachen und Personen benommen zu haben.

Die Priester machten sich, um ihr Ansehen desto sicherer zu behaupten, so häßlich und fürchterlich, als in ihren Kräften war; die Zauberer theilten stets den Gewinn aus der Leichtgläubigkeit des Volkes mit ihnen. Vor jeder wichtigen Unternehmung wurden beide um Rath gefragt. Charakteristisch bleibt, daß, im Gegensatz zu vielen anderen Völkern, keine Frauen zum Propheten-, Zauberer- und Priesteramt sich hergaben. Bei allen merkwürdigen Vorfällen errichteten sie Altäre und Tempel, welche natürlich nichts als schlecht gelehmte oder gezimmerte Hütten waren und in diesen standen die Bilder ihrer Götter und lagen die Leichen ihrer Heerführer.

Ihre Sprache drückte sich in Bildern aus; sie zählte 1, 10, 100, 1000, gleich den Europäern. Die Jahre fingen mit dem Winter an und theilten sich in fünf Zeiten; in die Knospen-, Reife-, Sommer-, Herbst- und Winterzeit. Die Monate wurden nach Monden, die Tage nach Sonnen-Aufgang, höchstem Stand und Niedergang berechnet. Das Maas, um irgend ein Ding zu schätzen, bildeten Knoten an einer Schnur oder Kerbe an einem Stocke.

Die Ehe war ebenfalls bei ihnen eingeführt; die

Scheidung erlaubt, aber in der Meinung schimpflich; die Kinder wurden im eingetretenen Falle nach der Liebe der Eltern zu ihnen vertheilt; (eine vernünftigere Anordnung als manche unserer modernen, christlich-kirchlichen). Ehebruch galt als großes Verbrechen. Ueber das Naturel und den Charakter der Jungfrauen wichen die Berichte ab. Raleigh und seine Genossen schilderten sie als züchtig, während Andere und Spätere sie als sehr zum geschlechtlichen Genuß sich hinneigend beschrieben haben. Die Weiber der Landschaft erschienen gleich den Männern, gut und stark gebaut, und von hübschem und gefälligem Aeussere. Einige Stämme zeichneten sich durch besondere Körperlänge, lange Lebensdauer und Kräftigkeit im Bestehen von Beschwerden aus; eben so durch sehr breite Hüften; andere dagegen sah man ungewöhnlich schmal und schmächtig, was die unteren Körpertheile betrifft. Ihre Farbe schien von Natur nicht so sehr schwarz; aber die Gewohnheit, sich zu salben, gab ihr ein eigenes Aussehen von Kastanienbraun und Schwarzroth. Die von Natur zarte Haut ward durch die Hitze und das viele Schmieren hart und grob. Das Haar war, gleich ihren Augen, kohlschwarz und ward auf allerlei Weise zu- und verschnitten, getragen. Die vornehmeren ließen hinten eine lange Locke herabhängen; die Weiber trugen es ziemlich lang auf dem Rücken oder mit

Kügelchen von Glas und anderen Materien (welche die Gestalt unserer Rosenkranzkrallen hatten) aufgebunden, viele auch eine Art Kranz auf dem Kopfe. Die Männer beraubten sich der Bärte, die sie für unschicklich fanden, auf eine Weise, die sie als wichtiges Geheimniß betrachteten und den Engländern durchaus nicht mittheilen wollten. Ihre Ohren waren an drei Orten durchstochen und sie hingen Perlen, Muscheln oder andere Zierrath in dieselben. Künstlich verfertigte Mäntel von Welschhahnenfedern, in der Mitte zusammengeschnürt, bildeten die Bekleidung der Männer und unter denselben ein Stück Tuch, welches ganz um den Leib herum, bis auf die Mitte der Schenkel ging. Die Mehrzahl knüpfte jedoch blos ein Tuch oder eine Thierhaut um den Unterkörper. Einige zierten sich das Haupt durch einen Federbusch, andere durch eine Falken- oder Geierhaut.

Die Reicheren führten ein Stück breitgeschlagenes Blech an der Seite mit, oder auch die gedörrte Hand eines ihrer erschlagenen Feinde, als Zeichen der Tapferkeit.

Die Lebensweise betreffend, so bereiteten die Eingebornen ihre gewöhnliche Kost, welche sämmtlich entweder gesotten, geröstet oder gebraten wurde, aus geweichtem indianischem Korn, in einer Art Mörser zerstoßen und bei gelindem Feuer 10 — 12 in Wasser

gekocht. Die gekochten Fische wurden erst, wenn das Mahl begann, aufgeschnitten und die Eingeweide sodann bei Seite gelegt. Ausserdem verzehrten sie Braten von Bibern, Turteltauben und Schlangen, und Suppen von Hirschziemern, Erbsen, Bohnen u. dgl. Auch eine Art Brod, geknetet aus indianischem Korn, wildem Hafer, oder dem Saamen der Sonnenblumen, genoßen sie. Ihre Mahlzeit richtete sich nach dem Appetit ein; sie saßen dabei zu Boden mit untergeschlagenen Beinen; die Vornehmeren auf geflochtenen Matten.

Die Eingebornen verließen ihre Hütten nie unbewaffnet und ohne Bogen und Pfeil. Die Nachtruhen hielten sie auf hohem Gras oder unter schützenden Bäumen. Ueber Flüsse setzten sie in Nachen von Birkenzweigen, welche stets improvisirt und, wenn man ihrer nicht mehr bedurfte, am Ufer stehen gelassen wurden. Die festeren Fahrzeuge, deren sie sich vorzüglich zum Fischen bedienten, der sowohl ein Hauptnahrungszweig, als eine Hauptbelustigung des Volkes war, wurden aus ausgebrannten Baumstämmen verfertigt. Wenn sie Fremde empfingen, so reichte man ihnen die „Friedenspfeife," (der Genuß des Tabaks, von hier zu uns herüber verpflanzt, bildete einen stehenden Artikel); diese Pfeifen waren größer als die gewöhnlich gebrauchten; sobald sie angezündet, that der vornehmste von ihnen

einen Zug daraus und reichte sie dem Angekommenen. Rauchte dieser mit, so bestand Friede und die Pfeife wanderte der Reihe nach in der Gesellschaft herum; verweigerte er's, so war damit der Krieg erklärt. Die Eingebornen zeichneten sich durch besonders gute und von Krankheiten freie Konstitution aus. Stellte sich gleichwohl bisweilen bei Minderstarken Hüft- und Nervenweh ein, so heilten es die Priester oder Zauberer, welche um kleine Geschenke die Stelle der Aerzte versahen, und das Geheimniß ihrer Kunst für eine Gabe der Götter erklärten, durch Schröpfen und ätzende Sachen, wobei das Schwitzen eine Hauptrolle spielte.

Erlöst aus Gefahren, stellten sie große Freudenfeste an. Man reihete sich, ohne Unterschied des Geschlechtes, um ein großes Feuer, mit einer Art von Kürbissen in der Hand, welche, ausgehöhlt und mit kleinen Steinen angefüllt, ein eigenes Geräusch machten, das den Jubel des Volkes ausdrücken sollte. Bisweilen tanzte man an geweihten Tagen auf einem großen Platze, welchen Bildnisse der Götter zierten, Baumzweige und große Blumen in der Hand. Mitten im Kreise aber standen drei der schönsten Jungfrauen, die Mitte des Unterkörpers von vornen bedeckt, Rücken, Hüften und Schenkel aber völlig nackt; sie umhalsten sich schwesterlich und drehten sich mit mög-

lichster Raschheit herum, bis sie müde geworden. Die Frauen und Mädchen, erstere mit ihren Kindern, die sich ganz eigenthümlich um ihren Hals und Rücken schlangen, pflegten gerne dem Fischfang zuzusehen und entwickelten, wenn sie endlich, im Uebermaas des Vergnügens, der letzten Hüllen sich entledigten, und plätschernd und schäckernd und mit Zweigen sich schlagend, mit in die Fluth sich stürzten, oder in langer Reihe am Ufer stehend, in den Strom sich vorbeugten, an den gutgeformten Körpern Reize, gegen welche selbst die europäischen Gäste nicht ganz gleichgültig schienen.

Die vorzüglichsten Orte, welche nach und nach bekannt wurden, meist aus einer kleinen Zahl von Wohnungen bestehend, waren Secota, Ramaoac, Pomeiooc, Dasamonquepeuc.*)

*) Ueber die Fahrt nach Virginien und dasselbe vgl.: Th. Hariot und de Bry: Wunderliche doch wahrhaftige Erklärung von der Gelegenheit und Sitten der Wilden in Virginia, welche newlich von den Engelländern, so im J. 1585 vom Herrn. Reichard Grainvile, einem von der Ritterschaft, in gemeldte Landschaft die zu bewohnen geführt waren, ist erfunden worden, Jn Verleaung H. Walter Raleigh, Ritter und Obersten des Zinbergwerks, auß Vergünstigung der Durchlauchtigsten und Unüberwindlichsten Elisabeth, Königin in Engelland ꝛc. Frankf. a. M. 1590. Fol. mit Kupfern. — J. L. Gottfried: Historia antipodum. Frankfurt a. M. Fol. mit Kupfern von Merian. — Hackluyt Voyags II. III. — Bruzen de la Martinière: Histor.-polit.-geogr. Lexicon. B. VI. Teutsche Ausg.

Die Indianer erzählten Raleigh und seinen Genossen, so wie seinen Nachfolgern gerne zwei allgemein verbreitete Geschichten. Ein ziemlich ruchloser Mann, welcher begraben worden, fing am folgenden Tage an, sich wieder zu bewegen. Hervorgezogen, zeigte er an, daß seine Seele nach Popogusso wäre verstoßen worden, wenn nicht einer der Götter sie erlöst und ihm die Gnade erzeugt hätte, lebend zu den Seinigen wieder kehren zu dürfen, um ihnen die nöthige Anweisung zu ertheilen, durch welche fromme Werke sie solch' einem Schicksal entfliehen könnten.

Ein Anderer erstand ebenfalls aus dem Grabe wieder und erklärte: seine Seele lebe, sein Leib aber liege noch im Grabe. Erstere sey durch einen langen und breiten Weg gewandert, der auf beiden Seiten mit herrlichen Bäumen von so kostbaren und seltenen Früchten geziert gewesen, daß er nimmerdar ihres Gleichen erschaut, und für welche seine Zunge keine Worte fände. Zuletzt sey er bei einem stattlichen Haus angelangt, in welchem er seinen vor längerer Zeit gestorbenen Vater getroffen; dieser habe ihm ausdrücklich geboten, wieder zu seinen Landsleuten zurück zu reisen und ihnen zu berichten, wie ihr Leben beschaffen seyn müsse, um sie alle des gleichen Glückes, wie das von ihm genossene, theilhaft zu machen. In demselben floß süßes Getränk in Strömen; die köstlichsten Früchte

erlabten den Gaumen und wonnigliche Mägdleins von unendlicher Schönheit, standen zur Umarmung bereit.

Eine äußerst wichtige Entdeckung, welche Raleigh in Virginien machte und welche nicht nur für den englischen Handel, sondern selbst für die Kultur überhaupt bedeutsam geworden ist, war die des Krautes, welches die Eingebornen Yppowoc, die Spanier aber Tabac genannt haben, aus dem Grunde, weil der Ort, wo es zuerst getroffen worden, diesen Namen trug. Die Blätter dieses wunderbaren Krautes wurden, nachdem man sie getrocknet, zu Mehl gerieben und, mit einem eigenen Instrumente angezündet, durch den Mund und die Nase gezogen. Der angenehme, narkotische Geruch, verbunden mit den wohlthätigen Wirkungen, besonders gegen Phlegma, zähe Flüsse, Verstopfung und Schweisverhärtung, machte Sir Walther'n so sehr zum Proselyten, daß er ein leidenschaftlicher Raucher wurde und nach seiner Rückkehr in England eine Menge Personen ebenfalls dafür gewann, es bis zuletzt allgemein in die Mode kam, und, wiewohl selbst von theologischer Seite, nicht nur von Staatswegen *) vielfach bekämpft, als eine der Hauptrubriken des Handels galt. Somit gebührt von Seite des

*) König Jakob I. selbst gehörte zu den eifrigen Gegnern.

rauchenden Publikums Walter Raleighs Namen ein unvergängliches Denkmal.*)

Die Königin war durch die Schilderung der Resultate von Sir Walthers Bemühungen hocherfreut und verhieß ihm die kräftigste Unterstützung bei seinen ferneren Unternehmungen. Das neu entdeckte Land erhielt nun, von ihr selbst und nicht von Raleigh, wie bisher fast allgemein fälschlich behauptet worden ist, den Namen „Virginien“**), welches

---

*) Vgl. Robertson's interessante Notizen über den ersten Gebrauch des Tabaks. (Hist. of America. IX. Buch.) Nach ihm hatte Lanes das erste Beispiel gegeben.

**) Ein Geschichtschreiber von hohem Rang, D. Hume, drückt sehr ungalant sich aus: Elisabeth habe dem neuen Lande den Namen von „der zweifelhaftesten ihrer Tugenden“ gegeben. Die Königin wollte aber wahrscheinlich weder ihrer persönlich behaupteten jungfräulichen, noch der politischen Selbstständigkeit ihres Reiches ein Denkmal setzen, sondern blos den Charakter des entdeckten Landes, dessen Bewohner noch durch Einfalt, Reinheit der Sitten und die Jugendkraft der ersten Welt sich auszeichneten, dadurch andeuten. Daß der Name des Landes von einer Stadt, oder einem Könige der Eingebornen, Virginia, den Namen erhalten, wie Bruzen de la Martinière berichtet, ist sehr unglaublich. Daß Walter Raleigh nicht der Urheber der Benennung gewesen, ist insoferne von Wichtigkeit für seinen Biographen, als Viele daraus einen neuen Beweis für seinen ungebührlichen Hang zum Schmeicheln folgern wollten.

jedoch mit der nachmals unter diesem Namen verwalteten Provinz verwechselt worden ist.**)

Das folgende Jahr (1586), im Frühjahr, überließ Raleigh einem seiner vorzüglichsten Begleiter, Sir Richard Greenville, das Geschäft, auf einer Flotille von sieben Schiffen Lebensmittel, Waffen und Kriegsbedürfnisse nach Virginien zu bringen und mit einer Anzahl freiwilliger Auswanderer eine Kolonie daselbst zu gründen. Sir Richard hatte die beiden Indianer Wanchiso und Matteo an Bord; aber seine Absicht und sein Auftrag ging eigentlich nicht dahin, blos das von Walther Raleigh entdeckte Gebiet zu kultiviren, sondern selbstständig für sich die Forschungen fortzusetzen. Allein der Anbau des Bodens mit Erbsen und Bohnen, welchen er versucht, und welcher von

---

**) But perhabs the former was the sense imposed by Sir Walther, the compleatest courtier shal i say, or rather the compleatest man of his time; and the latter the sense in which the Queen would have had it understood. But hower that matter be, we must not confound the Virginia of Sir W. Raleigh with the province now so called; for, without all question, it was in those days a very different thing, and comprehended the whole country claimed by the crown of England, from the southern limits of the new Province of Georgia, tho the ut most extent of our discoveries northwards, agreable to the two Patents granted to Sir Humphry Gilbert and to his Brother, Sir W. Raleigh. Hakluyt. (202. bei Harris.)

sehr günstigen Ergebnissen begleitet war, hielt ihn länger auf, als er gedacht und er wollte, nachdem er einen nützlichen Handel an Pelzwerk, Perlen und anderen Dingen mit Eingebornen getroffen, noch einmal eh' er weiter vordränge, Verstärkungen einholen und auch über manche Bedürfnisse der Kolonie dem Hofe einen erschöpfenden Bericht erstatten.

Achthundert Mann wurden auf Virginien zurückgelassen, mit gemessenen Befehlen zu friedlichem Betragen und gehöriger Vorsicht. Diese Befehle blieben aber unbefolgt; denn kaum hatte Greenville den Rücken gedreht, so zerstreuten sich die Kolonisten in einzelnen Haufen nach verschiedenen Richtungen und drangen, nicht ohne Kränkung der Eingebornen, in's Innere vor, bis mehrere von ihnen erschlagen wurden und die Indianer, welche plötzlich Argwohn und Mißtrauen schöpften, auf Mittel sannen, auch der übrigen Gäste gewalsam sich zu entledigen. Vorerst wußten sie, mit den Hauptgegenständen der Sehnsucht bereits vertraut, auf listige Weise sich durch erdichtete Erzählungen von ergiebigem Perlenfischfang in ihren Meeren und von noch reicheren Goldminen in ihren Bergen, zu beschäftigen, so daß sie die für den Anbau des Bodens so überaus kostbare Zeit versäumten;*) später zeigten sie

*) Robertson History of America. L. IX.

sich zu entschiedener That wider die Eindringlinge gerüstet. Lanes begriff die Nothwendigkeit, die Aufgeregten zu besänftigen, und es gelang ihm durch Geld und Geschenke. Die Entdeckungen längs der Küste konnten sofort an die hundert Meilen weit nordwärts ohne Hinderniß forgesetzt werden. Allein nirgendswo war ein Ort auffindbar, welcher zu Anlegung eines bequemen Hafens sich tauglich gezeigt hätte. Man sah daher sich gezwungen, wieder nach der Bucht Roenoke zu kehren.

Der Winter verstrich ohne besondere Abentheuer; allein das Ausbleiben des erwarteten Beistandes aus England setzte die Kolonie in die peinlichste Verlegenheit; Lanes, des Harrens überdrüssig und vor der Zukunft bange, suchte mit seinen beschränkten Mitteln wenigstens sich in einen Stand zu setzen, der ihm die Rückkehr nach der Heimath sicherte. Da erschien plötzlich, gegen Ende des Augusts, eine englische Flotte, aber nicht von Walter Raleigh, den er erwartet, sondern von Francis Drake angeführt. Dieser berühmte Seemann, welcher eine andere Bestimmung, jedoch die Ordre hatte, bei der neuen Kolonie anzulegen und derselben alle Hülfe zu leisten, deren sie bedürftig seyn könnte, war ganz gerührt von den Leiden und Drangsalen ihrer Bewohner und wollte alsbald das Gewünschte an's Land schaffen, auf einer Fregatte, die

Lanes dringend als Zuflucht für gedenkbare Unglücksfälle sich ausgebeten hatte. Allein in demselben Augenblicke, wo sie sich der Küste näherte, entstand ein fürchterlicher Sturm, welcher das Fahrzeug mit der ganzen reichhaltigen Ladung in die weite See verschlug, so zwar, daß man es ganz für verloren gab. Der Admiral bot nun den Kolonisten ein anderes, gut versehenes Schiff an; allein alles Selbstvertrauen und aller Muth war den durch Strapazen und Hunger physisch und geistig Abgeschwächten gewichen; sie erkannten in den bisherigen Vorfällen einen Wink der Vorsehung, welche ihrem Unternehmen entgegen sey und zogen es vor, auf alles Fernere resignirend, an Bord der Flottille sich zu begeben.

Walter Raleigh, welcher den unglücklichen Ausgang der zweiten Expedition nach Virginien noch nicht kannte, wohl aber ihre Verwicklungen ahnte, rüstete, seine Verbündeten neu ermuthigend, i. J. 1587 eine dritte Fahrt aus, an deren Spitze er sich selbst wieder stellte. Seiner Ungeduld däuchten jedoch die Anstalten so unerträglich langsam, daß er mit dem Hauptschiffe voran auf die Fahrt sich begab und bei dem Vorgebirge Hattoras, etwas südlicher von der Gegend, wo die Achthundert sich niedergelassen hatten, landete. Vergebens suchte er diese in allen Richtungen auf, und trat endlich gramerfüllt die Rückreise

an. Mittlerweile hatte Greenville, welcher 14 Tage später von England abgegangen war, in der Roenockebucht vor Anker gelegt, jedoch von der Niederlassung nur noch wenige Spuren gefunden. Matteo selbst, welcher bald darauf sich zeigte und über das Verschwinden der europäischen Gäste selber erstaunt war, betheuerte seine und seiner Landsleute Unschuld. Allein Greenville traute den Dingen doch nicht ganz und begnügte sich, um wenigstens ein Schattenbild von Kolonie zu retten und die Fahrt nicht ganz umsonst gemacht zu haben, fünfzig Mann zurückzulassen, welche um gutes Geld dafür gewonnen und mit allem Nöthigen auf zwei Jahre versehen wurden.

John White trat jetzt nach Sir Richards abermaliger Rückkehr in dessen Fußstapfen und zeigte sich sowohl besonnener, als muthiger und ausdauernder in allen seinen Handlungen und Maßregeln. Auch er sah die Kolonie brach und öde und fand keinen einzigen der Fünfzig mehr auf ihr. Matteo behauptete, ein Theil von ihnen sey bei einem Ueberfall ermordet worden, die übrigen aber hätten darauf die Flucht ergriffen. White stellte alles wieder her, führte neue Wohnungen auf, und baute, um seinen Leuten ein gutes Beispiel zu geben, für sich selbst ein Haus. Sodann trachtete er, die Eingebornen, mehr als bisher geschehen, an das Interesse der Britten zu fesseln. Matteo,

dessen Gesinnungen ausser allem Zweifel waren, leistete hiebei treffliche Dienste und bequemte sich sogar zur Taufe. Er erhielt den Titel eines „Beherrschers der Assamupeack“ (denn also hieß die Völkerschaft zu der er gehörte) und die Engländer wußten seiner Eitelkeit und derjenigen seiner Freunde und Verwandten gehörig zu schmeicheln. Immer mehr Indianer fanden sich ein, und ihre Stämme sowohl, als mehrere andere benachbarte schlossen mit den Kolonisten Freundschaftsverträge. White gab dem jungen Staat eine geregelte Einrichtung und übertrug einem Rathe mit einem Oberhaupt an der Spitze die Leitung des Ganzen. Der angelegte Ort hieß, dem ersten Entdecker zu Ehren: „Stadt Raleigh“. Die neugeborne Tochter eines Engländers aber ward Virginia getauft. Dieses Ereigniß ward als gute Vorbedeutung des künftigen Wachsthums der Kolonie von ihren Bewohnern mit großem Jubel gefeiert.

Als die Umstände neue Hülfsmittel aus England nothwendig machten, ging White auf den Wunsch sämmtlicher Landsleute selbst dahin ab; allein er bestieg das Schiff nicht früher, als bis er für die Zwischenzeit genaueste Sorge getragen hatte. Er beschleunigte die Fahrt und zu London selbst die Vorbereitungen für die Wiederkehr auf jegliche Weise; allein nicht Jedermann daselbst theilte seinen Eifer

und er hatte mit so vielen Hindernissen zu ringen, daß zwei volle Jahre verstrichen, eh' und bevor er wieder auf den Weg sich machen konnte und zwar mit nicht mehr denn drei Schiffen. Zu Ende 1589 lief er von Plymouth aus, auch dießmal wieder über die Antillen (denn noch war man, trotz der erweiterten Seekenntniß, auf keinen andern Weg verfallen) und erreichte erst um die Mitte Augusts das Cap Hattoras. Unruhig über das Schicksal der Pflanzer fand er in mehreren Baumrinden Inschriften, welche ihn belehrten, daß sie zwanzig Seemeilen von Roenoeke weg, nach der Insel Croatan sich begeben hätten. Ein Beweggrund dieses Wechsels war nicht beigefügt. Kaum wieder an Bord, erlebte White das Unglück, daß ein Sturm ihm mehrere seiner Ankerseile zerriß und ihn mitten in die hohe See hinaus trieb. Da es ihm nun unmöglich wurde, die Insel zu erreichen, so sah er sich genöthigt, ohne alle Resultate nach England zurückzukehren *). Dieß erregte dort großes Mißvergnügen, ohne daß doch die geringste Schuld ihm aufgebürdet werden konnte. Nur Walter Raleigh, der stets mit hellen Augen sah und die Hauptkosten von nunmehr fünf Expeditionen getragen hatte, gehörte

*) Hakluyt. Vol. III — Campbell. — History of Voyages. XVI. VI. 12.

nicht in diese Kategorie. Er trennte genau was auf Rechnung der Umstände und auf die Schuld der Menschen kam und verfolgte die Idee seines Lebens mit ungeminderter Beharrlichkeit. Zugleich erklärten sowohl er, als seine Freunde die wahren Ursachen des Mißvergnügens und der üblen Gerüchte, welche von Seite vieler der Zurückgekehrten über Virginien und dessen Kolonisation verbreitet worden*). Die Königin selbst, welche große Geister zu fassen wußte, begriff seine Gründe, mit denen er ihr den Stand der Sache erklärte, und überzeugte sich, daß die Plane des Ritters, welcher für seine eigene Person davon den geringsten Nutzen zog, von hoher Wichtigkeit für den Staat seyen. Ihr Vertrauen zu ihm blieb daher ungeschwächt und sie bewies ihm königliche Freigebigkeit, welche Raleigh nur annahm, um andere Unter-

---

*) Vgl. Hariot: Beschreibung von Virginien ꝛc. die von Raleigh und andern erlittenen Züchtigungen wegen üblen Betragens, die Schaam, nach längerem Aufenthalte nichts berichten zu können, die Sucht, sich wichtig zu machen, Stumpfsinn und Unfähigkeit, an Ort und Stelle die neuen Erscheinungen aufzufassen und die noch unpassendere Art, Zustände der neuentdeckten Welt mit alteuropäischen zu vergleichen, gehörten in die erste Reihe dieser Gründe. Alle Berichterstatter über Raleighs Verfahren gegen seine Leute, wie gegen die Eingebornen lauten nur zu seinen Gunsten.

nehmen für das Interesse und den Ruhm seines Vaterlandes verfolgen zu können *).

Inzwischen griffen andere die Idee unseres Ritters bald nachher wieder auf und verschiedene Gesellschaften und Expeditionen, die für Virginia bestimmt waren, bildeten sich, bis endlich John Smith im J. 1606 glücklicher als alle seine Vorgänger wurde und in demjenigen Theil des Kontinentes landete, welcher nachher ausschließlich den Namen „Virginien" erhielt. Seine Berichte vervollständigten auch die ersten**).

Walter Raleigh hatte noch im Jahre 1584 zur Belohnung für früher erworbene Verdienste, bei Anlaß einer feierlichen Hof-Gala, die Ritterwürde, und zwar mit ganz besonderen Zeichen von Hochachtung, von der Königin erhalten***). Kurz zuvor war er zum Parlamentsmitglied für die Grafschaft Devon ernannt worden†). Seine neue Expedition, die er nach Virginien ausgerüstet, hatte ihm durch die Kaperung eines spanischen Schiffes eine Prise von 50,000 Pfund an Werth verschafft, wodurch er in seinen Hülfs-

---

*) Hakluyt. III.

**) Smiths Reise-Entdeckungen von Scheibler. Berlin 1782.

***) Campbell. — Coxe: History of Ireland.

†) Oldys. — Brown. — Willis: Notitia Parlamentaria.

quellen nicht wenig sich gemehrt und zu größeren Planen erkräftiget sah. Die nordwestliche Fahrt des Kapitäns Davis, eines ganz ausgezeichneten Seemanns, voll Geist, Thätigkeit, Umsicht und Ausdauer, über welchen Hakluyt ausführlich sich verbreitet hat*), zog seine Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf sich, und seiner thätigen Theilnahme daran verdankte man die wichtigen Ergebnisse. Ein Vorgebirg erhielt zur Erinnerung an diese Gemeinschaft den Namen „Davis-Mount-Raleigh-Straße". Die Königin ertheilte unmittelbar hierauf Sir Walter einen Freibrief für den Weinhandel; sodann erhielt er von ihr auch eine Herrschaft von 12,000 Morgen Landes in Irland. Er baute sie mit vielen Kosten an und veräusserte sie später an Sir Richard Boylen (nachmals Graf von Kork). Mehrere Geschichtschreiber Irlands reden nicht allzu vortheilhaft von dem eingeschlagenen Kolonisationssysteme Raleighs und anderer vornehmer Britten. Doch treffen ihre Vorwürfe mehr die dabei verwendeten Subalternen und den Mangel hinreichender Oberleitung, als ihre eigene Person und Absicht**). Eine dritte Flotte nach Virginien und ein Kreuzzug von Barken nach den Azoren wider die Spanier fanden

*) Hakluyt (204 — 207 bei Harris).

**) Keralio: Histoire de la Reine Elisabeth. V.

jetzt statt und reiche Beute ward abermals gewonnen*). Für Virginien war Raleigh fortwährend mit besonderer Sorgfalt erfüllt. Die Kolonisten priesen seine ungewöhnliche Freigebigkeit bei Austheilung des von ihm daselbst an die Einzelnen überlassenen Landes, sowie seine klugen Anordnungen; die Seefahrer selbst waren von der Bewunderung seines Namens erfüllt, und voll begeisterter Anhänglichkeit an seine Person, wie aus verschiedenen Reisebeschreibungen hervorgeht.

Der Ritter fuhr fort, seiner Königin und dem Staate die ehrenvollsten und nützlichsten Dienste zu leisten; daher neue Würden, wie die eines Seneschalls der Herzogthümer Cornwallis und Exeter und die eines obersten Aufsehers der Zinngruben in der Grafschaft Devon ihm zu Theil wurden. Später kam noch die Stelle eines Hauptmanns der königlichen Leibwache hinzu, in welcher Eigenschaft man bei der Essex'schen Geschichte ihn findet. Diese Ehren- und Gnadenbezeugungen zogen ihm viele neue Neider und Feinde zu, nachdem es bereits seit längerem nicht an Leuten ge-

---

*) A voyage to the Azors with two pinases, the one called the Serpent and the other the Mary Sparke, both of them belonging to Sir W. Ralegh, written by John Evesham, wherein were taken the gouvernour of the Isle of St. Michael, and Pedro Sarmiento, gouvernour of the straits of Magalanes, in the yeere 1586.

fehlt, welche seine Dienste und Verdienste nach dem gewöhnlichen Maasstab kleiner Geister und kriechender Emporkömmlinge beurtheilten. Dafür erkannten ihn desto bereitwilliger die denkenden Geister und starken Naturen im Lande an, denen nicht gerade Leidenschaft oder Interesse die Prinzipien erdrückte *).

Eine neue Glanzperiode für Raleighs Wirksamkeit nach Aussen eröffneten ihm die großen Seekämpfe seines Vaterlandes mit der Krone Spanien; hier hatten sein Geist, seine Thatengier einen unermeßlichen Spielraum und unser Held säumte nicht, mit aller Kraft, die ihm eigen, sich hineinzuwerfen.

Die Königin hatte ihn bereits mit Sitz und Stimme in den Geheimen Rath aufgenommen. Seine Vorschläge über Mittel und Wege der Vaterlandsvertheidigung gegen erwartete Angriffe des Feindes fanden den meisten Eingang und sein über die Sicherstellung der britischen Insel ausgearbeiteter Plan erhielt vielen Beifall. Die Familie Cecil, in Vater und Söhnen gleich einflußreich, war ihm damals befreundet; ihre Ansichten stimmten zusammen und sie schienen im Patriotismus mit Jedermann wetteifern zu wollen. Die tüchtigsten Seemänner (wie Fr.

*) Hakluyt. II. — Oldys. — Cox. — Hooker. Hariot. — Campbell. — Lingard. —

Drake, Hawkins, Frobisher*), ꝛc.) waren an die Spitze des Ganzen gestellt; als Führer der Freiwilligen, welche auf eigene Kosten Schiffe ausrüsteten, standen die Cecils, Oxford, Northumberland und unser Ritter oben an. Die Nation wurde stark durch das Vertrauen auf diese Männer, so wie auf sich selbst.

Im Jahre 1588 ging der entscheidende Schlag vor sich, auf eine in den Annalen des Seekriegs unerhörte Weise. Lord Howard, Graf von Effingham, hatte als Oberadmiral die brittische Flotte angeführt. Die Geschichte des Kampfes selbst**) und des Schicksals der unüberwindlichen Flotte gehört nicht hierher. Wie bekannt, waren alle auf die Armada verschwendeten Schätze rein verloren und der bei weitem größte Theil der Schiffe ging auf klägliche Weise, theils durch Wind und Wellen und Klippen, theils durch die Angriffe der Engländer, zu Grunde.

---

*) Vergl. deren gutausgearbeitete Biographieen bei Campbell und dessen Geschichte der Engl. Seemacht unter Elisabeth. B. I.

**) E. v. Meeteren. L. XV. — Hakluyt (the miraculous victory atchiered by te English Fleete etc. (p. 591. der Londn. Edit. v. 1599.) — Madem. de Keralio V. — Geschichte der unüberwindlichen Flotte 1834. W. Raleigh ist nach den Hauptanführern unter den vorzüglichsten Personen aufgezählt.

Walter Raleigh, um seinem Enthusiasmus ganz sich hingeben zu können, hatte den vollen Ertrag seines Weinhandels (über welchen neue, mit Zusätzen vermehrte Patente ihm zugestellt worden) verpfändet, ja sein ganzes Eigenthum und alle seine Rechte, die er in Virginien besaß, an eine Gesellschaft von Kaufleuten und andere Privatpersonen verkauft, letzteres in der Ueberzeugung zugleich, daß vielleicht die ihm vor allem theuern Interessen der Kolonie dadurch nur gewinnen würden. Er war großmüthig genug, jenen Leuten, nach Uebergabe der Urkunden, noch bedeutende Summen zu der Ausrüstung zu schenken; für sich selbst behielt er blos den fünften Theil des Ertrags in Gold- und Silberbergwerken vor. Ueberdieß stand er ihnen überall in der Sache mit Rath und That bei und von den Geschichtschreibern werden seine fortgesetzten Verdienste um Virginien in besonderem Maaße angerühmt. Ihm vorzüglich schrieb man daher auch das allmählige Emporkommen und den endlichen Flor derselben zu *).

Als im Jahre 1589 der Prior von Crato, Dom Antonio, der den Titel eines Königs von Portugal angenommen und wider Philipp II. in den

*) Townskend: Collections. — Campbell. — Hakluyt II.

Kampf getreten war, mit Elisabeth freundschaftliche Verbindungen angeknüpft, auch von ihr die Zusage bewaffneter Hülfe erhalten hatte, ließ sich wiederum eine Anzahl Privaten zur Unterstützung der beschlossenen Expedition bereit finden. Die gemachten Vorschläge schienen unserem Ritter so annehmbar, daß auch er einen Theil der Kosten dazu herschoß und andere Personen zu Gleichem anfeuern half. Die Königin selbst gab 6 Kriegsschiffe und 60,000 Pfund; die übrigen Aktionäre zusammen stellten 120 Schiffe, mit 14 — 15,000 Mann Seesoldaten bemannt. In dem Kriegsrath führte er neuerdings eine gewichtige Stimme. Die Zwietracht unter den Anführern vor Lissabon jedoch vereitelte den Hauptplan. Raleighs wichtigste That auf diesem Zuge war die Wegnahme einer Anzahl Hanseatischer Fahrzeuge, wofür die Königin bei seiner Rückkehr ihm eine goldene Kette umhing *).

Nach einem beinah ein Jahr langen Aufenthalt in Irland entwarf er den kühnen Plan, die Spanier in ihren westindischen Besitzungen anzugreifen und daselbst die Hauptquellen ihrer Macht und ihres Reichthums mit einem Schlage zu zerstören.

Auch dießmal geschah das Unternehmen auf

---

*) Oldys. — Geschichte der engl. Seemacht unter Elisabeth bei Campbell I.

gemeinsame Kosten der Königin und einer Anzahl Aktionäre. Raleigh und John Hawkins waren die vornehmsten darunter. Ersterem ward die Oberanführung der Flotte, bestehend aus zwei königlichen und fünfzehn Privatschiffen, übertragen. Sie ward jedoch leider über zwölf Wochen lang durch allerlei widerwärtige Zufälle an der englischen Küste aufgehalten. Endlich, am 2. Mai 1590, ging man unter Segel. Tags darauf steuerte der Ritter Martin Frobisher mit einer Ordre der Königin ihm nach, welche ihn zurückberief. Allein Sir Walter, in der Ueberzeugung, seine Ehre leide darunter, wollte den Zug dennoch fortsetzen, versäumte aber den glücklichen Augenblick, da er zu lange auf der See blieb. Endlich kehrte er heim, Frobisher und Burrough das Weitere überlassend. Glückliche Prisen von ungeheurem Werth waren das Hauptergebniß und die Königin, welche das Wenigste zum Unternehmen beigetragen hatte, fand größere Rechnung dabei, als Raleigh, auf welchen nun die Schuld des Mißlingens in der Hauptsache geschoben ward *).

*) Campbell. — Biogr. M. Frobisher's. Hakluyt. II. A true report of the honourable service at sea perfourmed by Sir John Burrough Kneight, Lieutenant Generall of the fleet by the honourable Sir Walter Ralegh Knight, Lord warden of the stanneries of Cornwall and Devon, wherin chiefly the Santa Clara of Biscay, a ship of 600

Die Zeit seines sofortigen Aufenthalts in England benützte der Ritter für die Wissenschaften, denen er, seit einer Reihe von Jahren, mit feuriger Liebe zugethan war, und eben so für den Staat, indem er sowohl im geheimen Rathe die Regierung der Königin mit seinen weisen Vorschlägen unterstützte, denn als Redner im Parlamente mit patriotischen Anträgen, ganz so wie es einem Bürger des freien Englands geziemte, bei vielen Anlässen auftrat. Man war im Zweifel, ob dabei mehr die Anmuth seiner Beredsamkeit, oder die Schärfe seines Verstandes bewundert werden sollte. Selbst Gelehrter und Kunstfreund, begünstigte er Gelehrte und Künstler, wo er's vermochte, durch Unterstützung aus eigenen Mitteln, oder durch Fürsprache bei Hof. Elisabeth fand an seinem Umgang ein ungewöhnliches Vergnügen und er galt immer mehr als einer ihrer erklärten Günstlinge. Dieser Umstand und das Bewußtseyn der Sicherheit in der Hauptsache, verleitete ihn jedoch zu mancherlei Unvorsichtigkeiten. Darunter gehörte besonders die Liebe zum schönen Geschlecht. Er fühlte heftige Nei-

---

tunnes was taken, and the two East Indian Caraks, the Santa Cruz and the Madre de Dios were forced, the one burnt, and the other taken and brought into Dartmouth, the 7. Septemb. 1592. (Edit. cit. 194.)

gung zu einem reizenden Fräulein vom Hofstaate der Königin, Miß Throck-Morton, und die Liebenden genossen ihres Glückes in so vollen Zügen, daß die Folgen davon sichtbar wurden. Elisabeth, wiewohl für ihre eigene Person in diesem Punkte nicht übertrieben strenge, nahm es gleichwohl bei ihren Günstlingen sehr genau; und so wie sie einst in ähnlichen Fällen gegen Leicester und Essex sehr in Zorn entbrannte, also zwar, daß sie die Geliebte des letztern ebenfalls ein schönes junges Ehrenfräulein, mit eigener Hand vor ihrem Hofstaate durchzüchtigte, ebenso gerieth sie über die Entdeckung von Sir Walters Roman, in ausserordentliche Gemüthsbewegung, und sowohl der Umstand vielleicht, daß sie es übel ertrug, wenn andre Frauen neben ihr anziehend gefunden wurden, als die Einflüsterungen von Raleighs zahlreichen Feinden, vielleicht auch ein natürliches Gefühl für Ordnung und Schicklichkeit in ihren Umgebungen, deren Flecken auf sie zurückfallen mußten, bestimmten sie zu nachdrücklicher Ahndung. Der Ritter, welcher übrigens mit der Dame seiner Wahl sich vermählte, und an ihr eine erprobte Lebensfreundin fand, ward, nicht ohne Zeichen großer Entrüstung und Ungnade, ja selbst nach zeitlicher Gefangenschaft, vom Hofe verbannt.*)

*) Oldys. — Limond d'Ewes: Journal of the Queen

Allein Raleigh, Hofmann und Menschenkenner von tiefer Anlage, hoffte von der Zeit das Beste, und er sann, in scheinbarer Demuth die auferlegte Strafe tragend, während seiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit über einen neuen großen Plan nach, welcher ihn, seiner Ueberzeugung nach, mit der zürnenden Monarchin wieder versöhnen sollte. Er irrte sich darin auch nicht.

Zuerst bearbeitete er Elisabeths weibliche Schwäche, die so weit ging, sich im sechzigsten Jahre noch für eine Schönheit zu halten und preisen zu lassen, wiewohl es allerdings wahr ist, daß ihr, überdies von dem immer frischen Hauch ihres geistigen Wesens belebter Körper, auch im Alter noch eine ungewöhnliche Bewahrung der schönen und edlen Formen, so wie der ausdrucksvollen Züge des Gesichtes zeigte. Er schrieb in dieser Absicht einen Brief an seinen Freund Robert Cecil, von dem er wußte, daß er der Königin mitgetheilt werden würde, und in demselben las man unter andern, folgende Stellen:

„Mein Herz war noch niemals so kleinmüthig, wie an diesem Tag, wo ich höre, daß die Königin so weit von hier geht; sie, der ich so viele

---

Elisabeth. — Howard-Townskend: Historic. Collections. — Naunton: Fragmenta regalia. — Camden: Annals. — — Loyd. — Iselin: hist. Lexik. IV. —

Jahre bereits mit so heftiger Liebe und Sehnsucht gefolgt bin, und die mich jetzt in einem dunkeln Gefängnisse ganz allein zurücklässt. Als sie mir noch näher war, so daß ich alle zwei oder drei Tage etwas von ihr hörte, da war mein Kummer geringer; aber jetzt ist mein Herz in eine Tiefe von Jammer versenkt. Ich, der ich gewohnt war, sie reiten zu sehen, wie Alexander, oder jagen wie Diana, oder einherschreiten wie Venus; wenn ein sanfter West ihr schönes Haar um ihre reine Wangen zerstreute, gleich dem einer Nymphe; oder wenn sie zuweilen im Schatten saß, gleich einer Göttin, zuweilen sang, wie ein Engel, und spielte, wie ein Orpheus; — welch' ein Glück hat diese Welt, hat ein einziger Fehltritt mir geraubt! O Herrlichkeit, die nur im Unglück schimmert — was ist aus deiner Verheißung geworden? Alle Wunden vernarben: nur die der Phantasie fließen ewig fort. Alle Leidenschaften werden schwächer: nur die zu einer Dame nicht. Wer ist ein besserer Richter in der Freundschaft, als die Widerwärtigkeit? oder wann erzeigt man Gnade, als bei Beleidigungen? Wahrlich, es wäre keine Gottheit vorhanden, wäre sie nicht der Barmherzigkeit willen nothwendig gewesen; denn die Rache ist thierisch und nur den Sterblichen eigen. Können all die vergangenen Zeiten, Küsse, Seufzer, Sorgen, Wünsche nicht ein vorübergehendes Unglück

aufwiegen? Kann ein Tropfen Galle sich nicht in so großen Süßigkeiten verlieren? Soll ich wirklich den Schluß machen: Spes et Fortuna valete!? Sie ist hinweg, auf die ich hoffte und erinnert sich meiner nicht einmal mehr mit einem gnädigen Gedanken, nicht mit einer Rücksicht auf die Vergangenheit. Wohlan! geschehe mir jetzt, was da wolle! Ich bin des Lebens überdrüssiger, als Andere begierig nach meinem Tode sind. Hätte ich diesen für sie sterben können, wie es nun durch sie geschieht, so würde mein Geschick zu preisen seyn*)."

Allein Walter wußte auch auf Elisabeths Geist und ihr besseres Selbst durch edlere Motive einzuwirken. Sobald es etwas Großes, den Staat und dessen Ruhm betraf, war die Weiblich-Schwache auch stets wieder ein männlichgesinnter König und zur Anhörung des Ernsten und Würdigen bereit.

Südamerika, und besonders das zwar bereits entdeckte, aber doch nur oberflächlich bekannte, in seinem Innern noch gar nicht untersuchte Guiana, wurde das Land seiner Träume. Alle Nachrichten, welche bisher

*) Murden 6. und 7. — Hume. VII. (mit allerlei spottenden Glossen auf die in Jahren stark vorgerückte Nymphe und Göttin. Auch Mademoiselle de Keralio kann über Raleigh's unverschämte Schmeicheleien nicht genug sich ärgern.

über dieses Land zugekommen, von den ersten Entdeckungen durch die Spanier an, bis auf den gegenwärtigen Tag, sammelte er sorgfältig, verglich sie mit den Schriften über die südamerikanischen Besitzungen, über deren Eroberung, und Behandlung, u. s. w. und dachte darüber weiter nach. Aus den Ergebnissen seiner Studien entwarf er Instruktionen für einige seiner Leute, die er vorausſandte und unter denen vorzüglich der Kapitän Whidon, ein alter erfahrener Seeoffizier, sich auszeichnete. Die Notizen, welche dieser zurückbrachte und die Schilderungen von den maaslosen Grausamkeiten der Spanier gegen die Eingebornen der dortigen Gegend bestimmten ihn zu einem kühnen Entschluß. Ritter Robert Cecil, damals Großadmiral der brittischen Seemacht, theilte seine Ansichten und Plane; beide vereinigten sich zu einem Unternehmen auf eigene Kosten und Walter Raleigh stellte sich in Person an die Spitze desselben. Es wurde nichts gespart, was dem Ganzen Erfolg und Glanz verbürgen konnte. Am 6. Februar 1595 *) verließ er die

*) The discovery of the large, rich and beautiful empire of Guiana, with a relation of the great and golden city Manoa, call'd by the Spaniards El Dorado, and performed in the year 1595 by Sir W. Ralegh. London by Robert Robinson, 4. 1596. Französisch unter dem Titel: Voyages de François Corréal aux Indes Orientales.

englischen Häfen und befand sich am 9. auf der Höhe der Küsten von Spanien. Am 17. traf er bei Fuerta Ventura, einer der kanarischen Inseln, ein, wo man frisches Wasser, Holz und Mundvorräthe einnahm und vier Tage Rast hielt. Sofort wurde der großen Kanaria und von da Teneriffa zugesteuert, wo der Kapitän Preston und sein Schiff zu Sir Walter stoßen sollte; allein nach achttägigem vergeblichen Harren sah er sich genöthigt, ohne ihn nach Trinidad unter Segel zu gehen; die einzige Barke des Kapitäns Grosses begleitete ihn, da eine herrliche Fregatte, welche von Plymouth mit abgegangen, unterwegs, an der spanischen Küste schon, Unglück erlitten hatte.

Am 23. warfen sie bei Trinidad auf der Spitze Curiapan (Punta da Gallo) Anker, woselbst, sie vier oder fünf Tage liegen blieben, ohne mit Spaniern oder Indianern in die geringste Berührung kommen zu können. Zwar nahm man, als von Carao nach Punta

---

Amsterdam. Relation du Lac de Parime et des Provinces d'Emeria, d'Arromaja et d'Amápaia, découverts par le Chevalier W. Raleigh. — Eine holländische Uebersetzung erschien zu Amsterdam noch im 16. Jahrhundert. Hiemit können noch verglichen werden: Hakluyts History of Voyages II. III. (wo sie 33 Folioseiten einnimmt.) Biblioth. Itineraria von Harris I. Allgem. Gesch. der Reisen. XVI. 10. — Gottfried: Historia Antipodum mit Merianischen Kupfern.

da Gallo gesegelt ward, mehrere Feuer auf der Küste wahr; allein die Indianer aus übergroßer Furcht vor den Spaniern, getrauten sich nicht, heranzukommen. Dieß schreckte unseren Ritter nicht ab, gleichwohl an's Land zu steigen und Nachforschungen anzustellen; als er aber nach Verfluß etlicher Tage sich überzeugt, daß hier nichts zu thun sey, setzte er seine Fahrt nordöstlich von Curiapan weiter fort, um die Höhe von Puerta de los Hispaniolos (bei den Indianern Concorobia genannt) zu gewinnen; und hier beschloß Raleigh sein Möglichstes zu versuchen, um die Bekanntschaft der Eingebornen des Landes zu machen. Von da ging es nach Purico, wo herrliches Wasser die Seeleute erfrischte, und Piche, oder Tierra de Bray, wo ebenfalls ein lieblich süßes Wasser und dann wiederum ein ganz salzartiges vorgefunden ward, das in eine Art Fluß sich verlief. Derselbe war von einer Menge von Bäumen besetzt, auf die sich Austern setzten, und diese Speise mundete den Reisenden sehr, da sie schon gesalzen und gleichsam zugerichtet waren*); auch einen vortrefflichen Theer erhielten die Engländer auf Tierra de Bray; sie gaben ihm, nachdem sie ihn versucht, bei weitem den Vorzug vor dem nordischen, und er hatte

*) Vgl. über diese Austern-Bäume: Thevet: France Antique.

überdieß die Eigenschaft, an der Sonne nicht zu schmelzen, was für Bewohner südlicher Gegenden von ungemeinem Vortheil seyn mußte. Hierauf legte Raleigh unterhalb Anna Perima vor Anker, segelte von da nach Rio Carone, in der Absicht, unbemerkt bei Puertos de los Hispaniolos landen zu können.

Die Gestalt von Trinidad kam ihm vor, wie die eines Dreifaltigkeitsstabes. Die Insel ist an der Nordseite erhaben, der Boden fruchtbar und besonders zum Zucker-, Ingwer- und Tabak-Bau geeignet; an Wildpret, Fischen und Vögeln und Früchten jeglicher Art war sie sehr reich und einige Spanier gestanden Sir Walter, daß die Flüsse Gold mit sich führten. Ihr altheidnischer Name war Cairi. Verschiedene Namen trennten die verschiedenen Theile ihrer Bevölkerung; die bei Parico hießen Jaioer, die bei Carao Avacaer, die zwischen Carao und Curiadan Salvojoer, und jene zwischen Carao und Punta Galera Nepojoer.

Kaum hatten die Engländer sich vor Anker gelegt, als die Spanier, welche an der Küste Wache hielten, sie einluden, sich ihnen zu nähern. Kapitän Whidon wurde daher an sie abgeschickt, mit dem Antrage, Handel mit ihnen treiben und aufrichtig und friedlich mit einander verfahren zu wollen. Die Spanier stellten sich mit großer Freundlichkeit, als ob sie den Antrag anzunehmen bereit wären; allein dieses Benehmen

war in der Unkunde von der Stärke der Angekommenen und dem Gefühl der Unzulänglichkeit feindseliger Maaßregeln gegen sie begründet. Zwei Indianer, welche noch am gleichen Tage in einem kleinen Kahne an Bord kamen, gaben den Engländern Nachrichten vom Zustande der Insel im Allgemeinen, so wie von dem Hauptsitze der Spanier, St. Joseph, insbesondere. Einige Kaufleute aus jener Stadt erschienen bald darauf, scheinbar des Handels wegen; allein ihre Hauptabsicht ging dahin, die Engländer abzuzählen. Unser Ritter jedoch, welcher ihr Vorhaben merkte und von ihnen selbst allerlei zu erfahren wünschte, wußte, indem er seine Gäste mit freundlichem Gespräche unterhielt, und Wein, den sie lange nicht mehr getrunken, fleißig einschenken ließ, dieselben gar bald zu solcher Heiterkeit zu stimmen, daß sie in alle seine Ideen eingingen und Guiana's wahre Beschaffenheit, Reichthümer und Merkwürdigkeiten redselig ihm schilderten, wodurch seine früheren Ansichten von der Wichtigkeit dieses Landes völlig bestätigt wurden. Raleigh, diese günstige Stimmung festhaltend, und ihr Anerbieten selbst, ihm den Weg zu zeigen, benützend, suchte mit vieler Schlauheit sein eigentliches Vorhaben zu verhüllen und den Spaniern weiß zu machen, daß seine Fahrt ein ganz anderes Ziel und er blos um der Erfrischungen willen bei Trinidad angehalten habe. Inzwischen

aber brütete er wider D. Antonio Berreo, den Gouverneur der Insel, welcher im verflossenen Jahre Whidon acht Mann entführt und Eroberungsplane wider Guiana eingeleitet hatte, einen Plan aus, sowohl um erstere zu rächen, als um letzteres zu verhindern. Von einem Kaziken des nördlichen Theils von Trinidad erfuhr er zugleich Dinge, welche ihn noch mehr zur Ausführung dieses Planes bestimmten; der Statthalter ließ zu Margarita und Cumana Truppen werben, um mit ihnen einen Schlag auf die Engländer, welchen er den Tod geschworen, zu vollführen; um ganz des Geheimnisses Meister zu bleiben, ließ er, so erzählten sie, allen Indianern bei Todesstrafe jeden Umgang mit seinen Feinden verbieten, und ihre Kaziken, denen er sehr mißtraute, einsperren, nicht ohne Zufügung von allerlei empörenden Grausamkeiten *).

Sir Walter wußte nun genug und zögerte nicht länger. Noch in derselben Nacht wurde Kapitän Calfield mit 60 Mann wider St. Joseph abgesendet, und der Ritter selbst folgte mit seinen übrigen Leuten nach und bedrängte den Platz mit solchem Ungestüm, daß er vor Tagesanbruch sich ergab. Der Sieger löste die Bande von fünf mehr todten,

*) So wurde ihnen z. B. brennender Speck auf die Haut geträufelt.

als lebendigen Kaziken, deren Körper im beklagenswerthesten Zustand gefunden worden; Berreo ward mit seinen Leuten gefangen an Bord gebracht. Gegen die Kolonisten und die Eingebornen bewies man die möglichste Milde und Schonung.

Gleich am folgenden Tage erlebte Raleigh nun auch noch die Freude, daß zwei englische Schiffe, von den Kapitänen Keymis und Gifford geführt, als Verstärkung, zu Puertos de los Hispaniolos eintrafen. Sofort ward eine Versammlung der Hauptleute zu Berathung fernerer Maaßregeln gehalten, zu welcher Raleigh alle Kaziken der Insel einlud. Die Mehrzahl haßte die Spanier wie Teufel; doch gab es ihrer einige, welche mit Berreo in Freundschaft gestanden und viel dazu mitgewirkt hatten, daß er festen Fuß auf dem Eilande gefaßt. Durch seinen Dollmetscher setzte sie Sir Walter jetzt in Kenntniß: daß er der Unterthan einer Königin sey, welche mehr Kaziken unter ihrer Herrschaft zähle, als Bäume auf dieser Insel vorhanden wären; diese große Fürstin sey eine entschiedene Feindin der Spanier, wegen der Tyrannei, durch welche sie sich allenthalben verhaßt gemacht, und eben dieselbe habe ihn hierher geschickt, um die Eingebornen dieser Insel aus dem Joche zu befreien und ihr Vaterland wider die unrechtmäßige Besitznahme der Spanier zu vertheidigen. Bereits habe sie

alle an ihre Staaten gränzenden Völker und die nördlichen Theile der Welt befreit. Er zeigte ihnen darauf ein Bildniß seiner Monarchin, welches sie mit Ehrfurcht bewunderten und küßten; ja er hatte große Mühe, sie abzuhalten, daß sie demselbem nicht förmliche Anbetung, wie einem Götterbilde, bezeigten; (eine feine Schmeichelei, welche unser Ritter in dem Berichte über seine Fahrt geschickt einzuweben verstand.) Dasselbe Mittel ward auch noch bei anderen Stämmen der Eingebornen versucht, auf welche er später gestoßen. Die Indianer redeten bald von nichts Anderem mehr — wenn man dem höfisch-feinen Seemann trauen darf — als von der „Ezrabeta Cassipuna aquereruna, (oder der unumschränkten und allermächtigsten Königin Elisabeth.)

Nach einigen Tagen verließ Raleigh Puertos de los Hispaniolos und kehrte mit seinen Gefangenen nach Curiapan; er suchte von Berreo fernere Aufklärungen über das Gebiet zu erhalten, welches er bisher verwaltet hatte; allein seine Angaben schienen nicht ganz Glauben zu verdienen. Der Umstand, daß er aus einem alten Hause stammte und in italienischen und niederländischen Feldzügen gedient, machte den Ritter freundlicher gegen ihn gesinnt und die Verdienste, die er allmählig an ihm kennen lernte, überwogen das Gefühl der Abneigung wegen der ver-

übten Grausamkeit. Berreo behauptete, daß sein Schwiegervater, Don Gonzalez Ximenes de Casada, welcher schon früher auf Entdeckungen ausgegangen, ihn hauptsächlich zu seinen Unternehmungen wider Guiana bestimmt und er bereits einen Aufwand von 300,000 Dukaten dafür gemacht habe; (eine Summe, welche sicherlich als eine alt-kastilianische Uebertreibung angenommen werden darf.) Inzwischen schrieb Raleigh alles, was der Ex-Statthalter ihm an Einzelnheiten davon erzählt, in seinem Tagebuch nieder; denn er wechselte stets zwischen Schwert, Feder und Kompaß ab.

Nach dieser Erzählung hatte Berreo zuerst den Fluß Cassanar aufgesucht, welcher in den Pato sich ergießt, einen größeren Fluß, der sodann selbst in den Meta und später in den Orinoko sich verliert.*) Nach einer ergebnißlosen Fahrt von mehr als 500 Seemei-

*) Der Cassanar hatte gleich dem Pato, nach Raleighs Berichten, seine Quelle in den Gebirgen, welche an Tunia stoßen, während der Meta, welcher sie beide aufnimmt, aus den Pampeluna umgränzenden Gebirgen kommt. Der Meta und die Guajare verlieren, nachdem sie jene von Timanga verlassen, ihren Namen im Baraquanstrom, welcher etwas weiter hin Orinoko genannt wurde. Der Rio Grande nimmt seinen Lauf von der andern Seite der Timangagebirge und vereinigt sich bei Santa Martha mit dem Meere.

len, nahm er seinen Weg durch Neu-Granada, wo seine Gattin viele Güter besaß; ein Gefolge von 700 Berittenen und eine große Anzahl indianischer Sclaven begleiteten ihn dahin. Nach einem ganzen Jahre erst gelang es ihm, einen Weg nach Guiana aufzufinden, und zwar durch das Gebiet von Amapeja, dessen Eingeborne ihm lockende Beschreibungen von der Herrlichkeit jenes Landes machten; allein er gerieth mit ihnen selbst in Streit, welcher ihm tapfere Leute und die besten Pferde kostete und mit einem Waffenstillstand endigte. Seinen ferneren Bemühungen, südlich einen Weg nach Guiana zu entdecken, stellten sich Moräste, Krankheiten und Hindernisse der verschiedensten Art entgegen, ausserdem, daß fast alle Völkerschaften, auf die er traf, einen tödtlichen Haß gegen die Spanier offenbarten. Allein Sir Walter nahm bald aus den Antworten über die angestellten Fragen wahr, daß ein großer Theil des von Berreo erduldeten Mißgeschickes auf Rechnung seines Mangels an wissenschaftlicher und seemännischer Bildung zu bringen sey; denn er wußte nicht nur die Namen der Stämme und der Flüsse, welche er auf seiner Entdeckungsreise kennen gelernt, nicht zu nennen, sondern er kannte nicht einmal den Unterschied zwischen Ost und West. Doch gewann Raleigh aus einer Menge einzelner Notizen, die er durch seine eigenen

Studien, wie durch Berichte unterrichteter Reisebeschreiber nach und nach vervollständigte, eine mehr oder minder zusammenhängende Kunde von den Flüssen und Landschaften, von den Völkerstämmen und ihrer Regierungsform, ihren Sitten und Gebräuchen, vom Nordmeer angefangen bis an die Gränzen von Peru, von dem Orinoko bis an den Amazonenfluß. Emeria, an der Mündung des Orinoko, beherrscht von dem Kaziken Catapana, dessen Charakter und Gastfreundschaft er sehr rühmte, war die vorzüglichste Bekanntschaft Berreo's; neuen Hoffnungen jedoch sich hingebend, verzögerte er seinen Entschluß, weiter in das Innere zu dringen, bis auf die Ankunft neuer Hülfsmittel aus Spanien im folgenden Jahre und beschränkte sich darauf, in einem Kanot sich an der Mündung des großen Stromes einzuschiffen. Nach einigem Verweilen auf Trinidad, begab er sich nach der Küste von Paria und sodann nach Margarita, um dem Statthalter derselben, Don Juan de Sarmiento, seine mittlerweile erlebten Abentheuer und gemachten Entdeckungen mitzutheilen und zugleich denselben um einigen Beistand anzugehen. Sarmiento gab ihm 50 Mann und verhieß ihm noch mehr, wenn er zu Carapana zurückkehren und den bereits eingeschlagenen Weg weiter verfolgen wollte; allein diese Verstärkung schien Berreo viel zu unzureichend, um mit

Erfolg etwas ausrichten zu können; er blieb daher zu Trinidad und sendete blos einige seiner Leute nach Emeria, wo sie zwar abermals eine freundliche Aufnahme fanden, wegen Guiana aber an einen andern Kaziken verwiesen wurden, welcher allein im Stande sey, ihre Neugierde völlig zu befriedigen und ihre Unternehmungen zu einem gedeihlichen Ziele zu führen. Das Unglück wollte für Berreo, daß dieser Häuptling bereits mit dem Statthalter von Cumana, Don Vides, sich in Verbindungen eingelassen hatte; kaum erfuhr daher Letzterer die Absichten seines Nebenbuhlers, als er alles anwendete, seinen Schritten Hemmungen in den Weg zu legen, indem er den Ruhm der Eroberung Guiana's mit keinem Andern zu theilen gesonnen war. Morquito, von ihm bearbeitet, ließ alle zu ihm gekommenen Spanier Berreo's tödten, bis auf einen, welcher über den Fluß schwamm und die Nachricht von dem Vorgefallenen seinem Gebieter überbrachte. Dieser schwur dem Kaziken Rache und wußte ihn auch bald so sehr in die Enge zu treiben, daß derselbe unter großen Gefahren nach Cumana sich flüchtete, ohne bei seinem Freunde Vides den gehofften Schutz zu finden; denn der niederträchtige Statthalter hielt es für gerathen, der Aufforderung Berreo's, daß die Beherbergung eines offenbaren Mörders spanischer Unterthanen eine Beleidigung des

Königs und Hochverrath an der Nation seyn würde, Folge zu leisten und den Kaziken auszuliefern; worauf dieser alsbald hingerichtet wurde.

Berreo mißbrauchte seinen Sieg auf ziemlich barbarische Weise, verheerte die Landschaft des Ermordeten, Ajomara, nach allen Richtungen, und mißhandelte die Verwandten Morquito's, so wie seine unschuldigen Unterthanen so lange, bis dieselben, ohnehin durch den Tod ihres Beherrschers tief erschüttert, verzweiflungsvoll sich zur Wehre setzten und selbst den Carapana zum Anschluß an ihre Blutrache bewogen. Berreo sandte darauf eine Menge Erzeugnisse des bisher entdeckten Theils von Guiana, und darunter gediegenes Gold, so wie eine Anzahl Menschen, Thiere, Vögel und Fische, als Probe nach Spanien, und hoffte dadurch den Hof zu kraftvoller Unterstützung seines weiteren Unternehmens zu stimmen. Zu gleicher Zeit traf er mit seinem in Neu-Granada zurückgebliebenen Sohn Abrede in Bezug auf zuzuführende Verstärkungen, welche nach der Landschaft Emeria abgehen und längs den Ufern des Orinoko den Weg zu ihm nehmen sollten. Mitten in diesen Anstalten ward er von Sir Walter Raleigh und den von ihm befehligten Engländern überrascht.

Als dieser ihm nun mittheilte, daß er gerade denselben Plan verfolge und der zeitweise Aufenthalt auf

Trinidad damit zusammen gehangen habe, schien Don Berreo ungemein verdrießlich und ließ nicht ab, durch lebhafte Gemälde von der Menge drohender Gefahren und unübersteiglicher Hindernisse, besonders in Folge des Widerstandes der sehr gereizten Kaziken, unseren Ritter von der Ausführung abzuschrecken; allein obgleich dieser einen Theil seiner Gründe als stichhaltend zugeben mußte, so hegte er doch einerseits zuviel Mißtrauen in die Rathschläge eines Spaniers und andererseits zuviel Selbstvertrauen in seine Kraft, als daß er diesen entmuthigenden Vorstellungen sich hingegeben hätte. Die Gründe, welche er überdieß als für die Sache sprechend, nach reiflichem Erwägen, auffand, waren nicht unwichtig. Er hielt sich für's erste überzeugt, daß Guiana, weil unter gleichem Himmelsstriche, wie Peru, liegend, eben so goldreich seyn müsse, als dieses Land; die Erzählungen von den Reichthümern und Schätzen, welche die Spanier unter Pizarro's und Almagro's Anführung, in letzterem gefunden, und welche den bisher „armen und kleinen König von Castilien" zu einem der größten Monarchen auf der Welt gemacht, hatten seiner Phantasie sich so sehr bemächtigt, daß er nicht ohne Seufzen sie lesen oder hören konnte; für's zweite hatte ihn eine damals sehr verbreitete Sage ganz erfüllt, nämlich: daß Huanca Cajac, der letzte Ynca von Peru,

noch einen dritten Sohn, ausser Huascar und Athualpa, welche als Opfer der blutigen Habsucht der Spanier gefallen, hinterlassen und dieser, mit den meisten Schätzen und mehreren tausend Peruanern, verstärkt durch andere Stämme der Eingebornen, der Orejonen, das unglückliche Peru verlassen und zwischen dem Orinoko und dem Amazonenflusse sich angesiedelt und noch blühendere Städte, als die peruanischen, regiert nach denselben Gesetzen, Gebräuchen und Sitten, in jenem Gebiete angelegt habe; eine Sage, deren durch die klare Thatsache erwiesener Ungrund Raleigh bei dem Mangel an genauer Kenntniß derselben entgangen war. Endlich hatten Reisebeschreiber, absichtlich oder auf blinden Glauben hin erzählend, die Nachricht von dem Daseyn einer prächtigen Hauptstadt dieses neuen Yuka-Reiches, El Dorado genannt, weithin verbreitet. Diese Stadt sollte von dem Stückmeister zu Ordaco, Juan Martinez, besucht, derselbe jedoch von der königlichen Kanzlei zu Porto Rico unter allerlei Vorwänden viele Monate lang zurückgehalten und erst gegen gewisse Versicherungen wiederum freigegeben worden seyn, worauf ihn aber die Indianer am Orinoko um all sein Gold bestohlen hätten. Zwei Flaschen blos, ebenfalls damit angefüllt, so wie sein Reise-Tagebuch habe Martinez gerettet und nach Porto Rico zurückgebracht, wo er

bald darauf gestorben und das Gold den Kirchen, seine Beschreibung aber der königlichen Kanzlei vermacht. Nun kam noch zu dieser abentheuerlichen Sage der Umstand, daß Männer wie Don Pedro d'Orsua, Geronimo d'Ortal, Pedro Hernandez de Serpa und Gonzalez Ximenes de Casada ähnliche Dinge in ihren Reisebeschreibungen berichtet. All' dieß war Sir Walter'n schon vor seinem Abgang aus England nicht unbekannt geblieben und die Ansicht, daß Guiana reicher, als die reichste unter allen Besitzungen des Königs von Spanien sey, und sein Eroberer mächtiger, als dieser Monarch, ja selbst als der Sultan, werden würde, hatte sich zur fixen Idee bei einem Manne gestaltet, der, so sanguinisch auch seine Einbildung in mancher Beziehung seyn mochte, doch in anderer Hinsicht als eine sehr berechnende, praktisch-intelligente Natur sich bewährte.

Nimmermehr daher an dem glücklichen Ausgange zweifelnd und taub gegen alle Vorstellungen des Berreo, schickte Sir Walter seinen Unteradmiral Gifford, so wie den Kapitän Calfield mit einer Anzahl Mannschaft ab, um die Mündung des Capuri zu erforschen; (früher schon waren Whidon und Douglas zu demselben Zwecke beordert gewesen, jedoch ohne ein befriedigendes Resultat, der Untiefen und anderer Hindernisse wegen, mitgebracht zu haben; und ebenso

hatte einen andern Kapitän, welcher die Bucht Guanipa (Amana) erforschen sollte, die Furcht vor den vergifteten Pfeilen der Kannibalen abgeschreckt.)

Gifford und Calfield fanden fünf Fuß Wasser nach der Ebbe; Raleigh ließ darauf Bänke zum Rudern zimmern und gab Douglas, welcher den Kapitän Kings aufsuchen mußte, einen alten Kaziken aus der Insel Trinidad als Lootsen mit. Man überzeugte sich endlich, daß vier gleich bequeme Einfahrten in die Capuribucht vorhanden wären. Eine Galeasse nebst drei Schaluppen wurde demnach ausgerüstet und auf einen Monat mit Lebensmitteln versehen. Raleigh selbst, schiffte mit 100 Mann auf ihr sich ein, geleitet von einem Indianer des Baiennaflusses, als Lootsmann; dieser hatte versprochen, die Engländer nach dem Orinoko zu führen. Allein die Unzahl von kleinen Flüssen und Gewässern jeder Art, welche in und durcheinander liefen, erschien ihnen bald wie ein unermeßliches Labyrinth, welches sie längere Zeit verwirrt und unsicher machte und ihnen beinahe alle Hoffnung raubte. Als Sir Walter endlich mit Hülfe des Compasses und der Sonnenhöhe einen Weg gefunden zu haben glaubte, kam er um eine Menge kleiner Eilande herum, welche mit so zahlreichen und stark bebuschten Bäumen bepflanzt waren, daß Gesicht und Fahrt gleich sehr verwirrt wurden. Einer dieser Punkte ward von ihm

Red-Croß (Rothkreuz) benannt, aus dem Grunde, weil vor ihm noch kein Christ bis hieher gedrungen. In den Krümmungen stießen sie auf einen Kahn mit Eingebornen, welcher sich ihnen nicht mehr entziehen konnte; da jedoch die Landsleute derselben am Ufer wahrnahmen, daß die Fremden keine Gewaltthat übten, so wurden sie zutraulich und kamen bis an den Rand des Wassers, um zu handeln und zu tauschen. Einer ihrer Kaziken theilte dies Gefühl in minderem Grade; er war über seinen Kollegen, welcher die Engländer hergeführt, so erbittert, daß er ihn umbringen wollte; denn er hielt jetzt das Unglück unvermeidlich mit in's Land gebracht, und der alte Kazike mußte durch die Flucht sich retten.

Raleigh berichtet, daß die Bewohner dieser Inseln Tinitaver hießen und in zwei Hauptstämme, in den der Ciuarier und in den der Uaraurier sich unterschieden. Der Orinoko selbst aber theilt sich bei seiner Mündung in nicht weniger, denn sechszehn Arme, davon neun gen Norden und sieben gen Süden laufen, und jene von den Eingebornen bewohnten Inseln bilden; von dem nördlichsten bis zum südlichsten Arme wurden an 100 Meilen Weges gezählt.

Die Tinitavier, von besondern Kaziken regiert, führten beständig untereinander Kriege. Im Sommer wohnten sie auf dem Erdboden, zu Winterszeit auf

Bäumen, wo kleine Hütten, mit wunderbarer Geschicklichkeit angebracht, vor den Ueberschwemmungen des Orinoko sie sicherten, welche vom Mai an bis September sich einzustellen pflegen und die Oberfläche des Bodens oft an die 20 Schuh hoch bedecken. Dieser Umstand hinderte sie am Säen und zwang sie auf ein Surrogat zu denken, nemlich Brod aus dem Marke des Palmbaums gebacken, wozu sodann zur Speise Fische, Vögel, Wild und allerlei Baumfrüchte kamen. Einige Völkerschaften unter den Orinokobewohnern, wie z. B. die Cuparier und Macureoer, waren ihres Muthes willen sehr berühmt, und obgleich seit langer Zeit in heftigem Kampfe wider einander, vereinigten sie sich doch wider den gemeinsamen Feind, die Spanier.

Nichts zog unter ihnen die Aufmerksamkeit Raleighs mehr an, als ihre Todtenfeier. Dieselben begannen mit Trauergesängen; doch ward der Gestorbene weder verscharrt, wie bei uns Christen, noch verbrannt, wie bei vielen andern Nationen, sondern man ließ die Leichname verwesen, bis alles Fleisch vom Gerippe losgeschält war; dann aber wurde dieses, geschmückt mit den besten Kleinodien und mit Federn verschiedener Farben, an Armen und Beinen, in der Hütte die es bewohnt hatte, aufgestellt; dadurch wollten sie auf ihre Weise die Spuren von ehemaliger Größe und

des im Leben genossenen Ansehens ihrer ausgezeichneten Männer bewahren. Dagegen verbrannten die Aracuer, am Südufer des Orinoko, die Gerippe ihrer Verwandten zu Asche, mischten sie in ein Getränk und verschlangen sie sodann. Ihre Absicht war unstreitig, durch dieses Mittel die Substanz der Hingeschiedenen mit ihrer eigenen zu vermischen und einer dem andern als Grab zu dienen, bis der letzte des Geschlechtes gestorben.

Als Sir Walter die Cianarier verließ, gerieth er in das große Bett des Orinoko, welchen er aufwärts befahren wollte. Er strandete jedoch nach viertägiger Reise gegen Anbruch Abends, an einem so gefährlichen Orte, daß beinahe sechzig Personen während der Anstrengungen, den Ballast der Galeasse über Bord zu werfen, zu Grunde gegangen wären. Nachdem man glücklicherweise wieder flott geworden, setzte er drei Tage lang ohne ferneren Unfall die Fahrt weiter fort, bis man endlich in den Fluß Amana einlief, welchen man jedoch nur mit angestrengter Kraft der Ruderer hinauf gelangen konnte. Diese Mühesal schwächte die Leute Raleighs ungemein und nun kam zur Ermüdung auch noch der allmählige Mangel an Lebensmitteln. Es bedurfte der ganzen Autorität und der achtungeinflößenden Persönlichkeit unsers Ritters, um eine völlige Entmuthigung zu verhindern; er stellte ihnen vor, daß

die Fortsetzung der Reise weniger gefahrvoll, als die Rückkehr, und überall am Ufer des Stromes das Fehlende zu gewinnen seyn dürfte. Der Anblick von Früchten, Vögeln, Fischen und Gewild, ja selbst von Blumen und Pflanzen auf den Feldern, schien diese Behauptung, welche auch der begleitende Lootsmann, der alte Kazike von Trinidad, unterstützte, zu bestätigen. Auf den Rath einiger Indianer, welchen Raleighs Unruhe in den Mienen von Zeit zu Zeit nicht entgangen war, ließ er die Kähne zur Rechten in einen Fluß laufen, welcher, wie sie versicherten, bald nach Wohnungen der Aracuer sie bringen würde, wo man mit Lebensmitteln sich versehen und gegen Abend wieder auf der, mittlerweile vor Anker gelassenen Galeasse seyn könnte. Als jedoch nach dreistündigem Rudern noch immer keine solche Wohnungen sich zeigten, fingen die Engländer an Mißtrauen in die Gesinnung ihrer indischen Freunde zu hegen und Verrath zu wittern; bereits schickten sie sich zur Rache an; doch gelang es Raleigh, durch vernünftige Gründe sie von der Thorheit eines solchen Benehmens zu überzeugen, welches, wenn selbst der schlimmste Fall sich erwährt fände und die Strafe die Schuldigen träfe, ihre Lage immer noch nicht verbessern würde. Gegen Mitternacht endlich nahm man Feuer wahr und gelangte wenigstens zu einer Wohnung, in welcher sie jedoch nur

wenige Leute trafen, da der Kazike der Umgegend mit der Mehrzahl der Bewohner nach der Mündung des Orinoko ausgezogen war. Dafür fanden sie desto mehr Vorräthe, deren sie bedürftig, und luden ihre Kanots damit voll.

Als sie zu ihrer Galeasse ohne Hinderniß zurückgekommen, wurden sie überrascht von dem Anblick der Pracht und Schönheit der Ufer, welche um so mehr ihre Phantasie nun erfüllten, als die Befriedigung ihrer physischen Bedürfnisse und die Entfernung des gewähnten Elends zu ruhigen Betrachtungen edlerer Art Raum verstattete. Ein wunderliebliches Thal, ungefähr zwanzig Meilen lang, schloß sich ihnen auf, voll Früchte, Pflanzen und Thiere mannigfacher Art. Aber auch Schlangen von ungewöhnlicher Größe erschienen und setzten die Mannschaft um so mehr in Schrecken, als ein Neger, welcher ans Ufer schwimmen wollte, von einer solchen plötzlich verschlungen ward.

An dem gleichen Tage erblickte Sir Walter vier Kähne, welche den Fluß herunter segelten, auf dem er hinauf fuhr; er befahl auf sie zuzurudern; da nahmen zwei eiligst die Richtung dem Ufer zu, die andern aber folgten dem Laufe des Wassers so schnell, daß es unmöglich war sie zu erreichen. Man bemächtigte sich der zwei Kähne am Ufer, und fand allerlei Vorräthe darin; von den Leuten selbst, welche die

Flucht landeinwärts ergriffen, fing man etliche, und erkannte in ihnen Aracuer, welche den entronnenen spanischen Goldscheidern zu Lootsen gedient. Die Versuche, letztere einzuholen, waren vergebens; dagegen behielt Raleigh einen Aracuer bei sich, gleichsam als Spürer für die Spanier. Von ihm erhielt er allerlei wichtige Aufklärungen über die Orte, wo diese letztern Gold zu suchen pflegten; allein die bald nun eintretende Ueberschwemmung verhinderte ihn, dieselben zu benutzen und er verschwieg klug genug das bei dieser Gelegenheit Erfahrene, um seine Leute nicht zu mißstimmen.

Der Aracuer war nicht ohne große Besorgniß für sein Leben und als Raleigh solches bemerkte und um den Grund ihn ausforschte, gestand der arme Teufel daß die Spanier den Eingebornen weiß gemacht: alle welche das Unglück hätten, in die Hände der Engländer zu fallen, würden lebendig von ihnen gefressen. Der Ritter benahm ihm bald seinen Irrthum, und jener ward davon noch mehr überzeugt, als er mit der Gemüthsart und den Sitten der Engländer sich vertraut gemacht. Die Wirkung des groben Betruges fiel auf die Feinde zurück. Raleigh behandelte ihn und alle Indianer mit welchen er in Berührung kam, mit größter Leutseligkeit; keine Frauensperson durfte angetastet werden, und wenn man mit Lebensmitteln

sich versah, so wurde jederzeit dafür Ersatz geleistet; auch stellte man vor dem jeweiligen Abzug von einer Station an die Eingeborenen die Frage, ob sie keine Klage gegen das Schiffsvolk anzustellen hätten; die Uebertreter der gegebenen Ordre wurden scharf gezüchtigt. Selbst die beiden Kähne, von denen so eben die Rede war, gab man an die Eigenthümer zurück und dem Lootsmann, dessen man sich bemächtigt hatte, ward die freie Wahl gelassen, zu folgen oder nicht.

Unter der Leitung desselben, welcher von den Spaniern den Namen Martin erhalten, verfolgte man die Fahrt weiter, ohne andre Gefahr, als die vor den Sandbänken. Nach dreizehn Tagen befand man sich ostwärts von der Landschaft Carapana, welche die Spanier inne hatten; endlich begegneten sie wieder drei Kähnen mit Eingeborenen, welche, nachdem sie durch den Dollmetscher überzeugt worden, daß die Fremdlinge nicht zu jener, von ihnen so sehr verabscheuten Nation gehörten, sich näherten, und nach vollzogener Ankerung, das Versprechen gaben, morgen mit ihrem Kaziken wieder zu kommen. Inzwischen erlabte man sich an den Eiern der in ungewöhnlicher Anzahl hier vorgefundenen Schildkröten.

Des folgenden Tages erschien der Kazike wirklich mit etwa 40 seiner Leute, aus dem in der Nähe gelegenen Flecken Toparimaca. Sie brachten Raleigh

eine Menge von Mundvorräthen mit, wofür er seine Gäste mit spanischem Weine bewirthete, welcher ihnen herrlich mundete und welchen zu loben sie nicht müde wurden. Der Ritter befragte nun den Kaziken um den kürzesten und sichersten Weg nach Guiana; jener verhieß seine thätigste Mitwirkung und ersuchte inzwischen die freundschaftlichen Fremdlinge, mit ihm nach seinem Flecken zu kommen, wo er ihnen einen Beistand verschaffen wolle, den das Glück nur für sie aufgehoben hätte. Dieser Beistand bestand in einer Art Zaubertrank von spanischem Pfeffer und aus dem Safte vieler starken Kräuter, welcher in großen Gefässen abgeklärt und hell gemacht wurde; die Engländer, wie die Spanier, wurden von seiner göttlichen Kraft nicht wenig berauscht; der andere, reellere Beistand war das Geschenk eines sehr alten Indianers, welcher von allen Punkten des Orinoko die genauste Kenntniß besaß und vor Klippen, Sandbänken und Untiefen sicher sie schirmen sollte.

Dieser Mann, dessen ganz unansehnliche Gestalt den Engländern anfänglich nur geringes Vertrauen eingeflößt hatte, leistete die nützlichsten Dienste; er schlug vor, sich eines Ostwindes zu bedienen, welcher aller Mühe des Ruderns sie überhob, und Raleigh hätte, da nach seiner Mittheilung der Orinoko von seiner Mündung an bis in die Nähe seines Ursprungs,

ziemlich genau Oſt und Weſt iſt, in Verfolgung ſeines Laufes von Toparimaca aus, nach vielen Punkten in Popayan und Neu Granada gelangen mögen.

Als ſie dem Gebiete des Kaziken von Arromaja ſich näherten, wo Topia Uari auf Morquito inzwiſchen gefolgt war, ſetzte Raleigh zwei Indianer von Guiana aus, um in ſeinem Intereſſe zu wirken; er warf inzwiſchen vor Putima und Putapayma Anker, und ſeine Leute ergötzten ſich mit dem Fange von Schildkröten-Eiern. Tags darauf ging es weſtwärts und man widerſtand nunmehr dem Strome mit weniger Mühe. Auf beiden Seiten öffnete ſich das Land und ein glänzendes Roth zeichnete die Ufer aus. Die ausgeſendeten Kundſchafter konnten nirgends eine Höhe ſondern lauter Ebenen entdecken; durch den Lootſen von Toparimaca erfuhr man: dieſe ſchönen Gefilde ſeyen die Gefilde von Saymas und erſtreckten ſich bis Cumana; ſie würden von vier mächtigen und ſehr tapfern Völkerſchaften, den Saymaern, den Aſſauiaern, den Aroraern und den Wikiriern, welche Don Hernandez de Serpa geſchlagen, bewohnt. Raleigh verſah ſich beſtens gegen Angriffe derſelben, zumal mit Pfeilen, deren Gift als überaus fein und tödtlich, ja von ſolcher Art geſchildert wurde, daß es die Getroffenen zugleich in eine Art Wahnſinn verſetze, ihre Eingeweide aus dem Leibe heraustreibe, den Körper kohlſchwarz

mache und einen unausstehlichen Gestank verbreite. Sir Walter wunderte sich sehr, daß die Spanier, welche die Wirkung dieser Pfeile so oft empfunden, noch gar nicht darauf gedacht, sich ein Gegenmittel zu verschaffen; ein solches aber war bereits bei den Indianern vorhanden und bestand in dem Saft von einer Wurzel, Tupava genannt, welcher sowohl die Fieber heilte, als die inneren Blutflüsse stillte. Auch den Knoblauchsaft hielt Berreo für nützlich; allein der Ritter war andrer Meinung und glaubte, daß dieser, wenn vielleicht auch augenblicklich oder scheinbar Linderung bringend, nur zur Nahrung und Verstärkung des Giftes dienen und den Tod unvermeidlich machen dürfte. Daß er von der Chemie etwas verstand, werden wir später hören.

Am dritten Tage seiner neuen Fahrt ankerte er am linken Ufer des Flusses zwischen zwei Gebirgen, Arvami und Aio und hielt hier bis Mitternacht sich auf; er kam sodann vor einer großen Insel, Manvripano, vorbei, von welcher ein Kanot mit Eingebornen seiner Flottille folgte und diese einlud, ihnen nach ihren Wohnungen zu folgen und daselbst auszuruhen. Am fünften Tage befand man sich in der Landschaft Arromaja und am sechsten im Hafen Morquito, wo längere Rast gehalten werden sollte, besonders zum Zwecke neuer Verproviantirung. Ein alter Kazike von

110 Jahren, aber so starker Leibesbeschaffenheit, daß er zehn Meilen Weges zu Fuße machte, besuchte sie hier, in Folge der durch einige Indianer Raleighs erhaltenen Nachricht von ihrer Ankunft, und brachte eine Menge Erfrischungen mit, welche die Engländer sich äußerst schmecken ließen. Raleigh hielt mit ihm eine interessante Unterredung, befragte ihn über eine Reihe von Punkten, das Land, dessen Einwohner und Sitten, so wie die Spanier und das gegenseitige Verhältniß betreffend; sich selbst kündigte er als Rächer der Indianer an den Gewaltthätigkeiten jener letztgenannten Tyrannen an. Darauf aber zog er, was ihm zunächst am Herzen lag, Nachrichten über Guiana ein und bat den Kaziken, ihm die Mittel und Wege anzudeuten, durch welche man dahin gelangen könnte. Der Häuptling gab folgenden Aufschluß:

Das Gebiet, wo die Engländer gegenwärtig sich befänden, und alles Land, längs dem Strome bis Emeria, bilde einen Theil von Guiana. Die Bewohner desselben im Allgemeinen hießen Orinococcoponi, und unter ihnen seyen auch diejenigen begriffen, welche zwischen dem Orinoko und dem Vacarimargebirge hausten. Dazu komme jedoch noch ein großes Thal, Amariocopana, auf der andern Seite des Gebirges, bewohnt von einer alten Völkerschaft Guiana's. Auf mehrfache Befragung, wie es

denn mit dieser Völkerschaft sich verhalte, bemerkte der Alte mit Seufzen: Zu den Zeiten seiner Jugend, und als sein Vater noch gelebt, sey ein zahlreiches Volk, mit großen Röcken und rothen Mützen, von den Gegenden her, wo die Sonne niemals untergehe, in jenes große Thal gekommen; man habe es nach ihren zwei Hauptstämmen Orejonen und Eporemerioer genannt; dieses Volk bemächtigte sich, nach Vertreibung der alten Bewohner, sämmtlicher Gebiete derselben, bis an den Fuß der Gebirge, mit alleiniger Ausnahme der Tranaquarier und der Cassipagotoer; sein ältester Sohn, zum Anführer gewählt, um den Tranaquariern Hülfe zu bringen, sey mit allen seinen Leuten im Kampfe wider jene Feinde geblieben; er besitze nun nur noch einen Sohn. Die Eporemerioer — erzählte der Alte weiter — erbauten sodann am Fuße des Gebirges eine große Stadt mit hohen Gebäuden; die Zugänge nach dem Lande beider Nationen jedoch, über die ein und derselbe Gebieter regierte, wurden stets mit Sorgfalt bewacht, während von ihm aus ununterbrochen Plünderungszüge ins Gebiet der Nachbarn, bis zur Zeit des Erscheinens der Spanier, stattgefunden; damals nemlich habe man unter den Indianern allseits Frieden geschlossen und den Kampf wider jene Fremdlinge, als wider die gemeinsamen Todfeinde, verabredet.

Sir Walter wurde durch diese Berichte ungemein vergnügt und konnte nicht genug den Verstand, den Scharfsinn, den besonnenen Blick und das würdevolle Wesen des alten Häuptlings loben; er setzte nun die Fahrt westwärts weiter fort, bis er Abends an die kleine Insel Catuma und des andern Tages bei der Mündung des Flusses Caroli ankam, wo ein bedeutender Wasserfall sie hemmte und zugleich ein eigenthümlich großartiges Schauspiel darbot. Raleigh schickte eine Botschaft an den Kaziken der Gegend ab und ließ ihn von dem Zwecke seiner Ankunft und von dem feindlichen Verhältniß der Engländer zu den Spaniern in Kenntniß setzen; während der Zwischenzeit erfuhr er, daß er auf historischem Boden sich befinde; denn auf Morquito's Befehl waren hier zehn Spanier hingerichtet worden. Der Kazike Wanuretona erschien, mit großem Geleite der Seinigen, am Ufer und hatte eine Unterredung mit dem Ritter, welcher wie gewöhnlich seinen blutigen Haß gegen die Spanier schilderte und Notizen über Guiana einzog. Merkwürdig war es jedoch, daß die Bewohner des Flusses Caroli in ihrem Hasse gegen die Spanier und gegen die Epuremeriver sich theilten. Die Erzählungen, sowohl von dem Reichthum des Landes an Gold und Edelgesteinen, besonders jenseits des Gebirges, als der herrschenden Stimmung wider die Spanier

und der Bereitwilligkeit, die Engländer in ihren Unternehmungen zu unterstützen, reitzten Sir Walter'n sehr; eben so schenkte er den Berichten eines der gefangenen Offiziere Berreo's über vorgefundene Silberbergwerke in Guiana, welche durch die Mittheilungen der Eingebornen Bestätigung erhalten zu haben schienen, viele Aufmerksamkeit. Da der Orinoko und alle benachbarten Flüsse damals über fünf Fuß hoch angeschwollen waren, so sah er die Schwierigkeit ein, den Caroli weiter hinauf zu fahren; er begnügte sich daher, einige seiner Leute nach dem Flecken Annatapoi abzuschicken, welcher ohngefähr 20 Meilen davon entfernt lag. Daselbst erhielten sie Führer, welche sie weiter brachten, und zwar bis zu einer Art von großer Stadt, Capurepana, am Fuß der Gebirge und unter der Herrschaft eines mit Topiauri verwandten Kaziken. Zugleich bekam Kapitän Whidon Ordre, dem Ufer des Flusses so weit als möglich zu folgen, um vielleicht die Spuren der Silberbergwerke aufzufinden.

Mittlerweile erstieg Raleigh, von Gifford und Calfield begleitet, die benachbarten Anhöhen, welche ihm ein Panorama des ganzen Flusses Caroli verschafften. Derselbe theilte sich ohngefähr 20 Meilen vom Orinoko in drei Arme, hatte 10 — 12 Sprünge, alle von einer so beträchtlichen Höhe, daß die Wassertheilchen, die der Fall von einander gesondert,

gleichsam eine einzige Dampfwolke bildeten. Als der Ritter und seine Begleiter den Thälern wieder näher gekommen, stellte sich ihnen plötzlich die herrlichste Landschaft dar, welche sie je erblickt. Das Gras wuchs in üppiger Fülle; der Boden war fest; Gewild und Vögel waren im Ueberfluß und in buntestem Wechsel vorhanden. Ungewohnte Töne der lezteren erfüllten die Luft und bereiteten den fremden Gästen gewissermassen ein Konzert. Diese nahmen in den Steinen Gold- und Silberfäden wahr; da ihnen jedoch die nöthigen Werkzeuge fehlten und sie nur ihre Degen bei sich hatten, so konnte die Natur dieser Mineralien nicht vollkommen ergründet werden. Doch nahm unser Ritter mehrere Steine mit, um später sie untersuchen zu lassen. Ein Spanier aus Caraccas nannte sie „Madres del oro“ (Goldmütter) und behauptete steif und fest, es müßten sich Goldadern darunter befinden. „Man wird mich vielleicht — ruft Sir Walter in seiner Beschreibung aus — im Verdacht halten, als ob ich durch falsche Einbildung mich selbst getäuscht, oder meine Landsleute habe täuschen wollen; allein welcher Beweggrund sollte mich bestimmt haben, eine so beschwerliche Reise zu wagen, hätte ich nicht die Ueberzeugung gehabt, daß es unter Gottes Sonne kein goldreicheres Land gäbe, als Guiana? Whidon und Milechape, unser Wundarzt, brachten

mir, als Ausbeute ihrer Nachforschungen, einige Steine, welche sehr dem Saphir sich näherten. Ich zeigte sie verschiedenen Orinokoponiern, welche mir alle versicherten, daß es ein Gebirge gäbe, wo dergleichen im Ueberfluß vorhanden seyen. Ich kenne weder Namen noch Werth derselben, doch hege ich von ihnen eine hohe Meinung und bin zum mindesten davon überzeugt, daß diese Gegend denjenigen gleichkommt, aus welchen die kostbarsten Steine geholt werden und daß sie die gleiche Höhe mit diesen hat.

Raleigh beschreibt nun auch die überaus große Völkerschaft jenseits des Caroli, am Fluß Arvi, welche Enaipanomaer genannt wurden, jedoch mehr auf Hörensagen, besonders nach den Berichten des Sohnes von Topiauri, welcher ihm später nach England folgte. Natürlich mußten diese mit einigem Mißtrauen aufgenommen werden, besonders da von Eingebornen die Rede war, welche dreimal so groß von Leibesgestalt, als die Orinokoponier, gewesen, welche die Augen auf den Schultern, den Mund in der Brust und die Haare auf dem Rücken gehabt. Nach jenem Indianer hatte man einen dieser Enaipanomaer einst gefangen und unter seinem ganzen Volke zur Schau herumgeführt. Raleigh bedauert es sehr, nicht das Unmögliche versucht und eines dieser Ungeheuer gefangen zu haben; er behauptet, bei

seiner Wiederankunft an der Küste von Cumana, von einem sehr verständigen Spanier eigens befragt worden zu seyn, ob ihm keines derselben begegnet, und ruft für die Wahrheit dieser Thatsache mehrere angesehene Kaufleute Londons zu Zeugen auf.

Ausser dem Arvi und den Flüssen Atoica und Coara, fand der Ritter noch einen vierten, den Casnero, welcher oberhalb des Caroli, westlich, jedoch von der Seite von Amapeia her, in den Orinoko fiel. Seine Größe übertraf die der mächtigsten europäischen Ströme. Er nahm südlich in Guiana, in den Gebirgen, welche dieses Land von den Ländern des Amazonenflusses trennen, seinen Ursprung, und Raleigh war entschlossen, auch diesen aufwärts zu befahren, als die Nähe des Winters und die in Folge furchtbarer Regen und Ueberschwemmungen drohende Gefahr ihn davon abschreckte. Alles Land wird, wenn diese Periode eintritt, unter Wasser gesetzt und die Donner rollen dabei ununterbrochen so entsetzlich, daß es scheint, als sey der ganzen Natur hier ein sicherer Untergang bestimmt. Die Ahnungen von damals rechtfertigte Sir Walters Schicksal bei der letzten Fahrt nach Guiana. Er gibt nunmehr noch eine Menge von verschiedenartigen Flüssen und Gebieten, sowie all der Veränderungen an, welche der Orinoko in seiner Benennung erleidet; endlich auch der ungeheuern Wasserfälle, welche mehr oder minder bald

da, bald dort, seinen majestätisch-prächtigen Lauf unterbrechen. Die Schiffahrt auf demselben betreffend, schilderte er ihn als 1000 englische Meilen weit für Lastschiffe, und ungefähr 2000 für Canote, bis Popayan, Neu-Granada und Peru, entweder durch sich selbst oder die mit ihm sich vereinigenden Flüsse, befahrbar; durch andere Flüsse könne man in die neuen Staaten der zu den Amapaiern und Annabaern aus Peru gewanderten Inka's sich begeben; und noch eine dritte Abtheilung von Flüssen, welche man als Arme des Orinoko bezeichnen dürfe, entspringen in den Thälern, welche Guiana von Ost-Peru trennen.

Das immer größere Steigen der Gewässer und die Fährlichkeit der Ueberschwemmungen erzeugten unter der Mannschaft den lebhaften Wunsch zur Umkehr in östlicher Richtung; mit den gewonnenen Nachrichten sich bequemend, und entschlossen, die Früchte davon bei einer zweiten Unternehmung unter günstigeren Umständen auszubeuten, gab er den Befehl hiezu. Später jedoch machte er sich häufig Vorwürfe darüber, nicht alle Theile des Caroli vollständig untersucht zu haben. Nachdem er die Mündung desselben verlassen, legte er noch einmal im Hafen Morquito an und hielt, ganz allein und blos in Gesellschaft seines Dollmetschers, eine letzte Unterredung mit dem Kaziken Topiauri. Ihr Gegenstand betraf die große Inkastadt, welche

Sir Walter'n unabläſſig vorſchwebte, und nach welcher er, mit Unterſtützung ſeiner Verbündeten, gar zu gerne gezogen wäre. Der Alte malte ihm jedoch die Furchtbarkeit der Macht des „Kaiſers von Manoa," wie der Beherrſcher der Emporemerioer genannt wurde, und die Unzulänglichkeit ſeiner Streitkräfte, ſo wie das von den Spaniern bei ähnlichem Wagniß früher erlittene Unglück in eindringlichen Bildern. Nach jener Schilderung herrſchte ziemliche Kultur unter der Bevölkerung jenes geheimnißvollen Staates. Die Leute trugen Kleider, beſaßen große Reichthümer, beſonders an ſolchen Goldplatten, welche bei den Indianern an der Küſte vorgefunden worden. Dieſelben wurden, nach der Angabe des Topiauri, zu Maccüreguary verfertigt. Weiter hin ſollte die Arbeit noch viel ſchöner und zierlicher ſeyn und ſelbſt auf Bilder von Menſchen und Thieren, aus purem Golde, ſtoße man nicht ſelten. Der Kazike verſicherte den Ritter, daß wenn er noch einmal, und mit größeren Hülfsmitteln erſcheinen würde, er des Beiſtandes aller Stämme der Eingebornen gewiß ſeyn könnte; auch ſchlug er Raleigh vor, eine Anzahl ſeiner Leute einſtweilen zurückzulaſſen, mit dem Verſprechen, für deren Unterhalt beſtens Sorge tragen zu wollen. Allein, obgleich Gifford, Calfield u. A. hiezu nicht abgeneigt ſchienen, ſo hegte doch jener zu große Beſorgniß für ihr Schickſal, wegen der

sicherlich nicht feyernden Rache für die auf Trinidad erlittene Niederlage *); auch mochte er des noch übrigen Vorrathes an Pulver und anderen Kriegsbedürfnissen nicht gerne sich berauben. Dagegen war andererseits der Kazike nicht zu bewegen, seine Indianer jetzt schon zu einer Expedition verwenden zu lassen, deren Ausgang ihm zweifelhaft schien und von der er, nach der Abreise der Engländer, die blutigste Rache der Eporemerioer zu befürchten hatte. Uebrigens versicherte er den Ritter von seinem und seines Volkes glühendem Hasse wider die Spanier und erzählte allerlei Scenen erlittener Schmach und Gewaltthat durch dieselben. Selbst einen seiner Neffen hatten sie zur Taufe und zum Aufstand wider seine Herrschaft verführt, die Frauen und Töchter geraubt oder geschändet und das Land dadurch in große Verwaisung gebracht. Dieser letztere Verlust ging dem Kaziken am nächsten und er konnte sein Gemälde nicht ohne Thränen, noch ohne herzliche Seufzer nach den Gegenständen der Liebe und der Sehnsucht beenden. Nachdem er seinen eigenen Sohn als Bürgen des geschlossenen Freundschaftsbundes Sir Walter'n anvertraut und dieser zwei junge

*) Berreo zählte mit Sicherheit auf die nahe Ankunft von Mannschaft und Pferden aus Carracas und verhehlte solches dem Ritter nicht.

Engländer ohne Mühe beredet hatte, bei Topiauri als Gegenbürgen zu bleiben, beschenkte man sich zum Abschiede noch gegenseitig; Raleigh erhielt Goldplatten, mit deren Verfertigung er überdieß bekannt gemacht wurde, Topiauri dagegen mehrere Medaillen mit dem Bilde der Königin Elisabeth aus eben demselben Metall. Der Ritter that dies noch aus einem besondern Grunde; er wollte den Kaziken die Begierde nach einem Metall nicht merken lassen, welche in so leidenschaftlichem Grade von allen Europäern getheilt wurde, und er stellte sich, als verachte er diesen Theil des Reichthums der Eporemerioer und als habe er es einzig mit ihrer Macht zu thun. Zugleich trug er Sorge einiges von dem Golderze mit nach England zu nehmen, welches in diesen Gegenden sehr häufig seyn sollte und dessen inneren Werth er dem in irgend einer anderen Gegend der Welt vorfindlichen gleichstellte. Die zwei Engländer, welche die Interessen seines Vaterlandes einstweilen bei den Eingebornen vertreten sollten, unterrichtete er genau über alles, was bis zum Widersehen von ihnen vorzunehmen sey; besonders aber legte er ihnen die Auskundung der Mittel an's Herz, wodurch ein Handel mit der Goldstadt Maccúrreguari ins Werk gesetzt werden könnte; hierauf schiffte er, begleitet von einem Freunde Topiauri's, dem Häuptling von Putima, den Fluß hinunter. Dieser meldete

ihm die Hinrichtung verschiedener Spanier von Berreo's Mannschaft und versprach ihm sogar, ihn an den Fuß eines Berges zu führen, dessen Felsen goldfarben zu seyn schienen.

Raleigh unternahm die Reise dahin mit blos wenigen seiner Vertrautesten, um ganz des Geheimnisses Meister zu bleiben. Vom Manafluß ging es nach dem Ufer des Diana, der durch das Thal Amariacopana (mit einem Dorfe gleiches Namens) sich zog; am Rande eines Sees, welchen dieser Fluß von seinem eigenen Wasser bildet, wurde Rast gemacht. Da sie alle sehr durchnetzt waren, so machte einer der Wegweiser Feuer, dadurch, daß er zwei Stöcke an einander rieb. Bei einer großen Flamme trockneten sie ihre Kleider. Der Anblick einiger Manaten von beträchtlicher Größe im See verursachte eben so viel Erstaunen als Schrecken; der Zug ward nicht ohne viele Mühe fortgesetzt. Noch hatte man eine halbe Tagreise bis zum Gebirg. Sir Walter schickte den Kapitän Keymis an Bord zurück, da er aus den Berichten des Kaziken schloß, daß er bei seiner Rückkehr dem Orinoko auf kürzerem Wege sich wieder nähern könnte; zugleich erging Befehl an die Galeasse, nach der Mündung des Cumana hinunter zu fahren, wo er sie erwarten würde, um der Mühe überhoben zu seyn, nach Putima zurückzukehren.

Am Fuß des Gebirges angelangt, traf Raleigh allerdings verschiedene Felsen von goldartiger Farbe; allein er konnte nicht mit Bestimmtheit ermitteln, ob sie wirklich das kostbare Metall enthielten, wie er es sich geträumt; es ward ihm zur Linken ein zweites Gebirge gewiesen, wo verschiedene Gattungen von Mineralien zu finden wären. Er hatte demnach blos den glänzenden Anblick desselben, und begab sich auf einem abgekürzten Wege nach dem Dorfe Ariacca, wo der Orinoko in drei Arme sich theilt. Bereits war die Galeasse, welche Keymis mit der erhaltenen Ordre nicht mehr erreicht, nach Cumana hinunter gesegelt. Er ließ daselbst zwei von seinen Leuten auf sie warten und da er sich vorgenommen hatte, wieder dahin zu kommen, so mußten die Kapitäne Thyn und Greenville mit der Galeasse abgehen. Nach diesem begab er sich auf den Weg nach dem Gebirge des Kaziken, und zwar über Emeriae, unweit des Flusses. Man mußte über den Fluß Cararopana gehen, welcher in den Orinoko sich ergießt und dessen vielfache kleine Eilande einen höchst angenehmen Anblick darboten. Gegen Abend traf man am Ufer eines anderen Flusses, Winicapara, ein, welcher ebenfalls mit dem Orinoko sich vereinigt.

Endlich stand das ersehnte Gebirge vor ihnen, in nicht sehr weiter Entfernung; da verwehrte die Ueber-

schwemmung gegen alles Erwarten des Kaziken, sich demselben zu nähern. Der Ritter mußte sich daher auch dießmal auf bloße Betrachtungen aus der Ferne beschränken; das Gebirg, welches die Gestalt eines Thurmes hatte, schien ihm mehr weiß als gelb; ein reißender Strom, der ihm entstürzte, und durch die unaufhörlichen Regengüsse noch mehr angeschwollen war, machte ein furchtbares Geräusch, das auf mehrere Stunden weit vernommen ward und das Gehör unserer Beschauer beinahe betäubte. Raleigh erinnerte sich nunmehr der brillanten Beschreibungen Berreo's, vom Schimmer der Diamanten und anderer Edelsteine in allen Theilen des Gebirges; er hegte freilich einige Zweifel an der Aechtheit derselben, doch überraschte ihn die ungewöhnliche Weiße, welche aus ihm hervorblitzte. Nach einiger Rast am Ufer des Winicapara und nach einem Besuch im Dorfe des Kaziken, von wo aus ihn dieser auf Umwegen nach dem Gebirge zu führen verhieß, zog der Ritter in Anbetracht der zahlreichen Schwierigkeiten, es vor, nach der Mündung des Cumana zurückzukehren, wo die Kaziken der Nachbarschaft mit allerlei Geschenken, enthaltend seltene Erzeugnisse ihres Landes, sich einfanden. Nach einigem Harren traf endlich auch der langerwartete Keymis wieder ein und nun schiffte Raleigh bis Toparimaca, wo er die Galeasse vor Anker traf, mit welcher er

sodann, unter mannigfachen Beschwerden, über 100 Seemeilen dem Laufe des Capuri folgend zurücklegte, und Trinidad wieder im Gesicht, bei Curiapana mit seinen übrigen Schiffen sich vereinigte.

Seine ferneren Beschreibungen von den Landschaften, die er auf der merkwürdigen Reise berührt, von den Völkern, welche er kennen gelernt, und ihren Sitten und Gebräuchen, enthalten des Merkwürdigen viel. Ganz besonders aber beschäftigten seine Phantasie die Goldstadt Manoa und das Reich der neuen Inka's in Guiana. Ueber dieses Land im Allgemeinen findet man nicht minder reichhaltige Aufschlüsse, denen freilich meist die Nachrichten seiner Freunde unter den Eingebornen zum Grunde lagen. Er stellte Guiana als eine Jungfrau hin, noch unberührt von Europäern; denn die schwachen Niederlassungen, welche sie an den Küsten des Nordmeers errichtet, verdienten, nach ihm, den Namen von Eroberungen nicht. Er setzte auseinander, daß niemanden, der auch nur zwei Bollwerke am Eingang des großen Landes errichtete, der Besitz desselben streitig gemacht werden könnte. Die innere Beschaffenheit, der Charakter und die Stimmung der Einwohner, die Schwierigkeit der Lebensmittel und andere Hindernisse, welche der gewaltsamen Zudringlichkeit der nach ihm so lüsternen Spanier sich entgegenstellten, wurden alle mit Scharfsinn und Sach-

kenntniß hervorgehoben. Eben so zeigte er am Schlusse seines Reiseberichtes die ungeheuren Vortheile und den riesenhaften Zuwachs an Macht für denjenigen Souverain, welcher mit Verstand und Kraft des Landes Guiana sich bemeistern würde. In diesem Falle würde eine zu London errichtete „Kommerzienkammer“ sicherlich der „Contractation“ zu Sevilla ebenbürtig Stich halten. Der Ritter unterließ auch nicht, zu mehrerer Beglaubigung der von ihm erzählten Thatsachen und mitgetheilten Nachrichten, eine Reihe aufgefangener Briefe seiner Denkschrift beizuschließen, worunter besonders der des Don Alonzo aus der großen Kanarischen Insel an den Handelsstand zu San Lucar Aufmerksamkeit erregte; in demselben war von der Entdeckung Manoa's oder El Dorado's ausführlich die Rede; eben so ein Schreiben Domingo de Vera's vom Patoflusse, 23. April 1593, datirt, und wie es allgemein hieß, an den König von Spanien selbst gerichtet; mit allerlei Details über die Provinz, und deren Goldreichthum, über die Versuche hineinzudringen und die von der nächsten Zukunft geschöpften Hoffnungen. Endlich kamen noch Zeugnisse anderer Art hinzu, um den Verdacht gegen die unglaublich scheinenden Schilderungen von Guiana zu bekräftigen, unter welchen namentlich dasjenige des Franzosen Francois de Cherbourg, genannt Boutillier, großes

Gewicht zu verdienen schien, da es die bestimmte Thatsache enthielt, daß man auf dem Wege ein mit zwei Millionen an Gold beladenes spanisches Schiff getroffen, welches, nach der eigenen Angabe des Befehlshabers, geradeswegs aus Nuevo Dorado gekommen, wo ein großer Ueberfluß daran zu treffen sey.

Die Beschreibung Raleighs erregte allgemeine Theilnahme und Bewunderung in England und verschafften ihm ganz die vorige Gunst bei der Königin wieder. Aber auch der Neid erwachte in seiner vollen Stärke und viele Höflinge und Staatsleute konnten nicht genug abrathen, irgend eine bedeutende Seemacht zu Abentheuern in so unbekannten und ungesunden Gegenden preis zu geben. Diese Leute behielten denn auch zuletzt wirklich die Oberhand und selbst die thätige Freundschaft der Cecils vermochte nicht die rege gemachten Bedenklichkeiten der Königin zu besiegen. Sir Walter schien diesen gewaltig Klugen allzu vermessen und unvorsichtig; auch war auf geschickte Weise die Glaubwürdigkeit seiner Berichte in Zweifel gezogen worden; man stellte sie als Uebertreibungen, als Mährchen hin, berechnet auf die leicht verführbare Einbildung der Menschen und ihren Reiz für Ungewöhnliches und Neues und ebenso auch gegründet auf den Ehrgeiz des Ritters, dem keine Auszeichnung hinreichend, kein Ruhm ersättigend mehr schien.

Raleigh kam in Verzweiflung; allein er gab seine Sache nicht verloren, sondern bestürmte die Königin und den Geheimenrath mit neuen Vorstellungen und entwickelte seine Vorschläge mit solchem Scharfsinn und mit solcher Klarheit, daß denn doch zuletzt Bedacht darauf genommen wurde. Die Neider verstummten, und noch mehr, als er sich erbot, auf eigene Kosten die nöthigen Schritte für die Fortsetzung seines so glücklich begonnenen Unternehmens zu thun.*)

---

*) Hakluyt (bei Harris. I. 208. sq.) drückt sich über Sir Walters damalige Zustände vor und nach der Guianafahrt mit der ihm eigenen Begeisterung für den Ritter, folgendermaßen aus: The speaking of this southern settlement brings us back to Sir Walter Raleigh, a Gentleman whose name must often occur in all Books that any way relate to English History, and whose memory will be ever celebrated by such as can distinguish any kind of worth; for he had all and excelled in all. Amongst the rest, the compleatest Courtier of his time, which perhaps drew upon him more envy than all his other great qualities; and I am induced to think so from the nature of those calumnies by which he was most hurt; for though deeply malicious, they were so indifferently forged, that they could not bear the least inspection; so that notwithstanding they cost him his favour often, and his life at last, from the credulity of princes, yet they never had any effect upon his reputation with wise men in his life-time, nor have injured his reputation in the least with posterity.

Zwei Schiffe, das „Vergnügen“ und der „Entdecker“, wurden demnach ausgerüstet und Kapitän Keymis, ein sehr zuverlässiger, in Raleighs Ideen völlig eingedrungener Seemann, erhielt den Befehl über dieselben. Es lag dem Ritter nicht nur allein daran, sein Werk nicht halb zu vollenden, sondern ein Gefühl von männlicher Ehre gebot ihm auch, das den Eingebornen Guiana's gegebene Wort zu halten, welches darin bestanden hatte, ihnen die gehörigen Mittel zu ver-

---

He was always useful to his country, but most so when he had least credit at court. At such times he did not relinguish business to go and hide himself in country retreats, and thence write pitiful letters and poems to screw himself again into the affections of the Queen his Mistress, as some other of her great men did, and which he could have done better than any of them; nor did he form intrigues against her Ministers, and force himself into power and his sovereign's presence; but he took another Road peculiar to, and worthy of Sir W. Raleigh: He applied himself to contrive, and not to contrive only, but to execute, such great and glorious entreprizes, as raised his fame so high, that the whispers of envy could no longer be heard: and when the Queen recalled him to her favour, it never appeared as an act of grace, but as a stroke of justice; so that after these recesses, he shone at court with double lustre, and his Mistress, haughty as she was, could not help appearing upon these occasions proud of the possession of such a man, and shamed of his absence.

schaffen, wodurch sie von der Tyrannei der Spanier sich befreien könnten.

Kapitän Keymis entledigte sich seiner Sendung auf das glücklichste und gab nach seiner Rückkehr ebenfalls eine Beschreibung im Drucke heraus, durch welche alle Berichte Sir Walters über seine eigene Entdeckungsreise bestätigt und die Verläumdungen seiner Feinde Lügen gestraft wurden.*) Die Ursachen, welche die Unternehmung des Ritters nicht minder, als die des Spaniers Berreo fehlschlagen ließen, waren mit Genauigkeit und Freimüthigkeit angegeben. Keymis, welcher seine Beschreibung Ersterem zueignete und selbst in lateinischen Versen ihn verherrlichte, blieb fortwährend von dessen Ideen über Guiana eingenommen, und sowohl er selbst (in einem Briefe an Lord Howard) als Raleigh und er gemeinsam kamen beharrlich auf die Nothwendigkeit von Handelsgesellschaften zur Ausbeutung des Entdeckten am Orinoko zurück, welcher Strom eine Zeit lang Sir Walter'n, als angeblich erstem Auffinder, zu Ehren Raleana genannt wurde. Keymis betheuerte: er wolle gern sein ganzes noch übriges Vermögen, ja sein Leben

*) Lawrence Kemeys: A relation of the second voyage to Guiana, performed and written in 1596. (Hakluyt Voyages III.) Allg. Gesch. d. Reisen. XVI.

selbst an die Sache wenden. Um die Ungläubigen zu bekehren, machte er eine detaillirte Schätzung des Gewinns bekannt, welcher aus den Marcassirten und andern Edelsteinen von Guiana gezogen worden. „Diese Rechnung — ruft ein Berichterstatter über die Reise des Keymis aus, — ist erstaunenswerth, wenn man sie nicht übertrieben hat. Man zog, sagte K., bei einer Probe aus einer Tonne von Steinen den Werth von 12—15,000 Pfd. Sterl., aus einer andern Tonne noch einmal so viel, und 8 Pfund 6 Unzen Gold aus einem Zentner Goldstaub. Er ruft Jedermann zu Zeugen an und nennt die Probirer. Man kann hier wohl nichts beisetzen, als daß die Franzosen, Holländer, Spanier und Portugiesen, welche heutiges Tages die verschiedenen Theile von Guiana besitzen, großes Unrecht haben, die Quelle so vieler Reichthümer zu vernachlässigen. Keymis, welcher noch eifriger war, als Raleigh, durch verdrießliche Erfahrungen aber die mit der Sache verbundenen Schwierigkeiten kennen lernte, begriff, daß die Eroberung von Guiana eine ganz andere Macht erforderte, als die einer einzelnen Gesellschaft; darum brachte er all sein übriges Leben damit zu, die obersten Behörden zu vermögen, daß sie die Macht des Staates hiezu verwenden möchten.

Leider blieb auf ihnen beiden, Raleigh und Key-

mis, fortwährend der Verdacht der Täuschung, einer absichtlichen oder selbst erlittenen, auf jeden Fall aber der Vorwurf der Uebertreibung und der Abentheuerlichkeit, da das Geschilderte und Verheißene die gewöhnlichen Begriffe überstieg. Ausserdem war die Regierung in Europa selbst so hinreichend beschäftigt, daß ihr für Unternehmungen jenseits des Weltmeeres, wenigstens für jetzt, kein Spielraum übrig blieb.

Die Periode nach diesen Entdeckungsreisen brachte übrigens unserem Ritter auf andere Weise einen reichen Zuwachs von Kredit und Ruhm, in dem berühmten Kriegszuge der englischen Flotte, unter den Grafen Essex und Howard, wider Cadiz, im Jahre 1596. Zu Anfang des Julius waren diese beiden Admiräle unter Segel gegangen und am 20. im Angesichte von Cadiz eingetroffen. Der Großadmiral (Howard) hielt einen unmittelbaren Angriff auf die Stadt und deren Eroberung für die erste und dringlichste Maaßregel, aus dem Grunde, damit die Flotte nicht dem Feuer des Geschützes im Hafen, von den Mauern der Stadt und den Batterien der Schlösser, welche dieselbe schützten, ungemein blos gestellt würde. Die Mehrheit des Kriegsrathes stimmte dieser Ansicht bei und somit bereitete man sich zu ungesäumter Ausführung der Maaßregel.

Als Sir Walter, welcher durch Unpäßlichkeit ver-

hindert worden war, den Berathungen beizuwohnen, dieß erfuhr und die Boote des Grafen bereits in die See stechen sah, beeilte er sich, diesen letztern von der Unzweckmäßigkeit des gefaßten Beschlusses zu belehren und auf die Nothwendigkeit hinzuleiten, vor Allem andern der Gallionen und Schiffe im Hafen sich zu bemeistern. Seine Gründe überzeugten Essex und er bat ihn, dem Großadmiral ebenfalls die unmittelbare Landung zu widerrathen. Raleigh gewann es auch wirklich über Lord Howard, daß zuerst ein Versuch gegen den Hafen und die daselbst stationirte Seemacht ausgeführt werden sollte. Als der Graf dieses Resultat erfuhr, warf er mit dem freudigen Ausrufe: „Entramos!“ seinen Hut in die See und gab Befehl, die Anker zu lichten. — Nunmehr händigte der Ritter dem Großadmiral eine Zeichnung ein, welche den Plan enthielt, nach welchem, seiner Meinung nach, das Treffen am zweckmäßigsten begonnen werden sollte. Zwei große Yachten sollten vor allem andern die Hauptgallione zu entern trachten, von welcher aus das lebhafte Feuer auf die englische Flotte unterhalten worden war. Der Plan fand Billigung und die beiden Admiräle übernahmen es, das Gros der Flotte selbst anzuführen; Walter Raleigh aber erhielt den Befehl über den „Warspight“, eines der ältesten und wichtigsten Kriegsfahrzeuge, und zwar an der Spitze

des Vortrabs, welcher in den Hafen eindringen sollte, und aus folgenden Schiffen bestand: „Die Maienrose“ (unter Kapitän George Carew), „der Löwe“ (unter Ritter Robert Southwell), „der Regenbogen“ (unter Ritter Francis Vere), „der Swiftsure“ (unter Kapitän Croß), der Dreadnought“ (unter Ritter Conyers Clifford), und der „Nonpareil“ (unter Kapitän Dudley). Auf sie sollten die Yachten und sodann die von der City gemietheten Schiffe folgen. Lord Thomas hatte sein eigenes Schiff, „Mère-Honneur“, verlassen und an Bord des „Nonpareil“ sich begeben.

Alle diese klugen Anordnungen gewannen jedoch kein Resultat, da der Kriegsrath über die Einzelnheiten in Aufstellung der Schlachtordnung nicht einig werden konnte, und der Abend überraschte ihn, ohne daß die beabsichtigte Schlacht eröffnet worden wäre.

Mit Anbruch des Tages (22. Juni) lichtete Raleigh, des Zögerns mehr als überdrüssig, die Anker und rückte gegen die spanische Flotte an. Siebzehn Galeeren derselben lagen unter den Mauern der Stadt, gerüstet, die einlaufenden Schiffe der Britten mit Nachdruck zu beschiessen, auch den Angriff auf die Gallionen zu paralysiren, auf welchen man bei Zeiten sich gefaßt gemacht hatte. Das Geschütz des Fortes San Felipé, in Verbindung mit den Kanonen auf der Cortine der Stadt und einigen Feldschlangen, hat-

ten die Bestimmung, den Kanal rein zu halten. Als der spanische Admiral die Bewegung Raleighs wahrnahm, stellte auch er mit einer bedeutenden Anzahl von Kriegsschiffen, Gallionen, Fregatten und andern Fahrzeugen sich auf. Ein Theil dieser Schiffe legte sich unter dem Fort Puntal, in einem engen Gewässer des Hafens, Puerto Real zu, vor Anker. Den rechten Flügel bildeten drei Fregatten und zwei portugiesische Gallionen. Die sogenannten Agrosien und 17 Galeeren waren in solcher Weise aufgestellt, daß sie auf die Britten, im Augenblicke ihres Eindringens in den Hafen, mit Erfolg spielen konnten. Hinter ihnen lag der Admiral, der Vice- und der Contre-Admiral von Neuspanien, mit dem Gros der Flotte.

Die Spanier versprachen sich von der Uebermacht ihrer Seekräfte einen sichern Sieg. Ihre Linie dehnte sich gleichsam wie eine Brücke über das enge Gewässer, von einem Ende zum andern aus und war durch das Fort Puntal geschützt.

Sir Walter wurde daher von dem Forte San Felipe, den Kanonen der Cortine und sämmtlichen Galeeren zu gleicher Zeit bedrängt; aber er zeigte so geringe Furcht vor den Feinden, daß er, als ginge es zu einem Festmahl, Trompetermusik spielen und nicht einmal eine Kanone abfeuern ließ. Die ihm folgenden Schiffe dagegen begannen alsobald ein mörderisches

Feuer auf die Galeeren, daß diese schleunigst nach den Rudern griffen und sich den Gallionen zu, in dem Enggewässer, heraufzogen. Als sie nun an Raleigh vorbeisegelten, erhielten sie von ihm mehrere Lagen, und der Ritter rückte sofort gegen die Kriegsschiffe San Felipe und San Andrea an, wenig bekümmert über die Kräfte derselben. Lord Th. Howard legte sich neben ihm vor Anker; dasselbe thaten Sir R. Southwell mit dem „Löwen“ und der „Dreadnought“ und die „Marienrose“ auf beiden Seiten. Der „Regenbogen“ lag dem Fort Puntal zur Seite. Drei Stunden lang unterhielten sie ein gemeinschaftliches Feuer.

Die Eitelkeit des Grafen Essex, welchen es schmerzte, nicht mit in dem Treffen sich zu befinden, und welcher befürchtete, seinen Antheil an den Trophäen des Tages zu verlieren, bewirkte, daß der herrlichste Theil derselben verloren ging. Auf den Donner der Kanonen hin kam nemlich der Graf, gegen 10 Uhr Vormittags, mit vollen Segeln durch die Flotte gezogen und stellte sich an der Spitze der Schiffe, die auf der linken Seite des Warspight lagen, dem Ritter Raleigh so nahe als immer möglich. Dieser, dem Feinde jetzt am meisten ausgesetzt und fast ganze ohne Unterstützung von der Hauptflotte, empfand darüber lebhafte Unruhe. Nach länger angedauerter Kanonade auf die großen feindlichen Fahrzeuge bestieg er endlich

ein Boot, begab sich an Bord des Admiralschiffs und ersuchte den Oberbefehlshaber, in höflichen aber ernst betonten Worten, ihm die versprochenen Yachten zu schicken, damit er mit denselben die spanischen Schiffe entern könnte; sollte dieß unterbleiben, so stehe sein Entschluß fest, mit dem königlichen Kriegsschiff allein die Maaßregel auszuführen, indem es ihm dann gleichgültig seyn dürfte, in den Grund gebohrt oder verbrannt zu werden; denn eines von beiden werde in diesem Falle unfehlbar sein Schicksal seyn.

Lange bestand Raleigh den ungleichen Kampf mit dem spanischen Admiralschiff und die Yachten kamen, durch unverzeihliche oder absichtliche Säumniß Howards und Essex's, nicht; er schickte sich demnach wirklich zur gefahrvollen Enterung an; aber der feindliche Oberbefehlshaber merkte sein Vorhaben und lief mit zwei größeren Schiffen auf den Strand. Sie wurden alsogleich verbrannt und nur ein paar andere, mit denen sie ein Aehnliches thun wollten, wurden durch die Thätigkeit der Engländer gerettet. Diese übten an der gefangenen Mannschaft Erbarmen, wogegen ihre Bundesgenossen, die Holländer, welche das noch frische Andenken an die zahlreichen Grausamkeiten der Spanier in ihrem Vaterlande mit den Furien blutdürstigen Wahnsinns verfolgte, mitleidslos alles niederhieben, was ihnen in die Hände fiel, bis daß es Raleigh

und dem Großadmiral endlich gelang, dem Blutbade Einhalt thun zu lassen.

Ein solches Ende nahm die ungleiche Seeschlacht von 7 englischen gegen 71 spanische Schiffe. Die Eroberung der Stadt Cadix war jetzt ein Leichtes und mit ihr die Zerstörung aller noch vorhandenen Seemacht; allein der Ungestüm und die Zuchtlosigkeit der Sieger brachte sie um eine der Hauptfrüchte des Tages. Schon war Raleigh, dem der Lorbeer desselben vor allen Anderen gebührte, trotz schwerer Wunden, ans Land gestiegen, als er das betrübende Schauspiel wahrnahm und, die Sache, deren Gewinn noch kurz zuvor so ganz in den Händen lag, für verloren erkennend, wiederum nach der Flotte zurückkehrte.

Am folgenden Morgen bat er den Großadmiral dringend, Befehle zu ertheilen, daß die nach West-Indien bestimmte Flotte verfolgt würde. Sie lag bei Puerto Real und ein einziger kühner Angriff konnte sie mit einemmale vernichten. Allein die Admirale, denen blos Cadix und die Leute darin vor Augen schwebten, entsprachen seinem Wunsche keineswegs; ja, sie sendeten ihm nicht einmal Bescheid. Der Handelsstand von Cadix und Sevilla schwebte während dieser Zeit über das Schicksal jener Flotte in so großer Unruhe, daß er sogar zu einer Summe von zwei Millionen Piaster sich anheischig machte, wenn man

unbeschädigt sie ziehen lassen wollte. Mitten in den Unterhandlungen hierüber, und während die schönste Zeit zur Vernichtung der Flotte oder zum Gewinn einer ungeheuren Summe unbenutzt verstrich, faßte der Herzog von Medina-Sidonia einen beherzten Entschluß und ließ selbst die ganze Flotte verbrennen, um den Engländern jegliche Beute zu entziehen. Dieses Schicksal hatte auch der größte Theil der Kriegsflotte. Die Sieger plünderten und brandschatzten nun, die höheren Interessen ganz aus den Augen verlierend, das wehrlose Cadix nach Herzenslust. Raleigh aber, welcher eine treffliche Beschreibung des Zuges und der Ereignisse vor dieser Stadt geliefert hat, bemerkt, indem er die Vertheilung beschreibt, mit bitterer Ironie: „Ich für meinen Antheil, erhielt nichts als ein lahmes und ungestaltes Bein, und was das Uebrige betrifft, so meldete ich mich zu spät, oder es war schon darüber verfügt. Man gab mir schöne Worte genug; meine Hauptbeute aber blieben Armuth und Schmerzen!“ *)

Der Graf von Essex, welcher sicherlich nur theilweise zu den Erfolgen bei Cadix beigetragen und an dem Verluste der reichen spanischen Handelsflotte die größte Schuld hatte, suchte gleichwohl alle Ehren für

*) Die Beschreibung ist dem in London 1700 erschienenen Auszug aus seiner Weltgeschichte angehängt.

sich allein zu ärndten. Er schob alles auf die Matrosen und das Benehmen anderer Befehlshaber, die er denn wirklich auch nach seiner Zurückkunft förmlich verklagte. Allein Elisabeth, welche den Charakter ihres Lieblings bereits näher zu kennen Gelegenheit gefunden und seit einiger Zeit über sein Benehmen Mißvergnügen empfunden hatte, handelte als Königin, mit Rückhalt und Vorsicht. Sie ließ die ganze Geschichte des Zuges und des Kampfes genau untersuchen, und, indem sie seinen Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen schien, zeichnete sie Walter Raleigh, dessen hoher Werth neuerdings lebendig vor ihr stand und zu dessen Gunsten seine Wunden, seine Berichte und die einstimmigen Zeugnisse Dritter sprachen, durch eine glänzende Anerkennung aus, die den eifersüchtigen Grafen in Verzweiflung setzte. Gleichwohl war sie, ihren Herzensgefühlen wiederum Raum verstattend, schwach genug, Essex schon im folgenden Jahre einen neuen Oberbefehl über die Flotte anzuvertrauen, deren Bestimmung so überaus wichtig war. *)

Philipp II. sann darauf, sich für den Schaden zu rächen, welcher bei Cadix ihm zugefügt worden, und ließ alle Schiffe, die ihm noch übrig geblieben, so wie auch die Kauffahrteischiffe der Oesterlinger

*) Keralio: Vie de la Reine Elisabeth. V.

in dem Hafen von Lissabon sich sammeln. Unter Don Martino de Padilla's Befehl stachen sie sofort in die See, hatten aber, theils durch Klippen, theils durch die Engländer, ein nicht minder trauriges Schicksal, als die frühere Flotte.

Walter Raleigh, eine Zeit lang wieder blos mit dem Schicksale Guiana's und frischen Ausrüstungen dahin beschäftigt, ward alsbald von Neuem in das Gewühl der englisch-spanischen Seekämpfe gerissen. Ein Zug nach Südamerika ward in dem Kriegsrathe zu London, welchem er mit beiwohnte, beschlossen und auch auf diesem erwarb er sich glänzende Lorbeeren genug, die alle Eifersucht des Grafen Essex ihm nicht verdunkeln konnte. Die Beiden leiteten zwar gemeinschaftlich das Ganze; allein Essex, welcher den ersten Befehl führte, vereitelte stets die besten Anschläge durch seine anerkannte praktische Untüchtigkeit, während persönlicher Muth und ritterlicher Sinn ihm durchaus nicht abgesprochen werden konnten. Die Zwistigkeiten unter ihnen übten natürlich einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Hauptoperationen. Dann kam noch ein Unglück hinzu, welches Raleigh im Meerbusen von Biscaya widerfuhr und von der Flotte ihn trennte. Als der Schaden ausgebessert, und er beim Kap de la Roque, unfern Lissabon, eintraf, fand er eine Reihe von Schiffen und kleineren Fahrzeugen, die zur

Flotte gehörten und nach den Azoren übergebracht wurden.

Statt dem Ritter Dank für seine Bemühungen zu wissen, nahm Graf Essex solche als eine Kränkung seiner Seemanns-Ehre auf und beschuldigte jenen, daß diese Schiffe, aus partheiischer Anhänglichkeit an Raleighs Person, oder wohl auch insgeheim von diesem instruirt, ihren Großadmiral verlassen und auf die Wiederankunft des Contreadmirals gewartet hätten. Sir Walter setzte dieser Beschuldigung die nackte Thatsache entgegen, daß der Graf selbst jene Schiffe nach dem Felsen von Lissabon beordert und er einfach seine Schuldigkeit gethan habe, sie, sobald er sie getroffen, dem Oberbefehlshaber wieder zuzuführen. Der Graf schien besänftigt und zufriedengestellt. Aber Neid und Widerwillen kochten gleichwohl unaufhörlich in seinem Innern und bald ergab sich ein neuer Anlaß, die Entzweiung der Beiden scharf hervortreten zu lassen.

In einer Sitzung des Kriegsrathes war der Beschluß gefaßt worden, eine gemeinschaftliche Landung auf der Insel Fayal zu unternehmen. Der Ritter, welcher, der Abrede gemäß, vorausgesegelt war, harrte vier Tage lang auf den Grafen, im Angesichte der Insel; endlich, da gar keine Nachricht von ihm eintraf, entschied sich sein Spezial-Kriegsrath dahin, daß auf

die Persönlichkeit des säumigen Admirals weniger Rücksicht genommen werden dürfte, als auf die Ehre der Nation, die hier kompromittirt werde. Der Entschluß ward alsbald und zwar mit Glück ausgeführt. Als nun bald darauf der Graf ebenfalls erschien, gerieth er durch den Anblick der ohne ihn vollbrachten Waffenthat in solche Wuth, daß er mehrere der tapfersten Offiziere, welche hauptsächlich dafür gestimmt, trotz ihrer dabei erworbenen Verdienste, geradezu ihrer Stellen entsetzte und sogar daran dachte, den Ritter Raleigh selbst vor ein Kriegsgericht zu stellen, ja ihn, als Uebertreter der militärischen Subordination und Gesetze, hinrichten zu lassen. Allein die Stimmung der Truppen widersetzte sich solch' einer Gewaltmaasregel und Lord Howard trat zwischen den Beiden als Vermittler auf. Sir Walter that dem Grafen eine Art Ehrenerklärung und Entschuldigung, „daß er — wie Campbell sich ausdrückt — so viel gethan, ehe jener das Geringste hatte thun können." Bald darauf wurden auch die abgesetzten Offiziere wieder begnadigt. Um seine völlige Aussöhnung mit dem Ritter noch glaubwürdiger zu machen, speiste er allein an Bord des Schiffes dieses Letztern. *)

*) Vgl. den anziehenden: „Report of the trueth of the fight about the Isles of Açores, the last of August 1591,

Der Graf von Essex fuhr fort, auf diesem Zuge Fehler über Fehler zu begehen und seiner verkehrten Anführung schrieb man allgemein das Mißlingen der Plane wider die spanisch-westindische Flotte zu. Raleigh hatte wenigstens den Vortheil, einige bedeutende Prisen zu machen, woraus seiner Mannschaft der rückständige Sold bezahlt werden konnte, und seine seemännische und soldatische Ehre gerettet zu haben. Eine reiche Karake, die aus Brasilien gekommen war und auf welche er bei San Miguel gewartet, war ihm durch die Unbesonnenheit eines holländischen Schiffkapitäns entgangen, welcher der erhaltenen Ordre zuwider losgefeuert und den spanischen Befehlshaber dadurch auf den Hinterhalt aufmerksam gemacht hatte, in welchem Sir Walter sich aufgestellt. Als jener nun sah, daß er nicht entrinnen konnte, flüchtete er unter die Kanonen von Punta Delguada, ließ das Schiff auf den Strand laufen und, nachdem er die Ladung selbst in Sicherheit gebracht, verbrennen.

Der Graf kam in England wieder an, ohne den Ruhm, eine einzige bemerkbare That vollbracht zu

---

betwixt the Revenge, one of her Majesties shippes, and an Armada of the King of Spaine, penned by the honourable Sir Walter Ralegh Kneight," bei Hakluyt II. 169. der Londoner Edit. von 1599.

haben, wohl aber mit den Vorwürfen Vieler über mehrfache verdrießliche Ereigniſſe zum Nachtheil der Brittiſchen Flotte belaſtet. Er ſuchte, wie gewöhnlich, durch allgemeine Ausflüchte und Beſchuldigungen Anderer, namentlich Raleighs, das öffentliche Urtheil wider ſich zu mildern, ja irre zu führen. Und wirklich partheiete ſich die öffentliche Meinung zwiſchen ihnen, ebenſo wie der Hof. Die Feinde des Grafen warfen dieſem Stolz und Unwiſſenheit vor; die Feinde Raleighs, welchen ſein ſtolzer, kernhafter, ſatyriſcher Charakter aus andern Gründen noch mehr, als die höfelnden Manieren des Erſteren, zuwider war, erklärten ihn für einen Vaterlandsverräther, — aus welchem Beweggrunde — finden wir nicht beigefügt. Die Intriguanten und die Maſſe, welcher Eſſex mit vieler Feinheit zu ſchmeicheln und ſich als Mann des Volkes mittelſt anziehender Manieren und verſchwenderiſcher Großmuth hinzuſtellen wußte, prieſen ſeinen Edelmuth, während ſie, in geradem Gegenſatze zur Wahrheit, dem Ritter Eigennutz und Mißgunſt vorwarfen, welche ſeiner Seele fremd waren; ſie ſprachen alſo gegen dieſen. Die erfahrenen Männer, die aufgeklärten Patrioten, die Intelligenzen und Talente dagegen, welche, was dem Staatsſchiff Englands in ſo vielen Stürmen noth that, beſſer erkannt hatten, ergriffen Raleighs Parthei, und dieſer

Parthei fiel Elisabeth selbst zu, welche hierin mit seltener Unbefangenheit verfuhr, da ihr Herz mehr für den Günstling, als für dessen Widersacher sprach. Sie drückte diese ihre Ansicht auf eine ziemlich in die Augen springende Weise aus und Raleighs Ansehen war befestigter als je.

Als die Waffen ruhten, warf derselbe sich wieder in das parlamentarische Leben, und er wußte dabei, da die Interessen des Volkes und der Krone bisweilen sich sehr zu streifen schienen, mit seltener Gewandtheit den Repräsentanten des ersteren und den Bediensteten der letzteren in sich zu vereinigen. Er trat, wo es immer dienlich war, vermittelnd zwischen den Beiden auf, und verhinderte durch das Ansehen, welches er bei der Königin genoß, die Vorlegung unpopulärer Anträge und Gesetzesvorschläge, während er durch das Gewicht, welches er im Haus der Gemeinen besaß, den Geldforderungen der Regierung Annahme verschaffte. Das Bergwesen, den Ackerbau und die Sache der ärmeren Volksklassen unterstützte er bei vielen Anlässen mit warmem Eifer, während er andererseits unvernünftige und ungereimte Beschwerden in's gehörige Licht zu stellen und egoistische Zudringlichkeit fern zu halten wußte. Dadurch stieg sein Ruf auch in den innern Angelegenheiten bei der Nation, wiewohl die Zahl seiner Gegner, durch Esser's Ränke und Verläumdun-

gen wider ihn thätig erhalten, noch immer groß genug blieb und manche seiner edelsten Bestrebungen in falschem Lichte dargestellt wurden.

Im Jahr 1599 vertauschte er die Beschäftigungen des Friedens wiederholt mit denen des Seekrieges. Bei Ausrüstung der großen Flotte, womit Elisabeth ihren Feinden für einige Zeit Ehrfurcht einzuflößen gedachte, erhielt er, wie zuvor, die Stelle des zweiten Admirals; da jedoch auch innere Feinde das Reich bedrohten und der Rathschlag weiser Männer gegen die Anstrengungen derselben eben so nöthig war, als die Tapferkeit bewährter Seehelden gegen die äußeren, so rief ihn die Königin schon nach Ablauf eines Monats wieder zurück, nachdem er noch kurz zuvor, gemeinschaftlich mit Lord Cobham, mit einer diplomatischen Mission an den Prinzen Moritz von Oranien beauftragt worden war. Im folgenden Jahr (1600) ernannte sie ihn zum Statthalter der Insel Jersey mit einem Abzug von 300 Pfund von der Jahresbesoldung zu dringenden Staatsbedürfnissen.

Als im folgenden Jahre die tragische Geschichte mit Graf Esser vorfiel, hatte Sir W. Raleigh das Unglück, eine Hauptrolle dabei zu spielen. Esser war schon im Jahr 1598 mehrmals in Gefahr gestanden, die königliche Gunst zu verscherzen und hatte, als er einst, in einer lebhaften Unterredung mit der Monar-

chin über die Wahl eines Statthalters von Irland allzu frei und ehrfurchtvergessen sich heraus ließ, von Elisabeth eine Ohrfeige, mit begleiteten Ausdrücken, die für seine Mannswürde höchst empfindlich waren, empfangen. Der Graf, statt sich zu demüthigen, wagte, durch die Beleidigung auf's höchste entflammt und an den Degen schlagend, die unbesonnene Aeußerung: er würde nicht einmal von Heinrich VIII. selbst so etwas geduldet haben; und entfernte sich darauf vom Hofe. Der Kanzler Egerton, welcher ihm befreundet war, suchte ihn zu reuigem Selbstgeständniß seines Vergehens zu bestimmen und dadurch mit der Königin auszusöhnen; er erinnerte ihn, nicht seinen Feinden diesen Triumph zu gönnen und seine Freunde so sehr zu betrüben. Allein Esser antwortete ihm in einem Briefe: eine Beleidigung, die von einer Dame käme, sey verzeihbar, wenn aber diese Dame eine Fürstin, tödtlich. Wie man ihn, da ihm die niederträchtigste aller Beschimpfungen widerfahren, durch Gründe der Religion zu einer Abbitte vermögen wollen könne? „Dringt denn — fuhr er fort — die Religion wirklich darauf, daß ich es thue? Fordert Gott es, und ist es Gottlosigkeit, es nicht zu thun? weßhalb? Können Fürsten nicht irren? Kann den Unterthanen nicht Unrecht geschehen? Ist eine irdische Macht unendlich? Verzeihen Sie mir, Mylord; d i e s e n Grundsätzen bin ich

niemals im Stande beizupflichten. Salomons Narr mag lachen, wenn er geschlagen wird. Diejenigen, welche ihren Vortheil bei Fürsten suchen, brauchen keine Empfindlichkeit über empfangene Beleidigungen zu zeigen; laßt die eine unumschränkte Macht auf Erden anerkennen, welche an kein unendliches Wesen im Himmel glauben."

Diese letzten Stellen, welchen noch mehrere andere zum Schlusse folgten, galten Walther Raleigh, den er und Andere seiner Anhänger so ziemlich im Verdachte des Atheismus hielten, da der Ritter über religiöse und kirchliche Punkte mit großer Klarheit und Freiheit sich auszusprechen liebte.

Die Freunde des Grafen waren unvorsichtig genug in ihrer Eitelkeit über den muthigen Sinn desselben diesen Brief in Abschriften herumgehen zu lassen. Nichts desto weniger kam Esser wieder zu Hulden und der Tod des Staatssekretairs Wilhelm Cecil, Grafen von Burleigh, der so viele Jahre hindurch mit unbeugsamem Sinne und blindergeben den Interessen Elisabeths das Steuer geführt, befreiete ihn wenigstens von einem seiner Hauptfeinde. Der allergrößte aber war seine eigene Unbescheidenheit und Rücksichtslosigkeit. Der Graf gefährdete seinen Ruf, sein Ansehen

und Alles während seiner Lord-Statthalterschaft von Irland, indem die Empörung von 1599 in diesem Lande, durch seine unglückliche Kriegsführung und den schimpflichen Frieden mit Tyrone, an Kräften zunahm. Er rechtfertigte ganz die geringen Erwartungen seiner Gegner bei Hofe von dem Ausgange. Die Cecils, Cobham, Nottingham und Walther Raleigh hatten der Sendung Esser's durchaus keine Hindernisse in den Weg gelegt, sondern vielmehr satyrisch mit in die Lobsprüche eingestimmt, welche die zahlreichen Freunde und Verwandten desselben von seinem hohen Geiste, seinen schönen Gaben, seinem Heldenmuthe, seiner unbegränzten Großmuth und seiner edlen Geburt verbreitet. „Es mißfiel ihnen" schreibt Hume, der Gegner der Freunde Elisabeths *) „auch nicht, die starke Liebe zu bemerken, welche das Volk überall für ihn zeigte. Diese klugen Staatsmänner hatten sein Gemüth studirt; und da sie fanden, daß sein offener und unerschrockener Muth, wenn er, durch Widerstand, Mäßigung und Zurückhaltung lernte, unüberwindlich werden mußte, so entschloßen sie sich lieber, diesen Segeln vollen Wind zu lassen, indem sie schon allzusehr gespannt waren, und ihn Gefahren entgegenzutreiben, woraus er sich so wenig zu machen schien.

*) Gesch. der Elisabeth. VII.

Um nun seine Unbesonnenheit desto mehr zu benützen, stellten sie Kundschafter aus über alle seine Handlungen, und sogar über seine Aeusserungen, und es konnte nicht fehlen: sein heftiger Muth, welcher so lange er am Hof und in Mitte seiner Nebenbuhler verweilte, keine Verstellung kannte, mußte, als er sich von lauter Freunden umringt glaubte, zu Argwohn und boshaften Deutungen nur allzusehr Stoff darbieten."

Essex, von der schweren Ungnade in Kenntniß gesetzt, welche ihn, nach dem Mißlingen seiner kriegerischen Maaßregeln in Ireland, bei der Königin bedrohte, faßte einen verzweifelten Entschluß, wozu ihn das von einem früheren Günstling derselben, Graf Leicester, gegebene Beispiel in ähnlichem Falle ermuthigte. Kaum in London angekommen, eilte er, schweißtriefend und staubbedeckt, wie er war, nach dem Pallaste, und drang, der geheimen Zugänge wohl kundig, durch eine Nebenthüre ohne weiteres in das Schlafgemach der Königin ein. Er fand dieselbe gerade aufgestanden und vor dem Spiegel, mit halb entblößter Brust, die langen, dichten blonden Haare ordnend, welche, einst ein so reichhaltiger Stoff zu Panegyriken für Günstlinge und schmeichlerische Dichter, ihr über das Antlitz herunter hiengen. Indem er sich anstellte, als ob die heftigste Sehnsucht der Liebe und Reue zugleich ihn angetrieben, umfaßte er ihre Kniee

und wußte durch erheuchelte Thränen, Schwüre und Schmeicheleien das weibliche Herz so sehr zu rühren, daß der Augenblick, sein Recht behielt, eine zärtliche Umarmung die Scene schloß und volle Amnestie für alles Geschehene ihm zu Theil ward.

Allein der Sieg des Augenblickes war auch nur ein Werk des Augenblicks; kaum hatte die Schwäche der Frau, welche mit den Jahren mehr gewachsen denn gemindert schien, ihre Befriedigung erhalten, als der Verstand der Königin über die letzten Vorfälle von Neuem ernsthafte Betrachtungen anstellte und den Grafen mehr als strafbar fand. Noch am Nachmittag desselben Tages, der ihn in den Armen der Gebieterin erblickt, zeigte sie ihm diese Gesinnung in ihrer ganzen Strenge. Er fand bei der Hofgala frostigen Empfang, erhielt sogar Arrest und mußte mehrere Verhöre vor dem Geheimen Rath über sein Benehmen in Irland und allerlei andere ihm vorgeworfene Punkte bestehen. Diese Sinnesänderung griff das stolze Herz des Grafen so heftig an, daß er in eine schwere Krankheit verfiel. Elisabeth fühlte wieder Mitleid und erklärte, alles Geschehene sey blos eine mütterliche Strafe für die Aufführung Essex's und berechnet auf seine Besserung gewesen. Er ward auf ihren Befehl von acht der tüchtigsten Aerzte zugleich ge-

pflegt. Mehrmals vergoß sie sogar Thränen über seinen betrübten Zustand.

Hume behauptet nun, diese Zeichen der erneuerten Liebe hätten, als sie bekannt geworden, der Parthei, welche wider den Grafen sich erklärt, eine sichtbare Unruhe erregt, und besonders Sir Walter Raleigh, den heftigsten und ehrgeizigsten seiner Feinde, so sehr angegriffen, daß er ebenfalls von einer schweren Krankheit überfallen worden und die Königin genöthigt gewesen sey, für seine Wunde dieselbe Salbe, wie für den Grafen, zu gebrauchen, d. h. Sir Waltern eine Botschaft zu senden, welche ihren innigen Wunsch für seine Wiederherstellung auszudrücken den Auftrag hatte.

Die Arznei — schreibt derselbe Historiker — schlug bei den beiden hochstrebenden Nebenbuhlern gleich sehr an, und da Essex der Besuch seiner Gemahlin nun erlaubt war und er die schmeichelhaftesten Hoffnungen von seinem künftigen Glücke hegte, so ward seine Gesundheit wieder dergestalt hergestellt, daß man alle Gefahr für verschwunden hielt. Allein es ward nun der Königin die Meinung beigebracht, die ganze Krankheit sey nichts als pure Verstellung gewesen, um ihr Mitleid zu erregen, und dies bewirkte daß sie in ihre frühere Strenge gegen den Grafen zurückfiel. Neue Unglücksposten aus Ireland, welche

die Schwere der Folgen von Essex's schlechter Administration und Kriegsführung daselbst in noch grelleres Licht setzten und die Niederlage seines Freundes und Nachfolgers Mountjoye, eines ebenfalls von Elisabeth hochgehaltenen Mannes, wie wir oben erzählt, dienten noch dazu, die Stellung des Grafen zu verschlimmern. Am allermeisten that es das Benehmen seiner eigenen Parthei. Statt ruhig den Gang der Begebenheiten abzuwarten und auf die Vertheidigung ihres Idols sich zu beschränken, hetzte sie das Volk wider diejenigen auf, welche man die Hofparthei nannte, warf ihnen grobe Ungerechtigkeit und Verfolgung des edelsten Mannes in England vor, und verbreitete Schmähschriften wider Raleigh, Cecil und ihre Freunde. Die Königin empfand dies Alles ungemein übel, und zwar so, als wenn es gegen ihre eigene Person gerichtet gewesen wäre. Gleichwohl ward Essex nicht vor die Sternkammer, wie anfänglich ihre Absicht gewesen, und Raleigh ihr unabläßig gerathen haben soll,*) sondern nur vor den geheimen Rath gestellt. Der nachmals so große Bacon von Verulam, diese Zierde und Leuchte menschlichen Wissens, mit den Cecils verwandt, mit Raleigh befreundet, so wie der Generalprocurator, Sir Cooke, ein gegen alle Be-

*) Keralio V.

schuldigten gefühllos harter Mann, traten als die Ankläger auf. Die beleidigenden Aeußerungen und Briefe Essex's über die Königin waren es vorzüglich, welche wider ihn zeugten. Elisabeth, welche die Untersuchung durch eine Amnestie endlich niederschlug und den Grafen in Freiheit setzen ließ, spielte bei der ganzen Geschichte eine eigenthümliche Rolle und die in ihrem Herzen noch immer unerstorbene Liebe wechselte mit tiefem Groll und unversöhnlicher Rache. Essex benützte die von Zeit zu Zeit aufglühenden Funken jenes ersteren Gefühls und schrieb ihr in demüthigen Briefen unter Anderm: er küsse die Hand Ihrer Majestät und die Ruthe, womit sie ihn gezüchtigt; doch könne er nie die gewöhnliche Heiterkeit wieder erlangen, bis sie wieder ihrer Gegenwart ihn gewürdigt, welche stets die Hauptquelle seiner Freuden und seines Glückes gebildet. Er sprach nun auch noch von völliger Zurückziehung in ländliche Einsamkeit, von der Nachahmung des Beispiels von Nebukadnezer, bis der Thau des Himmels ihn wieder befeuchten und seinen Verstand ihm zurückgeben werde.*) Elisabeth schien solche Versicherungen mit Wohlgefallen zu vernehmen und auf seine künftige Besserung mit Sicherheit zu

*) Man sieht, daß in diesen affektirten Höflichkeits-Hyperbeln Essex nicht hinter Raleigh blieb.

rechnen. Im Uebrigen zeigte sie noch immer keine Aenderung in ihrem Betragen gegen den Grafen und als er einst zudringliche Bitten an sie stellte, gebrauchte sie, indem sie solche ihm abschlug, den Ausdruck von „einem unbändigen Thiere, das in seinem Futter eingeschränkt werden müßte."

Essex gerieth auf dieses in Verzweiflung, ließ seinen Empfindungen die Zügel schießen und sann auf förmliche Rache an der Urheberin seiner Qualen und seiner Erniedrigung. Er setzte sich in Verbindung mit den Katholiken, den Puritanern und allen überspannten Köpfen Englands, welche auch jederzeit auf ihn ihre Hoffnungen gebaut hatten. Seine Schmähungen gegen Elisabeth, seine Spöttereien über ihr zunehmendes Alter und fortwährende Koketterie, natürlich alsbald hinterbracht, bereiteten sein Verderben und es bedurfte nur noch geheimer Einverständnisse mit König Jakob I. von Schottland, dem Sohne der verhaßten Maria Stuart, um dasselbe zu vollenden. Er zettelte eine förmliche Verschwörung zum Umsturze der bestehenden Regierung, und wie es schien, im Einverständnisse mit Spanien, an, und ging bereits damit um, London zum Aufstand zu bewegen.

Allein Walter Raleigh und Lord Cobham hatten alle seine Plane durchschaut, erkundet und für die Vereitlung derselben gesorgt. Am Tage vor Ausfüh-

rung des Hauptstreichs ward Essex bereits in Kenntniß gesetzt, daß Alles verrathen und sein Leben durch jene beiden Staatsmänner bedroht sey. Die Königin selbst, welche die allerersten Notizen von der Verschwörung — wie es scheint, durch Raleigh — erhalten und diesen mit unumschränkter Vollmacht für energische Gegenmaasregeln ausgestattet hatte, befahl die unverzügliche Verhaftung des Verbrechers. Die Bürger Londons machten keine Miene zu seiner Vertheidigung und Essex, nachdem er sich zuerst mit einer Anzahl Bewaffneter in wehrhaften Stand gesetzt, mußte endlich der Uebermacht weichen und sich gefangen geben.*)

Am 19. Februar begann sein Verhör; am 25. erfolgte seine Hinrichtung, welche ohne die treulose Hinterhaltung eines Ringes durch Lady Nottingham, wie man bewies, nicht erfolgt seyn würde. Man hat Walter Raleigh an diesem unglücklichen Ereigniß eine Hauptschuld beigelegt und ihn selbst im Augenblick der letzten Trauerscene eine unwürdige Rolle spielen lassen. Aus Vergleichung aller gleichzeitigen Schriftsteller geht jedoch hervor, daß der Graf von Essex sein eigener Feind war und den Namen Raleigh nur

---

*) Camden Annals of Queen Elisabeth. — Hume l. c. — Keralio (nach allerlei interessanten Quellen). — Lingard nach bekannten und unbekannten Materialien.

zum Deckmantel gebrauchte, seine Anschläge darunter zu verhüllen. Er wendete nemlich bei seiner Vertheidigung vor: er sey aus keiner andern Ursache zu gewaltsamen Mitteln geschritten, als um sich vor seinen persönlichen Feinden zu schirmen; Sir Walter und Lord Cobham hätten den Plan gehabt, ihn zu ermorden.*) Nun war aber, wie historisch ermittelt worden, im Gegentheil ein gewisser Ritter Christoph Blount bei dem Grafen erschienen und hatte ihm einen Vorschlag dieser Art, in Bezug auf Raleigh, gemacht. Jener fand die Sache aus allerlei Gründen unthunlich, bestimmte aber Blount, das Mährchen von einem Mordanschlag Raleighs wider ihn selbst unter das Publikum zu streuen, um sich dadurch den Schein der Nothwehr zu geben und seinem geheimen Verschwörungsplan eine gesetzmäßige Farbe bei der Ausführung zu verschaffen. Als dieselbe vor sich gehen sollte, erfüllte Raleigh in dem, was er gegen Esser that, blos seine Pflicht als Staatsdiener. Mehrere Schriftsteller behaupten: Sir Walter sey es vorzüglich gewesen, welcher die Königin zur Unterzeichnung des

*) Auser mehreren dieser Quellen vergleiche auch Raumers Briefe aus Paris 1830. I., wo (in dem Briefe eines französischen Gesandten an Heinrich IV.) von der Feindschaft Raleighs gegen Esser ebenfalls die Rede ist.

Todesurtheils vermocht und er habe mit besonderem Vergnügen noch durch ein Glasfenster der Vollziehung desselben zugesehen, was den allgemeinen Haß des Volks gegen ihn verstärkt hätte. Selbst Hume hat seinen Bericht nach diesen Vorgängern abgefaßt. Allein abgesehen davon, daß dieser Haß, wie es sich später bei seiner eigenen Katastrophe auswies, nicht so allgemein gewesen seyn muß, als hier angenommen wird, so zeigen sich sogar in Angabe der Thatsache jener Erscheinung Sir Walters bei der Hinrichtung Widersprüche; denn es behaupten Andere: er sey blos nahe dem Gerüste gestanden, während jene ihn doch hinter ein Glasfenster, somit also immer in einiger Entfernung davon, stellen. Der Ritter ging vor der Execution wieder weg, weil ein Gefühl des Mitleids oder der Schicklichkeit ihn ergriffen, doch ist es allerdings möglich, daß irgend ein Murren aus dem Volke, von Anhängern des Grafen erregt, ihn darauf aufmerksam machte. Aber auch so viel bleibt richtig, daß er später darüber Reue empfand, weil Essex unmittelbar vor dem Todesstreich ein heftiges Verlangen fühlte, ihn noch einmal zu sehen und zu sprechen. Wiederum Andere behaupten: gerade, weil der Ritter dieß vorausgesehen, habe er sich so nahe als möglich an das Gerüst gestellt, um die Bitten des Sterbenden zu vernehmen und sein letztes Schicksal durch versöhnliche

Worte ihm zu versüßen. Wichtig für Raleigh ist das Geständniß, welches Christoph Blount unmittelbar vor seiner Enthauptung, während er Raleigh vielmal um Verzeihung bat, gethan: daß er wirklich das Gerücht von einem Anschlage auf Essex unter das Volk gestreut, in der Absicht, dasselbe wider ihn aufzureizen. Diese Thatsache ist sprechend und versöhnt zugleich die Widersprüche von des Volkes damaliger Stimmung gegen Sir Walter und der späteren Hochachtung vor seinem Andenken. Allein trotz des feierlichen Widerrufes von Seite Christoph Blounts, welcher Raleigh vollkommen rechtfertigen mußte, vermehrte der Handel mit Essex gleichwohl die Zahl seiner Feinde und ließ im Publikum widerwärtige Erinnerungen gegen ihn zurück. Essex selbst hatte seine Schuld durch die Behauptung, daß Raleighs feindselige Bemühungen zur vermessenen That ihn getrieben, in nichts entkräftigt; denn die persönliche Feindschaft zwischen zwei begünstigten Staatsbeamten reicht doch noch lange nicht hin, um eine Verschwörung und einen Aufruhr gegen die bestehende Gewalt und ein Bündniß mit den offenen Feinden des Landes zu erklären.

Die Essex'sche Geschichte wurde dem Ritter in späterer Zeit, jedoch aus ganz eigenen Gründen, verderblich, da sie mit in die Verhältnisse des stuartischen Königshauses in Schottland hineingestreift, und eine

Person berührt hatte, die bereits thätig im Hintergrunde stand, wie wir näher hören werden. Noch ist auch eine andere, und zwar nicht ungegründete Ansicht geltend gemacht worden; daß nämlich verschlagene Staatsmänner, welche dem Volke vorzuspiegeln und durch die Federn gedungener Geschichtsschreiber es noch glaubwürdiger zu machen gewußt, sie seyen nur Beistände und Graf Esser und Ritter Raleigh die Hauptpersonen gewesen, diese beiden berühmten Männer gleich sehr haßten und durch allerlei Künstgriffe sie in ihr gegenseitiges Verderben trieben. Dieser Kunstgriff aber ward auf folgende Weise durchgeführt. Zuerst hetzte man Essex wieder Raleigh auf, und bestimmte ihn, zum Nachtheil dieses Letztern einen Brief an König Jakob zu schreiben, mit welchem der Graf durch das Organ von Sir Anton Bacon lebhaften Verkehr unterhalten hatte; nach seiner Hinrichtung dagegen ward dem Könige beigebracht, daß alle über Raleigh damals verbreiteten Fakta ihre volle Richtigkeit gehabt hätten, und man suchte dadurch den Einfluß des Ritters unter der künftigen präsumtiven Regierung schon jetzt zu vernichten und denselben in der Meinung jenes leichtgläubigen Fürsten zum Voraus rettungslos fallen zu machen.*)

*) Oldys. — Campbell, welcher mit Unbefangenheit und Scharfsinn berichtet und gerichtet hat. Es ist eine Verdre-

Die Gunst der Elisabeth gegen Sir Walter dauerte auch nach diesen beklagenswerthen Vorfällen fort. Er begleitete sie im Sommer 1601 auf einer Lustreise; er machte in ihrem Namen die Honneurs bei der Ankunft des Herzogs von Biron, des neuen Großbotschafters von Frankreich und pflog mit ihm Konferenzen über wichtige politische Gegenstände. Dies verhinderte ihn nicht, in der bald darauf stattgefundenen Parlamentssitzung neuerdings als kräftiger Verfechter der Volksrechte gegen verfassungswidrige Projekte solcher Staatskünstler aufzutreten, welche unter dem Scheine wohlwollender Maaßregeln auf die Unterdrückung der Nation hinzielten. Aber eben so nahm er sich der Staatsinteressen im Konflikte mit Einzelinteressen durch Beförderung solcher Gesetzesvorschläge an, welche den Anmaßungen der Erb-Aristokratie wie des Reichthums zu steuern berechnet waren. „Dies beweist — sagt Campbell — daß er einen richtigen Begriff vom Geiste des Volkes besaß, nach welchem man bisweilen sich gezwungen sieht, Einzelnen einen Nachtheil zuzufügen, wenn es sich darum handelt, Gutes

---

hung aller Wahrheit, wenn Heinrich in seiner Geschichte von England III. 1. nun auf Campbell als Gewährsmann für Dinge sich beruft, welche dieser gerade in entgegengesetztem Sinne dargestellt hat.

für Alle zu stiften; ferner, daß er den Unterschied kannte zwischen demjenigen was und den Mitteln, wodurch es zu erstreben. Das Gesetz, welches die Ausführung groben Geschützes aus dem Reiche verbot, gehörte in die Zahl dieser Anlässe; denn alle umsichtigen Patrioten mußten erkennen, wie schädlich für die Sicherheit des Staates, wenn auch gewinnreich für Privatpersonen, ein solcher Industriezweig sey, welcher die Feinde mit demjenigen versah, dessen sie entbehrten, und ihre Seemacht nicht wenig zu verstärken diente."

Heftige Vorwürfe trafen den Ritter wegen der ausschließlichen Handelsprivilegien, die er für sich selbst während Elisabeths Regierung zu erlangen wußte, und selbst ihm günstig gestimmte Schriftsteller, wie Heyward Townskend*), sprechen ihn in dieser Beziehung nicht ganz von Tadel frei; aber anderseits bleibt eben so wahr, daß Raleigh mit Mäßigung Gebrauch von diesen Vergünstigungen machte und für seine Person jeden Augenblick darauf zu verzichten sich bereit erklärte, sobald die übrigen, welche derselben genossen, sein Beispiel befolgen würden. Eine Thatsache, die auch gegen die Annahme der ungeheuern Reichthümer spricht, welche er, in Folge der Prisen bei

*) Notitia parlamentaria.

den früher beschriebenen Seezügen, gemacht haben sollte, folge hier noch, um zu zeigen, wie meist nur der geringere Theil solcher Beute denjenigen verblieb, welche sie fast ganz auf eigene Kosten und mit Preisgebung ihres Lebens gemacht hatten. Als es nach Wegnahme einer Karake von 200,000 Pfund im Werth, durch Raleigh und Frobisher, bei dem Seeunternehmen von 1592 um die Vertheilung sich handelte, forderte die Königin, mit ihrer Rate sich nicht begnügend, so viel, daß den Beiden nur sehr wenig übrig geblieben seyn würde. Sir Walter machte Vorstellungen und bat demüthig: Ihre Majestät möchte statt aller Forderungen 100,000 Pfd. als Rundsumme annehmen und dabei bedenken, daß ein Geschenk von 80,000 Pfd. das reichste sey, welches jemals ein Unterthan seinem Fürsten gemacht. Was Elisabeth rechtlich zu fordern gehabt, hatte nicht über 20,000 Pfd. betragen*).

Nach dem Tode der Königin Elisabeth nahm König Jakob der VI. von Schottland, als der I. dieses Namens, vom englischen Throne Besitz und mit diesem Ereigniß sah man einer Menge bedeutender Veränderungen im Regierungssysteme und in der Politik, wie im Personale der Staats- und Hofmänner, voraus. Unter den Personen, welche Ursache hat-

*) Strype. — Hume. VII.

ten, mit der meisten Besorgniß in die Zukunft zu blicken, befand sich Walter Raleigh. Zwar wurden die Geschenke, welche er alsbald, mit ehrfurchtsvollen Schreiben begleitet, nach Holyrood gesandt, gnädig aufgenommen*) und selbst nachdem der neue Monarch in England angekommen, hatte er einige Zeit bei Hofe ungehinderten Zutritt; auch fehlte es nicht an Gelegenheit demselben seine Dienste anzubieten. Allein diese Freundlichkeiten waren nur vorübergehend oder erdichtet gewesen, und es hatte hinter ihnen das Gefühl tiefer Abneigung sich versteckt; bald brach Jakobs eigentliche innere Gesinnung, von äußeren Einwirkungen inzwischen noch mehr bearbeitet, gegen den Ritter unverstellt genug hervor.

Es war die Freundschaft, die ihn diesmal zu verrathen und zu ruiniren suchte. Robert Cecil, nach des Vaters**) Tode in dessen Stelle eingetreten, mit Raleigh so lange verbündet, als der gemeinsame Haß wider Essex und dessen Parthei es nöthig machte, hatte sich von der Gefährlichkeit einer längeren Genossenschaft

---

*) P. Helyn: Examen historicum. — A brief relation of Sir W. Raleghs trouble. —

**) Wilhelm Cecil, Lord Burleigh. Noch gab es zwei andere Burleigh, deren einer sein Bruder, der andere sein Vetter war.

Sir Walters und seiner Nähe in der Umgebung des Monarchen so sehr überzeugt, daß er den festen Entschluß faßte, denselben um jeden Preis zu verdrängen. Seine eigene Existenz schien durch den Sturz des alten Freundes bedingt. Er entwarf demnach von Raleighs Charakter, und dessen Treiben und Trachten so gehässige Gemälde, daß sie auf eine Persönlichkeit, wie Jakob, ihres Eindruckes nicht verfehlten, und zwar um so weniger, als schon früher einerseits durch Essex's Anhänger ihm vorgespiegelt worden war: der Ritter und seine Parthei hätten es auf die Verdrängung der Stuarts von der Erbfolge und auf die Substituirung der spanischen Infantin (Donna Clara Isabella Eugenia) auf den Thron von England abgesehen gehabt; andrerseits aber die Aechtheit jener Schilderungen um so unzweifelhafter schien, als sie von einem Manne herrührten, welcher mit Raleigh lange Zeit in freundschaftlichem Verhältnisse gewesen, und dadurch mehr als irgend Jemand in Stand gesetzt war, ihn ganz genau kennen zu lernen. Als einer der wirksamsten Kunstgriffe, berechnet auf die friedfertigen Neigungen Jakobs, erscheint derjenige, durch den Walter dem Könige als ein höchst unruhiger Kopf hingestellt wurde, welcher von nichts als Krieg träume und sicherlich nicht ermangeln werde, mittelst seiner Rathschläge und Intriguen ihn, den Monarchen,

mit allen seinen Nachbarn in Streitigkeiten zu verwickeln *).

Raleigh, welcher über diese Bemühungen Cecils von vertrauter Hand Winke erhielt, beeilte sich, die ihm feindseligen Eindrücke durch eine Denkschrift an den König zu vernichten; er setzte in derselben auseinander: wie die Liebe der Cecils für die neue Dynastie nicht so fast das Werk einer freien aufrichtigen Neigung gegen diese letztere, als das des Zwanges und der Umstände sey; durch die Ränke eines Mannes aus jener Familie habe seine erhabene Mutter ihren Kopf zum Blocke getragen; niemals sey es den Cecils in den Sinn gekommen, die Erbfolge des Hauses Stuart zu befördern, bis sie wahrgenommen, daß dieses Ereigniß dennoch früher oder später eintreten werde, ohne daß sie damit einigen Dank verdient hätten. **)

Bei jeder anderen Individualität würden diese, ganz der Wahrheit getreuen und aus der Natur der Dinge genommenen Motive ihre Wirkung nicht verfehlt haben; nur nicht bei König Jakob I. Viel zu furchtsamer Natur, als daß er es gewagt hätte,

---

*) Baker: Chronikle. — Osborn: Memorials of the reign of K. James I.

**) Welwoord: Notes on Arthur Wilsons history of K. James. — Kennet: Compleat history of England. II. — Frankland: Annals of K. James and K. Charles.

einen so einflußreichen Staatsmann, wie Robert Cecil, dessen Rathschläge so vieles zum Glanze und zur Stützung der Regierung seiner Vorgängerin beigetragen, durch Entfernung sich zum Gegner zu machen, sann der „Salomo Großbritanniens," welcher mehr Gelehrter und Schulpedant, denn Monarch im eigentlichen Sinne war, einzig und allein darauf, unter den Fittichen der umfassenden und erhaltenden Wirksamkeit jenes Diplomaten in Zukunft behaglich zu ruhen; und derselbe Fürst, welcher mit so großer Gleichgültigkeit die Leiden seiner gefangenen Mutter mit angesehen und für Abwendung ihres letzten schauervollen Schicksals nur weniges und auch dieses mit einer beispiellosen Kälte des Gemüthes gethan hatte, empfand nur geringe Bewegung in sich, als man die Erinnerung an diese Tragödie auffrischte. Seine ungemessene Friedensliebe also vor allem Andern war es, welche ihn bestimmte, Sir Walters Vorstellungen kein Gehör, sondern vielmehr dem Staatssekretär sein unbedingtes Vertrauen, wenn gleich von keiner Sympathie im Innern begleitet, zu schenken. Daß es bei bloser Gleichgültigkeit gegen den Andern im Verlauf der Dinge nicht bleiben würde, konnte mit Gewißheit vorausgesehen werden, besonders wenn man erwog, daß Cecil durch eine persönliche Beleidigung wider Raleigh gestachelt war, und das Verzeihen war in dieser

Familie niemals heimisch gewesen. Man harrte somit blos eines günstigen Zeitpunktes zur Rache.

Bald änderte sich das ganze bisherige Verhältniß am brittischen Hofe und es bildeten sich zwei scharf von einander geschiedene, sich gegenseitig mit Macht befehdende Partheien; die eine bestand aus dem Staatssecretär Cecil mit seinen Kollegen im geheimen Rathe; die andere aus dem Grafen von Northumberland, Sir Walter Raleigh, Lord Cobham und Gray. Ersterer, Northumberland, wurde für eine Zeit lang in etwas ermäßigt, da man ihm Hoffnung zu Wiedererlangung von Einfluß ließ; dagegen mußten sich die übrigen auf allerlei gefaßt machen. Die erste Zurücksetzung, welche Raleigh erfuhr, bestand darin, daß man ihm die Stelle eines Hauptmanns der Leibwache und sodann die eines Direktors der Zinnbergwerke abnahm. Die Statthalterschaft der Insel Jersey dagegen ward ihm einstweilen noch gelassen, gegen bedeutenden Abzug von seiner Besoldung *).

Als der Graf von Northumberland wahrnahm, daß die königliche Gunst sehr unsicher und er jeglichem Schicksal ausgesetzt sey, so lange Cecil das Ruder behalte, schloß er sich enger wieder an Raleigh

*) Ellis: Original lettres. — Lingard IX. I.

und die übrigen Freunde an. Der zwischen den Kronen England und Spanien abgeschlossene Friede (d. d. 18. August 1604) ließ den Dualismus im politischen Systeme der Staatsmänner Jakobs am stärksten hervortreten. Campbell, in seiner Geschichte der brittischen Seemacht unter Jakob I.*) erklärt, daß die neueren Geschichtschreiber über den Punkt der Klugheit K. Jakobs bei Abschluß jenes Friedens eben so wenig eins geworden seyen, als es ihre Vorgänger, die Zeitgenossen jenes Ereignisses, gewesen. Am besten, und von der Hand eines Meisters gezeichnet, führt er selbst die Gegengründe Walter Raleighs, als der Seele der Kriegspartei, an. Sie bezogen sich namentlich auf die Thatsachen, welche des Königes von Spanien Unvermögen zu Fortsetzung des Krieges und die für ihn aus dem Frieden hervorgehenden wichtigen Vortheile darthun und dessen Wunsch nach jenem Frieden erklären sollten:

1) Die Schatzkammer des Königes ist in solchem Grade erschöpft, daß er sich ausser Stande befindet, seine Kriegsvölker in den Niederlanden länger zu unterhalten;

2) Durch die langen Unterbrechungen, die der Handel

---

*) Im mehr angef. Werke B. I. C. XIII.

erfuhr, litten die spanischen Kaufleute so bedeutend, daß beide Banken zu Sevilla ihre Zahlungen einzustellen gezwungen sind;

3) Der König von Spanien hegt ungemeine Furcht, daß die Engländer und Holländer in Westindien sich festsetzen;

4) Dieser Monarch schließt bloß Frieden um seine Schatzkammer wieder zu füllen und den Krieg später mit neuen Kräften beginnen zu können;

5) Derselbe thut diesen Schritt in der Absicht, das Wachsthum der brittischen Macht allmählig abzuhalten, die Richtung nach Westindien sie vergessen zu machen und die Energie ihrer Seeleute zu lähmen. Ein sehr nachtheiliges Verhältniß wird sich nach und nach gestalten, ausser den Schiffen für den Tabakshandel kein englisches Fahrzeug in jene Gegenden segeln, und während die Spanier sich wenig Bedenken daraus machen dürften, die Engländer daselbst aufzuhängen, oder sie zu Tode zu martern, kein Engländer sich getrauen, einem Spanier etwas zu Leide zu thun. Ein solch' durch den Frieden erworbenes Uebergewicht dürfte zur Folge haben, daß die westindische Schifffahrt der Britten zum Vortheil des jetzigen und aller folgenden Könige von Spanien, zuletzt gänzlich aufhören werde.

Der erste Punkt wurde von der Gegenparthei sehr

in Zweifel gezogen, besonders wenn man die Geschenke in Erwägung ziehen wollte, von denen bei Abschluß des Friedens so viel die Rede gewesen. Auf den zweiten ward geantwortet: wohl dürfe man zugeben, daß die spanischen Unterthanen durch den langen Krieg sehr gelitten; allein daraus folge noch nicht, daß die brittischen in gleichem Verhältniß Nutzen aus ihm gezogen hätten, und eben so wenig, daß, wenn der König von Spanien gänzlich zu Grunde gerichtet worden, der König von Großbritannien oder seine Unterthanen dadurch zu besonderem Flore gelangt seyn würden. Hinsichtlich des dritten, stellte man das Dilemma wenn Furcht vor der Festsetzung der Britten und Niederländer in Westindien den katholischen König bewogen, Frieden mit den Ersteren auf bessere Bedingungen zu schließen, so war der Nutzen augenscheinlich auf Englands Seite; war dieß jedoch der Fall nicht, so würde man wenig Gewinn daraus gezogen haben, in demjenigen Theile von Amerika sich festzusetzen, auf welchen Spanien Anspruch mache; zu dem war es auch niemals die Absicht Englands, den Handel der Holländer daselbst zu begünstigen. Der vierte Punkt wegen Herstellung der Schatzkammer zum Wiederbeginn des Krieges, erregt billig Zweifel hinsichtlich des angegebenen Beweggrunds, so wie der Möglichkeit in der Ausführung des Spanien angedich-

teten Planes. Die Folgerungen aus den letzt angegebenen Thatsachen des fünften Punktes endlich hätten sich zwar scheinbar, aber nicht für lange ächt erwiesen; denn auch nach dem Frieden mit Spanien seyen Colonieen angelegt worden und der amerikanische Handel befinde sich blühender als je. Statt der Einwürfe somit, welche von Seiten scharfsinniger und staatskluger Leute selbst gegen die besten Maasregeln erhoben worden, würde es zweckdienlicher gewesen seyn, die Vortheile zu entwickeln, welche man aus der Fortsetzung des Kampfes zu ziehen vermocht, und die Mittel an die Hand zu geben, wodurch er besser hätte beendigt werden können, als durch den abgeschlossenen Frieden geschehen. *)

Bald brach über Raleighs Parthei ein Sturm los, in Folge einer „dunkeln, räthselhaften Verschwörung", welche England beschäftigte und vorzüglich die von Jakob I. gewünschte Annäherung an Spanien (an der Stelle des bisherigen Bundes mit dem insurgirten Niederlande) vereitelte. Es wurde behauptet, daß Raleigh, Cobham und Northumberland zuerst mit dem fran-

*) Sir W. Raleigh, dialogue between a Recusant and a Jesuit. (Essays of W. Raleigh, am Ende des genannten Auszuges aus s. A. Weltgeschichte) Campbell. (Gesch. d. Engl. Seemacht unter James I.)

zösischen Hofe, durch das Organ des Hrn. Lafontaine und des Botschafters von Beaumont, so wie durch das des ausserordentlichen Gesandten, Herrn von Rosny, (nachmals Herzog v. Sully), sodann aber, als letzterer, von K. Heinrich IV. anders instruirt, in die den Ministern selbst gefälligen Anträge nicht eingegangen war, mit Spanien, durch die Vermittlung des Herzogs von Aremberg, (Bevollmächtigten der Infantin Clara Eugenia) welcher mit großen Summen und allerlei geheimen Vollmachten in England erschienen war, Verbindungen angeknüpft hätten. Northumberland, die Sache für allzu gefahrvoll erkennend, zog jedoch gleich wieder sich zurück; die anderen zwei, von welchen Raleigh den Lord Cobham blindlings leitete, verharrten auf ihrem Vorsatze. Schon unter Elisabeths Regierung war man mit Aremberg in Briefwechsel gestanden. Die Ansichten und Behauptungen über des Ritters Benehmen und Plan lauten verschieden; während einige ihm die Absicht unterlegen, daß es ihm darum zu thun gewesen, die spanischen Versuchungen zu benutzen, um durch die bedeutenden Summen, welche ihm verheißen wurden, Cecils Parthei zu stürzen und sich selbst an die Spitze der Geschäfte zu schwingen, auch etwa, im Nothfall, die Ansprüche der Baase des Königs, Arabella Stuart, auf die Thronfolge zu unter-

stützen *), stellen andere die Meinung auf: es habe sich einzig darum gehandelt, Walther Raleigh, der die Seele der Kriegsparthei bisher gewesen sey, zu vermögen, daß er dem Frieden mit Spanien, welcher von dieser Macht nun eifrigst gewünscht wurde, nicht länger sich widersetze, und zu diesem Behufe habe Cobham, durch den die Unterhandlungen geführt wurden, im Namen des Herzogs von Aremberg dem Ritter jene Summen angeboten *).

Personen, welche die aufgefangenen Depeschen des Herrn v. Beaumont gelesen haben wollten, behaupteten durchaus die Unzweifelhaftigkeit von Raleighs und Cobhams Schuld; allein die Thatsachen der Unterhandlung und der Geldsummen können im Ganzen als wahr angenommen werden und dennoch aus dem Zwecke, den die Beiden dabei sich vorgesteckt, ein minderer Grad von Schuld sich beweisen lassen. Es wird erzählt, daß das Komplott von den Eingeweihten: die Hauptsache (the main), ein anderes, demselben untergeordnetes die aber Nebensache (the bye) geheissen habe und ein Bruder Lord Cobhams, George Brooke, sowie Sir Griffin Masham, an der Spitze des letzteren gestanden seyen. Letzteres hing jedoch nur

*) Carte III. Lingard IX.

*) Arraignment of Sir W. Ralegh.

in gewisser Beziehung mit dem ersteren zusammen und hatte ganz andere Zwecke als dieses, dessen Leitern blos in so fern Schuld daran beigemessen ward, als sie davon Kenntniß hatten. Die Unvorsichtigkeit Lord Cobhams, welcher alle Mißvergnügte, ohne Unterschied ihres Charakters und ihrer Tendenz, mit in's Vertrauen zog und selbst römisch katholische Priester nicht verschmähte, brachte über Alle die Beschuldigung gleicher Strafbarkeit. Den Männern des zweitgedachten Komplotts schrieb man zu: daß sie, nach dem früheren Beispiel, welches die schottischen Lords gegeben, der Person des Königes sich bemächtigen, an Cecil und seinen Freunden Rache üben und sich selbst an die Spitze der Regierung bringen gewollt. Raleigh und Cobham, ohne gerade in diese Dinge einzugehen, ließen sie wenigstens gewähren, in der Hoffnung: wenn das Eine nicht gelinge, werde man vielleicht bei dem Andern desto glücklicher seyn *).

Der Zusammenhang und die Koalition mit den Katholiken und Puritanern, welch' letztere über Jakobs Abfall von den Ueberzeugungen seiner Jugend hinsichtlich ihrer Sache, und die schlechte Vergeltung für die hochwichtige ihm geleisteten Diensten sehr erbittert waren, schadete den Verschwornen doppelt; der Missionär

*) Lingard. —

Watson, früher ein thätiger Agent gegen die spanische Parthei, von Jakob aber mit Undank belohnt, spielte eine besonders thätige Rolle dabei. Die Eifersucht Lord Gray's, welche eine Vertagung der beschlossenen Maasregel bewirkt, und innere Zwistigkeiten unter den Verschwornen machten das Ganze endlich unausführbar. Allein das Geheimniß ward allmählig ruchbar und zuletzt, in so fern es das Komplott Brooke-Masham oder die „Nebensache" betraf, entdeckt. Der Staatssekretär Cecil, schon seit Längerem mit Nachrichten über stattgefundene Umtriebe versehen, meinte: die verhafteten Personen seyen nur untergeordnete Werkzeuge und die Häupter erst noch zu entdecken. Er spielte auf Raleigh und Northumberland an und diese wurden auch wirklich vor den Rath berufen; allein sie wußten ihre Vertheidigung so geschickt zu zu führen, daß man sich genöthigt sah, sie frei zu sprechen.

Der Unstern wollte, daß Raleigh, in übergroßer Besorgniß vor Enthüllung seiner Plane, Cobham zuschrieb: auf der Hut zu seyn, da Gefahr drohe. Dieser Brief ward aufgefangen, und, als Beweis geheimer Ränke, wider ihn geltend gemacht. Abermal fanden demnach Verhöre statt und Sir Walther konnte seine Verbindungen und Unterhandlungen mit dem Herzog von Aremberg nicht in Abrede stellen. Lord Cobham,

welcher alsbald sich für verloren hielt und einstweilen den Kopf wirklich verlor, rief, als er hievon Nachricht erhielt, aus: Alles, was er gethan, sey auf Raleighs Betrieb geschehen. Durch ein solches Benehmen verrieth Einer den Andern. Beide wurden nach dem Tower gebracht. Der Ritter, welcher die ganze Gefahr seiner Lage begriff und die Macht seiner Feinde im Kabinete, so wie die „Grausamkeit der englischen Gesetze kannte, die — wie er selbst sich ausdrückt, — in Hochverraths-prozessen den Unschuldigen es so schwer machten, der Verurtheilung zu entgehen", versuchte in der Verzweiflung, sich selbst zu entleiben; aber er verwundete sich blos schwer unter der rechten Brust. Seine Feinde schrieben diese Handlung einem schuldbefleckten Gewissen zu; er selbst erklärte sie als Werk seiner Ueberzeugung, daß Cecils Rachsucht sein Verderben beschlossen. Die ganze Art und Weise, wie der Staatssekretär dem Verhafteten gegenüber sich betrug, sprach für diese Behauptung nur allzu sehr. Die Krönung des Königes und eine Epidemie, die den Hof von Stadt zu Stadt trieb, endlich auch die Gegenwart des Herzogs v. Aremberg, welcher erst im November London verließ, bewirkten eine Unterbrechung in dem merkwürdigen Prozeß. Die meisten Angeklagten redeten sich gegenseitig selbst in's Verderben und nur einer von ihnen, Sir E. Parham, ward aus Mangel rechtlicher Beweise

von der Instanz losgesprochen. Raleigh konnte man juristisch am wenigsten beikommen; für's erste hatte er nichts gestanden, und für's zweite eigneten sich die aufgefangenen Briefe Arembergs nicht zur Vorlage. Lord Cobham's Erklärung zeugte am meisten wider ihn; da aber dieser seine Aussagen später zurücknahm und alle seine künftigen Geständnisse einen verworrenen und zweifelhaften Charakter trugen, so beruhte die ganze Anklage nur auf moralischen Beweisen von des Ritters Schuld.

Der Kronanwald, Sir Edward Cooke, den wir bereits in dem Prozesse Esser's kennen gelernt, beschränkte sich daher auf Beschimpfungen und Drohungen; er nannte Sir W. Raleigh einen verdammungswürdigen Atheisten, einen wahren Höllenbrand, ja den nichtswürdigsten und abscheulichsten Verräther, welchen die Erde jemals getragen. Der Ritter bemeisterte seine Bewegung und erwiederte Cooke blos, daß er unbesonnen, barbarisch und unartig rede; und als der Kronanwald darüber ausrief: es gebricht mir an Worten für deine giftigen Verräthereien, bemerkte Raleigh kalt-ironisch: „Allerdings gebricht es Euch daran, denn Ihr habt schon ein Dutzendmal ein und dasselbe gesagt!"

Der Angelangte bestand auf einer Konfrontation mit Cobham, und berief sich auf die Statuten, ja selbst auf das göttliche Gesetz, welches zwei Zeu-

gen erheische; endlich erklärte er, auf die Wohlthat jeder Vertheidigung Verzicht leisten zu wollen, wenn sein Ankläger es wagen würde, ihm in's Gesicht zu behaupten, daß er jemals zu einem Verkehr mit dem Könige von Spanien gerathen habe. Hierauf bedeutete man ihm: die Statuten, auf die er sich berufe, bestünden nicht in Kraft; das Gesetz aber gestatte nicht, daß ein als Ankläger auftretender Mitschuldiger Zeuge sey, weil dadurch leicht ein falsches Zeugniß zu Gunsten eines Freundes veranlaßt werden könnte; in Hochverrathsprozessen gälten Jury und schriftliche Beweise so viel als Jury und Zeugen. Sir Walter wies nun ein Schreiben Cobhams auf, worin dieser, „zur Reinigung seines Gewissens" die feierliche Erklärung gab, niemals durch Raleigh's Vermittlung mit Spanien verkehrt zu haben. Diesem Schreiben hielt Cooke ein anderes entgegen, welches der Lord noch am Abende zuvor ausgestellt und worin die Wahrheit aller gegen Sir Walther erhobenen Beschuldigungen als begründet, betheuert wurde. Die Geschwornen, wiewohl nicht ohne Verwirrung, sprachen auf den Grund dieser verworrenen Aus- und Gegen-Aussagen, ihr „Schuldig" über Raleigh aus. „Die Mehrzahl der Anwesenden — schreibt Lingard, ein dem Ritter im Allgemeinen nichts weniger denn geneigter Historiker — vernahm das Verdict mit Unwillen. Sie hatten den Gefange-

nen anfänglich als einen nichtswürdigen, rachgierigen Verräther mit Abscheu betrachtet; aber seine Vertheidigung machte einen so günstigen Eindruck, daß Viele ihn für unschuldig erklärten und die Meisten eingestanden, er sey ohne genügenden, rechtskräftigen Beweis verurtheilt worden." *)

Cobham und Gray wurden jetzt vor die Pairs gestellt; ersterer benahm sich feig und unwürdig, letzterer beredt und muthvoll. Seine Geständnisse retteten jenen, während der Andere, geachtet von seinen Blutrichtern, verurtheilt wurde. Watson und zwei Priester erlitten (letztere auf schauervolle Weise) den Henkertod; Gray, Markham und Cobham jedoch wurden nach allerhand Spiegelfechtereien, welche der wunderliche König vorgenommen, bereits auf dem Schaffotte stehend, begnadigt. Lord Cobham, dießmal gefaßter, hatte noch in den letzten Augenblicken seine Schuld und Raleighs Mitschuld betheuert. Auch auf Raleigh erstreckte sich die königliche Milde; doch hatte Jakob dabei den Schlauen gespielt und aus der ganzen Geschichte Vortheil für die Zukunft gezogen. Denn nicht nur war ihm dadurch, daß er die Sache bis auf's Aeusserste kommen ließ und unmittelbar vor dem Tode erst die Verurtheilten begnadigte, an den

*) Im a. W.

verhaßten Personen volle Genugthuung geworden, während das Volk anderseits seine Milde und Gnade pries, sondern es hatte sich auch durch den Umstand, daß selbst im letzten Augenblicke noch Lord Cobham seine Aussagen wider Raleigh bestätigte, der Glaube an das bisher vielfach bezweifelte Komplott sowie an die Strafbarkeit des Ritters in der öffentlichen Meinung forterhalten. Derselbe war nun doch ein todter Mann, welcher keinen Schaden mehr bringen konnte; und dieser moralische Tod sagte Jakobs Hasse bei weitem mehr als der physische zu *).

Die meisten der Begnadigten — denn die Amnestie hatte sich blos auf Erlaß der Lebensstrafe erstreckt — starben entweder in Kerkerhaft, oder im Elend. Raleigh, nachdem er einige Tage in martervoller Ungewißheit über sein Schicksal geschwebt, ward in den Tower zurückgebracht, und seine Gemahlin erhielt Erlaubniß ihn daselbst zu besuchen. Allmählig erfuhr er bessere, ja selbst gnädige Behandlung. Von seinem Vermögen, das, in Folge seiner Verurtheilung der Krone heimgefallen war, vertraute man das bewegliche der Verwaltung gewisser Leute, zum besten seiner Gläubi-

*) Lingard, nach Hardwicke: Papers. I. — Lodge. III. — Winwood. II. — Howell: State trials. II. — Caley: Life of Raleigh. II. —

ger und seiner Familie, an. Später erhielt er sogar die unbeweglichen Güter zurück. Der Verfasser der „Geschichte berühmter Admirale und Seehelden Englands“ behauptet, allen jenen von Lingard angeführten Berichterstattern, den Prozeßakten und Lord Cobhams Geständnissen zum Trotz, daß an den wider Raleigh erhobenen Beschuldigungen gar nichts wahres gewesen; dieß könne bis zur höchsten Evidenz erwiesen werden. Zu betrachten sey, daß der ganze Beweis, durch welchen man die Mitwissenschaft um die Verrätherei wider den König, oder den Anschlag, denselben mit seiner ganzen Familie gefangen zu nehmen, darthun wollte, blos auf ein Zeugniß vom Hörensagen George Brooke's begründet worden und es um den Umstand sich gedreht, daß sein Bruder, Lord Cobham, gesagt haben sollte: es würde in England nicht eher gut gehen, bis der Fuchs und seine Jungen aus dem Wege geräumt wären; daß jene ferner gegen denselben Brooke sich geäußert haben: er, Lord Gray und andere Personen wären nur am Ufer noch; dagegen befände sich Walther Raleigh mitten auf dem Strome; und der s. g. Hauptplan sey zwischen ihm und dem Ritter wirklich verabredet worden. Brooke's feierlicher Widerruf unmittelbar vor seiner muthmaaßlichen Hinrichtung und der von Robert Cecil, dem Todfeinde Raleighs, selbst gemachte Unter-

schied zwischen dem Anschlag auf den König und den Unterredungen mit Aremberg, müßten als ein bedeutendes Gegengewicht gegen die Aussagen Cobhams in die Wagschaale gelegt werden; Sir Walther habe nicht geläugnet, daß er mit dem Lord von großen Geschenken gesprochen, welche ihm für den Fall der Vermittlung des Friedens mit Spanien verheißen worden seyen, jedoch sehr beklagt, daß man deßhalb sterben sollte, weil man einen eiteln Mann ungereimte Dinge habe sprechen hören. Alle Umstände wären demnach so ziemlich zu Gunsten Sir Walthers, ausgenommen die wiederholte Betheurung Cobhams in der Todesstunde, wo (in der Regel) nicht gelogen zu werden pflegt; doch läßt sich auch dieser Umstand dadurch erklären, daß Lord Cobham die Unterhandlungen mit Aremberg selbst schon für ein Komplott wider den König, oder als zu diesem hinbahnend und mit demselben in Verbindung stehend, angesehen habe *).

Raleigh hegte inzwischen in seinem Gefängniß, gesteift auf die angedeuteten Aeußerungen der königlichen Milde, die kühne Hoffnung, bald wieder völlig in den vorigen Stand gesetzt zu werden; allein er täuschte

*) Campbell XIII. nach Th. Overbury's Copy of Sir W. Raleghs Arraignment und Winwoods Memorials II., (worin ein Brief R. Cecils über den Handel.)

sich hierin sehr, denn der Weg hiezu, selbst wenn bei Hofe die edleren Gefühle obgesiegt, war bereits vermauert; ein neuer Liebling des Königs, Sir Robert Carr, wußte dadurch, daß ein juristischer Fehler in der Uebertragung von Sir Walters Gütern auf dessen Sohn ausfindig gemacht werden konnte, es dahin zu bringen, daß das ganze Verfahren für nichtig erkannt und das hiedurch herrenlos gewordene Vermögen ihm geschenkt wurde. Vergebens wandte sich Raleigh an den mächtigen Mann, der nachmals unter dem Namen eines Grafen von Sommerset, wiewohl nicht zur Ehre Englands, so bekannt geworden ist, mit einer rührenden Schilderung seiner Lage, wie des an ihm verübten Unrechts, und suchte ihn zum Mitleid und zur Großmuth zu bewegen; — die Großmuth war in jenen Umgebungen niemals heimisch und er erhielt das Geraubte nicht wieder. Der Ritter verkürzte sich nunmehr, immer noch fest auf die Wiederkehr der Sonne seines Glückes hoffend, die Zeit der Haft mit ernsthaften Studien, deren Genüsse ihm durch ein stürmevolles Leben so lange verkümmert worden, und verfaßte, nach Materialien, welche seine gelehrten Freunde Ben Jonson, Harriot und der Doktor Burrell ihm lieferten, und unterstützt von ihnen, ein in der englischen Literatur berühmtes Werk: „Allgemeine Welthistorie," welches leider nur

die drei ersten Monarchieen behandelt, und bis anderthalbhundert Jahre vor Christi Geburt reicht. Plan, Gedanken und Sprache sind dabei — nach D'Israeli's und Lingards Behauptung — von ihm selbst. Die Erscheinung des Buches erregte das allgemeinste Interesse. „Die Leute — sagt Lingard — hatten bisher Raleigh als einen Abentheurer und Hofmann betrachtet; nunmehr erstaunten sie über seine vielseitigen, namentlich chronologischen, Kenntnisse, seine tiefen Forschungen und seine große Bekanntschaft mit griechischen und rabbinischen Schriftstellern *).

Die wahre Ursache, weßhalb nur ein Theil der Handschrift zum Drucke kam, lag in einer eigenen Scene zwischen dem Verfasser und dem Verleger, Hrn. Burre. Als dieser nemlich eines Tages über die Zahl der bereits verschlossenen Exemplare befragt wurde, gab er zur Antwort: „so wenige, daß die Ausgabe des Werkes mich zu Grunde richten wird." Hierüber ward Sir Walter so sehr entrüstet, daß er das Manuscript zum II. Bande in's Feuer warf, mit der Bemerkung: So sollt ihr wenigstens an der Fortsetzung keinen Schaden erleiden; und ich bedauere, blos, der Welt nicht auch den Anfang einer Arbeit, welche mich so viele Mühe

*) Birch: Sir W. Raleighs Works II. d'Israeli: Curiosities of Literature. II. Lingard. IX. 13.

gekostet und welche ich ohne Stolz als eine der schönsten und gelungensten nennen darf, entziehen zu können, da sie derselben gar nicht werth ist. England erkannte jedoch nach kurzer Zeit die Größe des Verlustes und noch mehr der Verleger, der in London allein über 2000 Exemplare von dem Geschichtswerk absetzte *). Neben den historischen Studien beschäftigten unseren Ritter auch die staatsrechtlichen sehr, und er schrieb allerlei, was er über die Politik seines Vaterlandes früher gedacht und noch dachte, so wie über die Grundsätze der inneren Regierung und Verwaltung desselben, bald in streng scientifischer, bald in aphoristischer Form nieder. Anderes bereitete er vor.

In seinen Staatsmaximen unterschied Raleigh zweierlei Arten von Monarchie, hinsichtlich ihrer Gewalt und Macht, 1) unumschränkte, wo die ganze Gewalt, in sämmtlichen Staatsangelegenheiten zu gebieten, Krieg und Frieden und Verträge zu schließen, Gesetze zu geben, Todesstrafen zu erlassen, u. s. w. nach Recht und Herkommen, dem Souverän zukömmt, (wie z. B. in England), 2) beschränkte nemlich solche, welche nicht in allen Punkten und Staatssachen völlige Gewalt üben, z. B. in Polen, wo der König sowohl zu Friedenszeiten, als bei Kriegen an

*) Jselin Histor. Lexikon. IV.

die Mitwirkung von Andern gebunden ist. Obgleich die andern Stände der Gesellschaft, damit auch sie zufrieden gestellt werden, eine Stimme bei der Gesetzgebung haben, so bleiben sie doch stets dem Gutdünken und negativen Willen des Monarchen unterworfen.

Man erkennt hier die Einwirkung des Geistes der Regierung von Elisabeth, einer Periode, wo die größtmögliche Summe von Freiheit faktisch in's Leben geführt und für die Unterthanen ein so glücklicher als ruhmvoller Zustand der Dinge begründet war, während die Regierungsrechte auf Kosten der Theorie von der Volksfreiheit und selbst des Buchstabens der alten Verfassung ungewöhnlich, wie niemals, erweitert sich zeigten.

In derselben Abhandlung erklärt jedoch Sir Walter an einer andern Stelle: „In jedem geordneten Staate *hat* das Volk einen Antheil an der Regierung oder *muß* ihn haben; in einem Königreiche z. B. eine Stimme bei der Gesetzgebung und bei der Werbung von Truppen, falls die Sache von Bedeutung und der Regent genöthigt ist, seine Unterthanen um Beistand anzugehen. Die Sache kann sodann in einem Parlamente erwogen werden, *damit es das Ansehen gewinne, als wenn die Auflage von dem Volke selbst herrühre*; So können demselben auch *Berathungen* und *Institutionen*

bei gerichtlichen Sachen gestattet werden, und zwar aus dem Beweggrund, weil das Volk überdrüssig wird, sobald es gewahr wird, daß man es für nichts achtet. Diese Maasregeln oder diese Gedanken sind wenig von denen des Königs unterschieden, welcher die Privilegien des Parlamentes mehr als Verwilligungen und Zugeständnisse, denn als Erbrechte betrachtete *).

In einem politischen Dialog zwischen einem Hofmann, einem Rathsherrn und einem Friedensrichter vom Lande**) sind die Ansichten Raleighs noch deutlicher ausgesprochen, der letztere repräsentirt die Parthei der Patrioten und vertheidigt die höchsten Begriffe von Freiheit, welche in jener Zeit aufgestellt worden. Der Rath behauptet: alles was der König mit Beistimmung seines Privat- oder Geheimen Rathes thue, geschehe aus unumschränkter mo-

*) Der Geschichtsschreiber Hume, welcher in seinen Betrachtungen über die bürgerliche Regierung Englands während der Perioden Elisabeths und Jakobs I. verschiedene Aussprüche über W. Raleigh anführt, hält es für merkwürdig, daß man Raleigh der puritanischen Parthei so geneigt glaubte, trotz der hier ausgezogenen Sätze: Aber die Begriffe von der Regierung — fügt er bei — verändern sich freilich in kurzer Zeit sehr.

**) Ein opus posthumum, das erst in späterer Zeit im Druck erschien.

narchischer Machtvollkommenheit; darauf bemerkt der Richter: und aus welcher Machtvollkommenheit geschieht es denn im Parlamente? Irret Euch nicht, Mylord! Die drei Stände *rathen* nur, wie der Geheime Rath auch; wenn der König diesem Rathe folgt, so wird er in dem erstern des Königs *eigene Handlung* im andern des Königs *Gesetz*. Diese durch die Thatsachen zwar bestätigte, aber immerhin gefährliche Theorie brachte schon dem Nachfolger Jakobs verderbliche Früchte. Aber eine Menge der ausgezeichnetsten politischen Denker Englands in jener Periode hegten die gleiche Ansicht, wie Raleigh.

Seine Abhandlung *über die Vorrechte des Parlamentes* gehört ebenfalls zu seinen geschätztesten politischen Schriften und zu den wichtigsten, hinsichtlich dieser Materie, erschienenen überhaupt.

Auch im Gebiet der Statistik, Nationalökonomie, versuchte sich Raleigh mehrfach und ein trefflicher Traktat „*über die erste Erfindung der Schifffahrt*“, welcher Ehemals und Jetzt der englischen Marine beleuchtete, gab beherzigungswerthe Winke für den Schiffbau. Für den Tabak und dessen Cultivirung, als wichtigen Zweig der Nationalindustrie, bemühte er sich so lange er lebte, mit großer Vorliebe.

Sogar den Naturwissenschaften und der Chemie wendete er seine angestrengten Forschungen zu

und er hatte das Glück, jene edle Arznei wider bösartige Fieber zu entdecken, welche in der Geschichte der Medizin unter dem Namen „Raleghs Cordial“ bekannt geworden ist und darin einen bleibenden Rang ihm sicherte. Verschiedene andere Schriften, welche theils den Druck erlebten, theils in Handschrift noch jetzt aufbewahrt werden, zeugen ebenfalls von seinem Eifer, seinen Kenntnissen und seinem fruchtbaren Genie. Der damalige Prinz von Wales, Heinrich, der Liebling und die Hoffnung der Nation, und nach seinem allzu frühen Tode ein Gegenstand allgemeiner und tiefer Trauer, gehörte zu den Personen, welche eine ungeheuchelte Bewunderung für seine Talente und das meiste Mitleid mit seinem Schicksale hegten, und der Prinz pflegte nicht selten zu sagen: „Niemand als mein Vater könnte es über sich bringen, einen solchen Vogel im Käficht zu halten.“ Selbst die Königin, der Weltfreuden müde, nahm ein lebhaftes Interesse an Raleigh und beschäftigte sich mit Vergnügen an seinen geistreichen Werken. Aber Jakob blieb taub gegen die Bitten des Sohnes wie der Gemahlin für die Befreiung des Gefangenen. Er fürchtete diesen Geist, welchen so viele bewunderten, und die Rache eines Mannes, dem er so schwere Leiden zugefügt.

Am meisten hintertrieb jedoch diese Freilassung sowie jede Erleichterung seines Looses der schon er-

wähnte Günstling, der nichtswürdige Graf von Sommerset, durch dieselben Beweggründe, welche er bei Jakob lebhaft zu erhalten wußte, und noch durch einen mehr, den Besitz der Güter des Ritters, für welche er schwerlich vom Könige entschädigt worden wäre, hiezu bestimmt. Aber auch die Stunde dieses Glückspilzes schlug, wie die seines Vorgängers im königlichen Vertrauen, Salisbury. Nachdem er durch frevlen Uebermuth sich immer mehr verhaßt gemacht, kam er zuletzt in dasselbe Gefängniß, welches Raleigh verschloß. Nach einem dreizehnjährigen Aufenthalt darin erwirkten diesem endlich die Fürsprachen des neuen Staatssekretärs Winwood, in dessen geist- und lehrreichen, für die Geschichte des Zeitraumes wichtigen Druckschriften so vieles auch über Sir Walter aufbewahrt zu finden ist, die Freiheit. In einem der Briefe, die er deßhalb an diesen Staatsmann gerichtet hatte, betheuerte der Ritter: er wünsche die letzte Zeit seines Lebens eben so, wie die erstere, in rühmlichen und dem Vaterlande ersprießlichen Beschäftigungen zuzubringen; für den König und nicht durch den König zu sterben, sey der höchste Ehrgeiz, nach dem er jetzt noch trachte.

Allein gerade dasjenige, wodurch er sein Ansehen wieder herzustellen und seine Stellung bei Hofe zu befestigen gedachte, ward die Ursache seines neuen

Falls und seines endlichen Verderbens. Guiana lag noch immer vor seiner Seele, mit allen Träumen und Planen der früheren Zeit. Die Hindernisse, welche sich der Ausführung derselben entgegengestellt, die mißlungenen oder nur theilweis geglückten Resultate der verschiedenen Fahrten seiner Genossen und Nachfolger, endlich die Schicksale, welche die versuchten Pflanzungen selbst betroffen, hatten in ihm die Ueberzeugung keineswegs geschwächt: jenes Land sey das reichste in der Welt, und sein Anbau würde von ungeheurem Gewinn für die Krone Englands begleitet seyn. So lebhaft beschäftigte sich seine Phantasie mit diesem Bilde, daß er selbst von seinem Gefängniß aus Verbindungen mit Guiana unterhielt und jedes zweite Jahr ein Fahrzeug dahin absandte, welches die Eingebornen mit seinem festen Vorsatz bekannt machen und in der Hoffnung rege erhalten mußte, daß er alsbald nach erlangter Freiheit für seine eigene Person, zu ihrer Befreiung, aus dem Joche der Spanier, herbei eilen werde. Ja er ließ sogar auf diesen Fahrzeugen mehrere Indianer nach London kommen, um sich mit ihnen innerhalb der Mauern des Towers über die Lage der Dinge in ihrer Heimath, über die Oertlichkeiten der verschiedenen Gegenden derselben, über die Bergwerke und deren Ausbeute ausführlich zu besprechen. Daß die Eingebornen seinem Rufe

folgten und auch jetzt noch Vertrauen in ihn setzten, beweist am besten, welche Macht er über ihre Geister und Gemüther zu erringen gewußt und wie ehrenvoll das Andenken war, welches er von sich bei ihnen zurückgelassen hatte. Nach seiner Erlösung säumte er nicht dem Hof eine Denkschrift einzureichen, welche all dasjenige, was er frisch zu unternehmen den Entschluß gefaßt hatte, der Länge und Breite nach entwickelte und worin er um einen neuen königlichen Freibrief für seine Reise bat. Um sich's zu erklären, wie der Ritter, dessen ganzes Vermögen längst eingezogen und verschleudert war, zu einem solchen Vorsatz kommen konnte, welcher so große Mittel erforderte, muß nachträglich berichtet werden, daß er durch die Vermittelung seines Gönners des Prinzen Heinrich, 8000 Pfd. Sterl. als Aversal-Entschädigung für seine Ansprüche erhalten hatte *).

Der Friede war zwischen England und Spanien zwar geschlossen, allein das bekannte Heirathsprojekt zwischen dem jüngern Prinzen des Königs Jakob und einer spanischen Infantin noch nicht im Werden. Das größte Hinderniß bestand in der Herbeischaffung der nöthigen Geldsummen. Der in diesem Punkte selbst sehr schwache Jakob konnte keinen Rath hiefür schaffen und er überließ, Raleighs Projekt im Uebrigen

*) Raleghs Apologg.

ungemein billigend und in gespannter Erwartung der reichen, dem Staatsschatze zu gewinnenden Schätze, ihm allein zu thun, was er für gut fand. Der Ritter vertraute auf sein Glück, und es fehlte ihm nicht an Freunden, wie vordem, welche Aktien herbeizuschaffen bereit waren. Der Freibrief wurde endlich ausgestellt*).

Aber gerade über die Natur desselben entstand nachmals großer Streit und die Geschichtschreiber weichen in den Behauptungen über diesen Punkt, der für Sir Walter so bedeutsam geworden, sehr von einander ab. Nach Jakob I. eigener Angabe war die Urkunde nicht mit dem großen Siegel der Krone, sondern blos mit dem geheimen Siegel und ohne die gewöhnlichen Förmlichkeiten, versehen worden. Allein es hat sich später aus genauer Prüfung der Archive ergeben, daß wirklich eine Bestallung im großen Styl und mit dem herkömmlichen Gruße: „Unserem lieben und getreuen Ritter Sir Walter Raleigh" gegeben im 14. Jahre der Regierung König James I. über England und dem 50. über Schottland," ausgefertigt worden ist; zugleich jedoch findet sich daselbst auch angemerkt, daß diese Bestallung per breve de Sigillo privato gewesen sey. Campbell hält es nichts desto weniger für

*) Harcourt: Voyage to Guiana. — Camden: Annals of K. James.

wahrscheinlich, daß sie durch beide Siegel gegangen sey; ein gewisser Ausdruck in einem Briefe Raleighs bestätige diese Muthmaßung, und obgleich mehrere der sonst üblichen Formalien in dem Freibriefe fehlten, so habe er doch eine so ausgedehnte und in so kräftigen Ausdrücken ausgesprochene Vollmacht verliehen, als es nur immer möglich sey, in Worten auszudrücken.

Alles dieß mußte Raleigh die feste Ueberzeugung gewähren, daß die Urkunde zugleich implicite und stillschweigend seine vollständige Begnadigung in sich fasse und jede unbefangene Kritik und Kunde des Rechts wird dieser Ansicht huldigen. Kraft einer eigenen Klausel wurde der Ritter zum „General und Oberadmiral der Expedition," durch eine andere aber zum „Statthalter" des neu anzubauenden Landes mit unumschränkter Gewalt ernannt; durch eine dritte endlich ihm die Befugniß, in allen vorkommenden Fällen, das Kriegsrecht auszuüben, wie den Generallieutenants des Königs zur See und den Statthaltern der Grafschaften, übertragen. Welcher Vernünftige konnte nach diesem noch annehmen, daß eine solche Macht über mehrere tausend Unterthanen einem Menschen übertragen worden sey, der noch unter der Last eines Todesurtheils sich befunden? Raleigh selbst war zwar nicht ganz ohne Skrupel; allein als er seinen Freund, den Ritter Francis Bacon von

Verulam, damals in hoher Stellung bei Hofe, darüber zu Rathe zog: ob es nicht, mehrerer Sicherheit halber, zweckmäßig wäre, seine volle Begnadigung durch eine Summe Geldes zu erkaufen, — gab ihm dieser zur Antwort: „Bei Eurer Reise, Herr, kömmt alles auf das Geld an; spart es darum für Euren Zweck. Ihr habt schon volle Begnadigung wegen des Vergangenen dadurch erhalten, daß der König Euch unter seinem großen Siegel zum Admiral einer Flotte gemacht und Euch die Gewalt gegeben hat, Kriegsrecht zu üben über Offiziere und Soldaten“ *)!

Raleigh verwendete auf die Ausrüstung dieser Flotte sein ganzes damaliges Vermögen; seine Gattin, eine mit seinen Ideen befreundete und seiner würdige Dame, verkaufte ihr Gut, das sie zu Mircham besaß, und auch mehrere Freunde, wie er gehofft, hatten beträchtliche Summen hergeschossen. Das Admiralschiff, ein herrliches, und großes, ganz neu erbautes Fahrzeug, bedeutungsvoll genug „das Verhängniß“ getauft, faßte nicht weniger als 440 Tonnen und 36 Kanonen. Sein ältester Sohn, Walter, befand sich als Hauptmann

*) Coke: Detection of the four last Reignes. — Rapin: History of England and Tindal's Notes. — Declaration of the Demeanour and Carriage of Sir W. Raleigh. — Rymeri foedera. XVI. — Oldys: Life of W. R. — Howel's Letters.

mit 80 Freiwilligen, aus angesehenen Familien, meist seiner eigenen Verwandtschaft und anderen vermöglichen Leuten, auf demselben. Das zweite Schiff hieß der „Jason von London“, mit 240 Tonnen und 25 Kanonen, und ward von John Penington, als Vice-Admiral, befehligt; das dritte, „die Begegnung“ von 160 Tonnen und 17 Kanonen, führte Edward Hastings und später (nachdem dieser bald darauf gestorben) Sir Whitmy. Das vierte, „der Donner“, mit 160 Tonnen und 20 Kanonen, Warham Sentleger; das fünfte: „der fliegende John“ mit 14 Kanonen, John Chidley; das sechste, „der Southampton“ mit 6 Kanonen, John Bayly; das siebente: „der Page“ stand unter den Befehlen Kapitäns John Parker. Zu diesen kamen noch acht kleinere („die Convertine“, „das Vertrauen“ und „der fliegende Hirsch“ u. s. w.) von verschiedenen Größen, angeführt von den Hauptleuten Keymis, Woolaston, Ferne, Smith, King und Chudley.

Sir Walter segelte mit einer Abtheilung dieser Flotte (am 28. März 1617) aus der Themse; allein die stürmische Witterung nöthigte ihn, in Plymouth bis zum Juli und sodann in Cork bis zum 19. August zu verweilen. Am 6. September erst traf er vor den kanarischen Inseln ein, wo er mit Erfrischungen sich

versah und von da aus er ein für sich und seine Mannschaft sehr günstiges, von dem Statthalter derselben ausgefertigtes Zeugniß nach London schickte*). Doch wir lassen den Ritter selbst in seinem Schreiben an den Staatssekretär Winwood das Weitere über seine Fahrt berichten.

„Mein Herr! Ich habe Euch noch keine Rechenschaft von unserer Fahrt nach Westindien erstattet, übrigens auch noch keinen andern Stoff dazu gehabt, wenn ich nicht das größte und schwerste Unglück ausnehme, welches je einem Menschen begegnen konnte. Denn, während man sonst in der Regel die Ueberfahrt von dem Capo de Verde nach Amerika innerhalb zwanzig Tagen machen kann, waren uns die Winde so widerwärtig, und es bedrängte uns ein so heftiger Sturm und Platzregen, daß sechs volle Wochen darunter verstrichen. Hierauf trat eine furchtbare Hitze ein; das frische Wasser begann zu mangeln; Anker und Seile wurden bei der Insel Brava und dem grünen Vorgebirge uns zerrissen, so daß wir auf unseren gänzlichen Untergang uns gefaßt hielten. Zu allem Ueberfluß kamen noch schwere Krankheiten, welche eine große Zahl der tüchtigsten und erfahrensten Seeleute, so Matrosen als Soldaten, uns dahin raffte."

---

*) Campbell.

„Am 17. November erst bekamen wir die Küsten von Guiana zu Gesicht; wir ankerten fünf Meilen vom Flusse Caliana und ruhten daselbst bis zum 4. Dezember aus. Während der Zeit wurden unsere Kranken an's Land gesetzt, und die von England mitgebrachten Barken und Schaluppen aufgenommen, um sie zu säubern; ebenso versahen wir uns mit frischem Wasser. Der Kazike Harry Caliano, mein alter Bekannter, leistete uns dabei treffliche Dienste und erzeigte uns alle Ehren und Freundlichkeiten, die nur in seiner Macht standen. Ich selbst aber schwebte über sechs Wochen lang am Rande des Todes, so zwar daß ich kein Glied bewegen konnte und auf einem Sessel mich tragen lassen mußte. Inzwischen gab ich dem Kapitän Keymis Ordre, mit fünf Schiffen nach dem Orinoko zu segeln und das Volk nach der Mine zu führen. Diese Fahrzeuge trugen fünf Kompagnieen, je zu 50 Mann, befehligt von den Hauptleuten Parker und Noorth, (Brüdern der Lords Montaigle und Noorth) tapfern Edelleuten, ausgezeichnet durch Ausdauer und Standhaftigkeit in Hunger, Hitze und Ungemach jeder Art; eben so von meinem Sohne Walter, dem Kapitän Tornay und dem Lieutenant Okemerly. Leider war mein Sergent-Major, Kapitän Pigot, auf der beschwerlichen Reise gestorben und mein Lieutenant Sir Warran

St. Leger liegt so siech darnieder, daß wenige Hoffnung zu seinem Aufkommen übrig bleibt."

„Als sie den Fluß hinauf fuhren, begannen die Spanier die Feindseligkeiten, beschoßen uns ernsthaft mit Musketen und Geschützstücken und nöthigten uns dadurch, ebenfalls auf sie zu feuern. Bald darauf vertrieben meine Leute die Spanier aus der Stadt. In diesem Kampfe ward mir mein Sohn erschlagen, er, der eifriger für seine Ehre, als für seine Erhaltung bemüht war. Mit dem Tode dieses Jünglings schwand mir, ich muß es in Wahrheit gestehen, das letzte Gefühl von Achtung für diese Welt."

Im Verlaufe seines Berichtes schildert Raleigh nunmehr das wegen der Silberminen erlittene Geschick und die Ursachen davon, so wie von dem Mißlingen der ganzen Expedition; obgleich er sich nicht verpflichtet fühle, mit Ausnahme Sr. Majestät Irgend Jemanden mehr Rechenschaft über die Vorfälle bei St. Thomas zu erstatten, nachdem er dadurch seinen Sohn und sein ganzes Vermögen eingebüßt, so wolle er doch über die ganze Sache nach ihrem wahren Hergang den Kanzler orientiren.

Die Spanier, deren Grausamkeit gegen alle fremde Kaufleute, besonders aber Engländer von Geburt, welche den Minen sich näherten, nicht genug geschildert

werden konnte *), trugen noch mehr Sorge, den Weg dahin zu bewahren, als für die Stadt selbst, und der scharfe, rauhe, steinigte Weg begünstigte sie in diesem Bemüh'n. Dieß war denn auch die Ursache, daß Kapitän Keymis den Fluß ganz seicht fand und nicht leicht an's Land gelangen konnte, sondern eine ganze Meile davon Halt machen mußte, der vielen daselbst getroffenen Sandbänke willen. Und als endlich nach allerlei vergeblichen Versuchen ein tauglicher Landungsplatz sich zeigte, flog aus dem Gebüsch eine starke Musketensalve hervor, welche nicht nur mehrere der besten Ruderer todt dahin streckte, sondern auch einen sehr tapfern Offizier, den Kapitän Tornay hart verwundete und für längere Zeit unbrauchbar machte.

Es war ein großes Unglück, daß Keymis, auf dessen Umsicht Raleigh sich gänzlich verlassen, diesmal seinem eigenen Kopfe folgen wollte. Er hegte die Ansicht, daß die in St. Thomas zurückgebliebenen Engländer den Angriffen der Spanier, welche alsbald ihre Schlappe zu rächen herbeigeeilt waren und die Stadt Tag und Nacht mit Geschütz und Sturm bedrängten, nicht lange widerstehen würden. Die Sache mit den Minen sey fast unausführbar, besonders da im Angesichte des

*) Sir Walter behauptet sogar, daß sie dieselben lebendig geschunden hätten.

Feindes über einen Arm des Stroms gesetzt und in die Gebirge eingedrungen werden mußte, wo dichte Gebüsche den weiteren Weg verhüllten, durch welche sich zu winden eben so gefahrvoll als beschwerlich; aber auch, wenn man bei den Minen angelangt, gebreche es an Arbeitern und Handwerksleuten, um etwas mit Erfolg im Bergwerke zu unternehmen. Keymis entschloß sich daher, unbekümmert um die Aufträge des Admirals vom Orinoko wieder nach Trinidad zurückzusegeln. Die Stadt Thomas wurde jedoch vorher in Brand gesteckt und der Rest von den 250 Mann bestieg die Böte wieder und kam glücklich im Hauptquartier an. Sir Walter wurde durch sein Erscheinen wie vom Donner gerührt. Er warf dem Kapitän seine Pflichtvergessenheit und Säumniß in den härtesten Ausdrücken vor und erklärte ihm gerade zu, daß er seine Ehre bei dem Könige rettungslos zu Grunde gerichtet und Leib und Gut ihm auf die Spitze gestellt. Keymis ward dadurch so tief erschüttert, daß er in die Kajute eilte, und mit einer Pistole sich den Kopf zerschmetterte. Raleigh, welcher darüber mit einer grausam-bitteren Ironie und Indifferenz berichtet, sagt selbst, daß er dem Unglücklichen die Bemerkung gemacht: nach des Sohnes Tode sey es ihm gleichgültig gewesen, ob noch einige hundert Menschen mehr oder weniger mit ihm umgekom-

men wären oder nicht, wenn nur das Bergwerk entdeckt und die Ehre seines Namens gerettet worden. Er bezeugte vor Gott, daß ohne die Flucht des von ihm so hochgeachteten Kapitäns Whitney nach dem Granados und den Verlust des Schiffes von Wellahton, er das äusserste noch versucht und seinen Körper neben dem seines Sohnes zu St. Thomas gelassen oder aus den Minen soviel Gold und Silber gewonnen haben würde, daß der König den klaren Beweis von der Gründlichkeit seiner Vorschläge erhalten hätte.

Der Schluß von Sir Walters erstem Brief an den Staatssekretär ist erschütternd: „Ich weiß nicht, — schreibt er — wie es mit mir werden wird; ich habe keine Verzeihung zu hoffen in England; meine geringen Mittel sind aufgezehrt, und ich bin im Zweifel, ob irgend ein Prinz mir Brod geben wird. Ich bitte Euch, Mylord eine gute Meinung von mir zu behalten und bei den Grafen von Arundel und Pembroke (damals den einflußreichsten Staatsmännern) meiner eingedenk zu seyn. Habt auch Mitleid mit meiner armen Hausfrau, an die ich jetzt nicht schreibe, um es zu vermeiden, daß sich bei ihr die Betrübniß über des Sohnes Tod erneuere. Theilt mein Schreiben an Euch dagegen dem Lord Carew mit; denn für ein zerbrochenes Herz, für einen schwachen Leib und blöde Augen ist es eine Quaal, viele Briefe zu schreiben!“

Raleigh verhieß auch noch, wenn er bei Leben bliebe, die Resultate mancher seiner Entdeckungen und Beobachtungen, namentlich über die Zustände Indiens, welche als von großer Wichtigkeit sich herausstellen dürften. Ueber das, was ferner, nach der unglückseligen Rückkehr des Kapitäns Keymis geschehen und dessen letzte Augenblicke lesen wir noch Einiges, ebenfalls an Winwood gerichtet:

„Mylord! Nach dem Tode des Keymis gestanden der Sergeant-Major und mehrere seiner getreusten Freunde ein, daß er, nachdem sie zurückgekehrt waren und am Ufer des Flusses sich befanden, die Bemerkung gemacht: er könnte sie wohl zur Mine bringen und zwar in zwei Stunden Weges, vom Fluß an gerechnet; da jedoch der Sohn des Admirals todtgeblieben, derselbe seine Begnadigung noch nicht vom Könige hätte und die Hoffnung somit unsicher, ob er bei Leben bliebe, so finde er, der Kapitän, es ungerathen, die Mine für die Spanier oder deren König, zu öffnen. Hierauf gaben ihm Jene zur Antwort: wenn der Ritter auch nicht förmlich begnadigt worden, so habe er doch vom Könige unter dessen großen Siegel die Erlaubniß zu dieser Reise so wie die Verwilligung des dritten Theils der Beute erhalten. Keymis erwiederte: solch eine Schenkung gehöre einem Manne nicht, der

(bürgerlich) nicht mehr vorhanden sey, und bleibe somit nach dem Gesetze ungültig.“ Der Kapitän führte noch allerlei dergleichen Reden, aus welchen hervorging, daß er für sich selbst mehr, als für die Expedition und deren Bestimmung zu sorgen bemüht war; er traute jedoch, in der Unterredung mit seinem Befehlshaber, welcher ihm erklärte, daß er an Winwood nun schreiben werde, wie wir oben bemerkt, von dessen Klagen ergriffen und auch über sein eigenes Schicksal in England bange, ihm zu: ihn beim Staatssekretär förmlich zu entschuldigen, dessen ich mich aber mit der Bemerkung weigerte: falls er sich getraue, den Räthen des Königes genug zu thun, so sollte es mir sehr lieb seyn; allein mir selbst solches zuzumuthen, fände ich unbillig, da ich, von seiner Schuld überzeugt, ausser Stande sey, es zu thun; darauf gab Keymis zur Antwort: er entferne sich blos auf einen Augenblick, um eine bessere Genugthuung zu geben, als man erwarten könne. Ich begab mich nun in mein Kabinet, hörte jedoch bald einen Pistolenschuß über meinem Haupte. Auf angestellte Nachfrage hierüber, hieß es: Kapitän Keymis habe seine Pistole zum Fenster hinaus abgeschossen, um sie zu putzen. Als jedoch der Junge desselben in das Schlafzimmer trat, fand er ihn verblutet auf dem Bette, das Gesicht zwar nur etwas verletzt, da die geladene Kugel zu klein gewesen war; allein es steckte

ihm zugleich ein langes Messer im Leibe, bis an das Heft hineingedrückt." —

Raleigh schrieb wiederholt an den Staatssekretär und meldete ihm die Absendung seines Vetters Herbert, eines tapfern und loyalen Edelmanns, so wie eines Flieboots, beladen mit einer Anzahl liederlicher Purschc, welche weder zu Wasser noch zu Lande im Geringsten brauchbar. Herb meinte er; obgleich jene selbst darum angehalten, so zweifle er nicht daran, daß sie ihn aller Orten, wo sie's nur vermöchten, ihn verunglimpfen würden. Er bat Winwood, solchem Abschaum keinen Glauben beizumessen, wenn sie Uebles von ihm redeten, von ihm, der mehr Mühe und Arbeit auf der letzten Seefahrt erlitten, als der schlechteste Hallunke auf seiner Flotte. Wenn die Kerls nur einmal fort, gedenke er noch mit vier ziemlich großen Schiffen bis zu Ende August's die See zu halten."

Das Unglück jedoch verfolgte leider unseren Ritter unausgesetzt; denn die nach England abgeschickten Briefe trafen Sir Ralph Winwood nicht mehr am Leben, und sein bester Freund und Gönner, der ihn aus der fatalen Geschichte sicherlich herausgeschlagen haben würde, war ihm mit diesem edlen und thätigen Staatsmann entrissen. Wir kommen nun auf den Stand der Dinge in England zurück, wie er gleich

nach Abfahrt der Flotte für Sir Walter sich bereitet und auf das drohende Gewitter, welches, in Folge der unglücklichen Ergebnisse, immer mehr aufstieg.

Der spanische Botschafter, Don Gondomar, in London war auf die Expedition Raleighs schon im Beginn aufmerksam gemacht und auch in Kenntniß gesetzt worden, daß der unternehmende Mann mit noch etwas ganz Anderem schwanger gehe, als einer bloßen Entdeckungsreise, wie die ostensible Bestimmung laute. Vielleicht hatte Raleigh unvorsichtig gegen Personen, die nicht so ganz reinen Mund hielten, sein Geheimniß ausgesprochen, vielleicht auch war, was man als von ihm beabsichtigt, geltend machte, ein auf allgemeine Beschuldigungen gegründeter Vorwurf. Es hieß nemlich: er gehe nicht so fast damit um, die Bergwerke in Guiana zu entdecken, als die spanische Silberflotte zu erobern und die reichen Städte in den südamerikanischen Kolonien der Spanier anzugreifen, ihre Schiffe zu verbrennen, und mit einem Theil der ungeheuren Beute, jede Verantwortlichkeit, die hierdurch auf ihn kommen würde, bei dem geldarmen, schmutzighungrigen Könige, der solchen Beweggründen nur mühsam widerstand, nieder zu schlagen, oder, falls er in seiner Berechnung sich auch täuschen sollte, mit dem reichen Raube in ein andres Land sich zu flüchten.

Diese kühne Idee, welche nachmals die Flibustiers

und namentlich ihr berühmtestes Haupt, Montbar den Vertilger, zu Cromwells Zeiten, ausgeführt, scheint Walter Raleigh nicht unähnlich, und die Wahrscheinlichkeit gewinnt an Stärke, wenn man die allgemeine Stimmung der Zeit, unter den Protestanten zumal, gegen Spanien, erwägt, welches als ein habsüchtiger usurpatorischer, fanatisch-glaubensverfolgerischer Tyrann, ja als Feind des Kontinents betrachtet wurde, gegen welchen man alles für erlaubt hielt; und wenn man den persönlichen Haß des Ritters, mit in Anschlag bringt, welcher einerseits von ihren Gräueln in Südamerika so-vieles gehört und gelesen hatte, und welchen anderseits die durch die Thaten der Eroberer Cortez, Pizarro u. s. w. lebhaft gesteigerte, selbst im alten Manne noch ungeminderte Phantasie zur Nachahmung reizte.

Der spanische Botschafter hatte durch seine Späher bei Hofe, auf welchen seine feinen Manieren, sein glänzender Witz und seine, namentlich in Ausbeutung und Kirrung der Gelehrteneitelkeit Jakobs I. glückliche, Schmeichelkunst großen Einfluß ihm verschafft, die dem Ritter ertheilten Verwilligungen bald ausgemittelt und eben so dessen weiteren, theils öffentlichen theils geheimen Plan wegen den spanischen Besitzungen. Er protestirte feierlich gegen das Unternehmen und bezeichnete es geradezu als eine „Seeräuber-Expe-

dition.“ Der König ließ, da Sir Walter noch nicht abgegangen, das Privilegium sich herreichen, sah es von Neuem durch und nahm eigenhändige Verbesserungen darin vor. Sie bestanden darin, daß Raleigh und seinen Leuten zwar die Befugniß ertheilt wurde, Handel zu treiben und sich zu vertheidigen, nicht aber das Recht: Andere anzugreifen und zu unterjochen; ja die Unternehmung wurde sogar auf die von wilden und ungläubigen Nationen bewohnten Länder ausgedehnt. Der König trieb die Gefälligkeit noch weiter und verbot Sir Walter'n ausdrücklich, die Unterthanen seiner Bundesgenossen und namentlich des Königs von Spanien zu beeinträchtigen, und begehrte sogar die Angabe der Plätze, wohin man gehen wolle und die der Stärke der bewaffneten Macht, welche mitgenommen werden sollte. Der Botschafter bekam, ob durch Bestechung und Untreue, oder, was sogar wahrscheinlich, durch eine höchst tadelhafte Zutraulichkeit des Königes selbst *), das Aktenstück zur Einsicht, nahm

*) Er hatte das Unternehmen in seiner ganzen frühern Integrität gebilligt, darauf in seinen Schutz genommen, unter dem es auch in der veränderten Gestalt noch stand. Dadurch, daß er einen Dritten, einen natürlichen Gegner, in die Karte sehen ließ, hali er eine Sache vereiteln, von welcher er doch selbst für den Staatsschatz und seine Privatkasse gewinnreichen Erfolg erwartete.

alsbald eine Abschrift davon und ließ sie, sammt einer Verstärkung an Truppen, seinem Bruder, dem Gouverneur von St. Thomas, zusenden *).

Als Raleigh noch auf der Rhede lag, hatte er

---

*) Campbell (Gesch. der engl. Seemacht unter Jakob I.) faßt den ganzen Hergang und Zusammenhang sehr richtig auf und drückt hierüber sich folgendermaßen aus: „Der von Sir W. Raleigh entworfene Plan war, trotz des großen Geschrei's, das die Spanier darüber erhoben, sehr wohl zu rechtfertigen. Es geht auch wirklich klar genug hervor, daß die Beschwerden ihres Gesandten, Don Diego Sarmiento d'Acunha (nachmals Graf Gondomar) nicht so sehr auf Begriffen von Unrechtmäßigkeit desselben, als auf einem spanischen Staatsstreich ruhten; es ward ein gewaltiger Lärm unter einem falschen Vorwande gemacht, um die wahre Absicht der Reise Sir Walters zu entdecken. Und hierin begünstigte Jenen das Glück nur allzusehr. Denn auf seine (des Gesandten) Vorstellungen ward der vortreffliche Mann genöthigt, einen umständlichen Bericht, sowohl von seinen Zurüstungen, als auch von dem auszuführenden Plane selbst, zu erstatten; derselbe ward den Spaniern (man weiß nicht wie?) mitgetheilt. Dadurch erhielten sie Gelegenheit, für's erste, sein Unternehmen im Beginn zu vereiteln, und sodann, nach seiner Rückkehr, ihn um seinen Kopf zu bringen, zur ewigen Schande dieses Königreichs und zum größten Schaden der Nation. Denn der Plan des Ritters, Guiana zu besetzen, war ohne allen Zweifel nicht nur wohl angelegt, sondern auch wohl begründet, und hätte man denselben befolgt, so würde jenes Land den Engländern eben denselben Vortheil gebracht haben, als Brasilien den Portugiesen."

von dem französischen Bothschafter des Maretz mehrere Besuche erhalten. Da der Gegenstand derselben nicht bekannt wurde, so erzeugte dieß in Jakob Verdacht und vielleicht schrieb sich daher die veränderte Stimmung hinsichtlich der Person und Expedition von Raleigh.

Es wird erzählt, vor der Einnahme von St. Thomas hätten mehrere seiner Leute dem Admiral Vorstellungen über solch' vermessene Uebertretung der erhaltenen Instruktion gemacht, wogegen derselbe eine ausdrückliche Erlaubniß des Königs vorgeschützt, jener Stadt sich zu bemächtigen, sobald man in dem Vorhaben, die Minen betreffend, ihn von dort aus stören würde. Ebenso wurde, vielleicht von den voraus geeilten schlimmen Subjekten, deren Raleigh in seinem letzten Schreiben an Winwood erwähnt, verbreitet: sein Sohn Walter habe, als er das Kriegsvolk wider die Stadt angeführt, demselben ironisch zugerufen: „Kommt, liebe Leute! hier liegt die Mine, die ihr erwartet habt. Narren sind's, die eine andere zu finden glauben!" Dadurch habe der Jüngling des Vaters Geheimniß wider Willen selbst verrathen.

Nach dem tragischen Ende des Keymis und dem Abzug seiner noch übrigen Mannschaft, lag der Ritter noch neun Wochen lang ununterbrochen beim Capo da Gallo. Endlich entschloß er sich, zu einer Bewe-

gung von einigen Meilen vorwärts, den Karaiben zu. Allein er erlitt darüber von seinen Leuten großen Widerspruch, da man befürchtete, daß das bei Trinidad zurückzulassende Fußvolk entweder von feindlicher Uebermacht aufgerieben werden, oder durch Mangel an Lebensmitteln zu Grunde gehen könnte. Ueberdies zeigte sich bei ihnen ein immer größeres Mißtrauen in den Oberanführer, da von den Minen ferner die Rede nicht mehr war, und eine heftige Sehnsucht der Rückkehr nach England ergriff sie. Raleigh versammelte den Kriegsrath in seiner Kajüte und theilte ihnen seinen Plan mit: vorerst nach den neu entdeckten Ländern zu segeln und Erfrischungen einzunehmen, sodann aber nach den westlichen Inseln zuzusteuern und auf die spanische Flotte, die von Mexiko erwartet wurde, zu lauern, welcher gegenüber ein alle erduldete Mühsal reichlich ersetzendes Abentheuer bestanden werden sollte; nach England selbst zurückzukehren, gedenke er für jetzt noch nicht, da er im Ungewissen sey, wie seine Verrichtungen zu London aufgenommen werden dürften. „Ich will, — schloß er endlich — meinen Kopf so lange nicht unter den Gürtel des Königs legen, bis ich die Begnadigung mit dem großen Siegel vor mir sehe!“

Trotz der Gegenreden mehrerer Kapitäne und eines Theils der Soldaten, ging er daher frisch unter Se-

gel; allein das Mißvergnügen unter der Mannschaft wuchs und die Mehrzahl rief unaufhörlich: „Nach England! nach England.“ Raleigh stieg irgendwo an's Land und befahl ihm zu folgen; aber er sah sich verlassen und genöthigt wieder an Bord zu gehen. Er fügte sich in die Nothwendigkeit und gab den Soldaten vor: es sey nunmehr auch sein Wille. Kaum hatte er mit vollen Segeln die unwillkommene Heimfahrt endlich angetreten, als er von fern einer französischen Barke ansichtig ward. Der Gedanke stieg in ihm auf, sich in dieselbe, als in sicheren Schutz zu flüchten; er bot seinen Leuten das Schiff, welches er führte und welches viele tausend Pfund werth war, zum Eigenthum an, wenn sie ihn hinüberführen wollten; allein sie weigerten sich dessen; und ebenso ward der neue Vorschlag, nach Holland zu steuern, verworfen. Dasselbe war bei der Irischen Küste mit einem andern Fahrzeuge der Fall. Die Mannschaft, in Partheien zertheilt und in förmlichem Aufstand gegen den Befehlshaber, schleppte ihn gleichsam als Geisel mit und vereitelte seinen Versuch, heimlich in einem Boote sich weg zu schleichen. Förmlich gezwungen also, und wie ein Gefangener gehalten, mußte er bei Kingsale in Irland an's Land steigen.

Unglücklicherweise hatte gerade ein paar Tage zuvor Don Gondomar die Nachricht von dem Ueberfalle

von St. Thomas, von der Zerstörung dieser Stadt und dem gewaltsamen Tode seines Bruders empfangen. Alsbald begab er sich nach Hof, stellte die bittersten Klagen wider Sir Walter Raleigh und dessen Genossen an und begehrte, kraft der zwischen den Kronen England und Spanien bestehenden Traktate, die exemplarische Bestrafung der Uebelthäter, für Landfriedenbruch, Mord, Brand und Raub.

König Jakob wurde durch diesen Vorfall in nicht geringe Bestürzung versetzt, welche, da Raleigh mit leeren Händen und ruhmlos zurückkam, alsbald in heftige Entrüstung sich verwandelte. Er gab (unterm 1. Juli) indem er öffentlich zugleich das Benehmen des Ritters mißbilligte und Jedermann aufforderte, über alles was damit zusammenhing, Nachricht an den geheimen Rath zu erstatten, alsbald nachdem Jener in Plymouth gelandet, Sir Lewis Stuckley, Admiral der Grafschaft Devon, Befehl, Sir Walter's sich zu bemächtigen und denselben, wiewohl in mäßigen Tagreisen, in Anbetracht der geschwächten Gesundtheit, nach London zu bringen. Sir Stuckley, ein naher Anverwandter des Ritters, beeilte sich, die Ordre zu vollziehen und es bedurfte hiezu weder großer List, noch Gewalt, da der böse Stern Raleighs diesen selbst in seine Hände führte, und er entweder von ihm zum Vertrauten gemacht worden,

oder ihm selbst die Aufforderung zu allerlei, was ihn verfangen konnte, arglistigerweise ertheilt hatte. In Unterhandlungen mit einer französischen Barke, um nach Frankreich sich überzuschiffen, und bereits auf dem Wege nach der Barke, besann Raleigh sich wieder eines Andern und beschloß vorerst noch den Gang der Ereignisse etwas weiter abzuwarten.

Inzwischen gewann Stuckley Zeit seiner Person sich zu versichern. Die vereinigten physischen und psychischen Leiden hatten seinen Geist etwas geschwächt und verwirrt; sein böses Schicksal stand jetzt vor ihm und schilderte ihm die bevorstehende Zukunft mit den schwärzesten Farben. Der siebzehnjährige Bewohner des Towers empfand Grauen vor einer neuen Haft in dessen Mauern, oder er fühlte das Beil, welches Esser's Haupt getrennt, bereits auch auf seinem Nacken. Endlich, nachdem er seine Kräfte wieder etwas gesammelt und reiflicheres Nachdenken sich eingestellt, suchte er vor allem Zeit zu gewinnen, damit das königliche Urtheil ihn nicht überrasche und er Gelegenheit finde, dem Gefängniß zu entfliehen. Er stellte sich krank und bestach den ihm zugeschickten Arzt, Manouri, einen Franzosen von Geburt und durch allerlei Charlatanerien in der Chemie etwas bekannt geworden, dahin, daß er Arzneien ihm verschaffte, wodurch heftiges Aufstoßen verursacht und scharfe

Blasen auf Stirne, Nase, Brust, Arme und Beine gezogen wurden. Und nun stampfte er (in Hr. Drake's Wohnung) mit Händen und Füßen wider den Boden, riß sich die Haare aus, fluchte entsetzlich und rief beständig aus: „Gottes Wunder! ist's möglich, daß mir mein Unglück also wieder auf den Kopf fällt!" Der Arzt berichtete es Herrn Stuckley, welcher Mitleid mit dem Zustande des Gefangenen fühlte.

Zu Salisbury, auf dem Wege nach London, begehrte Raleigh ein Brechpulver von Manouri, jedoch sollte die Sache geheim gehalten werden, und er vertraute nun thörichterweise dem Abentheurer seinen versteckten Plan an, den König durch eine künstliche Krankheit zu rühren und den Arm der Gerechtigkeit so lange aufzuhalten, bis Mittel zur Flucht ermittelt worden wären. Auf sein Bett gebracht, klagte er sehr über gänzliche Erschlaffung, in Folge der Anstrengungen der Reise von Scherborne bis Salisbury, und hierin hatte allerdings Sir Stuckley des Königs Auftrag schlecht befolgt, da dieser Weg keine kleine, sondern eine Tagreise von nicht weniger als 35 englischen Meilen war. Nach der Mahlzeit schützte er einen heftigen Schwindel vor, welcher ihm völlig das Gesicht benehme; er eilte vom Bette auf, hielt die Hände vor die Augen und taumelte längs der Kammer umher. Sir Stuckley suchte ihn, beim Arme fassend,

zu leiten; allein der Ritter stieß mit dem Kopf so hart an einen Pfosten der Gallerie, daß jener ihn wirklich für sehr krank hielt.

Des andern Tages in der Frühe, als Stuckley, Sir Cuthbert und Manouri gerade beisammen waren, trat ein Diener Raleighs, ganz verwirrt vor Schrecken aus der Kammer und meldete: sein Herr sey hirnwüthig geworden, im bloßen Hemd aus dem Bette gesprungen, krieche auf Händen und Füßen in der Kammer umher, und zerkratze, zerbeiße und zerreiße die Binsen in derselben *).

Als Manouri, auf Bitten des Dieners, allein hineinkam, fand er den Ritter wieder zu Bette und erhielt auf die Frage: was ihm fehle, zur Antwort: „mir fehlt nichts; ich habe alles mit Fleiß gethan!“ Raleigh verlangte jetzt das versprochene Vomitiv und steckte es zu sich. Sobald Sir Stuckley nun auch in die Kammer trat, erneuerte jener sein Springen und Toben wieder, stellte sich von Krämpfen und Gliederzuckungen so heftig überfallen und zog Beine und Arme so künstlich fest zusammen, daß der Admiral und seine Begleiter Mühe hatten, sie ihm wieder aus

*) Eine damals in England herrschende Art, den Fußboden der Zimmer zu zieren; Elisabeth selbst hatte keine bessere Bodenbedeckung.

einander zu ziehen. Sir Lewis ließ ihn jetzt durch warme Tücher reiben, bis er am ganzen Leibe schwitzte, Raleigh hatte Mühe, das Lachen dabei zu verhalten, und er erzählte später Manouri, diesem Lachreiz in reichem Maße Raum verstattend, wie er sehr die medizinischen Talente Stuckley's habe bewundern müssen.

Die Blattern und Geschwüre, welche das Blasenpflaster bewirkt, brachen so aussatzartig und häßlich heraus, daß Stuckley und noch mehr die königlichen Räthe, welche ihn zu verhören beordert waren, wahrhaft Eckel empfanden; als jedoch Manouri, welchen der Admiral zu Rathe zog, nur oberflächlich und gleichgültig hierüber sich aussprach, ward derselbe nachdenklich und setzte den Bischof von Elie von der Sache in Kenntniß. Dieser rieth noch zwei Doktoren mit zu nehmen. Dieselben zeigten sich bei Besichtigung des Patienten ungemein verwundert und wußten nicht, was sie von der Sache halten sollten. Auf jeden Fall verboten sie streng, den Gefangenen an die Luft zu lassen, da ihm solches das Leben kosten würde. Sie stellten Stuckley dies Gutachten schriftlich aus und Manouri unterschrieb es mit.

Raleigh freute sich des bisherigen Gelingens seiner List ungemein und hielt sich bereits für gerettet, besonders da auch das Brechmittel inzwischen zu wirken begann und in Gegenwart der Doktoren und des Ad-

mirals eine starke Entleerung erfolgt war. Nur der Punkt des Urins, welcher ebenfalls vorgezeigt werden sollte, machte ihn noch bedenklich; aber Manouri hatte auf seine Bitte, ein Mittel zur Trübung desselben zu ersinnen, bereits Hülfe geschafft, und das Glas, in welches er gelassen werden sollte, vorher mit etwas angestrichen, das dem Urin eine ganz eigene Farbe gab. Die weisen Herren von der Fakultät hegten nun die ganz untrügliche Ueberzeugung: des Ritter Raleighs Krankheit sey tödtlich und unheilbar.

Sir Walter spielte die Komödie weiter fort und ließ sich, ebenfalls durch Manouri, den Arm mit seidenen Bändern steif binden, in der Hoffnung, wenn ihm zu Ader gelassen würde, das Blut aufzuhalten. Allein nun verrieth sich allmählig sein Anschlag durch allerlei besondre Zufälle, obgleich er noch für einen Zuwachs von Blattern auf verschiedenen Theilen seines Körpers, mittelst frischer Blasenpflaster, gesorgt hatte.

Der wüthende Hunger der ihn überfiel, drohte zuerst das Geheimniß zu entdecken und nur mit großer Mühe gelang es Manouri die heimlich für ihn gekaufte Speise ihm ebenfalls heimlich zuzubringen. Als er einst einige Stunden, größerer Ruhe willen, von seinen Wärtern allein gelassen worden, setzte der vermeintliche Todtkranke eine lange Vertheidigung an das Parlament auf, welche Manouri ihm abschrieb und

welche später dem Könige eingehändigt wurde. Dieses merkwürdige Memoire, das zugleich einen neuen anziehenden Beitrag zur Kenntniß des Ideenganges und der Darstellungsweise unseres Helden liefert, lautete wie folgt:

„Da ich nicht weiß, ob Gott mir noch so lange das Leben fristen wird, um vor Ew. Hochwürden erscheinen zu können, so habe ich, um Sr. Majestät unterthänigst genug zu thun, schriftlich hier all dasjenige abgefaßt, was zur Erklärung meiner Unschuld und Abwälzung der mir gemachten Vorwürfe dienen kann. Wahrheit ist's, daß ich, ob ich gleich dem Könige mit eröffnet, mein Vorhaben bezwecke eine Landung auf Guiana, denselben von der Anwesenheit spanischer Kolonisten in jedem Lande in Kenntniß gesetzt habe; ebenso, daß ich in meiner Instruktion keine Vollmacht erhalten die Spanier daraus zu vertreiben. Auch von meinem Anschlage auf St. Thomas hatte Se. Majestät noch keine Kunde, noch irgend einen Theil daran. Da mir jedoch bekannt gewesen war, daß der Anspruch, der Titel und der Handel Sr. Majestät in jenem Lande rechtmäßig und christlich, indem die Eingebornen selbst von freien Stücken die Königin Elisabeth als ihre hochgebietende Souveränin angenommen hatten und ihnen durch mich von Seite dieser Fürstin Schutz gegen die Spanier zugesichert worden

war, so hegte ich keinen Zweifel in die Gesetzmäßigkeit meines Verfahrens, mit Gewalt in Guiana zu erscheinen, von dem Gesichtspunkte dabei ausgehend, daß die Spanier keinen andern Rechtstitel, (des Pabstes Schenkung etwa ausgenommen) geltend machen können, als den der Gewalt."

„Ueberdieß hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Spanier erst einige Jahre nach meiner Besitzergreifung im Namen der Krone England, Fuß in dem Lande gefaßt. Dieser Punkt muß festgehalten werden; denn für den Fall, daß Se. Majestät keinen Anspruch auf Guiana besessen, verdiente ich mit eben so viel Fug ein Dieb gescholten zu werden, (weil ich Gold aus den Minen des Königs von Spanien genommen,) als die Spanier mich jetzt einen Friedenbrecher nennen; denn ebenso wenig es den Spaniern erlaubt seyn dürfte, Zinn aus Kornwallis zu holen, ebenso wenig darf man sich aus einem Lande, das als spanisches Besitzthum anerkannt worden, Gold verschaffen. Wäre obgenannte Weise von Besitzergreifung hinreichend, so könnte sich der König von Spanien mit dem gleichen Rechte auch Herzog von Großbrittanien schreiben; denn seine Truppen haben Brest besetzt gehabt und es befestigt; dasselbe ist an mehreren anderen Orten ihrerseits ebenfalls geschehen. Ich zweifle nicht daran, daß Se. Majestät recht gut

wissen, was Ihr für ein Recht auf Guiana zusteht, da schon zu den Zeiten M. Charles Leighs und M. Harecourts, Engländer die Erlaubniß zu einer Niederlassung und Pflanzung darauf erhalten hatten; ebenso weiß ich selbst recht gut, daß lange vor dieser Periode an die 5000 Engländer am Orinoko sich niedergelassen haben würden, wenn nicht meine Reise dahin über zwei Jahre lang aufgezögert worden wäre, in Folge der Fahrt nach Cales-Males, unmittelbar nach meiner Rückkehr aus Guiana, und sodann durch die andere Fahrt nach den Inseln. Ihre Majestät (die Königin Elisabeth) faßte damals den Beschluß, weder Mannschaft noch Schiffe mehr aus England abgehen zu lassen, so lange nicht der Aufruhr in Irland beschwichtigt seyn würde. Nach dieser Zeit verschaffte der Tod der hochseligen Königin und meine lange Gefangenschaft den Spaniern Spielraum genug, eine Stadt auf Stöcken und Pfählen in Guiana und zwar am Ufer des Orinoko zu gründen, welcher sie den Namen St. Thomas gaben. Allein es gelang ihnen nicht, auch nur einen von den Kaziken oder Eingebornen des Landes auf ihre Seite zu zieh'n, sondern dieselben standen ihnen stets in Waffen gegenüber, wie der Gouverneur selbst in einem Schreiben an den König von Spanien solches bezeugt hat."

„Ich glaube nicht, — wenn mir vergönnt ist, frei

zu reden, daß durch meine Landung auf Guiana der Friede gebrochen worden; denn wo kein Friede besteht, kann man keinen brechen. Daß uns aber die Spanier in diesen Gegenden keinen Frieden halten, geht aus dem eigenen Brief ihres Königes an den Gouverneur derselben hervor, in welchem der Befehl ertheilt ward, alle die Spanier und Indianer, welche mit brittischen Unterthanen Handel treiben würden, hinzurichten. Es haben auch die Spanier zu Thomas noch vor wenigen Jahren sechs und dreißig Personen ertödtet, die mit Hrn. Hail von London aus dahin gezogen; eben so erschlugen sie mehrere von meinen Leuten, als diese, und zwar unbewaffnet, und auf das von Jenen gegebene Ehrenwort vertrauend, aussiegen; deßgleichen fand Hr. Thorne mit vielen andern Engländern, ohngefähr ein Jahr vor meiner Befreiung aus dem Tower, am Orinoko ihren Tod durch sie auf schändliche Weise. Wenn das nun friedliche Handlungen sind, so besteht allerdings Frieden zwischen uns und den Spaniern; sieht man es aber als Akte des Krieges und grausamer Feindseligkeit an, so konnte durch das, was wir gethan, kein Friede gebrochen werden.

Wie soll es ferner mit der Größe des spanischen Königes sich vereinbaren, daß er uns Feinde nennt, so lang ihm Hoffnung bleibt, uns in Stücken hauen zu können, im Falle des Mißlingens solcher Anschläge

jedoch uns Friedbrecher zu heißen, und zwar in einer und derselben Sache? Wahrlich dieß ist ungereimt und ein baarer Widerspruch. Allein es ist faktisch, daß jener König uns „Englische Feinde“ betittelt hat, und zwar in seinem Briefe an den Gouverneur von Guiana, datirt: Madrid am 19. März, eh' und bevor wir nur die Themse verlassen.“

„Wenn es dem Könige von Spanien beliebt hätte, innerhalb der 17 Monate (welche unter den Zurüstungen der Flotte verstrichen) nur einmal an Se. Majestät zu schreiben und Sie zu überzeugen, daß unsere Landung auf Guiana als Friedensbruch zu betrachten sey, so würde S. Majestät zweifelsohne uns nimmermehr erstattet haben, für einen solchen Zweck unter Segel zu gehen; gewiß, dieß hätte ihm weniger Mühe und Kosten verursacht, als die Ausrüstung von 300 Soldaten und die Absendung von 10 Geschützstücken aus Puerto Rico, welche, wenn sie zur Zeit unserer Ankunft vor St. Thomas bereits angelangt wären, unsere Kompagnieen niedergeschmettert und hiemit aller Klage ein Ende gemacht hätten.“

„In Betreff des Punktes der fraglichen Landung, muß ich gestehen, daß wir der Ansicht huldigten: die Spanier müßten aus ihrer Stadt vertrieben werden, wenn wir anders das Gebüsche passiren wollten, das

die Minenberge rings umzieht; hiezu hatte ich denn auch — ich läugne es nicht — alsbald den Entschluß gefaßt. Allein als ich die Sache besser in Ueberlegung gezogen, war ich gesonnen, mit der Einnahme der Stadt einzuhalten, bis sichere Kunde mir geworden, ob die Beschaffenheit der Minen wirklich solche Anstrengungen verdienen; ich ertheilte demnach dem unter meinem Befehle stehenden Kriegsvolk die Ordre, daß nur in diesem Falle, eine Besatzung in die Stadt gelegt und die Spanier daraus vertrieben werden sollten; den Ort selbst mit Feuer zu verwüsten, kam mir niemals in den Sinn, und in der That wußten meine Leute keine Rechenschaft über ihr gegentheiliges Benehmen abzulegen. Ich zog deßhalb nach ihrer Rückkehr sowohl den Sergeant-Major Keymis zur Rede, warum sie es doch gethan und nicht zuerst die Mine ausgekundschaftet, ehe sie zur Einnahme der Stadt geschritten? — worauf sie mir antworteten: Obgleich zwischen der Mine und ihren Schuyten, die spanische Besatzung gelegen, so hätten sie dennoch, meiner letzten Ordre zu Folge, zwischen der Stadt und der Mine anzulegen sich genöthigt gesehen; die Spanier seyen darauf, ohne daß nur ein Wortwechsel zwischen ihnen vorgefallen, alsbald auf sie eingestürmt und hätten unter dem Rufe: „Pecos Engleses!“ (Englische Hunde,) Feuer auf sie gegeben, auch, durch die

Unterhaltung dieses Feuers und dieses Scharmützels sie herumgezogen und geleitet, bis zum Eingang in die Stadt, ohne daß sie, die Engländer, sichere Kenntniß zuvor gehabt, in welcher Gegend sie sich befinden; die Spanier selbst hätten demnach den Frieden zuerst gebrochen und sie gezwungen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, und ohne dieß wäre der ganze Zweck ihres Zuges, die Erforschung der Mine, rein unmöglich gewesen."

„Der Vorwurf also, daß wir uns an dem Könige von Spanien, durch unsere Landung von Guiana, vergriffen, zerfällt rein in nichts, er wird für's erste geschwächt und gänzlich entkräftet, durch den Titel und Rechtsanspruch, welchen Se. Majestät auf das Land besessen; zweitens gab es nie einen König, der einem andern Souverain oder Staate, durch Beschädigung seiner Unterthanen an Leib und Gut, wie uns geschehen, den kleinsten Weg eröffnet hätte; den Spaniern sollte es freistehen, uns, gewaltsam oder verrätherisch, zu ermorden, dagegen uns nicht gestattet seyn, unserer Haut uns zu wehren und mit gleicher Münze sie zu bezahlen. Eben so kömmt der Punkt der Oberherrlichkeit und Unterwürfigkeit in Erwägung, welchen ein unumschränkter Monarch nie noch so leicht aufgeben hat noch so leicht aufgeben wird. Drittens scheint aus der Sache vorgehen zu wollen, daß die

Engländer den Spanier höher schätzen und vor seiner Macht sich fürchten, als die Franzosen und Niederländer, welche täglich aller Orten in Westindien einbrechen und gleichwohl bei ihrer Heimkehr nichts dafür zu befahren haben. Vor Kurzem erst, als ich zu Plymouth mich aufhielt, lief ein französischer Edelmann, Elorge, mit 4 Segeln und 300 Mann, aus, mit der ausdrücklichen Erlaubniß, bei allen Plätzen in Westindien zu landen, zu sengen und zu plündern, wo es ihm nur möglich werden würde; und dennoch ist der König von Frankreich Gemahl der Tochter des Königs von Spanien."

„Dieß ist nun alles, was ich vorzubringen weiß, als etwa noch, daß ich meinen Stand vollends zu Grunde gerichtet, meinen Sohn und meine Gesundheit eingebüßt, und mehr Elend ausgestanden habe, als irgend ein Mensch auf der Welt, alles in der Hoffnung, dem Könige einen Dienst zu erzeigen. Ich kann nicht begreifen, noch verstehen, daß ich irgend eine Feindseligkeit verübt, als die: ein Land betreten zu haben, das der Krone Englands angehört hatte und aus dem die zuvor darin angesiedelten Britten von den räuberischen Spaniern vertrieben worden sind."

„Keine Westindische Orte sonst, darauf die Spanier ein Recht besaßen, nahm ich ein und ich bin nach England zurückgekehrt, auf augenscheinliche Gefahr

meines Lebens, welches blos noch auf Sr. Majestät Gnade sich stützt, und kein Mensch, noch irgend ein Drang der Umstände konnte davon mich zurückhalten. Eben dieser Gnade, Güte und Milde vertraue ich auch jetzt noch; sollte aber Se. Majestät der Ueberzeugung seyn, daß ich der Drangsale nicht genug erlitten, so mag sie dem keine Arbeit scheuenden, unglücklichen Besitzer eines erbärmlichen Lebens derselben noch mehrere auferlegen."

Diese Vorstellung erfreute sich des günstigsten Eindrucks und Erfolges und mehrere darin geltend gemachten politischen und inneren Gründe, von einem Anflug von Nationalstolz unterstützt, sprachen durchaus für den Mann, welcher auch das Vermessene und Frevelhafte nur im höheren Interesse und für den Ruhm des Landes, oder gedrängt von den Umständen, gethan zu haben schien. Allein Sir Walter verdarb sich seine Sache selbst durch allerlei Unbesonnenheiten, wie man nun hören wird.

Als Sir Stuckley eines Abends mit ihm über den Ursprung seiner Krankheit und namentlich der Blattern, sich unterhielt, bemerkte Letzterer ganz ernsthaft, „So war mir Gott helfe, ich bin des Glaubens, daß ich vor der Ankunft in dieser Stadt, Gift bekommen. Ich weiß, daß Hr. Parham, bei dem wir geherbergt, ein Spanischgesinnter und eifriger Papist ist und immer Pfaffen bei sich hat, welche die Messe lesen; doch

wünschte ich nicht, daß irgendwo davon die Rede fiele, und auch euch, Hr. Manouri, bitt' ich stillzuschweigen.

Eines andern Tages, als Raleigh mit Manouri allein in verschlossener Kammer sich befand, spazierte er in bloßem Hemde, dieselbe auf und ab, besah sein Gesicht mehrmals im Spiegel und sagte dann zu seinem Vertrauten: „Wie wollen wir seiner Zeit lachen, daß wir den König, seinen Rath, die Doktoren und die Spanier zusammt auf solche Weise genarrt haben!"

Am 1. August traf der König zu Salisbury ein; Raleigh, welcher erwartete, in Bälde nach London abgeführt zu werden, hatte von seinem Krankenbette aus durch Manouri's Vermittlung, allerlei Briefe besorgt und Maasregeln zur Flucht getroffen. Da er seinen Leibchirurg mit Leib und Seele ihm ergeben wähnte, so stand er nicht an, ihn tiefer in sein Herz und seine Pläne schauen zu lassen und machte ihm für den Fall seiner ferneren Mitwirkung für dieselbe sehr ansehnliche Versprechungen für jetzt und die ganze Lebzeit. Der Franzose, erschrocken jedoch über die möglichen Folgen einer Entweichung des Ritters, für ihn selbst, und auch vielleicht, bei niedriger Denkungsart, durch die Hoffnung noch reicheren Lohns für den Fall des Verräthers seines Klienten, von der Regierung, gereizt, stellte sich, als ginge er aus aufrichtiger Theilnahme an sein Schicksal, in alles ein, und erfuhr nun

die Details der zur Flucht aus England von Sir Walter getroffenen Abrede.

Der Kapitän King war beauftragt, unterhalb Gravesend eine gemiethete Barke bereit zu halten und in einem Boote ihn dazu abzuholen. Dazu war aber die Veränderung des Aufenthaltes nothwendig und Raleigh wünschte, daß dieser, durch Manouri's Zuthun, in seinem eigenen Hause ihm verwilligt werden möchte. Von da aus gedachte er durch eine Hauptpforte leicht der Wachsamkeit seines Hüters Sir Stuckley zu entgehen, besonders da Niemand, bei dem Glauben an seine schwere Krankheit, auf den Gedanken einer Flucht verfallen würde.

Manouri verhieß ihm seinen besten Beistand, meinte aber, die Apologie, die der Ritter an König und Parlament eingesendet, werde hinreichen, ihn vor allen ferneren Verfolgungen seiner Person zu sichern. Hierauf bemerkte ihm Sir Walter in großer Gemüthsbewegung; „sprecht mir nichts mehr davon; ein Mann, der für sein Leben zu fürchten hat, ist nimmermehr ruhig."

Die Bitte Raleighs, in seinem eigenen Hause die Krankheit abwarten zu dürfen, ward ihm wirklich, auf Verwendung einiger Freunde, bewilligt. Manouri, als er dieß vernommen, suchte ihn jetzt zu beruhigen und sagte zu ihm: „Herr Ritter! der König, welcher

Euch diese Gnade und Freundlichkeit erzeigt, hat dadurch klar bewiesen, daß er nicht nach Euerem Leben strebe.“ Allein jener schüttelte den Kopf und meinte: „Ich traue dem Frieden nicht. Man hat alle Freundlichkeit angewendet, den Herzog von Biron nach Hofe zu locken und als man ihn daselbst hatte, fiel sein Kopf. Ich bin es zu gewiß, daß sie unter einander übereingekommen: es sey nützlicher für das Staatsinteresse, einen einzelnen Menschen sterben zu lassen, als die kommerziellen Verhältnisse und die mit Spanien bestehenden Traktate vernichten zu lassen, welche er gebrochen; das Blut eines Mannes mache den Handel gangbar und flüssig.“

Man giebt nun Raleigh auch Schuld, daß er im Gespräche mit Manouri höchst unehrerbietiger Aeußerungen wider die Person des Königs, ausser diesen sich habe zu Schulden kommen lassen und daß allerlei Drohungen sogar ihm entfallen seyen; unter andern: „Komme ich nur dießmal durch, so will ich ein Stücklein praktiziren und ein Spiel anrichten, daß König Jakob froh seyn soll, wenn er durch seine Bitten mich bewegen kann, wieder nach Hause zu kommen und daß er mir meinen früheren Stand und noch viel mehr dazu giebt. Auch will ich dem spanischen Könige also einfeuern, daß er von Herzen gern an den König von England schreibt und seine volle Verzeihung mir auswirkt.

War Manouri in seiner unbedingten Anhänglichkeit an den Ritter schon zuvor erschüttert worden, so wurde er noch mehr erschreckt durch das, was er jetzt angehört. Er befürchtete kein gewöhnliches Skandal, wenn derselbe der Freiheit wieder gegeben worden und daß er als Genosse in eine Sache verwickelt werden könnte, welche, wie man zu sagen pflegt, zu schlimmen Häusern führen dürfte. Er verbarg ihm seine Bestürzung nicht, sondern erlaubte sich sogar die Frage: Im Fall es offenbar wird, daß ich Euch zu Eurer Flucht verholfen, was soll dann aus mir werden? Der Ritter antwortete: folgt mir nach Frankreich, das doch Euer eigentliches Vaterland ist; laßt, was Ihr hier habt, im Stich; dort soll Euch für Alles reichliche Vergeltung werden.

Der Franzose war jedoch ein viel zu praktischer und nüchterner Mann, um sicheres Besitzthum für unsicheren Gewinn auf das Spiel zu setzen und Furcht sowohl als Charakterlosigkeit bestimmten ihn nun zur Entdeckung des Geheimnisses an Sir Stuckley, worauf derselbe alsogleich die Aufsichtsmaßregeln verschärfte.

Dem Scharfsinn des Ritters entging die Ursache hievon nicht und suchte nun, als letztes Mittel, den Admiral selbst, für seine Rettung durch Bestechung zu gewinnen. Er ließ ihm 200 Pfd. Sterl. antragen, und ihm hiefür ein kostbares Kleinod von 150 Pfd.

im Werth, so wie 50 Pfd. baar, vorzeigen. Der Admiral stellte sich, als ginge er in die Sache ein und als sey es ihm lieber, wenn sein Vetter sich aus England retten könne, statt mit Schmach für die Familie daselbst zu bleiben oder gar auf dem Schaffott zu enden; nur darüber ließ er ihn fragen, wie es denn mit seiner Unter-Admiralstelle von Devon, welche ihn 6000 Gulden gekostet, beschaffen wäre, wenn die Flucht glücklich bewerkstelligt und der König über seine, Stuckley's, Unschuld hieran nicht völlig außer Zweifel seyn sollte? Raleigh suchte ihn wegen dieses Punktes vollkommen zu beruhigen und versicherte ihn reichlicher Schadloshaltung, alsbald nach seiner Ankunft in Frankreich. Allein ganz war er hinfür doch nicht ohne Skrupel über Stuckley's eigentliche Gesinnung und gern hätte er, wie er dem Manouri freimüthig eröffnete, ohne dessen Beihülfe den beschlossenen Plan ausgeführt; aber jener war durchaus unentbehrlich, auch hoffte er — was er unklug dem Chirurgen ebenfalls mittheilte — schon Rath zu finden, des Admirals wieder los zu werden.

Aus diesen, allerdings wunderlichen, Reden schöpfte Manouri die Ueberzeugung, Raleighs Verheißungen sey nicht so sehr zu vertrauen, und dasselbe, was er Stuckley bereite, könne auch ihm bereitet werden; darum riethen Klugheit und Selbstpflicht, den Unge-

treuen und Zweideutigen seinem Schicksal zu überliefern, und der Sache den Lauf zu lassen, welchen sie durch die Entdeckung an Stuckley genommen.

Der Admiral, auf Betrieb Manouri's in persönliche Besprechung mit Raleigh gebracht, ersuchte diesen, bloß noch um einige Geduld, der laufenden Berufsgeschäfte wegen, welche ihn drängten; er schien durch den Anblick des Kleinods und die übrigen Versprechen völlig ergeben geworden zu seyn. Sofort ward die Reise nach London angetreten und Sir Walter in seine Wohnung zu Brentford gebracht. Kaum war dieß bekannt geworden, als ein Agent des französischen Botschafters Leclerc, Mr. de la Chesnay, bei ihm erschien, und aus Auftrag seines Herrn über wichtige, dem Ritter selbst sehr ersprießliche Dinge sich zu besprechen wünschte. Derselbe trug ihm eine französische Barke, Empfehlungsschreiben an den Gouverneur von Calais und die Absendung eines Edelmannes an, welcher in letzterer Stadt auf ihn warten und alles Nöthige zur Weiterreise besorgen sollte. Raleigh lehnte die Barke ab, (da er auf die bereits gemiethete englische sich mehr verließ); dagegen nahm er die Empfehlungsschreiben dankbar, und zwar mit der Bemerkung an, daß seine alten Freunde und Bekannte in Frankreich meist alle schon der Natur den Tribut bezahlt hätten.

Nur die ungestümste Sehnsucht nach baldmög-

lichster Freiheit konnte die Unvorsichtigkeit entschuldigen, mit welcher hier einem völlig fremden Menschen, den der Ritter, wie er selbst gesteht, nie zuvor gesehen hatte, geglaubt wurde. Allein gerade diese französische Protektion war zugleich eine Falle, in welcher seine wachsamen Feinde ihn fingen, da sie bis zu einem gewissen Punkte das Unternehmen gern sich reifen ließen. Stuckley hatte aus Auftrag blos einen faktischen Beweis von Verbindungen Raleighs mit Frankreich zu erhalten gesucht und täglich bisher von allem, was mit dem Gefangenen vorgegangen und er von ihm oder über ihn in Erfahrung bringen konnte, an den geheimen Rath berichtet.

Am dritten Tage nach der Ankunft zu London, schlich Raleigh sich aus seinem Hause und bestieg zu bestimmter Zeit, verkleidet, und in Begleitung von King, Stuckley und dessen Sohn, das beschriebene Boot, um den Strom hinab nach Gravesend zu fahren. Ein Kahn, welcher unmittelbar ihnen nachruderte, zog des Ritters Besorgniß auf sich. Als die Fluth ausblieb, waren sie genöthigt, bei Greenwich zu landen und hier verhaftete Stuckley, plötzlich die Sprache verändernd, den Kapitän King, sobald die Leute, welche keine andere waren, als Polizeisoldaten, in dem Kahn ebenfalls zu ihnen gestoßen, mit ihnen sich vereinigt hatten. Raleigh selbst wurde in ein Wirthshaus und am folgenden Tage in den Tower gebracht; Hrn. von Le Cerc

aber verbot man vorerst den Hof und später schickte man ihn förmlich aus dem Lande *).

Jakob I. war durch die sich drängenden Berichte von Raleighs Aussagen und Apologie, Verstellung und Komödie, Fluchtversuch und französischem Komplott ungemein erregt worden, ausser dem, daß der Gedanke an die, trotz seiner ausdrücklichen Ordre, verübte Traktatverletzung und Befehdung des spanischen Gebietes ohnehin schon feindlich genug gegen die Person des Ritters ihn erfüllt hatte. Seine königliche Ehre, die er dem Botschafter König Philipps als Garantie für den loyalen Charakter der Expedition angeboten, war verwirkt worden und somit nahm er was Sir Walter in Guiana gethan, noch überdies als persönliche Beleidigung und Verachtung seines Ansehens auf. Es bedurfte daher kaum der rachsüchtigen Erinnerungen Don Gondomars, welcher das Wort: „Seeräuber! Seeräuber" nicht genug in's Ohr donnern konnte und mit dem Aufhören der bisherigen Freundschaft zwischen Spanien und Britannien, im Fall der Nichtzüchtigung Raleighs, drohte, um das Schwert der Gerechtigkeit auf diesen endlich schonungslos fallen zu lassen **).

*) Caylay. — Sowers. — Lingard. —

**) Zur leichteren Beurtheilung des ganzen verworrenen Handels haben wir die von Hume zusammengefaßten, meist aus K. Jakobs eigener Denkschrift darüber gezogenen Gründe, so wie die von Raleigh geltend gemachten Gegen-

Merkwürdig genug stritt man sich zuerst darüber, ob die früheren oder späteren Vergehen des Ritters als Grund der Anklage gewählt werden sollten. Die Antworten, welche der Gefangene im Tower gab, lauteten unbefriedigend. Die Richter sprachen sich dahin aus, daß, so lange über ihm ein Todesurtheil laste, er dem Gesetze nach todt sey und wegen eines früheren Verbrechens nicht gerichtet werden könne. Dennoch kündigte man zugleich ihm an: daß das im ersten Jahre der Regierung des Königes über ihn gefällte Urtheil, zur Strafe für die Plünderung und Verbrennung der Stadt St. Thomas, vollzogen werden sollte.

Vier Tage später ward er vor die Schranken der Königsbench gestellt, gebildet aus folgenden geheimen Räthen: dem Erzbischof von Kanterbury, dem Kanzler Bacon v. Verulam, dem Siegelbewahrer Grafen v. Worchester, dem Staatssekretär Naunton, und dem Großrichter Edward Cooke. Raleigh wollte das ihm bei Abfahrt der Expedition ertheilte Privilegium, wodurch ihm Gewalt über Anderer Leben und Tod eingeräumt worden, zu seinen Gunsten geltend machen und die implicite hiemit ausgesprochene Begnadigung daraus ableiten; hierauf unterbrach ihn der Präsident Ritter Harry Montague, mit der Erklärung: in Verbre-

gründe, in einer Beilage zur Biographie, gegeben, welche somit zu vergleichen ist.

chen des Hochverraths könne die Begnadigung nicht aus andern Umständen abgeleitet, sondern sie müsse in bestimmten Worten verliehen werden. Die Anrede selbst, welche er an den Beklagten hielt, war übrigens in sehr achtungsvollen Ausdrücken abgefaßt, wie es nur immer bei einem solchen Falle möglich war.

Die Anklagspunkte lauteten theilweise vag und waren so sehr unter einander gemengt, daß man deutlich wahrnahm, wie dieser Prozeß einen mehr politischen, als juristischen Charakter trug. Ausser den Verbrechen gegen die Krone Spanien las man namentlich angeführt: daß R. von dem Könige von Frankreich einen Auftrag erhalten; daß er ehrfurchtwidrig von seinem Monarchen gesprochen; daß er die Lords Doncaster und Carew angeklagt, ihm zur Flucht verholfen zu haben, und daß er bei der Hinrichtung des Grafen Essex, über den Fall seines Feindes unverholene Freude bezeigt *).

Nicht unwichtig ist es, über das tumultarische Urtheil, welches die verlegenen Richter über ihn gefällt, zwei ausgezeichnete brittische Historiker von verschiedenartigen Gefühlen, zu hören. Campbell erklärt: „Daß dieser Ausspruch unrechtmäßig war und der

*) Caylay — Howell. — Hearne. — Hemingfond. Lingard. IX. — Bandart. — Jonston. Erasmus Francisci: neu eröffneter Trauersaal. —

Ritter Raleigh recht eigentlich ermordet wurde, ist häufig behauptet, auch, nach meiner Ansicht, nie bezweifelt worden; allein ich glaube, daß der Beweis dafür nicht so deutlich geführt ward, als es gar wohl sich thun ließe. Daher will ich aus Dankbarkeit gegen das Andenken des Mannes, diese Arbeit übernehmen, und darthun, daß das Urtheil schlechterdings ein ebenso unregelmäßiges, als offenbar ungerechtes war.

„Es herrscht ein Grundsatz in unseren Gesetzen, daß der König nichts Ungerechtes thun kann, und es ist ausgemacht, daß kein König (von England) nach den Gesetzen etwas Ungerechtes zu thun im Stande ist; er kann die Gesetze nicht zu ungerechten Zwecken gebrauchen. Der Ritter Raleigh war nach seiner Verurtheilung im gesetzlichen Verstande todt; wenn also die vom Könige Jakob ihm übermachte Bestallung nicht die Kraft der Begnadigung hatte, was war sie dann? Gab sie einem Todten die Befugniß, gewisse Handlungen zu verrichten, und nicht nur dieß, sondern selbst die Gewalt über das Leben und das Vermögen von Lebenden? Sie gab ihm also entweder diese Gewalt, oder sie gab sie ihm nicht? Im ersteren Falle war der Ritter fähig, sie zu empfangen; d. h. er war im gesetzlichen Verstande nicht länger todt, oder, was einerlei, er war begnadigt. Im zweiten Falle, wenn die Bestallung ihm keine Gewalt gab, war sie nach den Gesetzen, eine vollbrachte Un-

gerechtigkeit. Wie wunderlich solches auch klingt, so liegt doch die Ungerechtigkeit in der Sache selbst und nicht in meinem Ausdrucke. Eine von dem Könige, mit Zuziehung des Geheimenraths, unter dem geheimen, wo nicht unter dem großem Siegel, einem Todten ertheilte Bestallung ist ein unerträglicher Widerspruch. Um diesen nun zu vermeiden, müssen wir mit dem Ritter Francis Bacon und allen andern Rechtsgelehrten zugeben, daß die Bestallung eine Begnadigung in sich schloß. Man kann dieß auch noch mit kürzeren Worten ausdrücken. Die Begnadigung ist nicht ein so starkes Zeichen der königlichen Gewogenheit, als die Anvertrauung eines Amtes; wo also das letztere vorhanden ist, da muß auch, nach gesetzlichem Brauche, auf das erstere (als implicite enthalten) geschlossen werden. Durch jene Art von Gerichtsverfahren (wie die angedeutete), ward demnach nicht nur der Ritter Raleigh ermordet, sondern auch in diesem Beispiel die bestehende Verfassung verletzt, und es muß daher dieselbe nicht nur als eine höchst schändliche Handlung, sondern auch als die größte Ungerechtigkeit, die jemals begangen ward, betrachtet werden."

Hume dagegen, von einem andern Geschichtspunkte ausgehend, drückt folgendermaßen sich aus: „Vielleicht hätte der König Raleigh für seine erste Verrätherei begnadigt seyn, und wegen der neuen Be-

leidigung von Neuem den Prozeß machen lassen sollen. Seine Bestrafung würde in diesem Falle nicht nur eine billige, sondern auch auf gerechte und untadelhafte Art zuerkannte, gewesen seyn. Allein man wendet ein, daß damals die lächerliche Meinung unter der Nation geherrscht habe (und Sir Walter selbst huldigt ihr offenbar in seiner Schutzschrift) daß in den Traktaten der Krieg mit den Spaniern in Indien erlaubt geblieben sey, während man in Europa mit ihnen Friede geschlossen. So lange man von diesem Grundsatz ausgegangen, würde kein Rechtsgelehrter Raleigh schuldig befunden haben. Hätte ihn deßhalb der König nicht nach seinem alten Urtheil gestraft, so würden die Spanier einen gerechten Grund erhalten haben, sich über ihn zu beschweren, und zwar in solchem Grade, daß ein Krieg oder doch die Zerstörung alles Vertrauens zwischen den beiden Nationen unausweichlich gewesen seyn würde."

Die Sentenz, welche ihm den Kopf absprach, erschütterte Raleigh weniger, als von seiner bisherigen Begierde, sein Leben zu retten, sich hatte erwarten lassen, vielmehr zeigte er sich mit einer seines Namens würdigen Seelenstärke. Er war, — nach dem Berichte des ihn besuchenden Priesters, — Robert Trunson, (Dechant von Westminster und nachmals Bischof von Salisbury) so ohne Furcht vor dem Tode,

wie man nur je etwas der Art gesehen, und sehr entschlossen und zuversichtlich, obgleich demüthig und gewissenhaft. Als ich begann ihm Muth gegen die Todesfurcht einzusprechen, zeigte er sich in diesem Punkte so beruhigt, daß ich darüber erstaunen mußte. Als ich ihm sagte: wohl theuerere Diener Gottes hätten, in einer bessern Sache, als die seinige, zurückgeschaudert und etwas gezittert, läugnete er das nicht, dankte aber Gott, daß er den Tod niemals gefürchtet habe; denn es hänge dies nur von der Meinung und der Einbildungskraft ab. Die Art des Todes möge vielleicht Andern schrecklich seyn; ihm sey sie lieber als ein hitziges Fieber *).

Diese Fassung behielt Raleigh bis zum letzten Augenblicke bei. Das Volk, welches bis dahin in manchen Dingen eine schiefe Meinung von ihm gehegt, empfing ihn, auf dem Rückwege von der Königsbench nach dem Tower, mit Beifallrufen. Die Erinnerung an seine großen Verdienste um das Interesse und den Ruhm seines Vaterlandes, die gespielte glänzende Rolle unter der großen Elisabeth und die vollführten kühnen Abentheuer, so wie die Denkmale seines schaffenden

*) Lingard, l. c. Dieser verschweigt jedoch die interessante Notiz von des Dechanten Brief an Ritter John Isham v. Lambort in Northamptonshire und der durch Crawford veranstalteten vollständigen Sammlung alles bei Raleighs Hinrichtung Vorgefallenen, welche Jonston in s. hist. rer. Britann. vorzüglich benutzt zu haben scheint.

Geistes stellten sich ihm nun lebendiger dar. Auch bewegten die trotz hohem Alter fortbewahrte Zierde des Körpers, sein fester stolzer Gang, die leuchtenden, lebhaften und durchdringenden Augen, deren Feuer durch das Unglück nur wenig gedämpft worden, die Gemüther vielfach zu Mitleid und Bewunderung. Er lud eine Menge angesehener Männer zu seiner Hinrichtung, wie zu einem Schauspiele, ein, und sie beeilter sich mit einer Art Eitelkeit, die Einladung anzunehmen, gleichsam in der Hoffnung, durch ihre Aufführung als Zeugen dereinst Theil an dem Ruhme seines Namens zu nehmen.

Am 29. Oktober fand der blutige Akt endlich zu Westmünster statt, mit einer Eilfertigkeit, welche Campbell, als aller Humanität zuwider, und des ungerechten, gewaltsamen Urtheiles würdig, tadelt. Sir Walter wurde von den Richtern der Grafschaft Middlesex nach dem Hofe des alten Pallastes zum Tode geführt. Er erschien mit derselben Unbefangenheit, welche er seit Anhörung des Spruches gezeigt, auch jetzt auf der Sterbebühne *). Er grüßte Freunde und Bekannte links und rechts und, im Begriff, noch allerlei an das Publikum zu sprechen, bat er, wenn seine Stimme zu

*) Fast grausam ist die Bemerkung Hume's: Er offenbarte in seinem Tode noch dieselbe große, aber übel geordnete Seele, die er während seines Lebens in allen Handlungen und in seinem ganzen Betragen gezeigt.

schwach seyn sollte, ihm solches nicht als Kleinmuth und Furcht zu deuten; ja er bat Gott förmlich um die Gnade, ihm ja den vollen Gebrauch der Rede zu erhalten. Manouri und Stuckley klagte er der Untreue an, weniger wegen Nichtunterstützung seiner Flucht, als deßhalb, daß sie mit falschen Hoffnungen in dem Versuche zu derselben ihn gestärkt, dadurch um den letzten Strahl der königlichen Huld ihn gebracht und in die Stricke des Todes verwickelt hätten; ja er beschuldigte sogar — was selbst die obige Erzählung in einigen Umständen zweifelhaft macht — Stuckley, daß er und einige andere ihn zur Flucht gereizt hätten, ehe er selbst einen Gedanken dazu gehegt; gleichwohl verzieh' er ihnen solches, und er nahm darauf aus den Händen des Dechanten von Westmünster die heilige Hostie. Als alleinigen Zweck der letzten Expedition nach Guiana gab er beharrlich die Entdeckung der Minen an. Hinsichtlich des Vorwurfs — daß er gleich anfänglich die Absicht gehabt, England nicht wieder zu betreten, berief er sich auf den in die Hände des Grafen von Arundel, vor seiner Abreise, geleisteten Eid, wieder zu kehren, ob die Sache gut oder übel ausgefallen. Diese Thatsache ward von dem auf dem Schaffott mitanwesenden Grafen feierlich bestätigt. Die Klage einiger Personen, daß er sie auf der Reise wegen Mangel an frischem Wasser habe

verschmachten und verderben lassen wollen, stellte er in ihrer Nichtigkeit dadurch dar, daß er die bei jeder Seefahrt möglicherweise eintretenden Zufälle geltend machte. Am meisten schien ihn der Vorwurf zu schmerzen, daß er bei des theuerwerthen und vortrefflichen Grafen Essex Hinrichtung Freude bezeigt und Tabak geraucht; er rief den großen Richter der Welt zum Zeugen auf seine Seele, daß Beides unwahr; vielmehr seyen ihm bittere Thränen entströmt, als der edle Graf gerichtet worden; denn sein Herz hätte ihn ahnungsvoll sein eigenes Schicksal erkennen lassen. Und so habe es sich denn auch getroffen; denn alle die, welche während Essex's Leben ihn geliebt, hätten sich seitdem von ihm abgewendet, wiewohl er, Raleigh, zur Gegenpartei gehört*). Daß er sich krank gestellt und Hüter und Räthe dadurch getäuscht, gestand er willig ein aber auch die Beweggründe, nämlich um Mitleid und Frist zu seiner Rettung zu gewinnen. Allerdings erkannte er diese Täuschung für eine Sünde und bat deßhalb um Verzeihung; dagegen rief er mit gesteiger-

*) Wir überlassen dem Leser die Entscheidung, in wie weit nach diesem Hume's Worte Berücksichtigung verdienen: Er war bemüht sich zu rächen und seinen Feinden den Haß des Publikums aufzuladen, indem er mit großer Bestimmtheit Dinge behauptete, die zum mildesten ausgedrückt, höchst zweifelhaft waren.

tem Tone aus: er müsse sterben wegen Spanien; erstens, wegen einer vorgeblichen Freundschaft mit demselben (womit er auf die Motive des ersten Urtheils vor 17 Jahren zielte); und sodann wegen vermeintlicher Kränkungen gegen diese Nation, wodurch er also die Nichtüberzeugung von seiner Schuld, mit bewaffneter Hand St. Thomas überfallen und die Einwohner mit der Schärfe des Schwertes geschlagen zu haben, kund gab, und diese That als in rechtmäßigem Kriege mit jener Macht vollbracht, angesehen wissen wollte.

Nachdem dieß vorüber, neigte er sich zu ernsteren Betrachtungen, betete ganz feurig und gab den Zuschauern die Erklärung: allerdings seyen seine Sünden groß und mannigfach. Er habe gewandelt auf dem Wege der Eitelkeit; er sey neben und hintereinander gewesen: Hofmann, Soldat, Kapitän, Admiral, General und Seefahrer, in welch' sämmtlichen Ständen und Lebensberufen die Sünde vorherrsche. Er rief darauf die Fürbitten des Erlösers an und eine Fluth von Thränen entströmte den Augen des stolzen und unbeugbaren Mannes. Nichts desto weniger war er zu keinem förmlichen Glaubensbekenntniß zu bewegen, wie einer seiner Freunde, welcher vielleicht die auf Raleigh lastende Anklage des Atheismus oder der Indifferenz, in dieser Stunde von ihm abwälzen wollte, gewünscht hatte; er sprach blos: Ihr Alle seyd

Zeugen, daß ich als guter Christ und als Protestant sterbe. Ich suche keine andere Seligkeit in etwas anderem oder in jemand Anderem, als in den Verdiensten Jesu Christi. Ja, ich habe eine Welt von Sünden verübt; aber die Barmherzigkeit Gottes ist unendlich größer und mag sie alle bedecken. Seine Macht, mich zu erhalten, überwiegt die Last der Sünden, welche mich verdammen. Dieß ist mein Glaube, mein Trost, meine Zuversicht und meine Lust. So betet denn noch einmal mit mir in diesem letzten Augenblick der Gnade!"

Sir Walter, jetzt plötzlich wieder nur Philosoph, betrachtete das Richtbeil, nahm es zur Hand, küßte es und versuchte dessen Schärfe auf seinem Nagel, mit den Worten: „Dieß also ist die Arznei, welche mich von meinem Fieber, ja von allen Krankheiten und von jeglicher Pein und Qual, erlösen wird?" Und nun begrüßte er freundlich den Scharfrichter, verzieh ihm das lästige Amt, das er an ihm üben sollte, ermahnte ihn zur Tugend und Gottesfurcht und ersuchte ihn, auf ein gegebenes Zeichen rasch und gut zu treffen.

Nach einem nochmaligen heiter-stolzen, mit Demuth vermischten Aufblick gen Himmel, verrichtete er noch ein Gebet, welches die Zuschauer so sehr ergriff, und befahl seine Seele Gott. Als er nun be-

reits den Hals auf den Block gelegt, rief einer aus den Umstehenden zu: man möchte ihn östlich und westlich legen. Raleigh, den sein sarkastischer Humor selbst in diesem Augenblicke nicht verließ, richtete sich ein wenig auf und bemerkte dem Sorgfältigen: „Lieber Freund: meine Seele wird zum Himmel fahren, der Leib mag östlich, oder westlich liegen!“ Doch fügte er sich dem ausgesprochenen Wunsche.

Als das Haupt fiel, zeigte es der Scharfrichter, gegen die Sitte, dem Publikum schweigend, und ohne die Worte: „Gott erhalte den König!“ Der Leichnam ward in der Kirche St. Margarethen, (bei Westmünster) beigesetzt.

Alle Nachrichten, ohne Unterschied der politischen Farbe und ohne Rücksicht auf die Gunst und Ungunst der Geschichtschreiber gegen Raleighs Person, lauten einstimmig dahin, daß dessen Hinrichtung die lebhafteste Theilnahme beim Volke und bittern Unwillen gegen König Jakob erregt habe, so daß derselbe sich genöthigt sah, eine Art Rechtfertigungsmanifest mit Anführung sämmtlicher Thatsachen und Entscheidungsgründe erscheinen zu lassen. Der große David Hume, welcher sonst mehrfach Herbes von ihm erzählt, fällt nachdem er bereits bei Prüfung der Anklagen wegen Raleighs letzter Guiana-Expedition und des dabei gezeigten Benehmens bemerkt hat, daß man sich in der

Geschichte des Ritters so gröblich geirrt, daß es in der ganzen englischen Geschichte nichts Aehnliches gebe — folgendes Urtheil:

„Keine Handlung des Königes Jakob während seiner Regierung, erweckte mehr das Mißvergnügen des Publikums, als die Bestrafung Walter Raleighs. Die Vollziehung eines Urtheils, welches so hart, so lange aufgeschoben zu seyn schien, daß ihm eine neue Verrichtung anvertraut worden, ward als ein Beispiel der größten Grausamkeit und Ungerechtigkeit betrachtet; ja man hielt es selbst für die größte Niederträchtigkeit und Unvernunft, einem heimlichen Feinde von England das Leben des einzigen Mannes in der Nation aufzuopfern, welcher wegen seiner Tapferkeit und Kriegserfahrung damals in großem Rufe stand. Die engen Verbindungen, in welche der König jetzt mit Spanien treten wollte, waren überall verhaßt, und machten dieses Beispiel seiner Gefälligkeit dem Volke noch verhaßter und widerwärtiger.

Campbell erklärt: die Hinrichtung habe die ganze Nation dermaßen erbittert, daß der Hof, um den Haß von sich abzuwälzen, für gut gefunden habe, eine Erklärung bekannt zu machen, worin, dem Vorgeben nach, die wahren Motive und Ursachen des Todes von Raleigh enthalten gewesen. Allein der Zweck der Schrift ward so wenig erreicht, daß sie

wirklich mehr zur Rechtfertigung des Ritters diente, als dessen eigene Schutzschrift. Auch widerlegte der König faktisch die Anklagen gegen Raleigh, wegen gewaltsamer Besetzung Guiana's, da er bald nach seiner Bestrafung jene selbst anordnete und somit aussprach, daß Raleigh sich für berechtigt zu einem solchen Akte halten gekonnt habe; zugleich ward dadurch die Falschheit des Gerüchtes widerlegt, als habe der Ritter bei seinem Anbauversuche in diesem Lande blos die Absicht gehabt, sich von seinem, während der Zeit des Gefängnisses, erlittenen Schaden zu erholen."

Endlich bekennt auch der gegen die Günstlinge Elisabeths eben nicht sehr freundliche Lingard: „Raleighs Schicksal erregte viel Mitleid. Man glaubte allgemein, er sey das erste Mal ungerechter Weise verurtheilt worden, und die National-Abneigung gegen Spanien ließ das neue Vergehen in einem milderen Lichte erscheinen. Man klagte den König an, Gondomars eigennützigen Vorstellungen einen der tapfersten Offiziere und einen der aufgeklärtesten Männer unter seinen Unterthanen aufgeopfert zu haben *). Noch andre nahmen den alten Haß Jakobs den Cecil wegen Raleighs Schritten gegen die Thronfolge des Königs in den letzten Zeiten der Elisabeth genährt, so wie

*) Vgl. auch noch darüber den British Plutarch III. und Johnston. XVII. 527 f. f.

das stets sich erhaltende Mißtrauen gegen geheime mögliche Plane als Hauptbeweggründe der bewiesenen Strenge an*).

Die Königin selbst verhehlte ihre innigste Theilnahme für Raleighs Loos keineswegs und sie ließ es sich, trotz einer Krankheit, die sie sehr peinigte und an der sie wenige Monate darauf starb, eifrigst angelegen seyn, durch das Organ des Herrn de Villiers, ihren Gemahl für das Leben des Ritters anzugehen **).

Die Verräther an Raleigh, Stuckley und Manouri, von dem allgemeinen Haß und der Verachtung des Volkes verfolgt, nahmen ein klägliches Ende; ersterer, als Münzverfälscher zu Whitehall ergriffen, zu welchem Verbrechen er sich nach durchgebrachtem Blutgelde für die Ueberlieferung des Ritters, hergegeben, kam in peinliche Untersuchung und ward zum Tode verurtheilt; er verkaufte all das Seine, was ihm noch übrig geblieben, bis auf das Hemd, um die Begnadigung vom Strange sich zu erkaufen, und erhielt sie, da unter Jakob die Justiz durch solche Gründe sich erweichen ließ; allein er ward zuletzt, nachdem er eine Zeitlang auf der Insel Lundy verborgen gelebt, wahnsinnig und starb im tiefsten Elend, als Straßenbettler, nur zwei Jahre nach Raleighs Hinrichtung.

---

*) Erasmus Francisci. 165.

**) Lingard. XIII.

Der Franzose verschwand ebenfalls in Armuth und Niedrigkeit. Das Publikum, ersah, als diese Umstände bekannt wurde, hierin ein Gottesurtheil.

Nichts desto weniger fehlte es nicht an Leuten, welche in dem Falle Raleighs eine Züchtigung für früheren Uebermuth und für den Tod des Grafen Esser erblicken wollten; auch stellten sie in Erwägung seines kühnen und unternehmend stolzen Geistes, die Behauptung auf: das alte Rom habe seine Koriolan, Sertorius und Spartacus nicht so sehr zu fürchten gehabt, als Britannien diesen Raleigh *).

Fast von Allen ward gepriesen die Menge großer und edler Verrichtungen und bei dem Auftreten in den verschiedenartigsten Ständen und Berufen die hohe Trefflichkeit und Vollendung in jedem derselben; sein Muth und seine Klugheit als Krieger und Befehlshaber; seine Tapferkeit, Erfahrung und Mannszucht als Seemann und Admiral, bei größter Leutseligkeit gegen das untergebene Volk, unter welchem er einer seltenen Popularität sich erfreute; seine tiefe Gelehrsamkeit und sein hoher Rang als theoretischer und praktischer Philosoph. Im Privatleben hob man besonders die Wohlthätigkeit, das liebreiche Benehmen gegen Gattin und Kinder, und die treue Pflege seiner freund-

*) Erasmus Francisci. III. 165.

schaftlichen Verhältnisse, seine Urbanität und gefälligen Manieren hervor. Manche nannten ihn geradezu den „Englischen Xenophon", welcher dieses Prädikat mit ganz andrem Rechte verdient, als der Monarch der ihn verurtheilt, den des „Brittischen Solons." Ja Campbell erklärt, indem er von einem Manne Abschied nehme, welchen man unmöglich genug zu loben im Stande sey: man könne von ihm dasselbe sagen, was Scaliger von Cäsar: daß er mit demselben unnachahmlichen Geist gestritten und geschrieben*).

*) Wir können uns das Vergnügen nicht versagen, auch das Zeugniß eines Franzosen, des berühmten Geschichtschreibers der europäischen Niederlassungen in beiden Indien, und feurigen Anwalts unterdrückter Menschenracen, Raynal, hier noch beizufügen: C'est enthousiasme (für Entdeckungsreisen und Kolonisationen) saisit particulièrement Walter Raleigh, un des hommes les plus extraordinaires qu'ait produits la région le plus féconde en caractéres singuliers. Il avoit une passion extrême pour tout ce qui avoit de l'éclat; une réputation qui éclipsoit le plus grands noms; plus de lumières, que ceux que leur état attachoit nuiquement aux lettres; une liberté de penser qui n'étoit pas de son siecle; quelque chose de romanesque dans les sentiments et dans la conduite. Histoire philosophique etc. T. V. 14. Und an einem andern Orte (T. VI. 172) ist die Rede von einem „talent qu'il avoit de subjuguer les esprits, en donnant à tout ce qu'il, proposait, un air. Ein nicht minder brillantes Zeugniß findet sich auch bei einem der ausgezeichnetsten neueren Historikern Großbritanniens, dem Schotten Robertson;

Seine Werke wurden noch lange nach seinem Tode als eine Quelle ächter Staatsweisheit betrachtet und studirt. Dasjenige „über die Rechte des Parlaments“ in dialogischer Form, nach der Weise der Alten und in ihrem Geist und Geschmack, beschäftigte mehr als einen ernsten Denker und Geschichtschreiber. Wenige Männer erlebten die Ehre, daß man mit ihrem Leben sich beschäftigte, in so reichlichem Maaße, als Sir Walter Raleigh, welcher von allen seinen Landesgenossen, als eine Zierde seines Vaterlandes betrachtet wird.

Beilage.

David Hume's Urtheil über Walter Raleighs Handel, die Amnestie und die zweite Guianafahrt betreffend. (History of King James I.)

1) Es bleibt sehr unwahrscheinlich, daß die Spanier, welche von der angeblichen Goldmine Raleighs

---

History of America, an verschiedenen Stellen, wo von seinen außerordentlichen Talenten, seinem Muthe, seinem Unternehmungsgeiste, seinen ungewöhnlichen Kenntnissen u. s. w. die Rede ist. Doch findet man hier auch die Schattenseiten der reichen Lichtpartheien angedeutet. In der History of Scotland wird von ihm irgendwo bemerkt, daß er die Seele der Militärpartei in England gewesen

nichts gewußt, an einer so großen Küste drei Meilen von derselben weg eine Stadt erbaut haben sollten. Die Umstände widerstreiten diese Behauptung, und man darf eher annehmen, daß die Absicht, die Stadt zu plündern, ihn mehr, als die, eine Mine zu graben, dahin geführt habe.

2) Bis auf diesen Tag ist keine Goldgrube daselbst aufgefunden worden.

3) Raleigh fand wirklich keine Goldgrube, sondern plünderte und verbrannte blos eine spanische Stadt. Ist es also nicht wahrscheinlicher, daß dieß letztere seine Absicht war? Wie kann man das Geheimniß seines Herzens so vollständig enthüllen, daß es bestimmten, vollbrachten Thatsachen das Gegengewicht halte?

4) Raleigh gesteht in seinem Briefe an Lord Carew ein, daß er dem Könige die Niederlassung der Spanier auf jener Küste, trotz seiner Kenntniß davon verschwiegen habe. Macht ihn nicht dieser einzige Punkt schon strafbar genug?

5) Seine Vollmacht räumte ihm blos die Befugniß ein, sich auf einer Küste niederzulassen, die von wilden und barbarischen Völkern besetzt sey. Handelte

---

und es läßt sich daraus schließen, daß er gerade in dieser Stellung vielleicht das erste Mißvergnügen K. Jakobs sich zuzog, als dieser auf die Thronfolge lavirte.

er demnach nicht auf höchst strafbare Weise zuwider, dadurch, daß er an einer von Spaniern besetzten Küste landete.

6) Die Order, welche er Keymis gab, als er diesen den Fluß hinauf sendete, ist in seine Schutzschrift selbst aufgenommen; aus ihr geht hervor, daß er wohl wußte, die Spanier — (wie es denn auch nicht anders seyn konnte) würden sich widersetzen und den Engländern die Landung und Besitz streitig machen. Seine Absicht ging also von Anfang an auf Feindseligkeiten.

7) Er gab Keymis den Befehl, die Spanier aus ihrer Stadt zu vertreiben, noch ehe sich ein Anlaß dazu bot und als sie noch entfernt von ihnen waren. Konnte ein feindseligeres Unternehmen gedacht, und, wenn die Spanier als Verbündete der Nation betrachtet wurden, ein strafbareres Unternehmen gedacht, werden? War nicht Er derjenige, welcher den Angriff that, wenn auch die Sache sich richtig verhält, daß die Spanier auf seine Leute Feuer gegeben? Man sagt, er habe ihrer 3—400 Mann getödtet. Ist dieß eine Kleinigkeit?

8) In seinem Briefe an den König und in seiner Schutzschrift gründet Raleigh seine Vertheidigung auf vorangegangene Feindseligkeiten, welche die Spanier gegen andere Vereine von Engländern verübt. Diesel-

ben lassen sich aus der Zweideutigkeit der Friedens-traktate zwischen den beiden Nationen erklären; allein so viel ist klar, daß diese dem Sir Walter nie das Recht geben konnten, den Krieg zu erklären, und ohne den geringsten Befehl, ja vielmehr dem erhaltenen Befehl zuwider, die spanischen Kolonieen anzugreifen, ob sie gleich dem Könige eine Ursache darreichen konnten, jener Nation den Krieg anzukündigen. Er giebt vor: mit Spanien sey in Indien niemals Friede geschlossen worden. Eine höchst ungereimte Behauptung!

9) Wenn Raleighs Anspruch auf das Eigenthum des fraglichen Landes, in seiner Eigenschaft als erster Entdecker, gegenüber den damaligen Kolonieen begründet war, — wie er behauptet — warum trug er ihn nicht dem Könige mit allen Umständen vor und unterwarf ihn dessen Entscheidung?

10) Raleighs Streitmacht war, seinem eigenen Geständniß zufolge, nicht stark genug, ihn gegen die Gewalt der Spanier, über welche sie auf dieser Küste verfügten, im Besitz zu erhalten; allein sie war stark genug, wie er selbst gesteht, zwanzig Städte durch Ueberrumplung einzunehmen und zu plündern. Durch diese Aussagen, die hier zusammengestellt werden, verräth er sich offenbar selbst.

11) Warum blieb er nicht da (bei St. Thomas) und grub seine Mine, wie doch sein Vorsatz gewesen

war? Er fürchtete — sagt man — daß die Spanier ihn mit größerer Macht überfallen würden. Allein er wußte es schon, eh' er aus England absegelte, daß die Spanier ihn mit größerer Macht angreifen würden, für den Fall, daß er etwas gegen ihre Kolonieen wagte. Sein Zweck war also nicht auf eine Niederlassung, sondern blos auf eine Plünderung gerichtet.

12) R. gesteht, daß er weder die Tiefe, noch die Ergiebigkeit der Goldgrube gekannt, sondern nur so viel gewußt habe, daß irgendwo eine solche vorhanden sey! Würde er aber auf einen so unsichern Grund hin sein ganzes Glück und seinen ganzen Kredit auf's Spiel gesetzt haben?

13) Würden seine Gefährten, falls er ihnen dieß gestanden, Alles gewagt haben, um ihm zu folgen? War es nothwendig, zu einem Versuche eine ganze Flotte auszurüsten? War nicht ein offenbarer Betrug in der ganzen Sache?

14) R. sagte zu Keymis in seinen Befehlen: Bringt mir nur einen oder zwei Körbe Gold-Erz; dann wird der König genug haben, um einzusehen, daß mein Unternehmen kein Hirngespinst war. Dieß konnte mit leichter Mühe aus den spanischen Goldgruben geschehen, und es scheint als ob R. vorzüglich deßhalb auf Keymis so ungehalten war, weil er solches nicht wagen wollte. Ein solcher Anschlag war

eine Rechtfertigung, um seinen Betrug zu verhüllen, auf die er schon im Voraus gedacht haben mußte.

15) Der König legte in seiner Erklärung Raleigh zur Last, daß er, sobald er in die See gestochen, so unbestimmt und zweifelhaft von seiner Goldgrube gesprochen und selbst bemerkt habe: es würde genug seyn, wenn er nur einen Korb voll Gold nach Hause bringe. Aus letztgedachtem Umstande erhellt, daß dieser Vorwurf nicht ungegründet war.

16) In der Erklärung des Königes befinden sich verschiedene andere Gründe von noch größerem Gewicht; nemlich: daß R. als er bei Plymouth vorübergesegelt, keine Goldgräber an Bord nahm, nachdem er doch immer gesagt, daß er dieß thun wolle; daß er durchaus mit keinen Werkzeugen sich versehen habe, um in der Mine arbeiten zu können; daß er dagegen mit hinreichendem Vorrath von Waffen und Kriegsbedürfnissen sich versehen; daß ferner der junge Raleigh, als er die Spanier angriff, die bekannte, ihm in den Mund gelegte Aeußerung gethan; daß Sir Walter keinen bestimmten Ort der Goldgrube angab, sondern sie bald da- bald dorthin versetzte, je nach Bequemlichkeit. Vieler anderer Punkte nicht zu gedenken, welche darthun, daß er gegen seine Gefährten und gegen sein Land ohne Gewissen gehandelt.

17) Raleighs Nachrichten von seiner ersten Gui-

anafahrt beweisen, daß er entweder ein höchst leichtgläubiger Mann oder der unverschämteste Betrüger war, so lächerlich ist die Geschichte, welche er von dem erdichteten Reiche der Inkas in Mitten Guiana's, von der reichen Stadt Eldorado, oder Manao, die zwei Tagereisen lang seyn und von Gold und Silber glänzen sollte, von den alten peruanischen Weissagen, die Engländer betreffend, welche wie er selbst behauptet, ausdrücklich als Befreier des Landes lange vor der Ankunft irgend eines Europäers daselbst; — ferner von den Amazonen, oder einer Republik der Weiber, und überhaupt von den ungeheuern und unglaublichen Reichthümern auf dem Lande, wo noch kein Mensch Schätze sah, erzählt hat. Diese ganze Erzählung ist somit ein Beweis, daß es ihm entweder an Verstand, oder an Rechtlichkeit, oder an beiden zugleich gefehlt. Es scheint, als ob man gegen keinen Charakter von zwei entgegengesetzten Seiten her, Neid und Mitleid höher gesteigert, wie gegen Raleigh. In den ersten Jahren seines Lebens, als er noch in Weltgeschäften thätig erschien, war er der Gegenstand des allgemeinen Hasses und Fluches von England; in der letzten Zeit, als er im Gefängniß saß, ward er, noch weit unvernünftiger, der Gegenstand großer Liebe und Bewunderung.

II.

Die Liebe Pfalzgraf Friedrichs III. und Leonorens von Oesterreich.

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.
Schwäb. Volkslied.

Die Königin Leonore, durch ihre Reize, ihre Liebenswürdigkeit, ihren Verstand und ihren politischen Einfluß schon von Portugal und noch mehr von Frankreich aus in der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Person, ist nicht minder Heldin der Romantik geworden, und Dichtungen und Ueberlieferungen der freundlichsten Art knüpfen sich an ihren Namen. Sie vereinigte mit dem Schönheitssinn ihres ungestüm-jugendlichen Vaters Philipp von Oesterreich das tiefere (in letzter Zeit jedoch zur Schwermuth ausartende) Wesen ihrer Mutter Donna Juanna von Castilien und Arragon, mit welcher sie im Aeußern viele Aehnlichkeit gehabt haben soll. Sie war den 24. November 1498 zu Löwen geboren und die älteste unter ihren Schwestern. Den Namen „Leonore" trug sie ihrer Urgroßmutter, der Gemahlin Kaiser Friedrichs III., Leonore von Portugal, zu Ehren. Margaretha von Oesterreich, ihre Tante, besorgte großentheils ihre Erziehung, welche gründlich und geistvoll, wie sie selbst, war. Noch übrig ist ein reich mit Devisen und Blumen verziertes Buch, die burgundi-

schen Nationaltänze enthaltend, welches ihr zugedacht, jedoch bei der Abreise nach Spanien beim Einpacken vergessen worden war, und auf welchem der Titel ein großes „Pensez“ und die Perlenumzogenen Worte: „à Marguerite“ weist.

Viele Geschichtschreiber und Biographen sind im Preis der körperlichen Vorzüge, so wie des phantasievollen Wesens der Schwester Carls V. einig und mehr als ein französischer Schriftsteller schnappt bei der Beschreibung ihrer Person mit einer eigenthümlichen Lüsternheit des Ausdruckes ordentlich nach Luft, während der fromme Minorit Hilarion de Coste auf ehrbarere Weise das Lob der Königin verkündigt, der geniale Dichter Clement Marot aber in einem phantasievollen Gemählde ihr Andenken zu verherrlichen gesucht hat *). Auch Le Moine **), Le Maire des Belges ***), Billon †), Gode-

*) Epistre (XIV.) qu'il se presente à Bourdeaux à la Reyne Eleonor à son arrivée d'Espaigne avec Messieurs les deux Enfans du Roy delivrez des mains de l'Empereur Charles le Quint. In der Pariser Quart-Ausgabe mit histor. Noten.

**) Von diesem übrigen allerlei Missiven an K. Franz I. und Leonore. La Croix Bibliotheque.

***) Vgl. Buchon Collect. des Chroniques.

†) Le Fort inexpugnable des Dames, (ein äußerst seltenes Werk über die Vorzüge des weiblichen Geschlechtes).

froi *) und Andere haben sie auf ehrfurchtvolle Weise bedacht.

Leonore brachte ihre erste Jugend am Hofe, theils bei Margarethen, theils bei Carl V. zu, welch letzterer schon im 16. Jahre geistig zum Manne herangereift war, und unter der Leitung des Herrn von Chievry zu politischen Geschäften sich bildete und zu ernsten Welthändeln sich vorbereitete. Beide Geschwister liebten sich sehr, und Carl, obgleich er bereits damals den gebietenden Herrn über die mehr als zwei Jahre ältere Schwester zu spielen für gut fand, und durch seine streng sittliche, von der Frivolität des Lebens der höhern Stände sehr früh abgezogene Natur dazu bestimmt wurde, ließ es an keinerlei Art von Achtungsbezeugungen gegen sie fehlen. Die Erscheinung eines interessanten teutschen Fürsten, des Pfalzgrafen Friedrich (III.), brachte in ihr bisheriges stilles Leben eine gefährliche Krise und in die innere Verhältnisse des Hofes mannigfache Störung. Jener Prinz, nachmals so berühmt durch seine Tapferkeit als Krieger, wie durch seine Eigenschaften als Regent, noch liebenswürdiger durch seine persönlichen Vorzüge als Mensch geworden, dessen Schicksale und Geschichten die Dankbarkeit eines belgischen Gelehrten zum Gegenstand einer Art von Cyropädie gemacht hat, war nicht sobald im Ge-

*) Le Ceremoniel de France.

leite des Prinzen, an dessen Haus er mit seltener Treue hing, zu Brüssel aufgetreten, als er aller Ritter Neid und aller Damen Bewunderung auf sich zog. Besonders war dies bei den angestellten Hoffesten und Ritterspielen im Jahr 1515 der Fall, in welchen er meist den ersten Preis gewann. Er war der Stoff aller Gespräche der schönsten Frauen und Fräuleins und selbst die Erzherzogin Leonore wurde gleich anfangs mit dahingerissen.

Als sie — so erzählt der gewandte Diplomat und Verehrer Friedrichs *), dem wir, was die Thatsachen betrifft, in unserer Beschreibung größtentheils gefolgt sind — das erste Mal den blühenden Jüngling erblickte, mit seiner edlen, hehren Gestalt, seinem feurigen Blicke, seinem schön proportionirten Gliederbau, seiner breiten Brust und Schulter, seinem schneeweisen Hals, seinen lang herunterfließenden Goldhaaren, seinem majestätischen Antlitz, seinem geistverkündenden Mund, — da konnte sie sich nicht satt sehen; und je mehr sie sein Bild verschlang, desto tiefer prägte es sich in ihr Herz ein. Sie lauschte begierig jedem Worte, das die Damen und Jungfrauen ihrer Umgebung zu seinem Lobe sprachen, und es schien ihr, als würde immer weniger gesagt, als er eigentlich verdiene.

*) Hubert: Thomae Leodiensis Narratio etc. in M. Freheri Scriptor. rer. Germanic. T. III.

Dieses aufkeimende Gefühl heimlicher Leidenschaft blieb einem feinen Hofmann, der in der Physiognomik des Herzens wohlbewandert war, nicht verborgen, und er suchte aus diesem Umstande für sich selber Nutzen zu ziehen, dadurch, daß er der süßen Leidenschaft das Wort führte, deßhalb er zu einem der Umstehenden sich wendend, wie ohne alle Absicht, sagte: „Es giebt ein gemeines Sprichwort: Gott verleiht keinem Sterblichen Alles zugleich, und nur selten pflegt es zu geschehen, daß derjenige, welcher schön, auch zugleich klug und preiswürdig sey. So Jemand menschlich fühlt, wird er verzagt, — so er tapfer, anmaßend, — so er reich, hoffärthig, und so er kühn, tolldreist seyn. Der Edle erscheint bald aufgeblasen und als Verächter der Andern, der Gute einfältig und unnütz. Eine solche verkehrte Natur hat das sterbliche Geschlecht seit dem Fall des ersten Menschen angenommen, und also nachtheilig hat es sich umgewandelt, daß, was das schlimmste und beklagenswertheste ist, die Bosheit vor der Güte zu ihrem Zwecke gelangt. Schon die alten Dichter sprechen vielfach diese Klagen aus.

Ich führe nur dasjenige an, was die lesbische Sappho bei Ovidius von sich selber sagt:

Für die Gebrechen des Leibs wurde mir Geist und Verstand.

Und, ungefähr in dem gleichen Sinne, was über den Ithaker gesagt wird:

„Schön nicht von Gestalt, doch reich an Geist war Odysseus."

Und an einem dritten Orte:

„Groß war er an Verstand, klein nur von Körpergestalt."

Derjenige also ist glücklich zu preisen, welcher die wenigsten Naturgebrechen an sich trägt.

Ein um so erstaunenswertheres Wunder bietet sich daher in diesem Pfalzgrafen Friedrich dar, welcher an allen Tugenden so sehr hervorragt, daß es scheint, nicht nur habe die Natur keine ihrer Gebrechen in diesen Mann gelegt, sondern die Gottheit selbst alles was sie Gutes hat, über ihn ausgeschüttet. Von der Schönheit seiner Gestalt will ich nichts sagen, Ihr alle seht, daß jene himmlische Venus nichts an derselben zu wünschen übrig gelassen. Doch all dies sind nur äußere Vorzüge; sie verschwinden und gehen mit dem Körper zugleich zu Grunde. Könntet ihr aber erst jene innern und unsterblichen völlig durchschauen, welche sein Wesen verschließt, so müßtet Ihr fürwahr gestehen, daß es die kostbarsten Edelsteine in Gold eingefaßt seyen. Obschon nun das Gold schon an und für sich selbst bereits einen hohen Werth und Preis hat, so verliert es doch durch den Zusatz dieser Steine viel davon.

Man betrachtet und ehrt es nur, insofern dieser oder jener kostbare Stein dazu gekommen, und letzterer verschlingt allein alles Lob und Bewunderung. Das Gleiche kann ich auch von diesem Friedrich sagen, wenn ich seine geistigen Vorzüge, die ich alle wohl kenne und erprobt habe, mit dieser körperlichen Gestalt, vergleiche, welche die schönste ist, die man nur sich denken kann."

„Und damit ich mit seiner Klugheit beginne: Wer ist vorsichtiger in Rathschlägen, und gewandter in der Kunst, Anständiges und Rechtes siegreich an- und was wider Ehre und Recht, abzurathen? Emsig sinnt er der Vergangenheit nach, handelt mit Standhaftigkeit in der Gegenwart und trifft vorsichtig für die Zukunft Maasregeln. Darin allein unterscheidet er sich von dem Charakter der Teutschen, welche in der Regel meist nur dem Gegenwärtigen ihre Aufmerksamkeit schenken und die Zukunft vernachläßigen. Er, der der sanftmüthigste und in allen schönen Künsten bewandertste ist, den man finden wird, ist zugleich auch der muthvollste und großherzigste."

„Vielleicht erinnern sich Einige von Euch des Zufalls wieder, der ihm neulich von Seite solcher Leute zugestoßen, welche sich blos deßhalb Adelige zu nennen scheinen, weil sie von edlen Künsten durchaus nichts gelernt haben. Außer verschiedenen andern Zweigen

dieser letzteren hegt Friedrich mit ganz besonderer Liebe die Musik; er thut es in der Ueberzeugung, daß sie den Sinnen mehr Harmonie und Bildung gewährt und besonders einen das Kriegswesen treibenden Mann sehr gut kleidet. Nachdem Jene gehört, daß Friedrich solcher Kenntniß willen gelobt würde, und sie zur Stunde nichts vorfanden, was sie an ihm tadeln konnten, so begannen sie ziemlich laut zu äußern: eine solche Kunst mache den Mann weibisch und kaum habe man noch Jemanden gesehen, der sie getrieben und dabei auch beherzt und tapfer gewesen sey."

„Als man nun diese Aeußerung dem Pfalzgrafen überbracht, und auch der Markgraf Johann von Brandenburg, der Herr von Fiennis und andere, welche ebenfalls mit Musik sich abgaben, davon in Kenntniß gesetzt worden, hielten sie sich sämmtlich mit Absicht beschimpft und bedeuteten Karl'n, daß sie die Sache nicht ungestraft dahin gehen lassen, sondern mit dem Degen rächen würden. Solches wäre auch fürwahr geschehen, ohne die Dazwischenkunft des Erzherzogs, welcher jedoch der Sache das Ansehen eines Tourniers zu geben wünschte."

„Der Tag, die Gesetze, die Bedingungen und die Preise des Kampfes wurden also festgesetzt, und die Verläumder der Musik völlig überwunden. Der Pfalzgraf übte Milde an seinen Gegnern und hinführo war

Niemand mehr am Hof, welcher die Musiker oder gar die Musik zu tadeln gewagt hätte.“

Jener Hofmann reihete an sein Lob der Schönheit, der Bildung, der Tapferkeit und der Großmuth Friedrichs nun auch noch das des Reichthums und des Adels der pfalzgräflichen Familie, so wie ihrer unerschütterlichen Anhänglichkeit an das Erzhaus. Er meinte: so viele Tugenden und so viele Verdienste müßten endlich einmal belohnt werden.

„Wie wäre es“ — so schloß er seine lange Rede — „wenn man diesem Friedrich eine unserer Prinzessinnen zur Ehe gäbe? so etwas würde unserm Hause neuen Glanz verschaffen, und wir auch Pfalzgrafen aus unserm Geblüte besitzen?“ Dieser Beschreibung und vielem Andern mehr, was sämmtlich zum Preise Friedrichs gesagt worden, hatte Leonore nicht ohne süße innere Wollust zugehört, und obgleich sie, was in ihrem Innern vorging, zu verbergen suchte, so verrieth sie doch, wie der Inhalt jener Rede nur noch mehr sie entflammte; denn bald sprach sie: „seht! jetzt ergreift der Pfalzgraf Friedrich die Lanze; jetzt rastet er; jetzt thut er dies und jenes;“ „bald wieder:“ man hat ihm etwas hinterbracht; „ —, oder: — „es ist ihm etwas am Helme gebrochen,“ — „sie geben ihm eine stärkere Lanze.“ „Seht nur einmal, wie geschickt

er die Lanze führt; wie tüchtig er seinen Gegner trifft — wie die Splitter in die Luft fliegen!“

Bei solchen und ähnlichen, unzähligen Redensarten mehr gab es wohl Niemanden unter den Anwesenden, der nicht deutlich bemerkt hätte, von welch' heftiger Liebe das schöne Fräulein zu dem Pfalzgrafen entzündet sey. Ihre Begleiter unterließen auch nicht, ihr täglich etwas Neues vom Gegenstande ihrer Neigung zu überbringen, da sie wohl merkten, wie sie sich in die höchste Gunst setzten, so bald sie nur etwas zum Lobe Friedrichs mittheilten. Daher sannen sie, wie es der Brauch der Höflinge mit sich bringt, allem Möglichen nach, was der Pfalzgraf etwa Löbliches gethan haben mochte, oder sie erdichteten selbst etwas Neues, blos um Stoff zu haben, ihre Pflichtbeflissenheit zu beurkunden.

Dem Pfalzgrafen selbst war die Sache nicht lange verborgen geblieben. Die Leidenschaft der Prinzessin kam der seinigen nur entgegen, denn bereits hatte auch ihn eine stille Liebesglut zu ihr, welche allmählig in die heftigste Sehnsucht überging mit Macht gefaßt, und sein tägliches Sinnen und Trachten war seit einiger Zeit blos gewesen, wie er etwas zu Ehren und und Hulden der schönen Fürstin vollbringen möchte.

Wo er stand und ging, ergoß er sich in begeisterungsvolles Lob über Leonorens Person und Eigenschaften. Bald pries er ihre hohe Stirne, die auch nicht die geringste Falte verunziere; bald ihre Augenbraunen, in stolzen Bogen gewölbt und mit wenigen, schwarzen Haaren in schönster Regelmäßigkeit besetzt; bald ihre himmlischen Augen, die ein immerwährender Liebesblick zu seyn schienen; bald ihren kleinen Mund, ihre rosenrothen Wangen, ihre kleinen weißen Zähne, ihr zugleich frohes und bescheidenes Antlitz, und den wundersüßen Wohllaut ihrer Stimme. In Summa, es war an Leonorens ganzem Wesen nichts, was er nicht bis an den Himmel erhoben, gelobt und bewundert hätte.

Die Liebe hatte zwischen den Beiden so schnelle Fortschritte gemacht, daß sie ferner kein Bedenken mehr trugen, ihre Gefühle gegen einander auszutauschen. Während des Tanzes, während des Lustwandelns, während der Jagd, im Schloßgarten und Thierpark ging das süße Geplauder der Liebe vor sich. Und wo die Worte der Nähe von Zeugen willen, nicht rathsam waren, verständigte man sich durch Zeichen und Winke, welche mit bald eingeübter Kunst durch die erfinderische Lehrerin der Herzen gegenseitig gehandhabt und verstanden wurden. Die Kammerfräuleins und die Bedienten, durch hohen Lohn gewonnen und treu ergeben, wanderten hin und her auf Botendienst, bald

um einen Morgengruß zu bestellen, bald um ein Veilchen oder eine Rose zu übermachen und Aehnliches zurückzubringen. Nichts von allem dem ward unterlassen, was zwei Inniglichende auszusinnen pflegen. Allein je mehr sie ihrer Sache den Schleier des Geheimnisses überzuwerfen suchten, desto bekannter und öffentlicher ward ihr Spiel, weil es bei aller Verstellung und Verschlagenheit in vielen Dingen wiederum nichts blöderes und ungewandteres giebt, als die Diplomatie der Liebe. Es gieng kein Gespräch und keine Zusammenkunft weder im Schlosse noch in der Stadt mehr vor, wo nicht die Liebe des Pfalzgrafen und der Prinzessin den Hauptgegenstand der Rede bildete. Der Eine wünschte Leonoren Glück dazu, daß sie die Gemahlin eines Fürsten werden würde, der während Karls Abwesenheit in Spanien Niederteutschland gesetzlich als Reichsverweser zu regieren erhielte; welche somit auf dem heimischen Gebiet als Herrin verbleiben und nicht, zu irgend einem fremden Ehebund gezwungen, in fernem Land und unter fremden Menschen ihr Leben zu vertrauern genöthigt seyn dürfte. Andere hielten den Pfalzgrafen für beneidenswerth, dem eine so hohe Ehre zu Theil würde, Schwager des mächtigsten Königes zu werden. Kurz Jedermann sprach von der Vermählung der Beiden, als von einer ausgemachten und nahe stehenden Sache.

Das Gerücht von dem Verhältnisse Leonorens und Friedrichs und von jenen Gesprächen des Hofes und der Stadt kam endlich auch der Schwester der Prinzessin, der Königin Isabelle von Dänemark, zu Ohren. Diese, eine sinnvolle und kluge Dame, welche wohl gerne Leonoren ein besseres Glück gegönnt, als sie selbst an der Seite des grausamen und wohllüstigen Christian II. genoß, schrieb ihr alsbald freundlich zu; und weit entfernt, ob ihrer Liebe sie zu tadeln, lobte und billigte sie dieselbe vielmehr und wünschte ihr sogar Glück zu dem trefflichen Mann ihrer Wahl. Sie beschrieb ihr die Glückseligkeit eines Ehebundes, den man nach eigenem Herzenswunsche schließen dürfe, und das Unglück eines solchen, wo, ohne vorher sich von Herzen, ja selbst nur von Angesicht, gekannt zu haben, zwei Menschen durch bloßes Gebot der Politik zusammengeschmiedet würden, und die Braut in ein fremdes Land zöge, entrissen für immer dem Schooße der Ihrigen und ohne Hoffnung der Wiederkehr in das Vaterland. Der Königsname, mit welchem die Eitelkeit so viele verlocke, sey ein eitles Trugbild; bei näherer Ansicht verbleiche und verschwinde jeder Schimmer, und es sey so viel, als wenn man mit nackten Füßen über eine Schlange wandle. Das Loos der Königinnen sey ein trauriges. Diese würden von ihren Gemahlen so gut wie in Gefangenschaft gehalten; nur

selten dürften sie des Palastes Schwelle verlassen und dem Publikum sich zeigen, damit nicht das Geheimniß und der Glanz der Majestät durch ihren zu häufigen Anblick beim Volke verschwinde und sich verliere. Oft befänden sie sich verlassen und allein; die Könige nähmen Jagdparthien zur Ausflucht, aber insgeheim fröhnten sie nichts anderm, als ihren Lüsten und Launen. Wie ganz anders würde es mit ihr, der geliebten Schwester, werden, wenn sie dem Pfalzgrafen Friedrich die Hand zu reichen bestimmt sey.

Der Ermahnung, diesen Fürsten immerhin fortzulieben und zum Gemahl zu wählen, fügte sie noch das Lob seiner Tugenden und besonders auch die Schilderung des günstigen Umstandes bei, daß er der teutschen und französischen Sprache gleich kundig, und sie, Leonore, somit im Stande sey, in beiden gleich gut ihn zu verstehen. Solches sey ihr, der Königin, nicht zu Theil geworden. Hinweggeführt nach einem fernen Lande, verstände sie weder die Sprache des Gatten, noch derselbe ihre heimathlichen Laute. Und dennoch sey das Verständniß der Sprache ein Hauptband inniger Liebe. An den Punkt, daß Friedrich nur ein Pfalzgraf sey, möge sie sich ja nicht stoßen; er sey Fürst des Reichs und Sohn eines Churfürsten, welcher Könige und Kaiser zu wählen habe und diesen somit ebenbürtig.

Es versteht sich von selbst, daß es nur noch solcher

Zureden bedurfte, um die Glut in der Prinzessin vollends zu hellen Flammen zu entfachen. Beide Liebende thaten ferner sich keinen Zwang mehr an; sie sahen, sprachen und herzten sich, als hätten sie bereits dazu das unbestrittenste Recht. Jedermann äußerte sich desgleichen ganz ohne Scheu über das Verhältniß selbst in ihrer Gegenwart, und die Vermählung schien ein keinem Zweifel mehr unterliegendes Begebniß.

Aber das Schicksal riß sie bald auf das schmerzlichste aus dieser süßen Täuschung, dadurch, daß es den geschäftigen Neid zweier persönlichen Gegner Friedrichs wider ihn anspornte. Er hatte durch Stachelreden und durch einen Sieg im Turnier die Herren von Chièvres und Mingoval (Minkenwall) tödtlich beleidigt. Der Haß des Letztern konnte ihm gleichgültig seyn; desto gefährlicher aber ward die Rache des Ersten, welcher als vertrautester Rathgeber und bisheriger Mentor des Königs Karl einen unbedingten Einfluß auf ihn ausübte. Chièvres suchte und fand bald Mittel, sie zu befriedigen.

Unmittelbar nach der Eidesleistung der Niederländischen Provinzen, an den nunmehr großjährig erklärten Beherrscher, schickte man den Pfalzgrafen nach dem Herzogthum Luxemburg, um auch dieses im Namen Karls, in Eid und Pflicht zu nehmen. Er erfüllte diesen Auftrag nicht ohne die größten Gefahren

und Kämpfe und kam endlich zurück, in sicherer Hoffnung, den heiß ersehnten Preis seiner Treue und seiner Anstrengungen in Leonorens bleibendem Besitze zu empfangen. Eine bestimmte Entscheidung dieser Angelegenheit schien um so dringender, als der König bereits alle Anstalten zur Abfahrt nach Spanien getroffen hatte, und Friedrich, früherer Abrede gemäß, ihn dahin begleiten sollte. Schon stand das Schiff gemiethet, welches für ihn und seine Leute bestimmt war. Der Pfalzgraf hatte nicht die geringste Ahnung von dem, was während seiner Abwesenheit vorgegangen.

Der Herr von Chièvres und seine Anhänger fanden es ihrem Interesse gemäß, diese Begleitung um jeden Preis zu hintertreiben, weil im entgegengesetzten Fall das Spiel für sie verloren schien. Sie ergriffen daher den Vorwand der entdeckten Liebschaft des Pfalzgrafen mit der Prinzessin Leonore mit doppelter Begierde, um auf das stolze Gemüth des jugendlichen Königs zu wirken.

Eine Kammerfrau, welcher Leonore ihr ganzes Vertrauen geschenkt und alle Geheimnisse mitgetheilt hatte, ward vom Minister bestochen, so oft künftig wiederum Briefe Friedrichs an die Prinzessin eintreffen würden, es unverweilt ihm anzuzeigen. Dies war bald darauf der Fall. Schon wehete der ersehnte Nordwind, und die Segel begannen zu schwellen; als

der Pfalzgraf den tödtlichsten Qualen von Sorge und Ungewißheit sich überliefert fühlte. Nicht der eigenen Gefahren auf der so weiten Meerfahrt gedachte er, wohl aber derjenigen, welche die Geliebte bedrohen könnten; und das Schrecklichste war ihm, daß er, obgleich Beide die Reise gemeinschaftlich mitmachen sollten, auf einem andern Schiff, als Leonore, somit nahe und doch fern von ihr, ihres Antlitzes und Grußes vielleicht auf lange entbehren müßte. Ueberdies hatte er ein dunkles Gerücht von dem Plan einer Vermählung Leonorens mit dem Könige von Portugal vernommen, welcher seit einiger Zeit ausgedacht worden sey.

Von Kummer und Furcht und Eifersucht gepeinigt, beeilte sich also Friedrich, der Geliebten zu schreiben, daß sie wohl auf ihrer Hut bleiben, ihm treue Minne bewahren und alle Zufälle des Schicksals mit starkem Herzen ertragen möchte. Sobald sie Beide mit Gottes Willen einst im Port angelangt, wollten sie sich fröhlich und heiter die überstandenen Gefahren gegenseitig erzählen. Indem er aber diese Zeilen niedergeschrieben, trat der König von Portugal wie ein düsteres Gespenst vor seine Seele, und er setzte daher die Worte bei: Ueberlege jedoch meine Leonore, ob es nicht besser für uns sey, hier zu bleiben und nach Deutschland zu gehen. Gehe deine Muhme Marga-

retha bittend darum an, wie ich schon öfters dir gerathen. Sie weiß um unsre Liebe. Ich habe ein Mittel ausfindig gemacht, welches von den Gefahren uns befreien kann, welche dermal droh'n. Wohlan! Wage auch Du etwas zu unserer Rettung; sonst sind wir Beide verloren!"

Ein Knabe war Ueberbringer dieses Briefs. Levuore steckte ihn schnell in den Busen, dessen liebliche Hügel von jugendlicher Ueppigkeit schwellend, in diesem Augenblicke höher wogten, gleich als fühlten sie die Nähe eines theuern Gastes. Sie drückte das Papier von Zeit zu Zeit innig an sich, gleichsam als Stellvertreter der Person des Geliebten, weinte und lachte in seliger Angst und melancholischer Freude zu gleicher Zeit, wie die milde Frühlingssonne trübes Gewölke durchdringt und Strahlen und Tropfen schwesterlich mit einander sich mischen; darauf wartete sie, als sie sich einigermaßen gefaßt, einen gelegenen Ort ab, um die theuern Zeilen mit Bequemlichkeit durchzulesen.

Die Frau von Thembis — also hieß die verrätherische Kammerfrau — hatte solches nicht sobald wahrgenommen, als sie zum Herrn von Chièvres eilte und treulich Bericht von allem abstattete. Der Minister begab sich nun eiligst zum Könige und es bedurfte keiner langen Gründe, um dem mit unbedingtem Vertrauen an seinen Rathschlägen hängenden Schüler

Argwohn und Empfindlichkeit gegen den Pfalzgrafen in das Herz zu jagen. Er schilderte die treffliche Gelegenheit, die sich dargestellt habe, durch eine Heirath Spanien und Portugal, die alten Gegner, zu versöhnen, und beide Reiche vereint dereinst an das Haus Habsburg zu bringen. Nun trete aber diesem Plane ein unerwartetes Hinderniß entgegen. Ein Fürst, der ihm äußerst ergeben und auch sonst von den besten Gesinnungen beseelt sey, der Pfalzgraf Friedrich, welcher an seinem Hofe bisher verweilt, liebe seine Schwester Leonore auf das Feurigste, und auch diese hätte ihm die zärtlichste Gegenliebe geschenkt, so daß es schwer halten dürfte, dies süße Band wieder zu lösen. Solches möchte noch hingehen; aber es stehe sehr zu befürchten, Beide hätten bereits ein Verhältniß eingegangen, welches nach den Grundsätzen der christlichen Religion nicht sobald wieder aufgehoben werden könnte. Wenigstens müsse man darauf aus allen den Reden schließen, mit denen beinahe Jedermann am Hofe sich herumtrage. Damit aber Karl in den Stand gesetzt werde, etwas im Zusammenhang darüber zu erhalten, so theile er blos mit: daß die Prinzessin so eben erst ein Schreiben vom Pfalzgrafen erhalten habe, welches sie in ihrem Busen bewahre und unaufhörlich an sich drücke. „Verstellt Euch darum“ — so schloß er, „gnädigster Herr; geht schnell zu ihr, und indem Ihr

mit der Schwester zu scherzen scheint, so zieht Ihr den Brief hervor. Derselbe wird alsdann wohl der beste Zeuge für Alles seyn und die sichersten Aufschlüsse über Alles gewähren."

Der König, ungemein aufgebracht über die unerwartete Notiz, welche den Stolz des habsburgischen Blutes so tief verwundete, eilte alsbald in das Frauengemach. Er bezwang jedoch, der Verstellung fähig, wie er war, sein Gefühl und redete die Schwester, welche er in tiefes Nachdenken versunken und von Ungeduld darüber verzehrt sah, daß noch immer keine Gelegenheit ihr geworden, den Brief durchzulesen, mit freundlichem Gruße an. Beim Eintritt des hohen Bruders erhob sie sich und bezeigte ihm die gewöhnliche Ehrfurcht. Karl fragte sie, wie es ihr ergehe? Jene erwiederte: gut, was das Aeußere und den Körper betrifft. „Das seh' ich wohl — sagte er — denn deine Formen zeugen von strotzender Fülle und dein Busen schwellt täglich mächtiger an. Jetzt aber, als wollte er letzteren mit muthwillig brüderlichem Scherze betasten, streckte er die Finger nach dem zarten Heiligthum aus und zog das Schreiben trotz ihres allzuspäten Widerstandes hastig heraus.

Leonore, von Schamröthe übergossen, suchte vergebens den Raub ihm wieder abzujagen; Karl verließ damit das Gemach, indem er unter der Thüre ihr

noch zurief: „Ich will doch gern sehen, was für Dinge Du wirklich treibst!“ Sogleich verfügte er sich zu Chievres, und sie lasen das Papier miteinander durch. Verschiedene Höflinge, die ihr Vertrauen theilten und gerade mit im Kabinete sich befanden, halfen jeder Stelle die giftigste Deutung geben, sobald sie wahrnahmen, wie der Wind sich gedreht. Der eine meinte: Friedrich habe gegen des Königs Schwester sich allzu viele Freiheit herausgenommen. Der andere befürchtete, sie hatten bereits sich trauen lassen, und der Pfalzgraf beabsichtige eine förmliche Entführung; denn warum sonst hätte er ihr die Gefahren des Meeres geschildert, warum die Qualen der Trennung, warum die Unannehmlichkeit Spaniens, die Leiden spanischer Ehen und die Reize des teutschen Vaterlandes so sehr vorgemalt, als um sie zu bestimmen, daß sie in dieses letztere willig ihm folge? Ein dritter erklärte: die That des Pfalzgrafen sey abscheulich; man müsse ihn darum beispiellos bestrafen, verhaften, oder in Spanien in einer abgelegenen Gegend verwahrt halten.

Karl stand inzwischen bleicher, als der Schnee und zähnknirschend vor Wuth in einer Vertiefung des Zimmers; doch bezwang er sein Gefühl und beschloß, im geheimen Kabinete mit den Herrn von Chievres und Mingoval das Fernere zu berathen, was mit Friedrich vorzunehmen sey. Nach den Mittheilungen

Einiger soll er in der ersten Aufwallung (eine Erscheinung, die bei ihm selbst in früher Jugend nur selten) geschworen haben, Friedrich den Degen in den Leib zu rennen, wenn er ihn im Zimmer seiner Schwester treffen würde.

Friedrich hatte jedoch inzwischen einige Winke über die Gefahr erhalten, welche ihm drohe. Als er vom Thürhüter mit Mühe nur eingelassen in die Hofburg kam, und an das gewohnte Fenster trat, rief ihm Leonore mit zärtlicher Stimme zu, er möchte nur hereintreten, es sey nichts zu fürchten. Der Pfalzgraf aber erwiederte: „Du irrst, theure Geliebte, es ist gar nicht so geheuer hier!“ er wünschte ihr sofort gute Nacht und kehrte, die Hand immer an den Degen haltend, und in jedem Begegnenden einen ausgeschickten Mörder argwöhnend, traurig nach seiner Herberge, wo er sich den trübsten Besorgnissen und unglückverheißendsten Ahnungen überließ.

Inzwischen liefen am Hofe, wo das Geschehene bald ruchbar geworden, die seltsamsten Gerüchte und abentheuerlichsten Deutungen, und die Gemeinheit der Mehrzahl der Menschen gegen das Unglück zeigte sich auch hier in unverhüllter Gestalt. Einige nährten und schürten das Feuer noch mehr und brachten bei diesem Anlaß ihre niedrigen Schmeicheleien gegen den Monarchen wie gegen dessen Räthe an den Tag. Doch

muß man gestehen, daß auch eine Anzahl Redlichgesinnter aufrichtigen Antheil an dem Loose der Liebenden nahm, und in bittern Bemerkungen wider die beiden herzlosen Günstlinge sich ergoß.

Es war ein merkwürdiges Schauspiel, wie die Herberge Friedrichs, die noch kurz zuvor von Scherz, Gesang und Saitenspiel und vom Tumulte zechender Gäste, so ewige Treue ihm geschworen, wiederhallt hatte, plötzlich nun fast von Jedermann verlassen ward, und die tiefste Stille darin herrschte. Friedrich wußte längere Zeit sich gar nicht zu fassen, und hielt alles Vorgefallene, welches die süße Reihe seiner Freuden unterbrochen, für einen schlimmen Traum. Er erwog ängstlich jede Sylbe, die er der Prinzessin geschrieben, und prüfte jede Stelle, welche ihn verfangen haben konnte, genau; er fand nichts Sträfliches darin. Gleichwohl klagte er oftmals sich schwer an, bis die Liebe ihn wieder lossprach. Die Furcht rieth ihm ungesäumte Flucht an; aber die Liebe gebot ihm zu bleiben, und sein gutes Bewußtseyn stärkte ihn. Er vergaß seine eigene Gefahr und hegte nur über Leonorens Schicksal innigen Kummer. Er ergoß sich abermals in bittere Selbstanklagen und hielt die Gebieterin durch seine thörichte Unvorsicht verloren.

Seine jugendlichen Begleiter traten nun tröstend und schmeichelnd zu ihm und redeten allerlei unnütze

Worte und verschwendeten allerlei thörichte Räthe, bis der Stallmeister, ein alter treuer Diener des pfalzgräflichen Hauses, mit bittern und schneidenden Vorwürfen sie schweigen und weggehen hieß. Darauf trat er vor seinen Herrn und hielt nachstehende merkwürdige Rede an ihn:

„Glaubet nicht, edler Friedrich, daß von all dem hier Gesagten Euch selbst etwas treffen soll. Ich kenne die Trefflichkeit Eueres Gemüths und Euere Neigung für alles Hohe und Große. Nur bedaure ich Euch, daß Ihr in diesen pestartigen Schlamm von Leuten hineingerathen seyd, welche nun auch Euer Unglück noch durch niederträchtige Schmeicheleien entheiligen, und welchen Ihr leider bisher allzu williges Ohr verliehen habt. Es ist fürwahr der Fluch unserer teutschen Fürsten, daß sie ihre Söhne nicht etwa Demjenigen anvertrauen, welcher in der Meinung als der Beste oder Klügste dasteht, sondern Dem, welcher der Adelichste ist. Sie glauben sodann, wie wundergescheidt und pfiffig sie dabei verfahren sind, und sehen nicht ein, daß man bei der Leitung eines Sohnes auf dieselbe Weise, wie auf einem Schiffe, verfahren muß; hier übergibt man nicht Dem, welcher durch Glanz der Ahnen strahlt, sondern dem Ehrfahrensten das Steuerruder, und müßte man ihn selbst aus dem Pöbel aufgreifen.“

„Allein gegenwärtig ist keine Zeit zu Vorwürfen; Ihr müßt nun muthig und geistesstark Euch zeigen, und Niemand darf Euch auch nur im Geringsten traurig oder niedergeschlagen sehen. Beschuldigt man Euch, Ihr habet an Leonoren geschrieben, so antwortet: Ja! ich habe es gethan, ich habe es mehr als einmal gethan, nach Art junger Leute, aber weder listig noch betrügerisch; — was diese Briefe Sträfliches enthalten sollten, weiß ich nicht. Solche Briefe zu wechseln ist kein Verbrechen, und bedarf so großen Gelärmes nicht. Diejenigen, welche den Sinn unschuldiger Worte schlimm mir deuten, sind Verläumder meiner Person. Ein so vornehmes Fräulein zu entführen, bedarf wohl eines größern Kunststückes, als daß man die Sache in Briefen abmacht. Recht gut weiß ich, wo ich mich dermal befinde; nämlich auf einer Insel, vom unendlichen Meere rings umflossen, deren Zu- und Ausgänge überall mit Wachen versehen sind. So weit hat übrigens mein Verstand noch nicht gelitten, daß ich Briefe schreibe, deren Inhalt nicht jederzeit zu meinen Gunsten erklärt werden könnte.“ Der Pfalzgraf versprach diesem Rathe zu folgen, und schien dabei beruhigt.

Inzwischen aber hatte sich Leonore in ihr Gemach zurückgezogen und zerfloß in einem Strom von Thränen. Sie fürchtete nicht sowohl Strafe für sich, als

Gefahr für ihren Geliebten. Sein Schicksal erfüllte sie mit Angst und Kummer in hohem Grade. Ihre Jungfrauen trösteten sie bestens, und fingen sie, als sie der Last des Schmerzens zu erliegen drohte, in ihren Armen auf.

Gleich nachher trat der Herr von Chievres ein und sprach: „Prinzessin! Ihr betrübt Euch mit Unrecht allzu sehr. Obgleich Euer Bruder Karl heftig darüber zürnt und es gegen jungfräuliche Zucht hält, daß Ihr von einem jungen Fürsten Briefe angenommen und in einen Liebeshandel Euch eingelassen habt, so wird er doch solches dem Leichtsinn der Jugend gern verzeihen, wenn Ihr mir nur darüber offenen Bericht ablegen wollt, ob Ihr an Friedrich durch eheliche Bande gefesselt, oder ob Ihr noch frei und ledig seyd, und ob er Euch entführen gewollt oder nicht!“

Auf diese Frage brach Leonore aufs Neue in heftige Thränen aus und gab ihm endlich zur Antwort: „Warum fragt Ihr mich solche Dinge, mein Herr von Chievres, an welche weder ich selbst gedacht, noch welche dem Pfalzgrafen jemals in den Sinn gekommen? Das kann ich in Wahrheit betheuern, und ich würde die Behauptung durch einen Schwur bekräftigen, wenn es gerade seyn müßte. Wenn Ihr also nichts anderes wißt, dessen Ihr mich und ihn zeihen wollt, so habt Ihr uns eine Kränkung ohne Gleichen

zugefügt, und es kann hier keine Rede davon seyn, irgend Jemanden um Verzeihung zu bitten!"

Der Marquis bemerkte ihr darauf so sanft als möglich: „Ich höre diese Erklärung mit Freuden!" Er tröstete sie scheinbar, so gut es seinem ausgetrockneten Wesen gegeben war, begab sich wieder zum Könige, berichtete ihm den Inhalt der Unterredung und meinte: die Sache stehe auf gutem Fuße, und Leonore habe das nicht gewährt, was man befürchtet.

Nach diesem besuchte Chievres nun auch den Pfalzgrafen, schilderte ihm den Zorn des Monarchen und wie man diesen kaum abgehalten, scharf gegen ihn zu verfahren. Man habe ihn, den Pfalzgrafen, für klüger gehalten, als daß er dem Wahn sich hingegeben: eine Vermählung mit Leonoren nur zu hoffen, geschweige sie dazu zu verlocken. Die Prinzessin sey als Braut für irgend einen mächtigen König bestimmt. Nicht Pfalzgrafen wären es, deren Verschwägerung Karl nachzusuchen habe; sie, deren Ahnen und Nachkommen bis auf den heutigen Tag Unterthanen des Kaisers gewesen. Eine Verbindung zwischen Beherrscher und Beherrschten sey gegen alle Schicklichkeit; denn auf solche Weise würde der Glanz der Majestät verdunkelt, die Niedrigkeit der letztern aber erhöht, und zuletzt aller Unterschied zwischen Beiden aufgehoben werden. Hätte er, der Pfalzgraf, Lust zum Freyen,

so wäre es an ihm gewesen, irgend eine Fürstin, die sich für ihn gepaßt, nicht aber ein Fräulein aus königlichem Geblüte zu suchen. Nun möge er zusehen, was er gethan und in welche Verlegenheiten er sich gebracht, und Gott und ihm, dem Marquis, Dank wissen, daß durch ihn der ärgste Unwille Karls, welcher alsbald ihn zur Strafe zu ziehen Willens gewesen, glücklicherweise abgewendet worden.

Also übermüthig, boshaft und bitter sprach die Rachsucht aus dem Herzen eines aufgeblasenen Belgiers, zu dem Sprossen eines der ältesten und edelsten teutschen Fürstenhäuser. Friedrich antwortete ihm fest und angemessen: Er habe seinerseits nichts begangen, was den Zorn Karls billigerweise so sehr erregen und zur Ahndung wider ihn bestimmen könnte. Wenn er an Leonoren Briefe geschrieben, so sey dies nichts Neues und Auffallendes; dergleichen Dinge begäben sich täglich zwischen Jünglingen und Mädchen, welchen letztern man auf die alleranständigste Weise zum Ritterdienst sich verpflichten könne. Wenn es ihm daher auch nicht erlaubt gewesen seyn sollte, die Fürstin zu lieben, so sey es ihm doch frei gestanden, ihr zu dienen. Er habe mit ihr kein Versteckens gespielt, sondern sein Verhältniß sey offen und Jedermann bekannt gewesen.

Hier fiel Chievres ihm ins Wort und sagte: Deine Briefe lauten anders als Deine Worte; sie

reden davon, daß Du sie heimlich entführen oder doch dazu bereden wolltest, Dir Treue zu schwören und den Ehebund Dir zu versprechen.“ Friedrich erklärte: im Fall seine Briefe etwas dergleichen enthielten, und man nicht absichtlich bösartige Deutung in die Worte bringen wolle, so unterwerfe er sich jeder Strafe; nur müsse man sie ihm vorzeigen, indem es wider Gebühr sey, unverhörter Dinge Jemanden zu verurtheilen. Allein der Minister rief:

„Was bedarf es langen Vorzeigens? Die Briefe sind erst frisch geschrieben; Deine Hand ist unverkennbar, und Dein Gedächtniß nicht so blöde, daß Du nicht leicht Dich erinnern könntest, was Du alles geschrieben! Doch, ich melde Dir nun kurz, was folgt. Der König Karl will weder mehr, noch kann er mehr wollen, daß Du nach Spanien ihn begleitest, und er gedenkt künftig jede Art Dienstes von Deiner Seite zu entbehren.“ Dabei lächelte er bitter-höhnisch und verließ den Pfalzgrafen ohne Abschiedsgruß.

Mittlerweile hatte die Prinzessin von Oranien, welche, ein geistreiches und verständiges Weib, am Hofe Karls großes Ansehen und gewichtigen Einfluß besaß, und oftmals in die Staatsgeheimnisse eingeweiht wurde, von dem Ungewitter gehört, welches die beiden Liebenden, und Friedrich von der Pfalz insbesondere bedrohte. Als eine Dame von Gefühl hielt sie es für

ihre Pflicht, mittelnd dazwischen zu treten und der Bedrängten sich anzunehmen. Alsbald besuchte sie den jungen Monarchen, bei dem die Herren von Chievres und von Mingoval gerade gegenwärtig sich befanden, in Geberden zwar Traurigkeit heuchelnd, aber funkelnd von innerer Schadenfreude. Sie fing mit einigen gleichgültigen Dingen an, und brachte die Unterredung auf den Gegenstand des Tages. Sie stellte dem jungen Könige das Unrecht und die Unvorsicht vor, wegen des Umstandes, daß der Jüngling Friedrich, Sohn einer um Oesterreich so hochverdienten Familie, wie die der Pfalz, in seine Schwester verliebt worden, einem so raschen Entschlusse sich hingeben und jenen Prinzen zu Grunde richten zu wollen. Sehr richtig bemerkte sie ihm, daß, wenn diese Liebschaft, welche seit zwei Jahren Jedermann, ja den Kindern auf der Straße, bekannt sey, ihn beleidigt, er schon früher dazwischen hätte treten müssen. Sie fand in diesem Verhältnisse gar nichts so sträfliches und Ungewöhnliches, in dem gefaßten Entschlusse aber, zu Bittevorde den Prinzen verhaften zu lassen, eine höchst unpolitische Maasregel. Sie machte ihn aufmerksam auf die Macht und den Einfluß des pfalzgräflichen Hauses in Teutschland, welches nicht nur eine dem Prinzen angethane Gewaltthat zu rächen, sondern auch die Sachen Karls bedeutend zu hemmen im Stande seyn würde.

Er möge ferner erwägen, welchen üblen Eindruck es bei den teutschen Fürsten erregen würde, wenn er, wegen der Liebschaft mit einem Fräulein, einen jungen Mann verderben sollte, welcher ihm, seinem Großvater und dem Hause Habsburg überhaupt schon so wesentliche Dienste geleistet; was eben jene Fürsten von ihm denken dürften, wenn er, ein noch nicht sechszehnjähriger Jüngling, schon wegen eines flüchtigen Verhältnisses oder einer leichten Beleidigung so sehr wüthe. Durch solche Schritte würde er geradezu dem Systeme seines Großvaters Maximilian entgegenarbeiten, welcher dermal jeden Stein aus dem Wege zu räumen bemüht sey, und sich vielleicht selbst um den Kaiserthron bringen. Dies und Anderes mehr sprach die Prinzessin und hieß ihn reiflich die Sache bedenken.

Karl antwortete nur kurz, flüsterte aber dem Herrn von Chievres etwas ins Ohr und entfernte sich. Der Marquis nahm nun die Fürstin bei der Hand, führte sie etwas seitwärts und bemerkte ihr: Der König habe ihre Aeußerungen wegen Friedrich mit Geneigtheit vernommen und ihnen die beste Deutung gegeben, da er von ihrem Wohlwollen überzeugt sey. Da er viel Anderes mehr ihrer Treue und Verschwiegenheit anvertraut, so wolle er auch seinen gegenwärtigen Plan ihr nicht verschweigen.

Das Verhältniß Friedrichs und Leonorens müsse

auf jeden Fall getrennt werden, und zwar aus zwei Gründen. Der erste wäre: daß die Reise nach Spanien fest bestimmt, und die Freundschaft der Könige von Portugal, des Vaters und des Sohnes, daselbst ein dringendes Bedürfniß sey. Man habe eine Doppelheirath ausgemacht; der Vater müsse Leonoren, der Sohn die Prinzessin Elisabeth zur Gemahlin erhalten. Da nun Ersterer ein gichtbrüchiger, dürrer und ungestalter Greis sey, so werde Leonore ihn niemals ehelichen wollen, so lange die Gegenwart des bildschönen Friedrich ihr vorschwebe; der Portugiese selbst, sobald er vernähme, daß sie im Liebesnetz eines Jünglings gefangen gehalten, würde Bedenken tragen, ihre Hand anzunehmen. Deßhalb müßten Beide getrennt und zwar so getrennt werden, daß sie einander nicht wieder sähen, und Jedermann sonst auch die Ueberzeugung erhielte, daß nie eine Vermählung zwischen ihnen statt finden werde. Der andere Grund ist: Es trachtet Maximilian, wie Du sagst, seinen Enkel Karl auf jegliche Weise nach ihm auf den Kaiserthron zu bringen; diese Würde ist bei den Teutschen feil und wird sehr viel kosten, besonders bei dem Pfalzgrafen, wegen des letzten Krieges, den er mit dem Kaiser bestanden. Allein ich glaube nicht, daß er etwas zu fordern nun wagen wird, da alles Verdienst, was er seither erworben, durch diese letzte Beleidigung

die sein Sohn dem Erzhaus zugefügt, aufgewogen ist, und derselbe vermuthlich alles thun wird, um bei Karln wieder in Gunst und Gnade zu kommen."

Madame d'Orange, im Innersten ihrer Seele über solch schimpflichen Seelenverkauf empört, erwiederte nichts, sondern rief nur tief nachsinnend und unter wehmüthigen Seufzern die Worte aus: „O Höfe, o Sitten!"

An einem der folgenden Tage jedoch begegnete die Fürstin dem Pfalzgrafen, oder vielmehr sie hatte ihn eigens bestellt und theilte ihm folgendes mit: „Ich sehe Dich trauriger als sonst, mein Freund, und weiß die Ursache wohl. Doch lasse Dir die Sache nicht so tief zu Herzen gehen.

„Wird eine andere Dir doch, wenn hier Dir Alexis geraubt wird."

Ich will in Frankreich Dich groß machen und ein ausgezeichnetes Weib aus königlichem Stamme Dir verschaffen, auch eine Pension, die Deiner würdig, vom Könige Dir erwirken; an diesem Hofe rechne sonst auf nichts!"

Der Pfalzgraf dankte und antwortete, er könne gegenwärtig noch nichts bestimmen; er sey aller Rathschläge beraubt; doch wolle er ein andermal sie besuchen und über die Sache weiter reden. Er ging mit gebrochenem Herzen von ihr weg.

Karl, dessen Flotte nunmehro zur Abfahrt fertig lag, und welcher plötzlich den günstigsten Wind für sich hatte, beschloß, nun nicht länger zu zögern; er schickte jedoch noch, des Inhalts der Unterredung zwischen der Fürstin und dem Pfalzgrafen unkundig, eine vertraute Person an den Letztern und ließ ihm sagen: Obgleich er für dermalen ihn entlasse, so wünsche er doch in Freundschaft mit ihm zu bleiben und erwarte von ihm mit Zuversicht, daß er in keines andern Herrn Dienst treten werde. Friedrich, theils um seiner Freiheit gesichert zu bleiben, theils von einem Strahl der Hoffnung des einstigen Wiedersehens seiner Geliebten genährt, verhieß Alles; dennoch blieb er auf seiner Hut, vertraute keinem Wesen am Hofe mehr, und sendete insgeheim sein Gefolge und sein Gepäck voraus nach Teutschland; darauf reiste er selbst bis Bergen und von da in zwei angestrengten Tagmärschen auf gesattelten Pferden über Antwerpen, Diest, Hasselt und Stakheim, wo er im Schlosse des Grafen von Renneberg die Einkehr nahm. Des folgenden Tages fuhr er auf der Maas weiter und lenkte in's Jülich'sche; zu Köln endlich angelangt, traf er eine Menge befreundeter Edeln, welche ihm eine Strecke weit das Geleit gaben, hocherfreut darüber, daß das Gerücht von seiner gefänglichen Abführung, welches bis in die Rheingegenden bereits erschollen war, sich

nicht bestätigt hatte. Endlich kam er glücklich bei seinem Bruder in Heidelberg an, und überließ sich den dumpfen Erinnerungen an die süßen Bilder und das zerstörte Glück.

Karl inzwischen hatte (um Ostern 1517) zu Vliessingen sich eingeschifft, nach einem rührenden Abschied von seinem Großvater Maximilian und seiner Tante Margarethe, welche die arme geopferte Leonore lange mit unendlichem Mitleid und inniger Liebe in den Armen hielt. Der Schmerz war so heftig, daß sie beide keine Worte hervorbringen konnten.

Die Prinzessin zog ihrem Schicksal entgegen; es befreite sie bald von ihrem greisen Liebhaber, den sie zu ehelichen gezwungen war, und der Ehrgeiz brachte der Königin von Portugal einigen Ersatz für das, was die Prinzessin von Oesterreich an Herzensglück verloren hatte. Aber dieser Ehrgeiz und die Entfernung hatten auch die Macht der ersten Eindrücke besiegt. Die Glut in ihrem Herzen für den Freund ihrer Jugend ward eine milde Flamme der Freundschaft, bis endlich auch diese in dem Drange der Ereignisse und der alles besiegenden Stunden erlosch. Als die schöne Frau endlich Wittwe und Herrin ihres Schicksals geworden, glaubte der Pfalzgraf, dessen reine männliche Seele sein Ideal treu bewahrt hatte, die alten Rechte auf ihren Besitz geltend machen zu können, und

er fertigte seinen vertrauten Kanzler Hubert Thomas, der zugleich nachmals der Biograph ihrer Liebe geworden ist, mit einer geheimen Sendung an sie und ihre Verwandten zu diesem Zwecke ab. Anfänglich schien viele Hoffnung des Gelingens sich zu zeigen; aber die Königin selbst, deren Wesen inzwischen einen höheren Schwung genommen, und in welcher das politische Leben die Gefühle des Herzens etwas ermäßigt hatte, hörte mehr auf die Gründe der Klugheit, als auf die Sprache der Liebe. Sie konnte sich nicht entschließen, vom Range einer Königin in den Stand einer Pfalzgräfin herunterzusteigen. Und so zerschlug sich zuletzt die Unterhandlung.

Wir schließen hier dieses Bruchstück von der Liebe Leonorens und Friedrichs. Die Fürstin, welche bald nachher in noch größere Verhältnisse, und als Gemahlin Königs Franz I. versöhnend zwischen den Streit der beiden Häuser trat, ist eine von der erstern ganz verschiedene Gestalt. Sie bewährte jedoch auch in der neuen Lage die ganze Liebenswürdigkeit ihres Wesens und eine ungewöhnliche Größe des Geistes. Als Gattin und als Mutter erfüllte sie ihre Pflichten musterhaft. Ihre Wirksamkeit im öffentlichen wie im Privatleben, bildet eine der Glanzpartien in der Geschichte des französischen Hofes.

Aus vielen vorhandenen Denkmalen geht der leb-

hafte Geistesverkehr hervor, welchen sie mit den ausgezeichnetsten Männern und Frauen ihrer Zeit unterhalten. Hier bemerken wir nur noch, da ein Gemälde ihres ferneren größeren Lebens außerhalb unserer Aufgabe liegt, daß sie nach Franz I., ihres zweiten Gemahls Tode in der Einsamkeit eines belgischen Klosters ihre Tage beschloß, und daß die Devisen, welche sie in ihrem Wappen und in ihren Denkbüchern und Briefen beharrlich führte, ein Phönix, der auf dem Scheiterhaufen sich verbrennt, mit der Ueberschrift: Unica semper avis (Tousjours unique oiseau) und eine nach allen Seiten von der Sonne beschienene Halbinsel mit den Worten: His suffulta (à l'aide de ceux-ry) gewesen sind.

In einem anderen, den Zeitraum von ihrer und ihres zweiten Gemahles Wirksamkeit so wie die Thaten ihres großen Bruders behandelnden Geschichtswerke werden wir ausführlicher auf diese treffliche Frau zu sprechen kommen.

III.

König Christiern II.,

das Täublein von Amsterdam

und

Mutter Sigbrit.

Mächtig waltet, wie der Tod, die Liebe
Unbezwinglich wie das Niederreich;
Nicht vermögen Flammenströme sie zu dämpfen.

(Hohe Lied).

Zur Zeit, als die Dittmar'schen, die Schweden und die Hanseestädte aus verschiedenen politischen Interessen dem weitern Umgreifen der Dänenmacht zu wehren suchten, im zweiten Dezennium des sechszehnten Jahrhunderts, befand sich Prinz Christiern von Dänemark, der Sohn König Johanns, in der Eigenschaft als Reichsverweser Norwegens zu Opslo und der Erzbischof Erik Valkendorf, Nachfolger des unglücklichen Bischofs Mathias, war als erster geheimer Rath und Kanzler ihm beigegeben. Dieser hatte mit dem von Natur reich ausgestatteten aber durch heißes Blut und heftige Leidenschaften schon frühe getriebenen Jüngling viel schwere Noth und selten sah er die Rathschläge befolgt, welche eine lange Erfahrung und reife Kenntniß des menschlichen Herzens von Zeit zu Zeit ihm geben hieß.

Der Vater selbst hatte durch ein verkehrtes Sy-

stem in der Ausführung seines Wunsches, den künftigen Nachfolger recht sorgfältig, und entfernt vom Geräusche des Hofes, erziehen zu lassen, den Grund zu vielen Verirrungen und Leidenschaften gelegt, welche mit der königlichen Würde sich schlecht vertrugen. Leuten von gemeinem Stande zur Aufsicht übergeben, fand er Geschmack an rohen Belustigungen und am Umgange mit Personen aus dem Pöbel, die seiner Launenhaftigkeit zur Zielscheibe dienten und seine Neigung zu Exzessen begünstigten. Geistliche, welche mit seiner Weiterbildung sich befassen sollten, brachten ihm mehr Abneigung vor den Wissenschaften, als Liebe und Eifer für dieselben bei; das sittliche Gefühl nahm eine immer schiefere Richtung, und zur Wollust kamen noch Trinklust, Härte des Gemüthes, Verstellung und Heuchelei.

Nichts desto weniger hatte der Prinz als Norwegen im Jahr 1502 sich empört, die Schweden schon früher abgefallen waren und dem königlichen Ansehen große Gefahr drohte, große Entschlossenheit, Muth und Energie bewiesen und es war ihm geglückt, die Widerspenstigen zu zähmen, und des Anführers Harluf Hyddefad sich zu bemächtigen, und ebenso auch verschiedene Festungen der Schweden wieder in seine Gewalt zu bringen. Der Norwegische Adel ward ziemlich zu Paaren getrieben und der Prinz mit

ziemlich unbeschränkter Macht ausgerüstet, zeigte schon damals, daß mit ihm sich nicht scherzen lasse. Der Kanzler Valkendorf, welcher alles bei ihm galt, gehörte zu denjenigen Männern, welche in ihrem Grundwesen gut und ehrenwerth, doch in gewissen Krisen außer Stande sind, das Gleichgewicht zu behaupten, sobald es zwischen Entsagung auf glänzende Hoffnungen eines mit jedem neuen Erfolge gesteigerten Ehrgeizes und den Rücksichten der Ehre und Wahrheit sich handelt. Er schmeichelte nicht selten, wenn auch mit Seufzen, den Neigungen seines künftigen Herrn, um nicht von vornherein dessen Huld zu verscherzen; in vielen andern Dingen ward er stets tüchtig und rechtlich erfunden.

In der Stadt Bergen hatten sich, der Zölle halber, allerei Anstände ergeben, welche zuletzt einen tumultuarischen Charakter annahmen; sie zu schlichten wurde der Kanzler dahin entsendet und er brachte wirklich binnen kurzer Zeit Alles in die alte Ordnung wieder.

Da ihn die Reise bei den schlechten Wegen und seinem vorgerückten Alter sehr ermüdet hatte, so gedachte er noch einige Zeit in Bergen auszuruhen. Als er sich erfrischt und völlig hergestellt fühlte, unternahm er, angelockt durch die äußerst liebliche Witterung eines Tages einen Spaziergang durch die Straßen und besuchte unter andern Merkwürdigkeiten auch den Markt, wo die Kaufleute aus den Hanseestädten in großer

Anzahl sich einzufinden und ihre Waaren feil zu bieten pflegten. Plötzlich überraschte ihn, als er die bunte Menschenmenge mit prüfendem und neugierigem Auge zugleich durchlief, der Anblick eines Weibes von ungewöhnlich großer und dicker Leibesgestalt, welche, wie ihre Körbe wiesen, mit Obst, Zuckerzeug und andern Naschereien handelte. Ihre Wangen waren seltsam aufgeblasen, von einer Röthe übergossen, wie er sie noch an keiner weiblichen Gestalt wahrgenommen, und hingen ihr fast bis an die Brust herab. Ihre Augen erfunkelten von dunkler, beinahe unheimlicher Glut und ein grausamer Hohn spielte um die stark aufgeworfenen Lippen. Das Ganze erinnerte an jene zauberhaften Riesenweiber und Waldfrauen der nordischen Sagen. Unwillkührlicher Schauder erfaßte Valkendorf, als ihr Blick dem seinigen begegnete.

Dieser Schauder milderte sich, als er eines zweiten Gegenstandes ansichtig ward, welcher die Nachbarin der Riesenfrau war; eine Jungfrau von so holdseliger Gestalt, daß auch das strengste Auge von ihr entwaffnet werden mußte. Ein Körper, dem die üppige Fülle der Formen nichts von der Zartheit und dem Ebenmaaße nahm, gehüllt in ein einfaches, doch niedliches Gewand; ein Reichthum von blonden Locken in eigenthümlicher Flechtung über einen blendend weißen Nacken und Busen herabwallend; ein kleiner Mund,

wie Karmin, mit einer Reihe von Perlenzähnen. Den ganzen Zierrath machte ein silbernes Kreuz aus, welches die innere Lebensfülle eines von stillen Seufzern oft bewegten Busens in beständigem Schwanken erhielt. Unter demselben blühte ein kleiner Rosenstrauß, der die Weiße der Haut noch mehr ins Licht stellte. Das Mädchen hielt, etwas vorwärts sich beugend, mit der einen Hand das Haupt gestützt, schwermüthig nachsinnend, wie über ihr künftiges Schicksal, und Thränen und Lächeln wechselten in dem dunkeltiefen Auge, wie Ahnungen einer unglückvollen Größe, zu der das Herz nicht ohne Schwindel hinaufblickt. Der Kanzler, nachdem er von seinem gemischten Gefühle, welches dem fremden Weibe mit dem stechenden Allrunenblicke nicht entgangen, sich einigermaßen erholt, trat näher zu den Körben, als begehre er etwas zu kaufen und fragte: woher des Landes sie Beide gekommen?

Die Riesin erwiederte: „wir stammen aus Amsterdam in Holland, gestrenger Herr; mein Name ist Sigbrit Wylms; diese hier ist meine Tochter und heißt Düvecke. Wir besitzen wenig Mittel, sind aber unbescholtenen Leumunds und verdienen unsern Unterhalt auf ehrliche Weise. Manch' vornehmer Graf und Ritter, manch lüsterner Pfaffe und Mönch hat schon nach diesem zarten Blümlein geblickt; aber ich habe es durch scharfe Zucht und sorgfältige Aufsicht

vor dem wilden Gesträuche und giftigen Gewürme zu bewahren gewußt. Nicht wahr, mein süßes Püppchen! — kreischte sie mit etwas gesteigertem Tone — Mutter Sigbrit hält streng auf Ordnung und Sitte. Ein solches Blümlein wird wohl noch den rechten Gärtner finden, der es, zur Freud und Lust und ihm und sich zur Ehre, an den rechten Platz einst stellt und mit derjenigen Zierde umgibt, die seiner würdig ist. Ein Traum hat mir verkündigt, daß ein andres Loos ihrer harre, als das gewöhnliche ihres Standes. Doch wenn sie auch keine Königin werden kann, so ist sie, betrachtet sie nur selbst, gleichwohl eine Königin unter ihres Gleichen. In ihrer Nähe schweigt der Neid und bringt ihr wider Willen seine Huldigung. Ihre Gespielinnen und Jedermann nennen sie nur das Täublein. Gern hätte ich ihr die Mühesal der Reise erspart; aber im Niederlande wird, trotz dem, daß Frau Margarita mild und gnädiglich in des Kaisers Namen den Scepter noch führt, mit jedem Tage alles theurer. In Norwegen dagegen läßt es sich besser um ein Leidliches leben, und mit unserer Hände Fleiß gewinnen wir Leibesnahrung, Kleidung und Unterhalt, ehrlich und anständig. Nicht wahr, liebes Düvekchen; nicht wahr mein süßes Täubchen!"

Columbula — denn also wollen wir sie ferner

nennen, wie auch der ehrliche Schwaningius thut, welcher nebst vielen andern ehrbaren „Scribenten“ den „Spiegel eines großen, grausamen, sodann in's Elend verjagten und allen Uebrigen zum Exempel dienenden Tyrannen“, d. h. das Leben und die Thaten Königs Christiern II. beschrieben hat — war mehr als einmal über die seltsamen Reden ihrer Mutter erröthet und hatte schamhaft die Augen in ihren Busen gesenkt. Der Kanzler bekümmerte sich nicht mehr viel um die Mutter, wohl aber hielt er, nachdem er die Beiden gegrüßt und noch einmal zu kommen, versprochen hatte, eifrig Nachfrage um die Verhältnisse und das Betragen des Täubleins. Jedermann, vornehm und nieder, gab ihr das beste Zeugniß und daß niemals auch nur der Schatten eines Leichtsinns an ihr bemerkt worden. Man rühmte ihre Bescheidenheit, ihre zierlichen Sitten, ihre freundlichen, höflichen Manieren. — Man verglich ihre Rede mit dem Gesang der Nachtigall, ihre Schönheit mit den Umrissen von Helena's Reiz bei größerer Tugendhaftigkeit, und viel ward von den seltenen Gemüthsgaben und dem edlen Geiste erzählt, der dem lebensvollen Marmorbilde, bei aller Niedrigkeit der äußern Verhältnisse, inwohne.

Mit dieser Auskunft reiste Valkendorf ab und erzählte bei seiner Wiederankunft zu Opslo dem Prinzen, nachdem die politischen Materien verhandelt und

über seine Verrichtungen der nöthige Bericht abgestattet worden, welch' eine Wunderblume er zu Bergen gefunden. Christierns leicht entzündliches Blut faßte alsbald Feuer, und Tag und Nacht stand vor ihm die Gestalt Columbula's, wie sie der Kanzler geschildert. Er sprach von nichts als von dem Mädchen aus Holland und äußerte den sehnlichsten Wunsch, sie bald möglichst von Angesicht zu schauen.

Valkendorf, welcher die Sache reiflicher nun überdachte und bei dem bekannten Charakter des Prinzen, großes Unglück befürchtete, empfand plötzlich Reue über seine Unvorsicht: er klagte sich selbst an, einen Brand im Herzen des ohnehin sehr ungestümen Jünglings entfacht zu haben und diese Besorgniß stieg in demselben Grade, als die Leidenschaft seines Herrn für den noch ungeschauten Gegenstand fast bis zum Wahnsinn sich steigerte. Er schämte sich, in den Ruf eines Kupplers zu gerathen und wollte jetzt den Kanzler, mit der ganzen Strenge von Grundsätzen, allein walten lassen. Deßhalb suchte er, seine eigene Schilderung von Columbula's Reizen etwas zu ermäßigen, um die Glut des Prinzen dadurch ebenfalls wieder herabzustimmen. Allein hiezu war es allzuspät. Christiern bestand schlechterdings darauf, die Jungfrau sehen zu wollen, und lachte all der Hindernisse und Mühseligkeiten des Weges von Opslo nach Bergen, wodurch sein geheimer

Rath von der beschlossenen Reise ihn abzuschrecken bemüht war. Alle Anstalten mußten daher aufs eiligste getroffen werden, und binnen kurzer Zeit sah sich der Prinz innerhalb der Mauern, die den kostbaren Schatz verbargen. An der Spitze eines stattlichen Gefolges hielt er seinen Einzug und wurde von der Bürgerschaft aufs Glänzendste empfangen. Da er nach einigen Tagen seines Aufenthalts im königlichen Schlosse, wahrnahm, daß die Einwohner Bergens über den Zweck seiner Ankunft außer Besorgniß waren, so veranstaltete er ein großes Bankett, zu welchem die vornehmsten Bürger mit ihren Frauen und Töchtern eingeladen wurden. Um aber ganz sicher zu seyn, daß Columbula mit erscheine, ward eine vertraute Person angegangen, Frau Sigbriten und ihre Tochter mit zu dem Feste zu bringen, wessen sie sich auch durchaus nicht weigerten.

Der ersehnte Tag brach an, und die Gäste stellten sich in beträchtlicher Anzahl ein. Jeder hatte Sorge getragen, den weiblichen Theil seiner Angehörigen im festlichsten Schmucke, dessen er fähig, dabei auftreten zu lassen. Die Frauen und Jungfrauen bildeten vor dem Rathhause und in dasselbe hinein zierliche Spaliere. Die dänischen Herren fanden unter den hohen, edlen Gestalten mehr als einen Gegenstand der Bewunderung; aber vor allen strahlte Columbula, gleich der Rose oder der Lilie unter gemeinen Blumen. Die

Mutter hatte es an einem des Festes würdigen Putze nicht fehlen lassen; aber dieser Zusatz der Kunst und Koketterie schien verlorne Mühe bei einem Wesen, das an und für sich ein Inbegriff von Reizen, ihrer Armuth zu spotten schien. Der Prinz, die vollste Wahrheit in den Beschreibungen seines Kanzlers erkennend, als er das Urbild endlich vor sich sah, stand wie geblendet und bezaubert von seiner Schöne und konnte nimmermehr die Augen von ihm abwenden.

Mutter Sigbrit entging dieser Zustand nicht; sie faßte freudige Hoffnungen. Dieselbe mehrten sich, als der Prinz nachdem er den ersten Reihen mit der, Duvecken zunächst stehenden Jungfrau gethan, diese selbst nun bei der Hand faßte, und mit ihr den Saal mehr durchflog als durchtanzte. Jeder der anwesenden Edelleute folgte nun dem Beispiel des Herrn und reichte einer Dame die Hand. Die Bewegungen Columbula's waren so anmuthig und ungezwungen, daß man hätte glauben sollen, sie habe nicht erst seit heute in einem höheren Kreise der Gesellschaft verweilt. Ihre Mienen, ihre Reden vollendeten die Bezauberung Christierns, welcher nicht genug die zarten Linien ihres Angesichts, ihres Busens, ihrer Hände betrachten konnte.

Das Fest währete bis spät in die Nacht; der Wunsch nach Ruhe entfernte endlich die Gäste. Columbula, ebenfalls im Begriffe zu scheiden, wurde

unter allerei Vorwänden noch aufgehalten, und endlich vom Prinzen in's Schloß begleitet, indem er erklärte: nimmermehr es zugeben zu können, daß eine gemeine Wohnung einen so herrlichen Gast beherberge. Das Mägdlein war gegen die Aufmerksamkeit, die Liebkosungen und Schmeicheleien eines so vornehmen Buhlen nicht unempfindlich geblieben; der stattliche Jüngling noch mehr als der Prinz, trug dazu bei, die Verwandlung in ihr zu vollenden. Ehrgeiz und Liebe verbanden sich gegen ihre Tugend und halfen jede Besorgniß vor dem Urtheile der Welt niederschlagen. Christiern genoß seines Glückes in vollen Zügen; er schwur ihr Zeitlebens getreu zu bleiben und Duvekchen leistete den gleichen Schwur.

Mutter Sigbrit, kühnen Blickes in die Zukunft schauend und mancherlei Pläne für dieselbe schmiedend, hatte ihre Einwilligung zu Allem gegeben. Da der Prinz in Bergen nicht verweilen konnte, so wurde zwischen ihnen ausgemacht, daß die Beiden noch eine kurze Zeit in dieser Stadt still und eingezogen sich aufhalten sollten, so lange bis zu Opslo eine anständige Wohnung für sie bereitet worden. Dort sicherte er ihnen Alles zu, was zu gewähren nur immer in seiner Macht stehen würde. Unter tausend Küssen schied er von Columbula. Die Sehnsucht aber, welche ihn nach seiner Wiederankunft zu Opslo erfüllte, war

so mächtig, daß er den Bau eines eigenen steinernen Hauses längs der Meerenge bis an die Stadt aus allen Kräften und mit verdoppelten Kosten betrieb und Sigbrit und Duveken unverweilt abholen ließ, worauf sie diese Wohnung bezogen. Hier blieben sie bis zum Tode des alten Königes.

Des Prinzen Leidenschaft wuchs mit der Zeit, statt sich zu mindern; Columbula beherrschte sein Herz und seine Sinne; die Rathschläge Sigbrits beherrschten seinen Geist. Sie besaß einen ungewöhnlich scharfen Verstand, eine ungemeine Kenntniß der menschlichen Leidenschaften und für sich selbst einen ungemessenen Hang zur Intrigue, dabei einen grausamen, verschmitzten, rachgierigen Sinn bei empfangenen Beleidigungen. Alles dies wußte sie bei Christiern geltend zu machen und sich so tief in sein Vertrauen einzunisten, daß er von nun an nichts mehr ohne sie that und sein ganzes Wesen die Richtung von ihr erhielt. Bald machte er aus seinem Verhältnisse zu ihrer Tochter kein Geheimniß mehr und er führte sie öffentlich als seine Geliebte mit sich herum.

Im Jahr 1510 verschlimmerten sich zusehends die Gesundheitsumstände seines Vaters in bedeutendem Grade; ein Schreiben desselben rief ihn dringend nach Dänemark zurück. Christiern gehorchte nicht ohne Widerwillen. Er hinterließ den beiden Frauen jedoch,

ihm sobald als möglich insgeheim zu folgen. Er ward in Kopenhagen von seinem Vater und den Reichsständen mit feierlichen Ehren, als Beendiger des Bürgerkriegs in Norwegen und als Bezwinger der Schweden, empfangen, von welchem Ruhme freilich auch dem guten Regiment seiner erfahrenen Räthe und der ausgezeichneten Tapferkeit der ihm anvertrauten Truppen ein bedeutender Theil gebührte.

Merkwürdig ist der Umstand, daß zu Kopenhagen nicht das Geringste von seiner Liebe zu Duveken laut geworden war; die Furcht vor dem künftigen Beherrscher hatte Jedermann in Opslo den Mund über die Sache verschlossen, welche ein offenes Geheimniß war. Aber auch entdeckt, würde Christiern wohl schwerlich seiner Neigung entsagt haben. Der Prinz theilte jetzt die Regierungssorgen mit dem immer morscheren Vater; er saß dem Staatsrathe und dem Gerichte mit Ernst und Eifer vor; viele seiner Entscheidungen verriethen Verstand und Scharfsinn, richtige Auffassung und Takt, und gewannen ihm den Ruf ausgezeichneter Gerechtigkeitsliebe; man betrachtete ihn als den sichern Bürgen einer glänzenden Zukunft für die drei Reiche. Sigbrit, mit welcher und ihrer Tochter er in ununterbrochener, wenn gleich vorsichtiger Berührung nach wie vor blieb, stand ihm in vielen Dingen hülfreich zur Seite und sie bildete seine

untrügbare Sybille auch im Felde der Politik. Nach einiger Zeit verhehlte er seine Buhlschaft mit ihrer Tochter gar nicht mehr; das Publikum, in Anerkennung sonstiger glänzender Eigenschaften, übersah diese Schwäche, oder mußte wohl aus Furcht sie verschweigen; es hoffte von der Zeit, von dem Einfluß einer seines Ranges würdigen Gattin und noch mehr von dem schnellen Wechsel, welcher die Leidenschaften zu begleiten pflegt, das Beste.

Hierin betrog sich jedoch alle Welt. Der König Johann starb im Jahre 1514 und Christiern folgte ihm, als der zweite dieses Namens, auf dem Throne der drei vereinigten Reiche nach. Die Reichsstände drangen auf eine schleunige Vermählung, und die Wahl, aus allerlei politischen Gründen, fiel auf eine Prinzessin des Hauses Oesterreich. Die edle Tochter König Philipps des Schönen und Schwester Kaiser Karls V. Isabella, war die Erkorne. Sie galt als eine der frömmsten, tugendhaftesten und wohlerzogensten Damen, denn sie war aus der Schule ihrer Tante Margaretha, der unvergeßlichen Oberstatthalterin der Niederlande, hervorgegangen. Mit diesen geistigen Eigenschaften vereinigte sie eine schöne, majestätische Gestalt und viele Liebenswürdigkeit im Aeußern. Der Brautschatz, den sie ihm brachte, war sehr bedeutend für jene Zeit.

Die Bewerbung war übrigens auf allerlei Hin-

derniſſe geſtoßen, und das Verhältniß zur Duvcke, welches auch dem Brüßler Hofe zu Ohren gekommen, das hauptſächlichſte davon geweſen. Die Abgeordneten des Königes mußten ſich anheiſchig machen, daß daſſelbe von nun an gänzlich aufhören ſollte. Chriſtiern bewilligte alles, was man verlangte: er ſuchte vor allem ſeinen Zweck zu erreichen. Mit großer Pracht wurde die junge Königin in Kopenhagen empfangen; Sigbrit und ihre Tochter hielten ſich, getroffener Abrede gemäß, eine Weile verborgen; allein bald widerten jenen die Freuden einer rechtmäßigen Liebe an der Seite der geiſt- und gemüthvollen Frau an, und er kehrte zu dem theuern Götzenbild zurück, deſſen Beſitz ihm ſüßer war als das Leben. Mitten auf dem Amacker Markte ward für Mutter Sigbrit ein großes ſteinernes Haus gebaut und hier erſchien Chriſtiern täglich ohne Scheu und unterhielt ſich mit den beiden Frauen. Sigbrit ward von Neuem die vorzüglichſte Rathgeberin des Königes. Staats- und Friedensgeſchäfte von Wichtigkeit gingen durch ſie. Sie prüfte, revidirte, verwarf dit Beſchlüſſe des Staatsrathes und öfter ſelbſt der Reichsſtände. Das Wohl und Wehe der Unterthanen hing fortan faſt ganz von der furchtbaren Laune dieſes niederländiſchen Weibes ab.

Ein ſolcher Zuſtand der Dinge däuchte vielen Vornehmen des Landes unerträglich, und als alle Er-

innerungen nichts fruchteten und des Königs Sinn nur noch mehr steiften, ja wohl gar den Urhebern schweren Nachtheil brachten, erzeugte sich der Gedanke, den verhaßten Gegenstand einer so unbezwinglichen Leidenschaft insgeheim aus dem Wege zu räumen. Columbula erkrankte plötzlich und alle Kunst der Aerzte ward umsonst an sie verschwendet. In den Armen Christiern's verschied sie unter grausamen Schmerzen. Aber am allergrausamsten war der Schmerz, der die Brust des Königs durchwühlte. Lange konnte er nicht zur Besinnung kommen und die Trauer hatte einen so eigenthümlichen Charakter, daß diejenigen, welche den Tod des Mädchens herbeigewünscht, über die unerwarteten Wirkungen desselben noch mehr erschrecken mußten, als über alles Vorangegangene.

Das Herz des Königes schien mit der Geliebten gestorben zu seyn; die wilden Leidenschaften, welche bisher durch eine mächtige, die Liebe gebändigt worden waren, nahmen jetzt ungestört Besitz von ihm und übten je einzeln ihre Herrschaft über ihn aus. Argwohn, Haß, Stolz, Grausamkeit, Menschenverachtung, hausten hiefür in der Königsburg und der Hauptzweck, weßhalb der Tod Columbula's ersehnt worden war, der übermächtige Einfluß der Mutter Sigbrit, wurde nicht erreicht, vielmehr erbte dieselbe gleichsam wie durch Vermächtniß, die verdoppelte Zu-

neigung Christierns und das Gefühl der Rache für zertrümmertes Liebesglück, wie die Sehnsucht nach Genugthuung für den erlittenen Verlust leitete die gemeinsamen Handlungen der Beiden. Die Ansicht, daß Columbula nicht eines natürlichen Todes gestorben, befestigte sich immer mehr in ihren finsteren Seelen. Es handelte sich blos noch darum unter der großen Reihe von Feinden die Schuldigsten auszumitteln.

Am schwersten lastete der Verdacht auf dem Schloßhofmeister, Torbern Oxe, sowohl, weil er selbst schien von der Schönheit Duvekens angezogen gewesen zu seyn, als weil ihn die Stimme eines angesehenen, durch ihn gestürzten Mannes als frechen Eindringling in die Genüsse, die der König sich ausschließlich vorbehalten, bezeichnet hatte. Mit dieser Sache verhielt es sich jedoch folgendermaßen.

Hans Faaborg, aus einer kleinen Meerstadt der Insel Fünen, hatte durch seine Talente und manche einnehmende Eigenschaften sich in Hofdienste zu bringen und bis zur Würde eines obersten Schatzmeisters zu steigen gewußt. Mit seinem Glücke nicht zufrieden, goß er über andere, welche für weitere Erfolge ihm hinderlich zu seyn schienen, giftige Verläumdung aus und machte sich durch aufgespreiztes Wesen und kecken Uebermuth nach mehr als einer Seite hin verhaßt. Am meisten stand ihm Torbern Oxe im Weg. Um

ihn nun ganz sicher zu verderben, verbreitete er das Gerücht auf eine Weise, daß es Christiern zu Ohren kam: Torbern Oxe sey begünstigter Nebenbuhler des Königes gewesen; er selbst habe mit eigenen Augen gesehen, wie derselbe dem Täubchen seine Glut gestanden, und es gewagt, im wilden Taumel seiner Gefühle ihre schönen Glieder zu berühren.

Was dem Ganzen noch mehr Wahrscheinlichkeit gab, war der Umstand, daß Torbern den unglücklichen Einfall gehabt, förmlich um Duvekens Hand anzuhalten. Dieß hatte Mutter Sigbrit nicht nur als freche Zudringlichkeit an und für sich schon betrachtet, sondern auch Christiern hatte den Versuch, sich in den Besitz seiner Freuden durch eine Heirath zu setzen, als übermüthige That eines Vasallen und Hofbeamten aufgenommen.

Er verbiß seine Wuth über die Erzählung Faaborgs, behielt aber im Innern einen eben so großen Widerwillen gegen den Denuncianten, wie gegen den Verüber des angeblichen Frevels. Als nun noch zu allem Ueberfluß der mit Gnade reich überhäufte Schatzmeister um ein erledigtes Kanonikat zu Rothschild sich bewarb, beschloß er, dieses Menschen, welcher kein Maaß noch Ziel in seinen Wünschen kannte, und auf dessen Treue er überdieß nichts weniger als sicher baute, sich zu entledigen. Er befahl also Faaborg

ihm nach der Residenz zu folgen und und daselbst die nöthige Zustellung wegen der Pfründe in Empfang zu nehmen; inzwischen erhielt Torbern Oxe den Auftrag, alsbald nach des Schatzmeisters Ankunft, demselben sämmtliche Rechnungen über Einnahme und Ausgabe seiner Amtsverwaltung abzuverlangen, sie gehörig zu untersuchen und über die Ergebnisse genauen Beriche an ihn zu erstatten.

Solches geschah. Der Schloßhofmeister fand die Bücher und Papiere seines Feindes in großer Unordnung; viele Summen waren gar nicht verrechnet und aus den Büchern einzelne Blätter herausgerissen. Grund genug, um einer peinlichen Anklage ihn preis zu geben. Das Gericht, welches mit der Untersuchung sich befaßt, erkannte Faaborg als Veruntreuer des Staatsgutes und Mißbraucher des königlichen Vertrauens für schuldig und trug auf die Strafe des Stranges an.

Christiern säumte nicht, das Urtheil zu bestätigen und der Verbrecher wurde am 10. Oktober wirklich hingerichtet. — Die Meinungen im Publikum waren über den Grad der Schuld getheilt; die meisten gönnten zwar dem verhaßten Manne sein Schicksal; andere aber behaupteten, daß seine Vergehen nicht vollständig erwiesen worden, daß Unregelmäßigkeiten beim Prozesse unterlaufen seyen, und man mit der Bestrafung

allzusehr geeilt habe. Die Sache ruhete endlich auf sich und die Gerüchte verstummten bis zum Jahr 1517. Mittlerweile war Duvecke, welche bei Gelegenheit der schlimmen Nachreden über Torberns Absichten auf sie, alle Zweifel des Königs zu besiegen gewußt, gestorben, und die Trauer um sie beschäftigte diesen ausschließlich. Plötzlich weckte ein sonderbarer Vorfall die alten Geschichten von Faaborg und Torbern Oxe wieder auf.

Als die Schildwache am Schloß einst um Mitternacht auf den Mauern die Runde machte, gewahrte sie an der Stelle des Hochgerichts, wo das Gerippe des gehenkten Schatzmeisters noch immer hing, ein ganz helles Licht über dem Haupte desselben. Das Gerücht davon verbreitete sich alsbald in der Hauptstadt und kam auch dem Könige zu Ohren. Die Schildwache wurde herbeigerufen und genau befragt; sie bestätigte alles. Christiern wurde unruhig und empfahl den Soldaten, wenn in künftiger Nacht dieselbe Erscheinung sich zeigen sollte, ihm ohne Säumen, die Anzeige zu machen, indem er sie mitzubetrachten entschlossen sey.

Solches geschah. Das Licht stellte sich richtig auch dießmal ein, und Christiern nahm von einem Thürmlein der Mauer die unheimlich grelle Flamme gewahr, welche um das Hochgericht sich verbreitete.

Die Gestalt des Gehenkten schien bedeutend vergrößert und erregte einen unbeschreiblich seltsamen Eindruck in der Phantasie des Monarchen. Ohne Zweifel war es ein Nordlicht oder eines jener Luftzeichen, welche, in Folge der Entzündung fetter Erdfeuchtigkeiten, im Norden oftmals die mit den physischen Gesetzen und den Naturerscheinungen minder vertrauten Wandler der Nacht überraschen. Christiern jedoch in mancher Hinsicht abergläubisch von Natur, zweifelte nicht länger an Faaborgs Unschuld, welche der Himmel selbst durch dieses Merkmal dargethan; er ließ die Gebeine herabnehmen und mit großer Feierlichkeit auf dem Kirchhofe U. L. Frauen begraben. Die öffentliche Stimme wälzte nun die ganze Schwere der Schuld auf Torbern Oxe, sowohl als Verläumder Faaborgs, denn als Mörder der schönen Columbula. Es hieß daß sie durch eingemachte Kirschen vergiftet worden sey. Faaborg selbst war früher ebenfalls als ihr Verehrer im Verdacht gestanden. Derselbe kam nun doppelt auf den Nebenbuhler zurück. Der König suchte die nächste Gelegenheit, Oxen seine Rache fühlen zu lassen. Doch wollte er ihn in einer Schlinge fangen, um nicht zum zweitenmale fehl zu greifen.

Der unglückliche Schloßhauptmann beförderte seinen Fall durch eigenen Leichtsinn. Als nicht lange nach diesen Vorgängen ein großes Bankett bei Hofe

veranstaltet wurde, bei welchem Torbern Oxe, seiner Stelle wegen und als Festordner, mit zu erscheinen hatte, fragte ihn der König, welchem bereits auch der Wein zu Kopf gestiegen, scheinbar ganz arglos und treuherzig: „Sage mir, lieber Torbern, ohne allen Rückhalt; ist es wahr, was der gehenkte Schatzmeister uns hinterbracht, daß du so große Begierde gehegt hast, mein schönes Täubchen zu benaschen. Lieber, bekenne mir offen die Wahrheit. Sie soll Dir nichts schaden; aber es gibt wichtige Gründe, die in uns den Wunsch erregen, wegen dieser Sache ganz in's Klare zu kommen!“

Verschiedene von des Schloßhauptmanns Freunden erschracken über diese Frage und winkten ihm mit Zeichen zu, die Antwort ja wohl abzuwägen. Torbern Oxe, von seinem bösen Schicksal zu dem dummen Glauben verführt, der König habe Columbula nicht mehr wie früher geliebt und in der Ueberzeugung, daß die Wegräumung des Mädchens von demselben als ein Gewinn betrachtet werde, erwiederte jetzt scherzhaft: „Es ist zwar wahr, ich habe nach Columbula Gelüsten getragen, doch nie sie in Liebe berührt!“

Auf diese Antwort brach Christiern das Gespräch plötzlich ab; sein Gesicht aber veränderte die Farbe zusehends und Flammen des Zorns und der Wuth sprüheten aus seinen Augen. Da flüsterte einer der

Edlen Torbern ins Ohr: „Das Wort, das Du mit so unbeschreiblicher Unvorsicht herausgelassen, hast nicht Du selbst gesprochen, sondern ein böser Dämon, der Dein Verderben will, hat es Dir in den Mund gelegt!“

Der König ließ Torbern stehen; es währte aber nicht lange, so erschien der Reichsmarschall, Magnussen Götze, forderte ihm seinen Degen ab und ließ ihn ins Gefängniß führen. Darauf ward er vor dem Reichstage auf Tod und Leben angeklagt. Die eingestandenen Gedanken und Wünsche nach Duvecken bildeten das Hauptrelief dieser Anklage; sodann, ließ der König die Vermuthung äußern, daß er wohl auch das Mädchen vergiftet haben könnte. Der Reichsrath erklärte jedoch: die bürgerlichen Strafen seyen nicht auf Gedanken gesetzt.

Als man diesen Bescheid Christiern hinterbrachte, gerieth er in die heftigste Gemüthsbewegung und rief aus: „hätten wir im Reichsrath so viele Freunde, als Torbern Verwandte, so würde gewiß anders gesprochen worden seyn. Weil's nun auf diesem Wege nicht gehen will, so müssen wir wohl einen andern einschlagen und den Handel auf andere Weise angreifen.“

Aus einem benachbarten Fuhrwerke, Sonnenberg, ließ er alsbald eine Anzahl Bauern in die Stadt kommen, vor den Thoren des Schlosses vier Spieße in Gestalt eines Viereckes in die Erde stecken und

innerhalb derselben, als gerichtlichen Schranken, das Urtheil über Torbern sprechen. Nachdem diese Jury die Klage des königlichen Herolds über den Hofmarschall vernommen, entschieden sie nach ihrem Gefühl:

„Wir richten den Torbern nicht; seine eigenen Werke verdammmen ihn!“

Nachdem der Marschall somit für schuldig erkannt worden, handelte es sich blos noch um die Gattung der Strafe. Die zahlreiche Verwandtschaft des Gefangenen, des Königs ferneren Gedanken erahnend, beeilte sich, seinen Zorn zu versöhnen. Nach langer Berathung kam man überein, Bittschriften im ganzen Reich von beiderlei Geschlecht zu sammeln und durch einen ausgezeichneten Mann und eine hochgestellte Dame sie überreichen zu lassen. Der päbstliche Legat, Angelo Arcimbaldo, und die Königin Isabella selbst erboten sich, diese gefährliche Ehre zu übernehmen. Die Bittschriften wurden überreicht, und der Prälat verschwendete seine ganze Beredtsamkeit, die Fürstin, an der Spitze der edelsten Frauen und Jungfrauen, welche mit ihr auf die Kniee sich warfen, alle ihre Thränen, um den harten Sinn Christierns zu erweichen. Aber er sah nur die zürnende Gestalt Columbula's vor sich und entließ selbst die holdseligen Fürsprecherinnen mit grausamem Spott. Das Schicksal Torberns war nicht abzuwenden.

Sigbrit hatte die Maasregel für nothwendig erkannt, um das königliche Ansehen zu erhalten und darum blieb sie beschlossen. Der Hofmarschall blos für das Leben seines Freundes Knut Peterson bittend, welchem Aehnliches drohte, bestieg mit Entsagung und unter häufigen Gebeten das Schaffott am 29. October 1517. Der Freund erhielt Gnade, nachdem er die Urphede beschworen, in seinem Leben nicht wieder vor das Angesicht der Majestät zu treten.

Ein Herold verkündete durch die Straßen, daß der Arm des Gesetzes den Verbrecher erreicht und warnte alle Unterthanen vor gleichen Missethaten.

Diese tragische Geschichte machte großes Aufsehen durch das ganze Land, und entfremdete dem Könige viele Herzen, besonders unter den Edlen und den Reichsständen. Sie erkannten darin das Signal zu manch Anderem und einen entschiedenenen Hang Christierns zur Grausamkeit. Sigbrit behielt ihren alten Einfluß, ja er verstärkte sich täglich, und solche Macht hatte die Gewohnheit und solchen Zauber übte sie über den Verstand vieler Leute, daß selbst die Königin Isabelle sich in gutes Vernehmen zu ihr setzte und viele Vornehme alles, was sie anstrebten, durch ihre Fürsprache zu erreichen, keine Röthe mehr empfanden.

Sigbrit übernahm bei den Geburten der Königin sogar die Stelle der Hebamme und Wärterin, ja sie

pflegte und trug die Kinder herum von einer Stelle zur andern, mit einer Zärtlichkeit, welche ihr schwerlich von Herzen ging, durch welche sie sich jedoch in der Gunst Isabellens sehr befestigte. Bisweilen aber überraschte das innere diabolische Wesen die Klugheit und Verstellung, mit der sie diese angeheuchelten Gefühle zur Schau trug. So rief sie einst, als nach einigem Zwischenraume bereits der dritte männliche Sprosse zur Welt gekommen, in großem Unwillen aus: „Wozu so viele Prinzen? wo sollen wir Reiche genug hernehmen, um jeglichem eines zuzutheilen. Marsch! packt Euch zum Teufel mit den Prinzen!“ Diese Worte, von getreuen Hofdamen der Mutter überbracht, erregten bei dieser nicht geringe Betrübniß und Sorge vor den etwaigen Anschlägen der furchtbaren Frau, welche von den Furien getrieben, des Aeußersten fähig schien.

Nichts desto weniger bezeigte Sigbrit großen Eifer für die Erziehung und Bildung des jungen Thronfolgers Christiern, des einzigen, welcher dem Vater übrig blieb. Sie besuchte ihn oft, selbst wider Willen der Eltern, im Schlosse zu Kopenhagen oder nahm ihn mit sich in ihre Wohnung und gab ihm Lehren in der Regierungskunst, welche um so mehr in Erstaunen setzten, als man nicht begreifen konnte, wie die ehemalige Obstverkäuferin oder Gastwirthin

von Amsterdam zu so genauer Kenntniß derselben gelangt sey.

Eine Volkssage ließ daher eines Tages den Prinzen, als er bei Sigbrit sich befand, nach Weise der Knaben, spielend von einem Zimmer in das andere laufen, und in dem innersten Gemache, welches die Alte Niemanden sonst zu eröffnen pflegte, eine ungewöhnliche Entdeckung machen. Rings nemlich sah er Gläser und Krystallgefäße der mannigfachsten Art aufgestellt und herumliegen, die er ungemein bewunderte. Vor allem reizte seine Aufmerksamkeit ein Fläschlein, welches mit rundem Bauche und langem Halse, sorgfältig eingewickelt, an einer Schnur am Fenster hing. Voll Begierde, den verborgenen Inhalt desselben kennen zu lernen, nahm er plötzlich wahr, daß etwas lebhaftes darin sich bewege, ohne daß er jedoch zu unterscheiden vermochte, was es eigentlich sey. Er holte demnach einen Stuhl, stieg darauf, nahm das Fläschlein in die Hand, besah es von allen Seiten, stellte es auf das Gesims und wünschte das Thierchen, welches seiner Ansicht nach, darin verschlossen war, befühlen zu können.

In diesen Bewegungen stieß er das Glas plötzlich an die Mauer, so daß es zersprang, und zwar mit einem so furchtbaren Gekrache, welchem Donner- und Blitzschläge folgten, daß er beinahe ohnmächtig

zur Erde sank und ganz Kopenhagen ebenfalls von Schrecken ergriffen wurde. Was war es anders, als der böse Geist, der Spiritus familiaris, welcher Sigbriten alle die verborgenen Wissenschaften und die Zauberkünste gelehrt, durch welche sie so sehr auf die Menschen bisher zu wirken gewußt! Auf die Blitz- und Donnerschläge kam sie alsbald daher geeilt und war nun Zeugin des aus Neugier von Seite des Prinzen verübten Vergehens. Wild zürnend und mit grausig schrillendem Lachen betrachtete sie die Verwüstung, und schob jenen, mit der schlimmsten Züchtigung, ja mit dem Tode ihm drohend, rasch und heftig zum Gemache hinaus. Diese Sage ward von den Bewohnern der Residenz als pure Wahrheit noch lange hernach geglaubt.

Das Geheimniß des ganzen Zaubers aber, welchen Sigbrit auf den Geist des Königes übte, bestand hauptsächlich darin, daß sie die Hauptidee desselben, das monarchische, durch die Landesrepräsentation allzusehr eingeengte Element zu verstärken und den Trotz der vornehmen Stände, Adel und Priesterschaft, zu brechen, gut aufgefaßt oder vielmehr, wie man Gründe hat zu glauben, jene Idee selbst, und den Entschluß zur Durchführung ganz eigentlich in ihm angeregt hatte, unter Hinweisung auf die glücklichen Erfolge mehrerer seiner Mitsouveräne, z. B. Ludwig XI. Karl V. Heinrich VIII.

u. s. w. Ebenso hatte sie manche Ansichten aus den Niederlanden, ihrem alten Vaterlande, mitgebracht, welche mit den in Dänemark und Schweden bisher vorherrschenden Grundsätzen im Widerspruche standen. Sie entwickelte Christiern, welcher mit größter Aufmerksamkeit ihr zuhörte, die Verfassung der holländischen Städte, die Segnungen des Handels und die daraus für die Monarchie hervorgehenden unberechenbare Vortheile und Kräfte. Während ihres Aufenthaltes in Norwegen hatte sie Gelegenheit gehabt, diese Zustände mit dem Drucke zu vergleichen, den der Adel auf die untern Volksklassen übte. Ihre Freunde und Kundsleute hatten ihr zugleich die Ungerechtigkeit und Willkühr geistlicher und weltlicher Gutsherren lebhaft geschildert und sie selbst manches davon empfunden. Dadurch war in ihr ein leidenschaftlicher Haß gegen den Adel rege geworden, welchen dem ohnehin hiefür empfänglichen, auf sein Ansehen eifersüchtigen Könige einzuimpfen, ihr wenig Mühe kostete. Sie unterhielt eine Menge Kundschafter aus dem Pöbel, welche Tag für Tag mit Neuigkeiten sie versahen. Diese wurden, nach ihrem Sinne noch mehr aufgeputzt, zubereitet und übertrieben, Christiern mitgetheilt, und so sah er das Meiste durch die Brille, wozu sie die Gläser geschliffen: Die vornehmsten Beamten warteten ihr auf und harrten, oft in Sturm und Gewitter, Stunden

lang vor ihrer Thüre, glücklich genug, wenn dieselbe sich erschloß und ein Gnadenblick sie lohnte, während die Alte mit den allergewöhnlichsten Menschen über gleichgültige Dinge sich unterhielt.

Ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit bei ihren Unterredungen mit dem Könige, welcher meist in ihrem eigenen Hause sie besuchte und daselbst Geheimenrath hielt, war der hanseatische Handel. Die Niederländer standen mit den Hansestädten, aus erklärlichen Gründen, nicht auf dem besten Fuße. Sigbrit hatte ein patriotisches Rachegefühl gegen dieselben genährt und unterhielt in Christiern den Entschluß diesen Handel so viel möglich in den drei Reichen zu schwächen und die einheimischen kommerziellen Verhältnisse nach dem Muster der niederländischen zu regeln.

Ihr ganz vorzüglich war daher die Ausrüstung der Expedition zuzuschreiben, welche durch das Eismeer einen Weg nach einigen Inseln, und wo möglich nach Ostindien, zu suchen, die Bestimmung erhielt; ihr das Verbot gegen die hanseatische und andere teutsche Kaufleute, in den Gewässern von Dänemark den Fischfang wie bisher, zu treiben, oder teutsche Waaren zu verschließen und Landes-Produkte aufzukaufen. Sie bestimmte ihn, den dänischen Städten eine Menge wichtiger Freiheiten und Handelsprivilegien zu ertheilen, die Unterthanen des dritten Standes

kräftig gegen die Anmaßungen der Mächtigen zu schützen, die geistlichen Pfründen in Fonds für unbemittelte Kranke zu verwandeln. Endlich auch vermochte sie ihn zur Begünstigung der holländischen Seefahrer in den nordischen Reichen, wo es sich immer nur thun ließ.

Natürlich mißfiel dieß Karl V., dem seine Niederlande besonders am Herzen lagen, nicht so sehr, und da er an seinem Schwager Christiern einen treuen und starken Verbündeten hatte, so hatte vielleicht die Schwester Isabella geheime Instructionen, nicht nur nicht mit der Person, durch welche alle diese Dinge vorzugsweise betrieben wurden, sich in kein feindliches Vernehmen zu setzen, sondern vielmehr ihre Freundschaft zu suchen. Denn das Staatsinteresse siegte über alle übrigen Rücksichten von Empfindlichkeit wegen verletzter Königswürde.

Alle auswärtigen Verhältnisse in der Art und Weise, wie Christiern sie unterhielt und alle Staats-Verträge, die er mit fremden Nationen schloß, zeugten daher von ganz gesunder Politik und in dieser Hinsicht war die Wirksamkeit der Mutter Sigbrit nicht unvortheilhaft für Dänemark; ebenso war dieß mit vielen innern Anordnungen der Fall. Allein sie befleckte ihre Verdienste durch schändlichen Geiz und Wucher, durch Privatspeculationen, die sie auf Kosten

der Staatseinkünfte trieb, und durch persönliche Rachsucht und Verfolgung gegen die widerstrebenden Personen und Körperschaften.

Sie fuhr fort in Christiern die Neigung für jene „gewaltsamen Kuren zu nähren, welche (wie er einst mit grausamer Ironie gegen Erasmus von Rotterdam bei einem Besuche desselben sich ausdrückte) den ganzen Körper erschüttern."

Ihr Vetter Dietrich Schlaghök, der zu einer Reihe geistlicher Würden hintereinander emporstieg, wurde ein besonders thätiges Werkzeug dieses Systems und schadete dem König Christiern mehr, als irgend ein anderer Mensch in den drei Reichen. Neben ihm besaß auch ihr Bruder, van Huyd, als Mitglied des Geheimen Rathes, großen Einfluß.

Mit Erik Valkendorf, dem Erzbischof von Drontheim, welcher ihr und ihrer Tochter Glück einst begründet, war sie bald nach dem Tode der letztern völlig zerfallen und er kam in immer tiefere Ungnade bei Hof.

Die Schwedischen Tragödien müssen größtentheils den heftigen Rathschlägen der Sigbrit zugeschrieben werden; der gewissenlose Schlaghök war auf ihre Empfehlung dahin entsendet worden. Die Ausrottung des Adels jener Nation war einer der Gedanken, welche Tag und Nacht ihre Seele erfüllten.

Gleichwohl überließ sie den mit Blut, Unzucht und Gräueln jeder Art befleckten Prälaten seinem Schicksal, als Christiern die durch dessen Schuld und Rathschläge hauptsächlich hervorgerufene Revolution an ihm zuerst zu rächen gedachte. Sie wandte dem Flehenden den Rücken und sah ungerührt die Flammen des Scheiterhaufens aufsteigen, welche am 24. Jänner 1522, den großen Verbrecher verzehrten.

Die Neuerungen Christiernes in Dänemark, unter denen übrigens eine Menge volksthümlicher Institutionen unter andern Umständen nur Beifall verdienen konnten und das fortgesetzte Schreckenssystem gegen die Privilegirten trieben endlich diese zu verzweiflungsvollem Widerstand und eine unvorsichtige Aeußerung Sigbrits: man müsse dem dänischen Adel in Masse den Prozeß, als einem Majestätsverräther, machen, gaben das Looszeichen zum Aufruhr auch in diesem Erbreiche. Der Bund, welcher Herzog Friedrich von Holstein Schleswig zum künftigen Herrscher sich erlas, und die Waffen gegen Christiern erhob, siegte, und der König sah sich genöthigt, (1523), aus Kopenhagen zu fliehen. Als den wichtigsten aller seiner Schätze und ehe er nur ganz an seine eigne Sicherheit gedacht, suchte er die Mutter Sigbrit zu retten. In einer Tonne ward sie, welche der aufgereizte Pöbel in Stücken zerreißen wollte, an Bord gebracht. Merkwürdig

genug tröstete sie Christiern damit, daß sie verhieß, ihm für seine verlorenen Reiche eine weit größere Würde, nämlich die eines Bürgermeisters von Amsterdam zu verschaffen.

Von da an verschwindet ihre Spur. Vermuthlich starb sie während der Reise oder in ihrem alten Vaterlande Holland, wo wenigstens der vertriebene König eine Zeitlang sich aufhielt, und den vor ihm schon früher flüchtig gewordenen Erik Valkendorf durch die Gerichte, wiewohl fruchtlos, zu verfolgen bemüht war, indem die Holländer die Heiligkeit des Asylrechtes behaupteten und ein verjagter Monarch sie noch weniger zu etwas bestimmen konnte, was sie ihm selbst, als er noch im vollen Besitze seiner Macht sich befand, standhaft verweigert haben würden *).

*) Quellen: Schlegels Gesch. der dänischen Könige. — Swaning: Christiern II. Daniae Rex, Speculum regis magni, crudelis, infelicis, exulis, exemplum caeteris. — Gebhardi Allg. Welthistorie B. XIV. — E. Francisci: Trauersaal III.

IV.

Giulio Cesare (Lucilio) Vanini.

Ein eitler junger Mann war er, von vielen Fähigkeiten und vieler Ruhmsucht; er wollte ein Julius Cesar in der Philosophie seyn und fiel als ihr trauriges Opfer.

Herder (Seele und Gott.)

Vorbemerkung.

In der langen Reihe berühmter Opfer des Fanatismus, welche nicht etwa in dem vielverschrieenen Zeitalter der Barbarei, dem Mittelalter, sondern in einer aufgeklärt sich dünkenden Periode, kaum sechs Dezennien seit Luthers und Calvins Geisterumwälzung, fielen, steht auch der Philosoph Lucilio, oder Giulio Cesare Vanini. In den Lehrbüchern der Philosophie und der Kirchengeschichte sind seine Lebensmomente meist nur in flüchtigen Umrissen gegeben; sein eigentliches Lehrsystem, aus seinen, nun größtentheils sehr selten gewordenen Schriften entwickelt, ist nur von den Wenigsten aus den Quellen studirt worden und da die Männer, welche sich wirklich damit beschäftigt, entweder von der Gründlichkeit, oder der

Kritik, oder dem Geschmacke verlassen oder, von philosophischen und theologischen Vorurtheilen behaftet waren, so haben die Resultate ihrer Anstrengungen uns das Bild des unglücklichen Philosophen nicht so ganz getreu, noch so interessant vorübergeführt, daß es eine größere Masse von gebildeten Lesern erfaßt hätte. Die Behandlungsweise von Seite der Geschichtsschreiber und Biographen, selbst der besser Gesinnten, hat Vaninis Andenken auch dadurch geschadet, daß der Vorwurf der Freigeisterei und Gotteslästerung, welchen die raffinirte Rohheit seiner Zeitgenossen auf ihn zu bringen wußte, um den Scheiterhaufen zu rechtfertigen, auf dem er verbrannt wurde, fast überall an ihm kleben blieb; oder daß, wenn dieser ihm auch nicht gemacht wurde, er doch als Windbeutel, Charlatan und Hirnverrückter betrachtet wurde. Sein Charakter behielt etwas mehr als Zweideutiges und Widerwärtiges, auch nachdem er der Hauptschuld entlastet worden.

Selbst die ehrlichen Teutschen, welche zuerst poetische Gerechtigkeit an der mißhandelten Illustration geübt, benahmen sich hiebei meistentheils mit ungemeiner Schüchternheit und berühren diejenigen Thatsachen, welche vor allem übrigen einer genaueren Untersuchung und schärferen Kritik bedurften, nur oberflächlich, oder die Gegner werden von ihnen auf eine sophistische

Art widerlegt, die der Sache, welcher gedient werden sollte, mehr schadete, als nützte.

Von der Hymne Vanini's an Gott, (bei Herder) schon vor Jahren begeistert und auf die merkwürdigen Lebensschicksale ihres Verfassers hingeleitet, versuchte ich vor sieben Jahren in einer Gesellschaft von wissenschaftlichen Freunden, zu Freiburg im Breisgau, den anziehenden Stoff, jedoch in einer, zugleich für das größere Publikum berechneten Form, aufzufrischen, wohl kundig, daß verschiedene tüchtige Männer längere Zeit vor mir sich ebenfalls damit beschäftigt; doch erhielt mein Aufsatz, welcher von einem eigenthümlichen Standpunkte ausging und in der Periode des Ankampfes wider neues Jesuitenthum und neue Verfolgungswuth in religiösen Dingen einige Bedeutung hatte, Beifall und erschien mit den gehörigen Nachweisungen und Noten in den Schriften jenes Vereines. Die freundlichen Urtheile des berühmten Gelehrten Cousin zu Paris im Bulletin universel und Heeren's in den Göttinger Gelehrten Anzeigen bestimmen mich, die kleine Arbeit in zweckmäßiger Umgestaltung dieser Sammlung einzuverleiben; ohne Anspruch auf erschöpfende Gelehrsamkeit über den Inhalt, als Dokument der Stimmung jener Zeit, wo man dergleichen gerne wieder hervorsuchte, um die Gegenwart und ihre Tendenzprozesse durch Paral-

lelen mit Aehnlichem aus der Vergangenheit zu brandmarken *). Auch unsere neuesten Tage bieten von einer Seite her, auf welcher man keine solche Scenen zu erwarten berechtigt war, Erscheinungen dar, welche die ganze Gefährlichkeit unvorsichtigen Spielens mit den Funken des Genie's in Mitte thätiger persönlicher Leidenschaften und krankhafter Zeitstimmungen darthun.

Solche Erscheinungen mögen daher die Wiederauffrischung eines Prozesses rechtfertigen, dessen Hauptheld in manchen Dingen große Aehnlichkeit mit jenem des allerneusten, wenn auch mutatis mutandis, hat; und ebenso die Ernsthaftigkeit, mit welcher die Akten und die Für und Wider erwogen werden, als wäre eine abermalige Verhandlung dieser Art in Frankreich oder selbst in Teutschland möglich.

Einer der Rezensenten meiner Abhandlung in ihrer früheren Form, hat ganz richtig bemerkt, daß bereits eine Biographie Vanini's, aus der Feder eines teutschen Gelehrten vorhanden ist; doch gelang es mir für's erste durchaus nicht, derselben habhaft zu werden und meine Arbeit ist daher ganz unabhängig von

---

*) Aus diesem Grunde war die Biographie dem berühmten, damals durch einen Ostracismus in seinem Vaterlande mißhandelten Philosophen, Troxler zugeignet worden.

dieser entstanden; sodann sind wir beide, wenn jene Biographie, wie ich zu vermuthen Grund habe, vermuthlich nichts anderes ist, als die, schon von Schröckh (B. XXXVI.) angekündigte Bearbeitung einiger lateinischen Programme, oder der Durand'schen Schrift, auf jeden Fall selbstständig und von eigenthümlichen Standpunkten bei der Sache ausgegangen; und endlich begründen die Bemühungen eines Vorgängers kein Monopol zum Ausschluß eines Dritten, welcher denselben Gegenstand ebenfalls aus den Quellen erörtert hat. Die Materie verschaffte mir an und für sich so großes Vergnügen, daß ich mir, auch wenn ich um das Daseyn erwähnter Lebensbeschreibung gewußt hätte, meinen Versuch gleichwohl nicht aufgegeben haben würde, um so weniger, da er ursprünglich die Bestimmung hatte, einer Sammlung der so selten gewordenen Schriften Vanini's vorangesetzt zu werden. Vielleicht liefern unsere beiderseitigen Arbeiten einem Dritten Veranlassung, ein noch vollständigeres und gelungeneres Tableau von der Tragödie, mit welcher sie sich beschäftigt, auszuführen. Vermuthlich würde ich selbst, wenn ich jetzt die Biographie und Charakteristik Vanini's zum erstenmal übernähme, manche Parthieen in beiden mit größerer philosophischer und historischer Kritik beleuchten. Doch hat jede Lebensperiode ihr eigenthümliches Recht; und so möge auch jene das

ihrige behalten, in welcher der erste Entschluß zu vorliegender Abhandlung gefaßt worden ist. Mit dieser Verwahrung muß ich auch für vorliegende, verbesserte Auflage die Nachsicht der strengwissenschaftlichen Kritik nachsuchen, vor welcher ich, jetzt mit mehr Respekt, als im Jahr 1827, das Kniee beuge, und sie möge sich durch die Betrachtung entwaffnen lassen, daß das Ganze mehr für einen allgemeineren Kreis, wenn gleich gebildeter Leser, und nicht für Philosophen von Beruf berechnet worden ist.

Zuvörderst folgt hier ein getreues Bild von den wechselvollen Lebensschicksalen des Philosophen; nach diesem trete er vor uns, wie er selbst in seinen Schriften sich gegeben hat; zuletzt aber soll versucht werden, die Vorstellung festzusetzen, wie er nach sorgfältiger Vergleichung der Lehre und That, in seinem eigentlichen Wesen sich darstellte, und eine Revision der Anklagen des Parlamentes und der Urtheilsakten so wie der Urtheile älterer und neuern Philosophen, Theologen und Kritiker beschließe das Ganze.

I. Die Lebensgeschichte Vanini's.

Giulio Cesare Vanini, in früherer Zeit Lucilio, Lucio, oder auch Pompejo genannt *),

*) Garasse und Durand nehmen in bitterem Tone diese häufige Namenvertauschung ihm übel. La vie et les sentimens de Vanin.

wurde im Jahr 1585 *) zu Taurosano, einer Stadt unweit Otranto, im Königreiche Neapel **), geboren. Sein Vater, Giovanni Battista Vanini, gerühmt als ein treugesinnter und verständiger Mann, welcher noch in der Todesstunde philosophisch-männliche Festigkeit bewiesen ***), hatte die Stelle eines Gubernadore der Grafschaft Castro bekleidet; seine Mutter stammte von dem angesehenen Hause der Nogueras ab.

Der junge Vanini machte seine ersten Studien in Rom, wohin er von dem Vater gesendet wurde †). Philosophie und Theologie wurden, nachdem er zu den höheren Lehrkursen aufgestiegen, sehr bald seine Lieblings- nicht blos Berufsfächer. Schon die ersten Fortschritte darin erregten bei allen, welche ihn kannten, keine geringe Erwartungen. Unter den Männern welche seine Geistesbildung leiteten, stand ein Karmelitermönch, Bartolomeo Argoti, oben an.

Vanini hegte für ihn auch in der Folge noch

---

*) Mit Unrecht nehmen einige 1579 und Jselin 1586 als das Geburtsjahr an. Vgl. hierüber Niceron XXVI. 371.

**) Keineswegs aber zu Neapel selbst, wie einige Berichterstatter behauptet haben.

***) Er behauptete: stehend müsse man den Tod erwarten; stehend ward er daher auch von demselben überrascht. Duraad 8.

†) Natura ei matrem dedit Beatricem, fortuna Romam. Arpe. 2.

eine unbegränzte Hochachtung und nannte ihn einen der besten weisesten Männer, ja den Phönix des Jahrhunderts *).

In Neapel wurden die akademischen Studien fortgesetzt, zumal Medizin, Gestirnkunde und Theologie. Doch nahm Lucilio auch andere wissenschaftliche Fächer sowohl hier selbst, als in verschiedenen sonstigen Hauptsitzen der Kultur, welche Italien damals aufwies, mit besonderem Eifer vor **). Er erwährte sich frühe als selbstständigen Denker, und die bittere Verachtung, welche er dem Thomas de Aquino und andre seines Gleichen bezeigte, ließ wohl ahnen, daß er für sich selbst eigene Wege einzuschlagen entschlossen sey ***). Seine Gesundheit litt unter den unaufhörlichen Geistesanstrengungen sehr, indem ohnehin sein Körperbau äußerst zart, ja selbst schwächlich war, dessen ungeachtet erhielten sich in ihm die Kraft und Elasticität des Geistes ungemindert.

Die meiste Neigung fühlte der wissensdurstige Jüngling für geheime Philosophie. Das Beispiel der großen Männer Reuchlin, Pico de Mirandula, Trithemius, Agrippa v. Nettesheim u. A. mochte ihn

---

*) Dialogi p. 205.

**) Schramm 6.

***) Amphitheatrum Mundi. 11.

hiezu vorzüglich begeistert haben. In ihren geheimnißvollen Schriften schwelgte er Tag und Nacht. Er fühlte eine brennende Begierde, über dem Pöbel, auch dem gelehrten, zu stehen; daraus erklärt sich auch der Umstand, daß er in der Folge seine mystischen und astronomischen Kenntnisse höher hielt, als die theologisch-philosophischen *).

In der Philosophie, welche nach Außen jedoch seinen eigentlichen Lebensberuf bildete, blieb der Weise von Stagyra sein unerreichbares Ideal. Nie erwähnte er des Aristoteles ohne Ausdrücke innigster Verehrung. Er galt ihm als „der Gott der Wissenschaft, als „der Diktator menschlicher Weisheit," als „der Oberpriester sämmtlicher Philosophen **). Nach Aristoteles standen Cardanus, Pomponatius und Averroes am nächsten in seiner Gunst. Pomponatius selbst, Cajetanus und Baccon waren seine vorzüglichsten Lehrer in der Peripathetik gewesen ***).

Nach vollendeten theologischen Studien ließ Vanini sich zum Priester weihen und versuchte sich in öffentlichen Kanzelvorträgen. Man rühmte an ihnen die Begeisterung des Verfassers und die Originalität

*) Apologia pro I. C. Vanino.

**) Profatio ad Amphitheatrum.

***) Schramm und Durand liefern ihre Charakteristiken; letzterer kömmt am übelsten weg.

der Gedanken. Sie waren sorgfältig ausgearbeitet, voll Kraft und Feuer, Wahrheitsliebe und Freimuth. Er vergaß in ihnen sehr oft seinen Stand, die Nähe des heiligen Stuhls und die Wirksamkeit der Inquisitionen. Ein Bruchstück dieser ältesten Geistesprodukte hat Vanini selbst, im dreißigsten seiner Dialogen, aufbewahrt *).

Um den Cyklus seiner Kenntnisse vollständig zu machen, warf er sich nun auch der Rechtswissenschaft in die Arme, und nahm den Doktorgrad, vermuthlich noch in Padua selbst, wohin er von Neapel aus, gegangen war. In dieser, wegen ihres Klima's, ihm außerordentlich angenehmen Stadt, wurde nach seinem eigenen Geständniß, am meisten studirt. Ueberdieß zog unsern Gelehrten der Umgang mit einer Menge geistverwandter junger Männer, hier mehr als irgendwo **), an. Nichts desto weniger fühlte er die Leiden der Armuth auf das Bitterste. Kaum bedeckte ein einziger Rock seine Blöße und schirmte gegen den Winterfrost. „Aber — so lauten seine eigenen Worte — man leidet nichts, wenn man liebt" ***). Die Wissenschaft war die heißumfaßte Geliebte seines Herzens. Er fühlte sich nunmehr stark genug, alle Hör-

*) Durand, p. 12—13.
**) Durand. p. 17.
***) Dialog. p. 352.

säle Europa's und alle Zirkel der Weisen zu besuchen; kein Zweig der Wissenschaft war ihm mehr fremd. Solches gestanden ihm selbst seine Feinde zu, deren er bereits nicht wenige zählte. Der Neid, welcher nur die Mittelmäßigkeit liebt, und jedes entschiedene Talent befehdet, ward auch gegen Vanini schon um diese Zeit rege, gleich nachdem von ihm die ersten Schritte gethan wurden, eine selbstständige Stellung sich im bürgerlichen Leben zu begründen. Einer seiner Hauptgegner, über den er sehr häufig Klage führt, war Enrico Sylvio *).

Vanini war jedoch ein zu feuriger Geist, um sein Talent in irgend ein wissenschaftliches Gewerbe einzuzwängen. Er kehrte daher um diese Zeit mit vermehrter Liebe zur Philosophie zurück, und machte sich neu an das Studium seiner Vorbilder, deren wir bereits gedacht haben. Sein Urtheil über Aristoteles ist oben angeführt worden. Nach ihm gab Vanini seinen Schülern unter allen übrigen Philosophen vorzugsweise den Averroes in die Hände. Sie sollten dadurch schon frühe angeleitet werden, zu keines Meisters Fahne zu schwören, und die Unverschämtheit der alten und neuen Scholastiker zu züchtigen. Pomponatius gehörte nicht minder zu den Lieblingen seines

*) Amphith. Exerc. 39. 42. Arpe, p. 7.

Geistes. Er nannte ihn häufig seinen göttlichen Meister, der in dem Werke „De Incantationibus“ ein goldenes Buch zum Geschenke gemacht habe *).

Sein Gefühl für Cardanus war gemischt in Lob und Tadel. Er pries ihn oft als einen Mann von starker Gesinnung; und oft wiederum stellte er ihn hin als einen, den Einflüsterungen des Aberglaubens allzuleicht sich hingebenden Menschen **). Gleichwohl übte Cardanus großen Einfluß auf Vanini; viele seiner Gedanken durchwehen die Dialogen dieses Letztern, zumal was den Punkt der Seele betrifft. Viele hielten und halten noch Cardanus für einen Hauptverbreiter freigeisterischer Grundsätze; Bayle dagegen sah ihn für mehr abergläubisch denn atheistisch an ***). Die Feinde Vanini's behaupten, den Beifall, welchen er beiden Männern wegen ihrer Ansichten über die Unsterblichkeit der Seele zollt, und die Vorwürfe, welche er bei dieser Gelegenheit dem nichtswürdigen und ungläubigen Agrippa von Nettesheim gibt, seyen blos heuchlerisch gewesen, und der Philosoph habe sich der bekannten Taktik bedient, das, was man zu vertheidigen schien, mit desto mehr Nachdruck anzugreifen †).

---

*) Schramm, p. 27.

**) Dialog. p. 203.

***) Diction historique et critique. Artik. Cardanus

†) Durand. p. 37. ff.

Von Padua kehrte Vanini nach seiner Vaterstadt Taurosano zurück, um Familiengeschäfte zu ordnen. Hierauf verweilte er längere Zeit zu Neapel. Hier soll er — nach der Behauptung seiner Feinde — Alles vorbereitet haben, um, eine Art Missionär, in Gesellschaft von dreizehn gleichgesinnten Freunden, das Evangelium lächerlich zu machen, und den Atheismus durch alle Länder zu verpflanzen. Er selbst soll nachmals in den mit ihm zu Toulouse angestellten Verhören in voller Parlamentssitzung solches gestanden haben *). Durch das Loos — fahren jene Berichterstatter fort — sey Lucilio Vanini, der von nun an den Namen Julius Cäsar sich beigelegt, Frankreich als Antheil zugefallen, vermuthlich um dadurch auszudrücken, daß er dieses Land geistig, wie einst der große Römer physisch, erobern werde. Mit bitterm Hohn bemerken jene Gegner, er sey jedoch nicht im Triumphe nach Neapel, wie jener nach Rom, zurückgekehrt, noch eines so ehrenvollen Todes, wie derselbe, gestorben **).

Vielfache Reisen, abentheuerliche Kreuz- und Querzüge, wurden nunmehr nach verschiedenen Ländern unternommen; zuerst nach Teutschland und Böh-

*) P. Mersenne, Comment. sur la Genèse. . Durand p. 39—40.

**) Durand. p. 41—42.

men in Gemeinschaft mit dem Giovanni Maria Guinocisco, einem Theologen. Als man in Straßburg zu Schiffe stieg, und sein Begleiter, aus abergläubischer Furcht über eine schlimme Vorbedeutung, Bedenken trug, die Reise zu Wasser weiter fortzusetzen, ermuthigte ihn Vanini durch Scherz und Ernst, und gab ihm zu erwägen, daß er in den Händen Gottes sey, welcher alle seine Tage ihm gemessen und bestimmt, und daß er somit dessen unveränderlichem Rathschluß blindlings gehorchen möge. Falls daher auch durch denselben ihnen bestimmt sey, durch Schiffbruch aus der Welt zu scheiden, so dürfe er auch diesem Schicksale nicht zu entfliehen suchen. Guinocisco beruhigte sich, und beide setzten ohne ferneres Bangen die Reise fort *). Vanini gerieth dort in heftigen Hader mit den Mennoniten, welche die Behauptung aufgestellt hatten: daß die Christen in der Regel blos um die Lana caprina stritten, und daß sie, wenn man die Symbole der Apostel und der Concilien von Nicäa und Konstantinopel zusammenhalte, sie gar keine Ursache hätten, sich wechselseitig mit dem Anathema zu belegen. Vanini behauptet, darauf erwidert zu haben: So weit die Wahrheit von der Lüge entfernt ist, so weit sind die Ketzer von den Katholiken entfernt **). Doch

*) Jselin Hist. Lex. B. IV, p. 720.

**) Dialog.

wurde auch dieß ihm bloß als feine Ironie, oder als bequemer Rückzug ausgelegt, indem er seinerseits sich damit begnügt habe, die Christen über ihre Dogmen und Schismen zu verspotten *).

Von Teutschland, welches er in verschiedenen Richtungen bereist hatte, ging er sofort nach den Niederlanden, und hielt einige Zeit zu Amsterdam sich auf. Er kam daselbst häufig mit sogenannten Atheisten zusammen, deren ruchlose Grundsätze — nach Durand's Ansicht — Vanini blos von Zeit zu Zeit anführte, um seine eigene Herzensmeinung desto ungescheuter von sich geben zu können **). Außer Amsterdam besuchte er auch noch Brüssel und andere berühmte Städte, sowohl in Holland, als in Brabant, doch klagte er

---

*) Patin (Recueil des Msc.) behauptet, daß V. auch zu Köln über verbotene Heirathen öffentliche Vorträge gehalten habe.

**) Derselbe behauptete einst: Paulus habe den Ehestand deßhalb mit der Vereinigung Christi und der Kirche verglichen, damit die Eheleute solche Herrlichkeit stets vor Augen haben möchten, und somit die Menschen zum Theil schon als Christen geboren würden. Vanini bemerkte ihm darauf: Johannes sey dieser Ansicht durchaus entgegen, indem Jesus Christus Macht gegeben habe, Kinder Gottes zu werden, die nicht aus dem Willen des Fleisches, sondern aus Gott geboren wären.

über die meisten, daß sie mit gottlosen Leuten angefüllt seyen *).

Die Reihe traf nun auch Genf, die Vaterstadt so vieler religiösen und politischen Ketzer. Abermals stieß er auch hier auf einen holländischen Atheisten, welchen er mit allem Nachdrucke und nicht ohne Lebensgefahr bekämpft haben will; der französische Biograph **) fragt verwundernd, ob dieß wohl eine Hel-

*) Durand. p. 43. Einer dieser Freigeister behauptete als V. den aufopfernden Heldenmuth der Christen in der Periode der großen Verfolgungen durch die römischen Kaiser pries, daß auch unter Türken, Indianern u. a. Völkern derselbe Heroismus je für den Nationalglauben getroffen worden sey; dafür will unser Philosoph ihn einen Antichrist genannt haben. Ein anderer hielt die Macht des Teufels für größer als die Macht Gottes, weil der Wille Gottes, daß die Menschen zur Seligkeit gelangen möchten, nur selten, der Wille des Teufels aber, daß sie verdammt würden, allermeist in Erfüllung gehe; auch hat Christus selbst dem Teufel unterliegen müssen, indem er erklärte: Nun ist die Macht der Finsterniß ꝛc. V. hielt diesem entgegen des Teufels Schwachheit seit seinem Fall und Gefängniß, und die Furcht vor gänzlichem Untergang seines Reiches durch den Versöhnertod Christi, daher er auch noch durch das Organ der Frau des Pilatus das Letzte versucht, um die Hinrichtung des Erlösers zu verhindern. Ferner: obgleich Viele berufen und nur Wenige auserwählt seyen, so gebe es doch gewiß Niemanden, der nicht die Oberherrschaft Gottes, und die Knechtschaft des Teufels anerkenne. Amphith. in verschiedenen Stellen. Iselin p. 120.

**) Durand. p. 43. sq.

denthat in einer protestantischen Stadt gewesen sey, welche gegen alle Sekten stets so tolerant sich erzeigt, unter dem Schein des Papismus solche Libertins zu befehden. Allein die Genfer konnten die Sache dennoch mißverstehen, wie dieß bei Servet und mehrern Andern bereits der Fall gewesen; ja sie konnten Anlaß und Fanatismus genug haben, um Vanini entweder als Papist, wie er sich stellte, oder als Atheist, wenn sie die Maske durchschaut, gleich jenem, zu verbrennen. Vanini hielt in Genf sich nicht lange auf, sondern reiste weiter nach Lyon, woselbst er seine philosophisch-theologischen Vorträge mit erneuertem Eifer fortsetzte*). Die Mönche und Priester witterten sehr bald Unrath, und brachten es durch Ränke dahin, daß er die Stadt verlassen mußte. Er schiffte sich demnach zu Havre nach England ein, und nahm seinen Aufenthalt zu London. Hier schloß er enge Freundschaft mit einem gewissen Jeronimo Moravi, Kaplan des Venetianischen Gesandten **). Allein seine Anhänglichkeit an die Sache des Katholicismus zog ihm auch hier, von Seite der Protestanten, Verfolgung zu. Er wurde gefänglich eingesetzt, und schmachtete über anderthalb

*) Er sagt von sich selbst irgendwo, daß er in dieser Stadt den Libertin gespielt. Worin die Libertinage aber bestanden, wird nicht angeführt. Durand p. 46.

**) Schramm p. 157. Arpe p. 8.

Monate im Kerker. Schon machte er sich gefaßt, die Martyrerkrone zu erlangen, nach der er, wie er später sich geäußert hat, mit unglaublicher Sehnsucht begehrte *). Allein diese war, wie seine Gegner meinen, für einen Atheisten bestimmt **). Er wurde aus dem Gefängniß, wir wissen nicht, durch welche Veranlassung, befreit, und kehrte über das Meer nach Italien zurück.

Er erkohr Genua zum nächsten Schauplatz seiner philosophischen Thätigkeit und fand Eingang bei den angesehensten Familien, welche ihm sogar den Unterricht ihrer Kinder übertrugen. Wir nennen hier blos die des Jacopo Doria ***). Allein ihm schadete hier seine Vorliebe für Averroes mehr, als an jedem andern Orte. Man erblickte in dem arabischen Philosophen blos den Feind der Unsterblichkeitslehre, und den geschwornen Gegner aller drei Religionen, welche zum mindesten in der Annahme eines einzigen Gottes übereinstimmen, nämlich der jüdischen, christlichen und muhamedanischen, wiewohl bei jeder derselben aus einem verschiedenen Grunde †). Die Mißverständnisse

---

*) Amphit. Exerc. XIX.
**) Durand.
***) Arpe p 8.
†) Durand p. 44. sq.

nahmen endlich den Charakter förmlicher Verfolgung an, und Vanini entging lebensgefährlichen Nachstellungen blos durch die Flucht nach Lyon.

Allein diese Stadt, welche bereits früher sich ihm nicht allzuhold erwiesen, hegte einen Schlag von Priestern in ihrem Schooße, welchen die Erscheinung eines solchen Philosophen eben nicht die angenehmste war. Bald lauerten sie auf Gelegenheit, ihm empfindliche Wunden zu versetzen, und seiner sich zu entledigen. Diese Gelegenheit ergab sich leicht. Vanini schrieb ein Buch wider Cardanus und andere angebliche Freigeister, und bekämpfte darin ihre Irrlehren. Die Gründe jedoch, welche er ihnen gegen die religiösen Hauptwahrheiten in den Mund legte, schienen so kräftig, und die, womit er die Gegner bekämpft, so schwach, daß Viele seinen Ernst in der Sache bezweifelten, und eine geheime Absicht witterten *). Jene merkwürdige Schrift nannte er: Amphitheatrum divinae providentiae adversusveteres Philosophos, Atheos, Epicureos, Peripateticos et Stoicos etc. Der Klerus wurde durch sie gewaltig erbittert. Auch trug ein seltsamer Vorfall dazu bei, den Philosophen in der öffentlichen Meinung noch verdächtiger, als zuvor, zu machen. Er wurde zu Lyon von mehreren guten

*) Durand.

Freunden in ein Wirthshaus eingeladen, woselbst man sich allen Freuden der Geselligkeit harmlos überließ. Allein bald wurden dieselben durch die Unverschämtheit des Wirthes gestört, welcher dem Veranlasser des Festes eine Rechnung von nicht weniger als dreißig Dukaten überbrachte. Zornentbrannt ging jener hinweg, in sein Zimmer, und füllte, nachdem er dasselbe hinter sich geschlossen, ein Gefäß mit allerlei Rauchwerk an, welches bald das ganze Haus erfüllte. Ein Diener eilte herauf, nach der Ursache des Gestankes sich zu erkundigen; allein kaum hatte er das obere Stockwerk erreicht, als er plötzlich zu tanzen anfing; und alle, welche nach ihm kamen, thaten das Gleiche. Sämmtliche Hausgenossen und Gäste, Hugenotten wie Katholiken, schrieben diesen Vorfall den Künsten böser Geister zu; allein Vanini lachte über die kindischen Vorstellungen, und gab Naturkräfte als die alleinige Ursache an. Er glaubte, sein Freund habe ein Stück von einer gedörrten Tarantel mit Etwas vermischt, in jenes Gefäß gethan, und Wein darauf geschüttet. Der Kerl, welcher zuerst hinaufgegangen, habe von dem Gerücht vielleicht gekostet, der andere aber den Dampf der pulverisirten Tarantel sich in den Hals gezogen; daher der unwiderstehliche Reiz zum Tanze. Vanini führte den Ungläubigen seine Behauptung weiter aus, und zeigte, wie manches, bisher unbekannte

Gift, durch derlei, dem Schein nach unschuldige, Mittel, zubereitet werden könne *).

Die Feinde zu Lyon ergriffen begierig den Vorwand, um Vanini als einen Menschen, der mit dunkeln Künsten und Zauberei sich befasse, anzuschwärzen. Er wich ihrem Haß und ging ins Savoyische; allein hier drohten ihm zweimal die über ihre Ufer getretenen Fluthen des Garigliano, und bei Nizza, welches er die Heimath der verworfensten Schelme nennt, Straßenräuber den Tod. Die Sicherheitspolizei und die Schulen im Herzogthum Savoyen waren schon da-

*) Si igitur Tarantula morsus ad saltandum incitat, cur illius exusti pulveris pulvis vino dilutus idem non operabitur? Quod vero opponi poterat, omnes illuc euntes prosultasse, cum tamen omnes vinum non progustavissent, ita diluit: nebulonem illum fuffumigia fecisse in cauponiola dicebant, procul dubio ex Phalangii pulveribus et fenestras clausit, ne fumus egrederetur: quare eo accedentes cum viderent puerum salientem, obstupebant atque ita aperto ore, ut mos est, attonitis stabant aliquamdiu (quod ideo fit, quia undique attrahit anima spiritus ad novitatis illius causam investigandam: atque ita vapores illos attraxerunt ac propterea omnes in illa saltatoria domo ad saliendum excitabantur. Etiam canicula aderat saltatricula: nec mirum, cum et minimos pestiferi corpusculi vapores anhelitu attractos non modo familiam integram, sed amplissimas urbes conflictatas fuisse ad interitum, apud historicos legimus: ut subticeam, venenum illud a nescio quibusdam veneficis circulatoribus fabricatum quod solo afflatu homines interimit.

mals nicht besser, als jetzt, bestellt *). Er gab der Stadt den Fluch, und wanderte nach der Guienne, wo er, wahrscheinlich aus Furcht vor den Nachstellungen der römischen Inquisition, das Mönchsgewand in einem der dortigen Klöster nahm **). Auch hier ruhete der Haß seiner Feinde noch nicht. Man brachte bei dem unaufhörlichen Bestreben, irgend eine Makel aufzuspüren, etwas heraus, was sonst gerade den Klöstern in der Mehrzahl vorgeworfen worden ist. Mit heuchlerischer Verschämtheit umschreibt Mersenna jene Sünde, deren, durch besondere Verirrung der Natur, so viele gewaltige und geistreiche Männer, sich schuldig gemacht ***). Die ganze Beschuldigung aber †) ist so kahl und flüchtig hingeworfen und riecht so sehr nach Mönchsfabrik, daß sie beim Prozesse zu Toulouse gewiß in der Folge wieder aufgewärmt worden wäre, hätte man nur jemals geglaubt, damit aufzukommen ††). Allein der Fanatismus, welcher den unglückseligen Mann auf das Schaffot schleppte, begnügte sich nicht damit, den Leib gemordet zu haben, sondern er verstärkte sich durch einen moralischen Meuchelmord der

*) Schramm. p. 161.

**) Durand. p. 49.

***) Patinian ap. 119. Mersenna, Comment. p. 621.

†) Daß Vanini καταπογωνεστέρος gewesen.

††) Durand. p. 49. sq.

schwärzesten Art, um auch das Andenken des Ertödteten bei der Nachwelt zu brandmarken und zugleich geistig ihn zu vernichten.

In Bezug auf jene räthselhafte Klosteraffäre, über welche in den Schriften der Gegner keine nähern Beschlüsse sich finden, ist nur so viel richtig, daß unser Mann aus dem Convent vertrieben wurde, und, unverrückt in seinen Grundsätzen, nach Paris sich begab. Er fand daselbst einen warmen Gönner an dem päbstlichen Nuntius, Kardinal Ubaldini; von diesem aufgemuntert und unterstützt, schrieb er eine „Apologie des Conciliums von Trident gegen die Ketzer“, in 30 Büchern *). Er erhielt hiezu vollkommene Freiheit, alle Schriften, auch die verbotensten, zu lesen und zu studiren. Die Widersacher finden hier gerade Stoff, Vaninis Hang zur Ketzerei und zum Atheismus zu erklären, und beklagen mit frommer Scheinheiligkeit, gerade wie die neuesten Verehrer der Quotidienne und der Gazette de Lyon, die ungemessene Begünstigung einer Lesefreiheit, welche man sonst blos den Geistlichen zugestanden **). Außer jener

*) Arduum opus et magnum, quod non nisi summo viro credere decebat — sagt der Apologist Arpe (p. 5.), der übrigens die Sache viel zu früh bringt. Vgl. Amphith. Exc. XVI. Schramm. p. 175. sq.

**) Durand p. 51.

Schrift für das trid. Concil, gab er um diese Zeit auch eine „Apologie für die Aechtheit der mosaischen und christlichen Religion gegen Physiker, Astronomen und Politiker“ heraus *).

In Paris erschlossen sich Vanini noch manche andere Herzen, sobald die Gunst des Abgesandten seiner päbstlichen Heiligkeit gegen ihn bekannt worden war. Er leitete den Unterricht vieler junger Leute von Stande. Mehrere berühmte Aerzte und Dichter suchten seine Freundschaft **). Der Marschall von Bassompierre, durch die Merkwürdigkeiten seines Lebens ***), so bekannt geworden, den man übrigens auch für religiöse Angelegenheiten nicht besonders leidenschaftlich wußte, gehörte zu den wichtigen Bekanntschaften, die er bald nach jener mit Ubaldini, in Paris geschlossen hatte †).

Im Jahre 1616, erschienen die Dialogen über die Geheimnisse der Natur und wurden von Vanini

---

*) Amphit. Exc. VIII.

**) Durand. p. 52.

***) Memoires du Marschal Bassompierre, (in der großen Sammlung). Göthe's Unterhaltungen teutscher Ausgewanderter.

†) P. Garasse, (Doctrine curieuse) Mersenna und Durand ergießen alle sich bitter über den ungläubigen Kriegsmann.

dem Marschall, seinem Beschützer, welcher ihn inzwischen zu seinem Almosenier, mit 200 Thaler Gehalt, ernannt hatte *), zugeeignet. Vanini behandelte jedoch auch noch andere Zweige der Philosophie und Naturwissenschaft, schrieb über die Bücher des Aristoteles „von der Zeugung“ und „den Meteoren;“ ferner „über die wahre Weisheit“ und die „Verachtung des Ruhms;“ „Komentare der Naturwissenschaft“ (von denen die Dialogen eigentlich ein Auszug sind); ferner: „Bücher über Astronomie“ „Medizinische Komentare“ und verschiedene Anecdota, die nicht mehr aufzufinden und vermuthlich von seinen Feinden vernichtet worden sind**).

Er blieb aber gleichwohl nicht lange in dieser Stelle; sein eigentliches Wesen erforderte vollkommene Freiheit und Unabhängigkeit, bald überließ er sich ganz wieder seinen frühern Beschäftigungen.

Vanini's Schriften waren allmählig den Gelehrten so ziemlich bekannt geworden, und erregten täglich größern Aufruhr, durch die neuen Meinungen und die paradoxen Sätze, welche er den alten Ideen der gemeinen und scholastischen Theologie entgegensetzte.

---

*) Patin Recueil de Mss- Durand. p. 54.

**) Vgl. hierüber Arpe, welcher die Schriften Vanini's vollständiger, und jedesmal die Belegstellen aus ihnen selbst anführt. p. 5. sq.

Besonders aber wurden die römischen Geistlichen durch die Dialogen wider ihn aufgebracht. Das Schlimmste bei der Sache war, daß das gotteslästerliche Buch, so wie auch das Amphitheatrum, mit Erlaubniß der Censur, und mit einem königlichen Privilegium erschienen *); daß Doctoren der Sorbonne, jener berufenen Keuschheitswächterin des katholischen Glaubens, beide Schriften gebilligt, und Vanini zum Ueberfluß alle seine Gedanken der Autorität des heiligen Stuhls unterworfen hatte. Mit Gewalt also konnte man hier nicht ausreichen **). Dessen ungeachtet schrieen seine Feinde, und darunter besonders der Jesuite P. Garrasse ***): die Religion sey, an Händen und Füßen gefesselt, den Profanen und Atheisten überliefert worden. Die Sorbonne hiedurch aufgeschreckt, überprüfte das Urtheil ihrer Doktoren, und verdammte das Buch, mit merkwürdiger Consequenz, zum Feuer †). Man bürdete nunmehr Vanini sogar

*) Vgl. das den beiden Büchern vorangedruckte Imprimatur.

**) Amphitheatr. Diss. I. Dialog. p. 495.

***) Die Unterredungen mit Vanini, und die angeblichen Aeußerungen desselben (Doctrine curieuse p. 815.) sind mit Recht von Arpe verspottet worden, da Jedermann den falschmünzenden Mönch auf den ersten Blick aus dem Geplauder herausriecht.

†) Rosset, Histor. trag.

auf, daß er das, weiland Kaiser Friedrich II., wiewohl mit größtem Unrecht zugeschriebene Buch „de tribus impostoribus“ wiederum frisch herausgegeben *), ja daß er, der Neckereien des Pöbels und der Verfolgungen der Gelehrten müde, in völlige Verzweiflung gebracht, einen Brief an den Pabst geschrieben habe, worin er von demselben eine Pfründe begehrt, mit der Drohung, falls keine günstige Antwort erfolge, binnen drei Monaten die christliche Religion völlig über den Haufen werfen zu wollen **). Allein selbst ergrimmten Gegnern des Mannes schien dieser Vorwurf zu ungereimt, und Durand meint mit Recht, daß, wenn so etwas auch geschrieben worden, die Sache doch Manuscript geblieben sey, und Vanini gewiß die langen Hände der Könige und die noch längern der Päbste gefürchtet habe ***). Von ihm führte man auch folgende Aeußerung, in Bezug auf ähnliche Punkte, an: Ich will lieber den ganzen Zorn des guten Horatius gegen mich erregen, als den unsrer Inquisitoren. Ich respektire und verehre sie, als die Wächter im Weinberge des Herrn †).

Noch im Jahr 1617 ging Vanini von Paris

*) Rosset, im a. W.

**) Patiniana.

***) Durand. p. 57.

†) Amphit. p. 109.

ab und nach Toulouse, einer für andersdenkende Christen und starke Geister so verhängnißvollen Stadt, in welcher so viele Schandsäulen des menschlichen Geistes aufgerichtet stehen. Selbst an dem glaubensfinstern Orte jedoch gewann Vanini viele Gemüther, ja sogar die Gunst des Präsidenten des Parlamentes. Dieser bestellte ihn zum Lehrer seiner Kinder. Die jungen Leute, denen noch viele andre in Toulouse sich anschlossen, bewunderten einige Zeit hindurch den Scharfsinn, die Gelehrsamkeit, die lebendige Mittheilungsgabe und den kräftigen Vortrag Vanini's *). Aber gerade dieser Umstand führte im Jahr 1619 sein Unglück herbei.

Die besondere Gunst des Präsidenten gegen den genialen Fremdling hatte letzterem bei den Theologen allgemeinen Haß erregt. Man sann daher darauf, nicht nur auf irgend eine Weise den unbequemen Meinungsgegner sich vom Halse zu schaffen, sondern auch mittelbar dadurch dem Präsidenten selbst, der gleichfalls viele Feinde zählte, eine empfindliche Wunde zu versetzen **).

Zuerst hetzte man — nach der bekannten Taktik jener Menschen — die Jugend gegen ihn auf. Noch

---

*) Gramond, hist. Galliae, Durand. p. 58.

**) Leibnitz: Theodicee.

fehlte es an triftigen Beweisen irgend einer Schuld, ob man gleich selbst Durchreisenden bereits für gewiß versicherte, daß Vanini in nächtlichen Zusammenkünften die Vornehmsten der Stadt im Atheismus unterweise*). Aber auch hiezu fand sich gar bald Rath. Ein gewisser Edelmann, Franconi, vielleicht der Ahnherr der in unsern Tagen so gefeierten Kunstbereuter dieses Namens, ein Mann, welcher die Philosophie gleichfalls, wiewohl mehr aus Liebhaberei, trieb, und von Zeit zu Zeit berühmte Männer aufsuchte, um an ihnen seine Kraft zu messen, traf öfters mit Vanini zusammen, und ließ sich mit ihm in philosophisch-theologische Unterredungen ein. Das Gefühl mehrfach hiebei erlittener Niederlagen hatte seine Empfindlichkeit gegen den Philosophen auf's äußerste erregt, und er gab sich willig zum öffentlichen Ankläger her. Oeffentlich sagte er demnach aus: Vanini habe in seiner Gegenwart das Daseyn Gottes gelästert, und sich über die Mysterien der christlichen Religion lustig gemacht. Man lud den Beschuldigten vor das Parlament und konfrontirte ihn mit dem Kläger. Letzterer bestand auf seiner Aussage; Vanini selbst, befragt um seine Ansichten über das Daseyn Gottes, erklärte vor

*) Wie z. B. dem bekannten Borrichius, der in seinem Reisejournal davon Nachricht gab. Arpe p. 30.

der Audienz: er bete mit der orthodoxen Kirche einen Gott in drei Personen an. Dieses Gottes Daseyn sey vollkommen und evident durch die Natur selbst erwiesen.

Während er dieses sprach, hob er einen Strohhalm auf, den er zufällig auf dem Boden liegen sah, und zeigte ihn den Richtern, mit den Worten: „Dieser Halm gebietet mir zu glauben, daß ein Gott sey;“ und nun entwickelte er alle Veränderungen, welche der in die Erde gestreute Saame durchgeht, bis wiederum Nahrung für Menschen und Vieh herausspriesst, zu einem klaren Beweise: daß Gott Urheber der Natur sey.

Auf die Einwendung: daß die Natur allein dies alles gemacht — erwiederte er, den Halm abermals zur Hand nehmend: „Wenn die Natur diesen Kornhalm geschaffen, wer hat denn den unmittelbar ihm vorangegangenen hervorgebracht? Und wenn man nun von einem zum andern geht, so kommt man endlich zu demjenigen, welcher zuerst geschaffen worden seyn mußte, weil kein andres mehr der Producent war. So ist denn durchaus eine andere Ursache zu suchen. Diese ist Gott, und somit ist Gott der Urheber und Schöpfer aller Dinge.“

Vanini's Feinde behaupteten: dies alles habe er mehr aus Eitelkeit gesprochen und entwickelt, um seine

Gelehrsamkeit auszukramen, oder aus Furcht vor der Ahndung der Gerechtigkeit, oder aus einer inneren Verwirrung.

Man fand unter seinen Geräthschaften, deren man sich zu gleicher Zeit mit seiner Person bemächtigt hatte, eine große lebendige Kröte in einem krystallenen Gefäß eingeschlossen. Solches ward ihm natürlicherweise als Zauberei gedeutet. Umsonst behauptete er: durch eine lebendige Kröte, die man verbrenne, könnten tödtliche Uebel geheilt werden — man ließ einen so willkommenen Umstand nicht gern wieder fahren.

Im Gefängniß, wohin er nun abgeführt wurde, ließ Vanini, zum Beweis, daß er ein guter katholischer Christ sey, die Sakramente sich reichen. Aber auch dies hielt man blos für Verstellung und Maske. Sein Verderben war bereits entschieden. Alle seine Bekenntnisse und Erklärungen entwaffneten den Haß der Richter nicht, welche schon, vor den Verhören, von seiner Schuld sich überzeugt hatten. Die vorzüglichsten Anklagspunkte gegen ihn waren folgende: Vanini erkannte keinen Gott. Er rief ein ruchloses Buch: von den drei Betrügern, neuerdings in's Leben. Er führte die Aeußerungen verschiedener Freigeister an, und antwortete ihnen nur sehr oberflächlich. Er läugnete die Menschwerdung Christi. Hinsichtlich der Jung-

frau Maria behauptete er, daß sie mit einem Manne den Beischlaf gepflegt. Er hielt die Natur für eine Gottheit; tadelte die Scholastiker deshalb, daß sie lang und breit über die Engel geredet. Was die Natur der Dämonen betraf, begehrte er für alles natürliche Gründe. Er läugnete die Unsterblichkeit der Seele; er war ein Astrolog und behauptete, daß die Welt nicht durch Feuer einst untergehen werde. Er glaubte an das Fatum; erdichtete Briefe im Himmel, verspottete den Kultus; auch wurde er von Mönchen ausgestoßen u. d. gl. erbauliche Dinge mehr, welche die Franzosen zu Toulouse ihren toleranten Nachbarn, den spanischen Inquisitoren, abgelernt hatten *).

Das Urtheil des Parlamentes, welches nach halbjähriger Dauer des Prozesses endlich gefällt wurde, verdammte den Unglücklichen zum Feuertode. Ohne weitern Aufschub führte man ihn zur Richtstätte, und mit Recht erröthet ein sonst fanatischer Franzose, ja ein Parlamentspräsident, und mit ihm ein Jesuit, über den barbarischen Gebrauch seines Vaterlandes, Verurtheilten nicht einmal Zeit zur Reue und Bekehrung zu gestatten, im Gegensatz mit andern Staaten, ja sogar mit Spanien und Italien **).

*) Arpe p. 106—108.

**) Grammond. Vgl. den ausführlichen Bericht desselben in einer spätern Anmerkung, und Durand p. 162.

Vanini wies die religiösen Tröstungen eines Franziskaners mit verachtendem Hohne von sich, und er soll sogar erklärt haben: „als Christus in den Tod ging, schwitzte er Blut vor Angst und Feigheit, ich aber will unerschrockenen Muthes sterben!“ Grammond, damals Vorsitzer des meuchelmörderischen Parlamentes, und als Historiker in Frankreich nicht unbekannt, gibt sich alle Mühe, auf Vanini noch den Vorwurf der Feigheit in der Todesstunde zu bringen; eben so der Herr de la Croze, welchem ein Parlamentspräsident eine gar zu gewaltige Autorität war. Dagegen läßt der Mercure François dem Unglücklichen zum mindesten die Ehre der Einheit der That mit der Rede, und des Todes mit dem Leben.

Als Vanini, im Armensünderhemd, auf einer Kühhaut und gefesselt an den Händen, zum Schaffot fortgeschleppt wurde, welches man auf dem Platze du Salin errichtet hatte, rief er muthig und heitern Gesichtes, auf Italienisch aus: „Auf, auf! Laßt uns als Weiser sterben!“ Er soll hernach von den Richtern aufgefordert worden seyn, Gott um Verzeihung seiner übergroßen Sünden anzurufen; er aber, durch die Furchtbarkeit seines Schicksals, und durch den Mord alles Rechtes in völliger Verzweiflung und in einer Art von Wahnsinn, habe die entsetzliche Lästerung ausgestoßen: „Es gibt weder einen Gott, noch einen

Teufel. Gäbe es einen Gott, so würde ich ihn anflehen, seinen Blitz auf dies Parlament voll Ungerechtigkeit und Bosheit zu schleudern; gäbe es einen Teufel, so würde ich ihn bitten, seinen untersten Höllenschlund aufzuschließen, um eben dasselbe zu verschlingen. Allein es gibt weder den einen noch den andern. Darum werd' ich nichts thun!" —

Der Henker sollte ihm zuerst die Zunge, als denjenigen Theil seines Körpers, herausschneiden, mit dem er bei seinen Gotteslästerungen am meisten gesündigt. Sie mußte ihm aber, da er sie hervorzustrecken sich weigerte, mit Zangen herausgerissen werden, worüber der Gefolterte ein entsetzliches Geschrei ausgestoßen haben soll *). Darauf verbrannte man ihn bei dem langsamen Feuer und streute seine Asche in die Luft **).

---

*) Dasselbe, eine Folge des Uebermaßes von physischem Schmerz, ist jedoch noch immer nicht hinreichend, den Vorwurf der Feigheit zu begründen.

**) Wir geben hier, dem Leser zur Vergleichung, für uns selbst aber als nothwendige Aktenstücke zur nochmaligen Beurtheilung dieses Handels und der Person Vaninis, beide Hauptberichte über die Katastrophe im Original als Beilagen des Aufsatzes.

Iisdem ferme diebus — beginnt Grammond, der Herr Parlamentspräsident — Parlamenti Tolosani placito damnatur Lucilius Vaninus, apud plerosque pro Haeresiarcha habitus, mihi pro Atheo: neque enim Haeresiarcha, qui Deum negat. Medicinae in speciem Professor erat, re

Vanini hatte kaum das drei und dreißigste Jahr erreicht, als er diesem schauervollen Schicksal unterlag.

---

seductor incautae juventutis. Illi in irrisum sacra et religiosa. Christi humanitatem execrabatur. Deum ignorabat, sorte fieri omnia existimabat; Naturam pro matre optima et omnium autrice adorabat, ut dici posset ex multis unus error, quem pervicaciter profitebatur Tolosae, loco sancto. Et ut novis allicimur, praecipue dum calescit primâ adolescentiâ sanguis, statim errorum sequaces habuit non paucos ex iis, quos schola recens dimiserat. Gente Italus, litterarum rudimentis Romae imbutus, Philosophiae et Theologiae incubuerat magna spe, cum ad impia et sacrilega prolapsus sacrum Saserdotii characterem polluit libro infami, quem scripsit in hunc titulum: „De Arcanis Naturae, quo non erubuit profiteri Naturam omnium Deam. Ob crimen, cujus in Italia reus erat, in Galliam profugus Tolosam venit: Mox alibi in Haereses armantur severius leges, et quanquam Calvinistis fides publica Edicto Nannetico debetur, quâ mutuo nectimur habendis simul commerciis et una administrandis rebus, nunquam se Tolosae credidere Sectarii, quo fit, ut una inter Galliae urbes Tolosa immunis sit haeretica labe, nemine in civem admisso, cujus suspecta Sedi Apostolicae fides.

Delitescit Vaninus per tempus, donec illum libido in gloriam adigit, ut fidei Catholicae arcana vulgaret, in problemata primum, dein in irrisum. Statim alta admiratione defigi adolescentes, quibus inter nova placent maxime quae probantur paucis: mirari quaecunque diceret, imitari et sequi. Postulatus corruptae per novum dogma juventutis in vincla conjicitur, Catholicumque Orthodoxum mentitus, differt, quam meruerat, poenam, jamque probatione ambigua dimittebatur: cum Franconus, vir prosapia illustris, vel

Er selbst hat von sich in einer Personalbeschreibung bemerkt, daß sein Körper zwar schwächlich, aber ge-

---

mo hoc indicio vita probissimus, negatum sibi a Lucilio persaepe Deum, dataque objicit in ludibrium fidei arcana Christianae; committitur reo testis et sustinet; sistitur Senatui audiendus de more reus: in sella sedet, rogatusque, de Deo quid sentiat, respondet: Coli sibi in Trinitate unum, qualem Ecclesia Orthodoxa: Deum plane convincere Naturam ipsam. Haec cum faceret, fortuitam e terra palcam legit, manuque ad Judices protensa; Haec inquit, jubet ut credam Deum esse: dein ad Providentiam prolabi: ut jactum in terram semen, ut elanguisse visum et mori, ut ex putrefacto albescit, ut viret et nascitur, ut sensim crescit, ut adolescit rore matutino, ut luxuriat infusa largius desuper aqua. ut in aristas armatur prohibendis per spicula avibus, ut in stipulam erigitur et froudescit, ut flavescit profectius, demissoque ut supercilio languet, donec moritur ut postmodum trituratur, separatoque ut a palea fructu, grano homines, palea vivunt animantes usui hominum debitae; unde concludebat, Deum esse Naturae Auctorem. Quod si id totum fieri a Natura objicitur, regrediebatur ab hoc grano ad proxime antecedens in hunc modum: Si id seminis a natura produxit, quis immediate proximum? Si et illi debita ex Natura processio, quis antecendens? Donec ad primum veniret, quod necessarium est fuisse creatum, cum non esset, a quo produceretur; naturam creationis incapacem probabat multis. Ergo Deus est Creator omnium. Haec Lucilius in ostentationem doctrinae, aut metu magis quam ex conscientia.

At enim, quia probationibus plane convincebatur, solemni placito post exactum in lite instruenda semestre,

ſund, ſeine Geſtalt nicht unangenehm, ſein Humor heiter, ſeine Seele großartig und für alles Geiſtige

capitali judicio condemnatur. Vidi ego, dum plaustro per ora vulgi traducitur, illudentem Theologo e Franciscanis, cujus cura erat mollire ferocitatem animi obstinati. Frustaneum est viro desperato subsidium quod momento transigitur! satius foret stata temporum intervallias concedi condemnatis, quo vomitis ira et ultione resipiscerent. Apud Gallos condemnato statim innotescit sententia, et dum inplacida mortis imagine horrescit totus, rapitur in patibulum. Melius Hispani et reliqui Europaei, qui temporum spatia concedunt condemnatis, quantum satis molliendo mortis horrori, abluendisque per poenitentiam meditare confessione noxis. Lucilius ferocitate contumax, dum in patibulum trahitur, monachi solatium aspernatus, objectam crucem aversatur, Christoque illudit in haec eadem verba: „illi in extremis prae timore imbellis sudor, ego imperterritus moriar.“ False sane imperterritum se dixit scelestus homo, quem vidimus dejectum animo, Philosophia uti pessime, cujus se mentiebatur professorem. Erat illi in extremis aspectus terox et horridus, inquieta mens, anxium quodcunque loquebafur, et quanquam philosophice mori se clamabat itentidem, finisse, ut brutum, nemo negaverit. Antequam rogo subderetur ignis, jussus sacrilegam linguam cultro submittere, negat, neque exerit, nisi forcipum vi adprehensam carnifex ferro abscindit: non alia vociferatio horridior; diceres mugire ictum bovem; reliqua absumpsit ignis: in aërem sparsi cineres. Hic Lucilii Vanini finis, cui quanta constantia fuerit, probat belluinus in morte clamor. Vidi ego in custodia, vidi in patibulo, videram antequam subiret vincula: flagitiosus in libertate et voluptatum sectator avidus, in carcere Catholicus, in extremis omni Philosophiae praesidio destitutus, amens moritur.

schnell erglühend, sein Umgang leutselig, sein Gespräch lebhaft gewesen sey. Der Eifer für die Wissenschaft

---

Dem Hr. von Grammond in wesentlichen Daten entgegen, wiewohl in mehrern andern wiederum mit ihm gleichlautend, enthält der Mercure François von diesem Jahre nachstehenden Bericht:

Au mois de Novembre dernier de l'an passé fut arrêté prisonnier en la Ville de Toulouze un Italien, Philosophe et grandement docte, qui alloit montrer par le logis au enfâns de maison, qui desiroient savoir parfaitement la philosophie. Il soutenoit et enseignoit que nos corps étoient sans ame et que mourant tout étoit mort pour nous ainsi que les bêtes brutales. Que la Vierge (ô Blasphemie exécrable!) avoit eû connoissance charnelle comme les autres femmes, et d'autres mots bien plus scandaleux, du tout indignes d'écrire, ni de reciter. Par son eloquence il glissoit tellement sa pernicieuse opinion dans l'entendement de ses auditeurs particuliers, qu'ils commencerent à balancer en la croyance de cette fausse doctrine. Ce qu' étant venu a la connoissance du Parlement, il décreta contre ce nouveaux Ministre. Et étant pris et interrogé, il soutint ses instructions véritables: Sur quoi son procès fut fait et l'arrêt donné portant condamnation de faire amende honorable, nud en chemisse, la torche au poing et traîné sur une claye, la langue coupée et brûlé vif: ce qui fut executé au commencement de Fevrier, au lieu appelé la place du Salin. Il mourut avec autant de constance, de patience et de volonté, qu'aucun autre homme, que l'on ait vû. Car sortant de la Conciergerie comme joyeux et alègre, il prononca ces mots en Italien: Allons, allons allegrement mourir en Philosophe! Mais bien plus, pour montre sa constance en la mort et un

kannte keine Gränzen; das Auffassungstalent bei allem, was er gern sich eigen zu machen gewünscht, war ungewöhnlich. Auch seine Feinde ließen der Korrektheit seines lateinischen Styles volle Gerechtigkeit wiederfahren; nur werfen sie (und zwar nicht ganz unrichtig) ihr häufige Schwulst und seinen Bildern allzugroße Gesuchtheit vor.

Die Ursache hievon suchten sie in der so unglücklichen, als übertriebenen Nachahmung Cicero's, Quintilians und des Plinius, so wie in dem übereifrigen Studium von Averroes, Cardanus und Andern, welche von vielen Kritikern als harte und verworrene Schriftsteller, unbeschadet ihrer tiefen Gelehrsamkeit, betrachtet worden sind. Noch mehr jedoch verdammten sie an Vanini die allzuhäufigen Plagiate aus jenen Schriftstellern, so wie aus Fracastor und Scaliger, seinen astrologischen Aberglauben, seine oberflächliche Kritik, seine Unbescheidenheit und Prahlsucht, seine Profanationen ehrwürdig betrachteter Dinge, endlich seine Irreligiosität

---

desespoir en l'ame, lorsque l'on lui dit, qu'il criât merci a Dieu, il dit ces mots en présence de mille personnes: „Il n'y a ni Dieu, ni Diable; car s'il y avoit un Dieu, je le prierois de lancer un foudre sur le Parlement, comme du tout injuste et inique, et s'il y avoit un Diable, je le prierois aussi de l'engloutir aux lieux souterrains; mais parce qu'il n'y a ni l'un, ni l'autre, je n'en ferai rien."

die Unzüchtigkeit des Styls, zumal in den Dialogen, und die Unlauterkeit seiner Sitten.

Auf einen Theil dieser Vorwürfe und auf die Untersuchung ihrer Aechtheit und Begründung, oder der Leidenschaftlichkeit und Uebertreibung in denselben werden wir bei Zerlegung der Hauptansichten in Vanini's Schriften zurück kommen.

II. Die Schriften Vanini's

waren der Ordnung nach folgende *):

1. Commentarii Physici **).
2. Commentarii Medici.
3. De vera Sapientia ***).
4. Tractatus Physico-Magicus †).
5. De contemnanda gloria ††).
6. Apologia pro Lege Mosaica et Christiana †††).
7. Apologia pro Concilio Tridentino (*).

---

*) Bei jenen, die wir selbst nicht zu Gesicht bekommen, oder Auszüge gefunden, zeigen wir die Stellen an, wo Vanini oder Andere ihrer erwähnten.

**) Dialog. p. 88. s. Durand.

***) Garasse, Doctr. curieuse, p. 1015.

†) Dial. p. 252. Durand.

††) Dial. p. 359. Durand.

†††) Amphitheatr. p. 38. 64. Dial. 123 et 329.

(*) Amphitheatr. p. 70—77.

8. Libri Astronomici *):

9. Apologia pro Christiana Religione adversus Atheos. Auch unter dem Titel:

Amphitheatrum aeternae providentiae, divino-magicum, Christiano-physicum, Astrologico-catholicum, adversus veteres Philosophos, Atheos, Epicureos, Peripateticos, Stoicos etc **).

10. Julii Caesaris Vanini, Neapolitani, Theologi, Philosophi, et J. U. Dr. de admirandis Naturae Reginae, Deaeque Mortalium Arcanis Libri IV ***).

11. Eine Sammlung von Briefen, theils von ihm an Andere, theils an ihn geschrieben. Wahrscheinlich befindet sich dieselbe, wenn der Grimm von Zeloten sie inzwischen nicht vernichtet hat, in der Bibliothek der königlichen Handschriften zu Paris †).

Die meisten der so eben aufgezählten Schriften

---

*) Dialog, p. 33.

**) Lugduni apud Viduam Antonii de Harsy ad insigne sunt, Coloniensis. Ich verdanke die Mittheilung dieses höchst seltenen Buches der gütigen Mittheilung des Hrn. Oberbibliothekars Molter zu Karlsruhe.

***) Lutet. Parisior, ap. Adrian. Perier. 1616. Vgl. Durand. p. 260.

†) Sollte irgend ein französischer oder teutscher Gelehrter, welchem dieser Aufsatz zu Gesichte kommt, hierüber Auskunft zu ertheilen im Stande seyn, so bittet der Verfasser freundlichst um diesen literarischen Liebesdienst.

haben, ob sie gleich für den Ideen- und Lebensgang Vanini's ergänzende Beiträge liefern, dennoch im Verhältniß zum Ganzen nicht denselben Werth, in welchem vorzüglich zwei betrachtet werden müssen, von denen wir den Hauptinhalt in gedrängtem Auszuge dem Leser hier mittheilen; nämlich das Amphitheatrum, und die Dialogi de arcanis Naturae. In diesen beiden ist die Summe von den Ansichten und Lehrsätzen unseres Philosophen niedergelegt.

Das Amphitheatrum ist dem Grafen Francesco Castro, Herzog von Taurosano, spanischen Legaten bei Sr. Heiligkeit und Vanini's ehemaligen Lehensherrn, zugeeignet. Der Verfasser rechtfertigt den irren und unstäten Gang seines Lebens durch das Beispiel großer Weisen des Alterthums und selbst des Mittelalters, welche oft ihr ganzes Daseyn und alle süßen Beziehungen desselben an die Erkenntniß der höhern Güter hingeopfert. Es gibt sich darin auch ein dankbares Gemüth gegen den großmüthigen Beschützer der Wissenschaft, seiner eigenen Person und seiner Familie kund, was auf die inneren Eigenschaften des Philosophen ein günstiges Licht wirft. Das Buch wird dem Herzog, als besonderes Zeichen von Verehrung, zugeeignet, und Vanini birgt es sich nicht, daß der Pöbel aller Stände ihn gewaltig mißver-

stehen könnte. Doch begibt sich der Verfasser vertrauensvoll in Don Francesco's mächtigen Schutz *).

In einer zweiten Zueignung an den Leser legt V. Rechenschaft über die Veranlassung ab, welche ihn zur Herausgabe seines Werkes bestimmt; nämlich die seit allmähliger Abnahme der zahlreichen Ketzereien immer und mehr aufkeimende, pesterfüllte Sekte der Atheisten. Nicht nur in verschiedenen entfernten Welttheilen gedeihen sie damals nach seiner Ansicht, wie z. B. in Japan, China, Indien und der Tartarei **), sondern sie brachen von diesen Ländern aus auch in Europa ein, und gesellten sich nicht etwa blos denjenigen bei, welche von dem allgemeinen Kirchenverbande sich getrennt, sondern selbst solchen, welche zwar den Namen von katholischen Christen führen wollen, der That nach aber zu höchst machiavellistischen Politikern gerechnet werden müssen, und darüber nicht einmal einen Schauer empfinden. Diese Menschen haben es in der Hoffart des Herzens so weit gebracht, daß sie gar keine göttliche Vorsicht mehr in der Weltregierung anerkennen, sondern blos eine weltliche, aus der alle

*) Praeterea etiam, quae a me scribuntur, quo a vulgo sunt remotiora, eo propinquiora calumniae. In clientelam autem tuam dum se tradunt, virulentos depravatorum hominum morsus non pertimescent. Praefat. p. 5—6.

**) Gerade die Hauptländer der Jesuitischen Mission.

Meinungen von Himmel und Hölle ihr Entstehen erhalten haben, und welche einzig noch dazu dient, den aufrührischen Pöbel in Pflicht und Zwang zu bewahren. Vanini beschreibt hierauf *) die neuesten Schicksale der Ketzerei und deren nachdrückliche Bekämpfung durch die Jesuiten, während er zugleich das Publikum mit den Beweggründen und der Tendenz seines Werkes bekannt macht.

Die Ketzereien fallen allmählig zusammen und erleiden ein sehr schlimmes Loos, weil jene überaus tapferen Helden der streitenden Kirche, welche ihren Namen von der „Gesellschaft Jesu“ führen, zu ihrer Bezwingung und Ausrottung allen Anstrengungen des Geistes und des Körpers aufbieten. Kriege, Waffen und Blitze drohte ihnen jener hochverdiente Kämpfer der christlichen Kirche, Kardinal Bellarmin, an, ein Mann, dessen Eifer und Stärke wider die Ketzer kaum mit Augustins Glaubensglut und Lehre, und mit Hieronymus Seelendrang und Gelehrsamkeit würdig verglichen werden kann. In welch heißen gefahrvollen Schlachten für den katholischen Glauben aber bewährten sich nicht erst die Bekannte, Diäus und Suarez zu Valencia! welche Niederlagen fügten

*) Ebendas.

sie nicht den Ketzern bei! welche Siege erfochten sie nicht! Wahrlich, auf diese und viele andere höchst gewichtige Argumente gestützt, glaube ich behaupten zu dürfen, daß, wie sehr auch verschiedene andere Ordensgesellschaften durch Unsträflichkeit des Lebenswandels, Gelehrsamkeit in wissenschaftlichen Fächern und Trefflichkeit in allen Tugenden ausgezeichnet sind, und ihren Ruhm auf die glänzendste und festeste Weise zugleich begründet haben, die Gesellschaft Jesu doch ganz vorzüglich als eine Mutter und Nährerin der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, als ein vom unsterblichen Gotte selbst verliehenes Geschenk, als ein Palladium der römischen Kirche, als eine Säule aller übrigen Ordensgesellschaften und als ein der Menschheit gewährter Anker des ganzen Christenthums betrachtet werden müsse. Mögen deßhalb gewisse Komödianten und Charlatane aufhören, Männern, welche um die katholische, wie um die literarische Republik sich vor allen Andern so sehr verdient gemacht, Widerstand und Hohn zu bieten, ich will nicht sagen, Verläumdungen der falschesten Art in's Gesicht zu werfen. —

Das überschwängliche Lob, womit Vanini die Jesuiten hier begrüßt, klingt so verdächtig, und der Ton, in welchem dieß geschieht, ist so geschraubt, daß alles einer Satyre ähnlich sieht oder als eine Vor-

sichtsmaßregel betrachtet werden muß, durch welche sich der Philosoph die unmittelbaren Angriffe auf seine Person und sein System von Seite jener so einflußreichen gefährlichen Gegner abzuwehren suchte.

Auf den eigentlichen Gegenstand der Besprechung zurückgekommen, beginnt er, in Bezug auf die Freigeister, folgende Ansicht zu entwickeln: Der Atheismus selbst, in dem üppigsten Schoos der Erde wurzelnd, treibt täglich frische Pflanzen hervor und wird durch ein Uebermaß verdorbener Sitten der schlechtesten Klasse von Menschen, die seinem Stamme gleichsam als Stützen dienen, groß. Ja — es findet sich — o Schmerz! fast Niemand mehr, welcher im Ernste daran dächte, das giftige, durch die ganze Welt sich verbreitende Schlingkraut mit Sicheln auszureuten. (So muthwillig rief V. selbst den Fanatismus zur Thätigkeit hervor, nicht ahnend, wie schnell die finsteren Geister ihm gehorchen und das Netz des Verderbens über sein Haupt weben würden!) Der Aquinate (Thomas von Aquino) schrieb, wie Jederman gestehen muß, eine Menge der gelehrtesten Werke wider die Heiden, und auch ich werde nicht läugnen, daß einst jener hohe Vorstand der römischen Kirche, der Dollmetscher des göttlichen Wortes und der Lehrer aller Völker, Johannes XXII. bei der Konsekration des

erwähnten Heiligen, von Gott erfüllt, der Worte sich bedient hat: „Er vollbrachte eben so viele Wunder, als er Streitfragen löste.“ Gleichwohl legte derselbe den Freigeistern nicht eine einzige vor, noch löste er eine solche. Aus purer Religion muß ich daher argwöhnen: der Heilige habe diese Parthie sehr vernachläßigt.

Andere, ziemlich plebeische Leute von geringem Kaliber in der Republik der Wissenschaft, gaben den Atheisten Veranlassung, sie zu verspotten, dadurch, daß sie aus irgend einem Blatte der heiligen Schrift aus den Gregorianischen Erscheinungen die Vorsehung Gottes statuirten. Die Pfeile der Gegner erklärt V. jedoch für nicht halb mehr so furchtbar, seitdem ihm bewußt, von welchen Cyklopen sie gebraucht, und aus welchem Eisen sie geschmiedet worden. Unbekümmert um den eiteln, vergänglichen, winzigen Ruhm in den Augen der Menge, will er blos das Verdienst sich erwerben, unter die Rotte von ruchlosen Gesellen, ja von Bestien, zum Schutze des christlichen Glaubens, hineinzufahren, und gestützt auf die Waffen, welche die langen und zahlreichen Berathungen des Konziliums von Trident darböten, die Frechheit und den Wahnsinn derselben zügeln helfen. Als ein scharfgeschliffen Schwert soll sein Werk „über die göttliche Vorsehung“ dienen und zunächst gegen die alten Phi-

losophen gezückt werden, auf welche die neueren sich stützten. Nachdem einmal dieser, ihr vorzüglichster, Wehrschild zerbrochen, hoffte er letztere leicht zum Falle zu bringen, zwar wandelte ihn einige Besorgniß an, den weder gar so sehr reichen, noch glänzenden Hausrath seines Geistes auf der gemeinsamen Schaubühne der Weisen zu Markte zu bringen; doch bestimmten ihn die eifrigen Bitten mancher seiner Freunde den mit allerei Gefahren für ihn verknüpften Schritt muthig zu wagen. Als einzige Belohnung bittet sich Vanini zuletzt noch von seinen Lesern aus, daß sie alle seine Aeußerungen als dem Urtheil und der Censur der römischen Kirche unterstellt, betrachten und ihm nicht in Allem folgen, sondern bloß dasjenige von ihm annehmen möchten, wo ihr eigenes richtiges Gefühl sie davon, als etwas, das der Wahrheit nicht widerstreite, überzeugt haben würde.

In der ersten Uebung (das Ganze ist in 50 solcher Abhandlungen eingetheilt) führt er den Beweis des Daseyns Gottes aus der nothwendigen Selbstständigkeit und dem zureichenden Grunde, namentlich gegen Averroes, welcher die Erkenntniß von der göttlichen Existenz von der Bewegung herleitet.

In der zweiten wird die Frage behandelt: was

Gott sey? Thales, Anaximenes, Pythagoras, Parmenides, Empedokles, Demokritus, Platon, Xenophon, Xenokrates, und Heraklitus mit ihren verschiedenen Ansichten werden vorübergeführt, und darauf erklärt Vanini, zumal auf Aristoteles Beispiel sich stützend: diese Meinungen sämmtlich fallen aus einem einzigen Grunde in ihr Nichts; da alle jene Dinge endlich sind, so hängen sie nothwendig von einem andern ab; somit sind sie nicht Gott, denn Gott ist das erste aller Dinge.

Du fragst mich: Was ist Gott? Wenn ich es wüßte, so wäre ich selbst Gott; denn Niemand noch hat Gott gekannt, oder weiß, wer er ist, außer Gott selbst. Doch können wir, wie durch den Wolkenschleier das Bild der Sonne, also durch seine Werke einigermaßen erkennen, wer er ist, nicht aber ihn durch dasjenige besser begreifen, von dem wir selbst sagen, daß wir es nicht verstehen. Nennen wir also Gott das höchste Gut, das erste Ding, das Ganze, den Gerechten, Frommen, Glücklichen, Seligen, Ruhigen, Zufriedenen, den Schöpfer, Erhalter, Leiter, den Allwissenden, Allmächtigen, den Vater, König und Herrn, den Vergelter und Ordner, den Anfang, das Ende und den Mittelpunkt, den Ewigen, Beständigen, den Gründer und Beleber, den Geber und Vollender, Künstler, die Vorsicht, den Wohlthäter, ihn der Allen

alles ist. Mit keinen Worten aber sprechen wir seinen Namen so vollständig aus, als mit jenen, welche ein offenes Geständniß unserer Armuth enthalten, nämlich wenn wir ihn den Unermeßlichen, Unbegreiflichen nennen — was will dies mehr besagen, als daß wir erkennen, er sey und bleibe.

Ich warne übrigens den Leser — fährt Vanini fort — sich nicht unangenehme und überflüssige Stunden zu machen, und erkläre ihm daher, daß der Gebrauch höchst unrichtig sey, nach welchem man Gott den Allwissenden, Barmherzigen, Frommen, Gerechten, Rächer, Heiligen und Starken ꝛc. nennt; denn wenn so etwas denominativ von ihm gesagt werden wollte, so wäre es ein Abstraktum; dann wäre Gott ein anderer, als er selbst; dann wäre er früher als er selbst, dieß aber zu denken ist gottlos. Daher ist er weder ein Ding, sondern eine Wesenheit; weder gut, sondern die Güte; weder weis, sondern die Weisheit; weder allmächtig, sondern die Allmacht. Was also in ihm ist, ist so in ihm, daß er es selbst ist, daß nichts vorhergeht, nichts nachfolgt. Er ist — wenn meine Hand kühn genug ihn also beschreiben darf — sein eigener Anfang und sein eigenes Ende, übrigens beider ermangelnd, und weder des einen noch des andern bedürftig, von Beiden jedoch Vater und Urheber. Er ist immer ohne Zeit. Für ihn gibt es keine Vergangen-

heit, noch Zukunft. Er ist unbeweglich ohne Stillstand, regiert allenthalben ohne Ort, ist alles außer allem und in allem, doch wird er nicht von dem All eingeschlossen; er ist außer Allem, und doch nicht von denselben ausgeschlossen. Innerhalb regiert er Alles; er schuf außerhalb Alles. Er ist gut ohne Qualität, groß ohne Quantität, ganz ohne Theil, unveränderlich während Alles Uebrige sich verändert; sein Wollen ist Macht, sein bloser Wille Werk; nichts ist bei ihm in Macht, sondern alles in Handlung, er selbst ist die reine, erste, mittlere und letzte Handlung; endlich ist er alles, über alles, außerhalb allem, innerhalb allem, neben allem, und alles nach allem.

In den folgenden Uebungen werden die verschiedenen Ansichten von der Vorsehung Gottes *)

*) Diese definirt Vanini also: Die Vorsicht können wir schlechterdings nicht definiren; wir müssen uns darauf beschränken, sie also zu erklären: Sie ist die sich immer gegenwärtige und allen Andern vorangegangene Kraft Gottes; deßhalb ist sie einfach und einzig; deßhalb auch unveränderlich, weil, wenn sie vorangeht, sie alles andere verwandelt, ohne durch dasselbe an sich eine Verwandlung zu erleiden; wenn sie sich selbst gegenwärtig und einfach ist, wird sie von sich selbst innerlich nicht verwandelt. Daher begreifen wir denn auch, daß Gott auf dasjenige, was nicht ist, durch eine Anticipation seiner Vorsehung wirken kann, wie bei der Erschaffung selbst, da es keine terminus a quo gibt, so gibt es auch kein Subjekt; es wirkt also die Providenz Gottes auf ein Nichtding, indem sie machte, daß ein Ding ward.

aufgeführt und widerlegt, und es stellt hierauf Vanini seinen eigenen Beweis derselben, nämlich aus der Erschaffung der Welt, aus der Bewegung der himmlischen Gestirne, aus den Sprüchen der Orakel, aus den Weissagungen der Sybillen, aus den Wundern des alten und neuen Testamentes.

Nach diesem geht Vanini zur Widerlegung älterer und neuerer Atheisten über, als des Diagoras, Protagoras u. s. w. Auch Cicero's Meinung, daß es keine göttliche Vorsehung gebe, indem dieselbe neben dem freien Willen des Menschen nicht bestehen könne, wird in's gehörige Licht gesetzt *). Nicht minder die von Boethius und Thomas von Aquino, welche er ebenfalls widerlegt **). Und nun gibt V. seine eigene Ansicht ***), folgendermaßen:

„Indem ich der heiligen römischen Kirche, welche die Richtschnur der Wahrheit ist, in Allem mich unterwerfe, behaupte ich: Gott hat die vollkommenste Wissenschaft von allen Dingen, auch den zukünftigen, nicht nur allein in specie specialissima, wie die Peripatetiker sich auszudrücken pflegen, sondern auch bis zu den Individuen. Das Zukünftige kann anders nicht

---

*) Exercit. XX.
**) Exercit. XXII.
***) Exercit. XXIII.

seyn, als wie es sich der Wissenschaft Gottes darbietet; indem das Objekt der Wissenschaft sich anders nicht verhalten kann, als es erkannt wird nach Aristoteles, des Koryphäen unter den Ppilosophen, Behauptung*). Dennoch gibt es einen sehr bedeutenden Unterschied bei Vorerkenntniß des Zukünftigen.

Gott kennt zwar die zukünftigen Handlungen, insofern sie zukünftig sind, wenn sie in der That noch ungeschehen sind, nicht einmal in der göttlichen Erkenntniß; denn anders kann man wohl eine Sache nicht wissen, als es ihre Natur mit sich bringen mag. Da also die zukünftigen Handlungen, als zukünftige, eintreffende und ungeschehene sind, so können sie insofern, wie sie Gott voraussieht, allerdings geschehen und auch nicht geschehen. Wenn also Gott voraussieht, daß Judas sündigen werde, insofern er sündigen wird, so weiß er nur, daß jener sündigen könne, und dieser Erkenntniß widerstreitet, daß Gott wisse, den in Erfüllung gegangenen Theil des Widerspruches, es werde nämlich geschehen, daß Judas sündige. Gott weiß auch, in seiner Ewigkeit, daß Judas sündige, wie schon die Macht desselben zum Sündigen in die That selbst übergeführt und hingewandt ist. Und so

*) Cujus est scientia simpliciter impossibile est aliter se habere.

ist Gott bestimmt der Theil des Widerspruches bekannt, weil auch dieser bereits bestimmt ist. Wie wir daher zukünftig Eintreffendes, ungeschehen zwar erkennen, daß es nämlich seyn und auch nicht seyn könne, so ebenfalls Gott; er weiß selbst nicht etwas über uns hinaus, was seiner Allwissenheit jedoch nichts entzieht. Auch der in Erfüllung gegangene Theil des Widerspruchs wird uns bekannt, wenn er durch die That schon erfüllt und geschehen ist. Doch unterscheiden sich so, wie im allermeisten, die menschliche und die göttliche Erkenntniß; wir, weil wir von den Zeiträumen umschrieben und umgränzt sind, wissen den in Erfüllung gegangenen Theil des Zukünftigen nicht, außer er ist in der Zeit geschehen. Wenn daher Petrus morgen disputiren will, so können wir es nicht für gewiß behaupten, sondern blos aus den jetzt obwaltenden oder vorhergehenden Ursachen eine Vermuthung hegen. Gott aber weiß auf das Gewisseste und Vollkommenste, nicht als etwas Zukünftiges, etwa wie man so bisweilen wissen kann, daß Petrus einmal disputiren werde, sondern als gegenwärtig, weil er die Zeit in sich faßt, in welcher Petrus disputirt. Die Ewigkeit nämlich, wie Boetius im achten Buche seiner philosophischen Deutung in der vorletzten Rede behauptet, wird von der Zeit nicht umschlossen, auch nicht vom Ewigen, sondern sie umfaßt die Unterschiede jener und

ist das Ganze zugleich. Wir aber, weil wir von den engern Schranken der Zeit umschlossen werden, existiren sowohl vorher als auch während Petrus disputirt haben wird. Daher kommt es, daß wir bisweilen wissen mögen, daß Petrus disputiren könne und nicht disputire, und manchmal die Disputation durchführen werde und manchmal abgeschlossen habe. Daher wir bald ungewiß und zweifelhaft, bald gewiß sind. Wenn es möglich wäre, daß diese drei Zeitunterschiede zugleich in uns wären, so würden wir auch der Menschen verschiedene Handlungen durchschauen. Das ist uns aber auf keine Weise gestattet, weil die Zeit, einen Theil außer dem Theil enthält, weswegen sie auf keine Weise zugleich seyn kann. Der Ewigkeit aber, welche das Ganze zugleich ist, sind alle Zeitunterschiede offenbar und durchschaut, wenn gleich mittelst verschiedener Betrachtung, Gott weiß, daß Judas einmal sündigen werde, insofern seine Ewigkeit das Zukünftige betrachtet. Er weiß aber, daß er bestimmt sündigen werde, insofern er die Zeit, in welcher er sündigen wird, in sich enthält. Denn alle Zeit wird von derselben Ewigkeit umfaßt, daher in dieser vereinigt ist, was in jener getrennt. Was, wenn Verschiedenes in der Ewigkeit zugleich wahr ist, gleichgültig ist, es ist es nämlich nach den verschiedenen Rücksichten und die Betrachtung nach verschiedenen Seiten. In demselben Zeitpunkt erkennt

der Mensch ein Pferd bestimmt und unbestimmt, aber nicht das Zweitemal so, wie das Thier zum Erstenmal, insofern es auf andere Art wiehert. Aehnlich weiß Gott in derselben Ewigkeit Zukünftiges eintreffend und geschehen, nicht aber nach derselben Betrachtung zu derselben Zeit bestimmt. Es legt also das Vorwissen Gottes unsern Handlungen keine Nothwendigkeit auf, wenn er dieselben als zukünftige erkennt, blos in unserer freien Macht, daß sie seyn und auch nicht seyn können. —

Auch mit den Epikuräern, den alten und den neuern, macht V. sich besonders viel zu schaffen, und beleuchtet mit besonderer Ausführlichkeit ihre mit allem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit ausgestatteten Einwürfe. Unter diesen ist vorzüglich nachstehender merkwürdig, zu welchem Schillers Resignation den berühmten Kommentar gebildet: „Kein Todter ist jemals aus seiner Gruft zurückgekommen. Wäre die Seele unsterblich, so würde die Gottheit wenigstens Einen zurückgeschickt haben, um die Freigeisterei Lügen zu strafen. Da dies der Fall nun aber nicht gewesen, so ist die Seele sterblich" *).

Hierauf erwiedert unser Philosoph also: „Ich verneine den Vordersatz; denn die heilige Schrift so-

---

*) Amphitr. p. 151.

wohl als die Kirchengeschichte bezeugen das Gegentheil; eben so läugne ich den Nachsatz. Denn die Seele kann unsterblich seyn, wenn es auch gleich keine Auferstehung der Körper gibt. Die vom Leib geschiedene Seele kann durch sich selbst existiren, da sie in keinem gewaltsamen (unfreien) Zustand sich mehr befindet; denn bereits hat sie einen erhabenern, und der göttlichen Natur sich annähernden Zustand erlangt. Wenn sie aber in einem gewaltsamen (unfreien) Zustand sich wirklich befände, so müßte freilich die Auferstehung des Körpers nach dem Naturgesetze vor sich gehen, weil nichts Gewaltsames ewig dauert, sie wäre den alten Philosophen, welche an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, nicht verborgen gewesen, und würde nicht erst ein Mysterium des christlichen Glaubens gebildet haben."

Auf die vorgehaltene Behauptung: „daß, wäre die Seele wirklich unsterblich, Gott in dieser höchst beweinenswerthen und grundverdorbenen Zeit der Freigeisterei einen Todten wieder senden würde, um diese letztere in der Wurzel auszurotten — vertheidigt er das Gegentheil durch jene Parabel des Evangeliums vom Reichen in der Hölle *), und meint, es sey durchaus nicht nöthig, was die Gegner begehren; denn

*) Lucas XVI.

diejenigen, welche Gott von Ewigkeit her zur Glorie vorbestimmt hat, werden gewiß, ohne neue Mirakel, an die Unsterblichkeit der Seele glauben; um die Atheisten aber, welche der göttliche Meister zu einem Gefässe der Schmach gebildet, bekümmert er sich gar nicht, wie der Weltapostel in seinem achten Kapitel des Briefes an die Römer bezeugt.

Einen andern starken Beweis gegen die Unsterblichkeit der Seele, entnommen aus der Autorität vieler der gelehrtesten Männer, welche dieselbe geläugnet, als z. B. des Aristoteles, Seneca, Cardanus und Pomponatius, widerlegt V. damit: sobald man zu Autoritäten seine Zuflucht nehmen wolle, würden die Gegner sehr den Kürzern ziehen. Denn nicht nur hätten die meisten Männer, welche in verschiedenen Zeiten, in irgend einem Zweige der Wissenschaft geglänzt, namentlich aber die Weisen der Hebräer, Chaldäer, Aegypter, Hindostaner und Gallier; sodann unter den Griechen die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, sondern selbst die eigentliche Meinung der oben angeführten Philosophen sey noch immer nicht bestimmt herausgemittelt. Es geht jedoch V. gleich darauf sehr scharf wider Cardanus zu Felde, doch auf so wunderliche und seltsame Weise, daß man wiederum seinen Ernst hiebei bezweifeln möchte.

Von hier aus macht er schnell einen Uebergang zu den Epikuräern, und geht die verschiedenen Begriffe und Definitionen von Vergnügen und Glückseligkeit durch *).

Die Seligkeit besteht, nach Vanini, in dem Genuß des höchsten Gutes; der Genuß ist die Theilnahme; jeder aber, welcher genießt, nimmt Theil, nicht als ginge ein Theil von jenem hinweg, damit er diesem zubeschieden würde, sondern dieses wird eins mit jenem, auf so innige Weise, als es wohl möglich ist. Doch wie ist es wohl möglich? Kann wohl das Endliche eins mit dem Unendlichen werden? Nicht zwar auf dieselbe Weise, wie jenes unendlich ist, sondern wie das endliche Gut eins wird mit jenem durch Aehnlichkeit.

Wir begehren den Genuß Gottes, welcher die höchste und einzig vollkommene Seligkeit ist. Bei diesem Begehren genießen wir wirklich auf irgend eine Weise, wiewohl unvollkommen, doch wird dieser Genuß in jenen herrlichen Wohnungen seliger Geister einst in Fülle und vollkommen uns werden, da, wo die Gegenwart der Gottheit selbst die Bürger des himmlischen Freistaates beseligt; wo die Sonne selbst ein Mitbürger seyn wird, ohne Niedergang und Aufgang;

*) Exercit. XXIX.

die Ewigkeit ohne irgend einen Zeitmoment, die Gegenwart ohne Schwinden, die Zukunft ohne Zuwachs, die Sättigung ohne Ekel, das Verlangen ohne Mangel, der Triumph ohne Krieg, die Freude ohne Ausdruck, die Wissenschaft ohne Schule.

Die Ansichten des „obersten Diktators aller Wissenschaften und des ehrwürdigen Orakels der Natur, Aristoteles“ und seiner vorzüglichsten Anhänger, besonders über die Intelligenz, werden auseinander gesetzt und beleuchtet *). Vanini beweist nunmehr, daß Gott sich um alle einzelnen Vorfälle bekümmere und vorsorge, und beantwortet die Einwürfe der Gegner, besonders den, daß Monstra außerhalb des Bereiches der göttlichen Vorsicht fallen, ausführlich **).

Hierauf findet man die Begriffe der Peripatetiker von Nothwendigkeit, Fatum, Glück, Zufall und Loos mit großem Scharfblick entwickelt ***). Der Schluß dieser philosophisch-theologischen Abhandlungen, in welchen überall die Gestirnkunde eine Hauptrolle spielt und bei jeder Gelegenheit sich einmischt, ist gegen die Stoiker gerichtet †). Vanini selbst gibt zu

---

*) Exercit. XXX—XXXIV.
**) Exercit. XXXV—XLI.
***) Exercit. XLII—XLIII.
†) Exercit. XLIII L.

Ende seines Amphitheaters ein Glaubensbekenntniß von sich, in jener vielberühmten Ode, die wir hier im körnigen Original, wie in der trefflichen Uebersetzung von Kosegarten beifügen:

Dei supremo percita flamine
Mentem voluntas extimulat meam:
Hinc per negatum tentat altae
Daedaliis iter ire certis.

Audetque coeli non memorabile
Metare Numen, principio carens,
Et sine fine, diffinire Musae
Exiguae breviore gyro.

Origo rerum, et terminus omnium,
Origo, fons et principium sui,
Suique finis terminusque,
Principio sine terminoque.

Ubique Totus, tempore in omnibus
Omni quiescens ipse Deus locis,
Partes in omnes distributus
Integer usque manens ubique.

Nec comprehensum ullis regionibus
Ullisve clausum limitibus loca
Tenent, sed omnis liber omne
Diditus in spatium vagatur.

Illius alta est velle potentia,
Opus voluntas invariabilis,
Et magnus absque est quantitate,
Atque bonus sine qualitate.

Durchweht von dessen Odem, der ewig lebt,
Von dessen Glut gezündet, der nie erlischt,
Entbrennt die Seele, schwingt den Fittich,
Steiget in nimmer erflog'ne Höhen.

Und strebet mühsam aufwärts, zum Throne deß'
Den keine Zunge nannte, kein Hymnus sang,
Den keine Schranke gränzt, noch enget,
Nicht des Beginn's, noch des Endes Schranke.

Er ist der Wesen Urgrund, und ist ihr Ziel,
Sein eig'ner, ew'ger Urgrund, sein eig'nes Ziel,
Beginnt, begränzt, beschränkt sich selber,
Gränzenlos zwar, und beginn- und endlos.

Ganz, ungetheilt, untheilbar, und unverrückt,
Erfüllt sein Wesen jeglichen Atomus
Des ungemeß'nen Raum's, und jeden
Tropfen des Zeitstroms.

Ihn decken hohe Tempelgewölbe nicht,
Ihn fassen nicht die Himmel, die Erden nicht,
Frei, unumhüllet, ungefesselt,
Waltet und herrscht er im großen Alle.

Sein Will' ist That, wer steuert dem Mächtigen?
Wer hemmt den Unrückrufbaren? Groß ist er
Und gut; nicht mit der Meßkunst Größen,
Nicht mit der Güte der Sittenlehren.

Quod dicit, uno tempore perficit,
Mirere fiat vox vel opus prius:
Cum dixit, et cum voce cuncta
Universa simul creata.

Cuncta intuetur, perspicit omnia,
Atque in sua unus, solus et omnia,
Quae sunt, fuerunt, et futuro,
Praevidet et ipse perennitate.

Atque ipse plenus, cuncta replet sui,
Et semper idem: sustinet omnia.
Et fert, movetque, amplectiturque.
Atque supercilio gubernat.

Te, te oro: tandem respice me, bonus,
Tibique nodo junge adamantino,
Id namque solum unumque et omne,
Reddere quod potis est, beatos.

Quicunque junxit te sibi, et altius,
Uni adhaerescit, continet omnia,
Teque omnibus circumfluentem
Divitiis, nihilique egentem.

Tu, cum necesse est, nullibi deficis,
Ultroque praebes omnibus omnia;
Ipsumque te, qui sis futurus
Omnibus omnia, subministras.

Straks, flugs, im Hui geschieht, was er gebeut,
Das Weltall schlief des eisernen Nichtseyns Schlaf;
Er rief: Erwache! Schnell erwachend
Rafft' es sich auf, und erstaunt' und kniete.

Sein alldurchdringend Auge durchschaut das All
Und hegt, und trägt, bewahrt und wärmet es;
Allmächtig herrscht sein Wink, allmächtig
Waltet des Schrecklichen hohe Braue.

Dich fleh' ich, Guter! lächl' auf mich herab,
Mit Demantketten binde mich fest an Dich
Bei Dir, bei Dir ist volle Genüge,
Einzig bei Dir und bei keinem andern.

Wohl dem, der Dich ergreifet, an Dich sich hängt,
An Dich sich innig schmieget, Dich fest umflicht!
Dich habend, Vater! hat er Alles,
Alles, was sättigt, und was beseligt.

Du, Du entzieh'st Dich keinem, der Dein bedarf,
Freiwillig schenkst Du Jeglichem Jegliches,
Dich selbst, der war und ist und seyn wird,
Ew'ger! schenkst Du dem frommen Fleher!

Du bist dem Müh' erliegenden Nerv' und Mark,
Und bist dem Klippenscheiternden Bucht und Port!
Und bist der durchgeborst'nen Lippe
Lechzender Wandrer Quellenkühle.

Laboriosis tu vigor inclitus,
Tu portus alto navifragantibus,
Tu fons perennis perstrepentes
Qui latices salientis ardent.

Tu summa nostris pectoribus quies,
Tranquillitasque et pax pladicissima,
Tu mensus es rerum modusque,
Tu species et amata forma.

Tu meta, pondus, tu numerus, decor,
Tuque ordo, tu par atque honor atque amor
Cunctis, salusque et vita, et aucta,
Nectare et Ambrosia voluptas.

Tu verus altae fons sapientiae,
Tu vera lux, tu lex venerabilis,
Tu certa spes, tuque aeviterna
Et ratio, et via veritasque.

Decus, jubarque, et lumen amabile,
Et lumen almum atque inviolabile,
Tu summa summarum, quid ultra?
Maximus, optimus, unus, idem!

Du bist der Arbeitseligen süße Ruh'
Bist unserm Busen Frieden und Freudigkeit,
Bist jeder Schönheit Urgebilde,
Jeglicher Trefflichkeit ew'ge Urform.

Bist Zahl und Maas und Zirkel und Harmonie,
Und Pracht und Ordnung, Hoheit und Majestät,
Bist unsre Wollust, unsre Wonne,
Unsre Ambrosia, unser Nektar!

O! Du, der Wahrheit Richtscheit, des Rechtes Norm,
Des Guten Bleischnur, heiliges Urgesetz,
Du unsre Hoffnung, unsre Weisheit,
Leuchtende Fackel des irren Geistes!

Glanz, Lichtstrahl, Würde, Hoheit, wie sing ich Dich?
Licht, Liebe, Leben, Labsal! wie fei'r ich Dich!
Der Summen Summe, All des Allen!
Einziger, Ew'ger, Größter, Bester!

Ueber die Ode fällt Philolaus bei Herder folgendes Urtheil: „Für die Zeiten Vanini's gefällt sie mir sehr wohl. Der Ausdruck ist im Latein der damaligen Zeit und die Theorie über das höchste Wesen scholastisch; der zweite Theil des Gedichtes aber innig und herzlich. Der Dichter, durchdrungen von seinem Gegenstande, bietet allen Reichthum seiner Sprache auf, um uns den Einzigen darzustellen, ohne den wir nichts, durch den wir alles sind, was wir können und wirken *)."

Das zweite Hauptwerk Vanini's „Dialogi de Arcanis Naturae" wurde, wie bereits oben erzählt ist, dem Marschall von Bassompiere zugeeignet, dessen äußere Vorzüge — er kannte die schwache Seite des Helden — er mit etwas schmeichlerischer Ausführlichkeit lobt **). Es zerfällt in vier Abtheilungen und sechzig Dialogen. Die erste Abtheilung zählt 14 dieser

*) Herders Seele und Gott.

**) Soll ich die zierliche Form seines schönen Körpers erwähnen? Zieht sie doch nicht nur Heldenfrauen, reizender als tausend Helena's, mit Liebe zu ihr an, sondern sie zähmt sogar den Uebermuth der Freigeister, hält ihre Frechheit im Zaume und drängt ihre verbrecherischen Anschläge zurück; denn, wenn sie in den Glanz und in die Majestät Deines überherrlichen Antlitzes schauen, können sie nicht umhin, zitternd einzugestehen, daß das Siegel der Gottheit dem Menschen aufgedrückt sey. Epistola nuncupator. — Und etwas weiter unten heißt es: Wahrlich, wäre ich ein Zögling Platon's, so würde ich Dich als die Weltseele ver-

letztern und handelt ab: über die Sonne und deren Figur, über ihre Farbe, den ersten Beweger, ihre Pole, und ihre Ewigkeit; sodann über die Gestirne, über das Feuer, die Kometen, den Regenbogen, den Blitz, den Schnee, den Regen, über Bewegung und Ruhe, über das Kanonenpulver, die Luft und deren Verderbniß. Die Zweite, in 13 Dialogen hat vorzugsweise jenen Theil der Naturwissenschaft zum Vorwurfe, welcher auf Erde und Wasser sich bezieht. Die dritte enthält in 23 Dialogen: Untersuchungen über die Erzeugung der Thiere, und die verschiedenen Leidenschaften des Menschen. Die vierte endlich, mit 10 Gesprächen, läßt sich vorzugsweise über die Religion der Heiden, über Orakel, Wunder, Paradies und Hölle aus.

Während man in den frühern Schriften viel Böses mit Gutem vermischt gefunden haben wollte, sah man in diesen Dialogen von den Naturgeheimnissen ein Uebermaaß von Bösem mit einigem Guten zusammenhängend. Die ganze Unterredung spinnt sich zwischen Lehrer und Schüler fort. Diese Manier

---

ehren und küssen! — Endlich noch folgende Stelle: Kein Wunder also ist's, wenn alle Dich der Sonne vergleichen, ich aber Dich ihr vorziehe. Denn *sie*, ungeachtet sie ihre goldenen Strahlen, immer und allenthalben hin versendet, hat gleichwohl noch nie mit Gold mich bereichert; sobald aber Deine Herrlichkeit mich auch nur einmal mit gütigen Augen anblickt, werde ich gleich über und über golden.

hatte — nach den Beschuldigungen seiner Feinde — Vanini deßhalb gewählt, um seine wahren Ansichten über Gott, Glauben und Unsterblichkeit desto künstlicher verschleiern zu können. Der Schüler führt in dem Buche den Namen Alexander, der Lehrer Vanini's Namen selbst. Auf vier Arten aber soll dieser den Atheismus darin gelehrt haben: das einemal erklärt er: die Argumente der Atheisten drückten seinen Christenglauben so sehr in die Enge, daß, wenn er nicht Christ wäre, er dieß und jenes von ihren Behauptungen für wahr annehmen müßte. Ein andermal gibt er vor: die Atheisten hätten ihm diese oder jene Meinung entgegen gehalten; nun schickt er sich an, sie ernsthaft zu widerlegen, bricht aber mitten in der Hauptsache den Faden ab, und hat somit die Leute gar nicht widerlegt. Bei einem dritten Anlaß, nach irgend einer Kontroverse, die sich erhoben, erklärt er, schon hinreichend geantwortet zu haben; und dennoch sieht man nirgends, daß dies bündig und mit Nachdruck geschehen. Oder er greift den Kultus geradezu scherzweise und ernsthaft, wie es ihm beliebt und ohne alles Bedenken an.

Die erste der hier aufgezählten vier Arten will der Protestant Schramm bei der Unterredung über die Gestalt des Himmels und dessen Berge, ausgewittert haben. Der Jüngling Alexander nämlich fragt seinen

Meister, von wem wohl er glaube, daß der erste Himmels-Kreis in Bewegung gesetzt werde? Und V. antwortet ihm also: Julius will nicht von Gott beengt werden, weil Gott ein einfaches Wesen ist, und alles im Akte hat, nichts aber in der Macht, da er Herr der Zeit und der unendlichen Kraft ist. In dem Beweger des ersten Beweglichen aber findet sich etwas der Macht ähnliches; denn die Handlung der morgigen Revolution ist noch nicht im Akte, sie ist also in der Macht zu derselben. Sein ist überdieß dann die Handlung mit der Zeit, und zwar eine unendliche nach Theilen. — Alexander: wäre ich nicht in christlichen Schulen gebildet worden, so würde ich sagen: der Himmel ist ein Thier, welches von seiner eigenen Form, der Seele, bewegt wird. Allein da es nun viele Leute gibt, die durch eine fromme Scheu abgehalten werden, dieser Meinung von der Himmelsseele beizustimmen, was können wir wohl frei noch bekennen? V. Dieses, wenn ich nicht sehr mich trüge: daß der Himmelskörper von seiner eigenen Form, wie in einem Kreisel, herumgetrieben wird, gleich den Elementen. Nun aber vergißt unser Philosoph immer noch Auskunft zu geben, von wem diese eigene Gestalt und Seele ursprünglich dem Himmelskörper geworden ist, ob von Gott oder nicht *)?

*) De Arcan. Dial. IV.

Wenn V. gegen diejenigen Philosophen zu Felde zieht, welche auf astronomische Gründe mehr, denn auf die Autorität der heiligen Bücher, bauen, und man ihn um seine Meinung fragt, erwiedert er: Wäre ich nicht ein Christ, so würde ich auf die Ewigkeit der Welt schließen, deßhalb, weil ich den Ursprung der Gebirge nicht finde. Ich will jedoch nunmehr nur so viel sagen: die Berge sind von Gott gemacht worden, in jenen Theilen der Erde, welche mit den Dispositionen des Himmels congruirten.

In Bezug auf die Affekte der Menschen kommt eine nicht minder sonderbare Stelle vor: wäre ich nicht ein Zögling der Christen, so müßte ich behaupten: Nicht durch Eingebungen böser Geister werden die Menschen zu Lastern verwirkt, sondern durch verborgene Feuchtigkeiten. Ein andermal wird Alexander redend eingeführt mit seiner Ansicht vom Leben: „Von einer solchen Reihe von Drangsalen ist der Mensch umlagert, daß, wenn nicht die christliche Religion, für deren Beschützung ich zu jeder Stunde mein Blut zu vergießen bereit bin, mir widerstritte, ich die Behauptung wagen möchte: wenn es böse Geister gibt, so wandeln sie in Körpern der Menschen, und werden für ihre Ruchlosigkeit gezüchtigt.“ Die andere Art, mit den Atheisten zu kämpfen und dadurch selbst in ihre erste Reihe zu treten, fiel Vanini's Gegnern in den Aeuße-

rungen über Cardanus und über verschiedene biblische Stellen auf.

So läßt er in der Unterredung mit dem obenerwähnten holländischen Freigeiste folgendermaßen sich hören: „Dieß würde kaum Cardanus glauben, welcher übrigens den Anhängern einer entgegengesetzten Ansicht abgerathen hat, die Atheisten zu verbrennen.“ Gleich darauf wird die epikuräische Ansicht des Cardanus von der Unsterblichkeit der Seele, so wie vom Tode des Elias mitgetheilt, und Vanini begnügt sich, dem Gegner zu erwiedern: „Ich bitte Dich, lassen wir diese überaus läppischen Mährchen fahren!“ Und weiter unten, wo, in Bezug auf die Aeußerungen eines Wiedertäufers über die Streitfragen der Christen, Alexander sie für eine Lüge erklärt hat, gibt sich Vanini gleich zufrieden und sagt ganz kalt: „So ist's; doch weil wir vor allzugroßer Bewegung in unserer Disputation förmlich warm geworden sind und überdieß durch die Gewalt der Hitze, bei offener Haut, mehrere Geister müde von der Bewegung, uns geschwunden sind, so reicht uns, o Knaben, die gebührende Labung!“ Hierauf, nach Anziehung der Mosaischen Verordnungen, bemerkt er: das Schweinefleisch betreffend, daß es für seinen Magen nichts widerwärtigeres, als dieses Fleisch gebe. Alex. Es scheint, Du suchst bei Deinem Tadel des Schweinefleisches, den Männern vom mosaischen Bekenntnisse

zu gefallen. Vanini: Pensate voi! Die alten Philosophen verlachten das Ceremonienwesen der Hebräer. Allein ich, indem ich die Antwort der Atheisten verwünsche, welche dieß in den Bereich der Politik verwiesen, (da die am Aussatz Leidenden bei den Hebräern Strafe erlitten), ich läugne den Wahrsagern in's Gesicht, daß der auf dem Cretensischen Ida verehrte Jupiter ein Schwein zur Säugamme gehabt habe.

Nicht minder gefährlich schien Vanini's Art und Weise, die Freigeister zu widerlegen, in seinem Gespräche über die erste Erschaffung des Menschen. Er gibt sich dabei den wunderlichsten historischen Spielereien hin. So sagt er unter Anderem von sich selbst: als Julius Cäsar einst um seine Meinung über die erste Bildung des Menschen befragt wurde, antwortete er: Diodor von Sicilien ließ den Menschen durch Zufall aus Erdlehm hervorgehen. Alexander: Wenn dem so ist, warum existirt nach 5000 Jahren seit Erschaffung der Welt kein Individuum mehr von dieser Zeugungsweise? Jul. Cäsar: Es gab auch jetzt noch manche, welche diese Fabel für baare Wahrheit angenommen haben. Sie behaupten, durch irgend ein Zusammentreffen der Gestirne werde es möglich, daß gewisse Formen entstehen, welche der Materie auf eine Art eingeprägt werden, daß Menschen nach diesem Modell hervorgehen können. Alexander: von welchen

Bewegungen himmlischer Körper ist es denn herausgebracht, daß dergleichen hervorgehen kann? Vielleicht könnte man an ein solches Entstehen glauben, wenn wir mit den lügnerischen Griechen die Steine Deukalions und Pyrrha's annehmen wollten. Jul. Cäsar: Gleichwohl scheint Jeronimo Cardano ein Anhänger dieser Meinung zu seyn, denn er bricht in die Worte aus: Und es ist zu glauben, daß nicht nur allein die ganz kleinen, sondern selbst die größeren, ja alle Thiere aus der Verwesung ihren Ursprung nehmen. Von den Mäusen ist es bekannt, und die Fische erzeugen sich von freien Stücken in frischem Wasser. Alexander: Fürwahr, ein herrliches Argument von unserm guten Cardanus: eine Maus kann aus der Fäulniß entstehen; also kann es auch der Mensch! Jul. Cäsar: Allein er setzt gleich hinzu: Denn nachdem die Verwesung vorangegangen, scheidet das Fette von der Asche und alsbald gießt jene Wärme der Materie eine für sie passende Seele ein. Alexander: Es fehlt uns nirgends an einer großen Masse von Verwesung; warum ist denn noch niemals aus irgend einem Haufen davon ein Ochs oder ein Pferd entstanden? Jul. Cäsar: Derselbe Diodor v. Sicilien, welchen ich angeführt, schreibt ferner: Wo immer an einer Stelle des Nilstroms ein von den Gewässern verlassenes Bett sich vorgefunden, sah man schnell un-

geheure Thiere aus der schlammichten der Sonne ausgesetzten Materie hervorgehen. Alexander: Diese Lüge möchte ich nicht nachschreiben. Jul. Cäsar: Andere träumten, der erste Mensch sey aus dem Aas von Affen, Schweinen hervorgegangen; denn der Mensch ist überhaupt im Fleisch und in den Sitten diesen Thieren sehr gleich. Einige Atheisten von milderer Ansicht, bezeugten: blos die Aethiopier stammten vom Geschlecht und Saamen der Affen, da man bei beiden denselben Grad von Lebenswärme wahrgenommen. Alex. In Wahrheit ich muß mich wundern, warum sie nicht aus der aufrechten Haltung des Menschen seinen edleren Ursprung vor dem der Thiere, gefolgert haben. Jul. Cäs. Es gibt aber doch Atheisten, welche behaupten, die ersten Menschen seyen eben so krumm wie die vierfüßigen Thiere herum gewandelt; man erblicke deutlich, sagen sie, daß die Menschen, wenn sie alt geworden, wiederum mehr zur Weise der vierfüßigen Thiere sich neigen, und es müsse daher durch eine besondere Kunstfertigkeit geschehen seyn, wenn sie als zarte Knaben mit den Händen aufrecht zu gehen sich angewöhnt. Alex. Ich möchte für mein Leben gern den Beweis für diese Thatsache haben: ob ein neugeborner Knabe, der in Wäldern großgezogen wurde, wirklich als vierfüßiges Thier aus demselben hervorginge. Doch lassen wir diese Fieberträume der Athei-

sten und halten wir uns lediglich an den Vorschriften der Religion.

Man bezüchtigte Vanini aus der Zusammenstellung der über diesen Punkt der ersten Menschenerschaffung erregten Aeußerungen der Tendenz, mit Diodors von Sicilien und Cardano's Worten, somit blos in einer bequemen Verhüllung, den Atheismus gepredigt zu haben.

Die Frage: warum ist der Mensch geschaffen worden? beantwortet V. aus Averroes; und Alexander äußert sich gegen ihn also: Deine Vernunftschlüsse sind scharfsinnig; doch glaubte ich stets, der Mensch sey dazu geschaffen, daß er den übrigen Thieren gebiete. Van. Getraust du dich zu behaupten, daß der Mensch den Basilisken gebiete? Alexander: Ertödten mag der Mensch nicht einmal den Basilisken, geschweige ihm gebieten. Van. Und der Basilisk den Menschen; somit ist die Herrschaft zwischen Beiden gleich vertheilt. Denn da allein muß von geschiedten Leuten eine wirkliche Herrschaft angenommen werden, wo auf der andern Seite Unterthänigkeit und Gehorsam sich zeigt. Allein welcher Mensch hat noch jemals den Basilisken, oder den Bienen, oder den Adlern Gesetze gegeben? Gewiß, wenn der Mensch auch wilde Thiere fängt, so wird er eben so vielmal von ihnen gefangen; wenn er tödtet, so wird auch er

getödtet; wenn er verschlingt, wird auch er verschlungen. Alexander: Dieser Aufruhr der Thiere gegen die Menschen kam aber erst nach der Sünde. Damals noch, als unsere ersten Eltern in jenen seligen Gefilden der Unschuld verweilten, gehorchten ihnen alle Thiere. O goldenes Zeitalter! — —

V. Seufze nicht so sehr, denn siehe, auch nach der Sünde gehorchen noch die Schaafe den Menschen, und vor derselben die Schlange *). V. dies wollte ich eben sagen. O glückliche Schuld Adams, welche einen solchen Versöhner erhielt, durch den wir jetzt nicht nur über alle Thiere die Herrschaft, sondern die Engel selbst zu Lehrern erhalten haben. Doch, ich bitte dich, überlassen wir dieß den Greisen der Sorbonne, und üben wir, wenn es dir anders gefällig ist, unsern Geist an wirklich philosophischen Gegenständen. Alexander: Ich bin es zufrieden **).

Plutarch's Behauptung von Orakeln und Sybillen, die V. schon im Amphitheater bekämpft hat, wird auch hier wieder beleuchtet, und die Trüglichkeit der Beiden dargethan. V. schließt jedoch seine Abhandlung darüber nicht mit, wie die meisten Andern, daß

---

*) Praed. — — heißt es im Text, wo die redende Person, gleich als reue sie der Gedanken, wieder abbricht.

**) Dial. 37.

durch die Ankunft des Erlösers die falschen Orakel hinter einander verstummt, sondern er führt Gründe aus Aristoteles an. „Alles Erzeugte in einer jeden Gattung hat seinen Anfang, seine bestimmten Tage und geht wieder in die Zerstörung über. Doch folgt nothwendig auf dieselbe eine neue Zeugung, und Anlagen (Dispositiones), welche jenen der Zerstörung widerstreiten, müssen vorangehen; denn wenn nicht die Anlagen der Zeugung über die der Zerstörung siegten, würde erstere gar nicht statt finden, da nichts erzeugt werden kann, außer es sind in dem Stoffe adäquate Anlagen vorhanden; so wie wiederum nichts zerstört werden kann, außer es werden auch die erhaltenden Anlagen des Subjektes zerstört. Diese Regel zeigt sich in ihrer ganzen Aechtheit nicht nur bei einzelnen Menschen, sondern auch bei Städten, Reichen und Religionen, worauf auch Aristoteles deutlich hinzuweisen scheint. Aus dem allem kann man schließen, daß die Orakel zu seyn begonnen und aufgehört haben, wie jedes der Zeugung und Zerstörung unterworfene Ding. Allein auf die Zerstörung folgt wieder eine neue Zeugung, welche Dispositionen hat, die mit jener widerstreitend sind, und bei dem Aufhören eines Gesetzes folgt ein anderes, beinahe gänzlich entgegengesetztes. Da nun die Religionen des Heidenthums Alter angewandelt und Zerstörung ihnen bevorstand, so mußten

zuerst die Anlagen jenes Gesetzes zerstört werden. Diese aber waren die Orakel. Die Orakel hörten daher auf, und alsbald kam an die Stelle jenes Gesetzes ein anderes, in seiner Form dem alten diametralisch entgegengesetzt. Allein weil die Menschen nicht so leicht von einer Religion zur andern übergehen, so waren bei Ankunft des neuen Gesetzes erstaunenswerthe Wunder nöthig. In der That, es gibt kein Gesetz, welches nicht Wunder aufwiese, die sein Entstehen begleitet. Daher wurde aus den himmlischen Körpern, aus den heiligen Thieren der Mensch gewählt, welchem die Gewalt verliehen ist, Wunderbarliches zu bewirken.

Denn die vorzüglichsten Kräfte, die in allen Kräutern, Steinen und Thieren zerstreut sind, sammeln sich hier in Eines zusammen, und theilen dem Einen so viel mit, daß er für einen zweiten Gott gehalten wird. Sobald daher Jemand den Anfängen eines neuen Gesetzes zu widerstehen wagt, wird er alsbald durch fürchterliche Träume und Erscheinungen erschreckt, und die himmlischen Körper gründen so, den Menschen zur Wohlthat, die Religionen.

Noch bedeutsamer zeigte sich eine andere Ansicht über diesen Punkt, hergenommen aus den Gründen mehrerer Philosophen, in welcher man durchaus atheistisches Streben erkennen zu müssen glaubte. Nach der Meinung Jener, zumal des Platon und des Ari-

stoteles, ist die Welt ewig, und es kann der Spezies nach keine unendliche Dinge geben; sie sind auch nie gewesen, noch werden je sie seyn, weil von Zerstörbarem nichts zum zweitenmal in ein Individuum übergehen kann. Aus dieser Ursache sind die Religionsgebräuche, welche damals vorhanden, schon hunderttausendmal da gewesen und werden eben so vielmal sich wiedergebähren, als sie künftig noch untergehen werden. Es findet sich nichts vor, von dem nicht ein Gleiches dagewesen ist und ein Gleiches wieder seyn wird. Auch gibt es nichts, noch wird seyn, was nicht schon einmal da war und wieder seyn wird. Da nun ein solcher Wechsel unaufhörlich und ewig ist, so muß er eine ewige Ursache haben. Diese Ursache kann nirgendwo anders gefunden werden, als in den himmlischen Körpern, in Gott und den Intelligenzen; somit leiten alle Gesetze ihren Ursprung und ihren Untergang von den himmlischen Körpern her, welchen die Intelligenzen aus Auftrag Gottes vorstehen. Jede Religion weist bei ihrem Anfang und Ende, nicht aber in der Mitte ihres Bestehens, Wunder auf; um diese Zeit beweisen die Astronomen die neue Religion durch die einleuchtendsten Wunder, und auch ich meine Behauptung durch den allerkräftigsten Grund, nämlich: Da aus den großen Verbindungen der Gestirne auch das Geringere, Irdische große Gewalt empfängt, so bringt es

wunderbare Werke hervor. Die Willenskräfte der Menschen nehmen einen ungewöhnlichen Schwung, die Phantasie, deren der Verstand, jener Rathgeber des Willens, so häufig gebraucht, unterwirft sich dem Himmel; deßhalb gibt jeder weise Mann, der nach der heiligen Ehre eines ewigen Namens strebt, weil er dieß alles vorsieht, sich als einen von Gott gesendeten Propheten kund; die Wunder, welche nothwendig durch die Kraft der himmlischen Körper entstanden, schreibt er seiner eigenen erdichteten Allmacht zu, und so staunt und betet ihn dann der betrogene Pöbel an. Man kann daher durchaus nur diejenigen Mirakel als wirkliche gelten lassen, welche nach einer unübersehbaren Reihe von Wandlungen der Himmel eintreffen werden, nicht aber die, welche blos die Kräfte der Natur übersteigen. Aus dieser Ursache muß man auf die vorliegende Frage einfach antworten: die Orakel haben aufgehört, weil sie angefangen haben.

Vanini, welcher diesen seinen Satz noch eine Zeit lang fortführt, scheint plötzlich sich zu besinnen, daß er gewaltig mißverstanden werden könne. Er erklärt daher das Ganze für eine Uebung philosophischen Schulwitzes und unterwirft sich demüthig wieder den Aussprüchen des Christenthums.

Nach den vorangegangenen Suppositionen — er-

erklärt er endlich — hört das, was anfängt auf. Aufhören kann es aber nicht, außer es treten entgegengesetzte Dispositionen dazu, wie z. B. das menstruirende Blut nicht verdorben wird, außer wenn Dispositionen für Menschenbildung in dasselbe hinein sich drängen, welche mit den früheren im Gegensatze sind. So kam nach den Orakeln ein denselben widerstreitendes Gesetz. Bei den Nachkommen wird aber auch das Gesetz der Orakel seine Kraft behaupten. So wird das menstruirende Blut demnach verdorben und ein Mensch erzeugt, unter dessen Form jenes verborgen, bis es, durch irgend einen kräftigern Geist angeregt und mit Leben erfüllt, plötzlich hervorbricht. Die Zeit ist unendlich, in Bezug auf die Bewegung, welche jener ewige Beweger der Dinge niemal in Stocken gerathen lassen wird; allein der Spezies nach können die Dinge nicht unendlich seyn; alles, was daher untergegangen, wird, in Folge einer Art von Jus postliminium, durch die Bewegungen der Himmelskörper, wieder ins Leben gerufen werden; der Spezies, nicht dem Individuum nach, wie Platon geträumt hat. Die Unterweisungen unserer überverfeinerten Philosophie bringen allein solche Großthaten hervor; allein, voll Gehorsam gegen den christlichen Glauben, verabscheue ich sie, ja ich hatte sie bereits im Stillen verabscheut, noch ehe ich diesen Scherz ausgesonnen.

Die merkwürdigste Erklärung, welche in seinem Prozesse, durch der Gegner und Richter willkührliche Auslegung, am meisten ihm geschadet hat, gab er über das Wesen der Gottheit: „Die Natur — heißt es im vierzigsten Dialoge — ist das Vermögen Gottes, ja Gott selbst; nämlich jene Natur, welche gleich einem unverdrossenen Künstler ein, wiewohl glücklich begonnenes, Werk zu vollenden nicht im Stande ist, da der Stoff als verdorben und unbrauchbar sich zeigt. Und als Alexander ihn frägt, in welcher Religion man nach der Meinung der alten Philosophen Gott am ächtesten und wahrsten verehrte, erwiedert Vanini: in der einzigen, im Naturgesetz, d. h. demjenigen, das die Natur, welche Gott selbst ist (denn er ist der Anfang aller Bewegung) in die Herzen aller Völker geschrieben. Alle übrigen Gesetze hielten sie blos für Erdichtungen und Blendwerke, zwar nicht von einem Kakodämon eingeschwärzt — denn von diesem Mährchen wollen die Philosophen längst nichts mehr wissen, — wohl aber von den Fürsten ausgesonnen, damit ihre Unterthanen desto williger am Gängelbande des Gehorsams geleitet würden, und bekräftigt von den Priestern, wegen ihrer Begierde nach Einfluß und Gold; durch sie, die keine Mirakel wirken, wohl aber eine Menge wunderbarer Thaten erzählen, und auch Belohnungen und Bestrafungen für gute und böse Hand-

lungen versprechen, jedoch, damit ihr Betrug nicht entdeckt werde, erst für das künftige Leben; denn wer ist je daraus zurückgekommen? So wird dann also der stockdumme Pöbel durch die Furcht vor einer höchsten Gottheit, welche alles sieht und mit ewigen Belohnungen oder Strafen vergilt, in ewiger Knechtschaft erhalten! Nicht ohne Grund sang daher schon der Epikuräer Lucretius: „Furcht schuf die ersten Götter der Welt.“

In einem andern Dialog *), wo über die Verfluchung des Schooses der Mutter die Rede ist, meint Vanini: die heidnischen Philosophen hätten durchaus nicht begreifen können, daß alle Kinder der Menschen, wegen des Sündenfalls der Eva, mit Schmerzen geboren würden, wie die Christen behaupteten; — indem man ja auch die unvernünftigen Thiere, welche jedoch der Sünde unfähig, dieselbe Drangsal erdulden und ihre Brut nur unter den heftigsten Schmerzen zur Welt bringen sähe.

Die Engel und die Teufel finden vor unserm Philosophen keine Gnade. Er läugnet schlechtweg ihre Existenz und hält sie für eine Erfindung des menschlichen Verstandes. Alle Bezauberungen erklärte er als Werk alter Weiber, aus ihren häßlichen Geistern

*) Dial. 41. p. 166.

entsprungen. Auf den Einwurf Alexanders: „Gleichwohl finden sich junge, jenen Mattigkeiten nicht unterworfene, Zauberer, welche im Rufe stehen, ihr Handwerk bei Anderen zu treiben," — erwiedert Vanini: Dieselben glauben es nur aus Höflichkeit. Nie werd' ich mich überreden lassen zu glauben, daß durch die Kraft von Dämonen solches bewirkt werde, indem ich an das Daseyn der Dämonen selbst nur aus Respekt gegen die Religion glaube), sondern ich möchte es eher irgend einem physischen Vermögen zuschreiben. Alexander wendet ihm hierauf ein: Wenn es keine Dämonen gibt, wie konnten denn Pharao's Zauberer so viele Wunder thun? Vanini: Die Philosophen welche den Glauben an die Dämonen verwerfen, verachten auch die Historien der Hebräer. Cardanus erklärt dieß so: jene Betrüger, welche so gern Frösche herbeigezaubert hätten, machten aus Speichel etwas, das, wenn es auf die Erde geworfen ward, Frösche hervorbrachte. Denn wenn wir sehen, daß ein Wassertropfe zur Sommerszeit einen Frosch zu erzeugen im Stande ist, warum soll es nicht auch möglich seyn, daß ein solcher aus Speichel entstehe, wenn seelische Potenzen mit dazu' kommen? Ueber die Dämonen aber, welche in fremden Sprachen geredet, läßt unser Philosoph sich folgendermaßen aus: Der menschliche Geist verschließt die Wissenschaft aller Dinge, die Kenntniß aller Sprachen

in sich, denn er ist himmlischen Ursprungs und der Göttlichkeit theilhaft; von der Last des Körpers unterdrückt, ist es außer Stande, die inwohnenden Kräfte hervortreten zu lassen. Doch gleich dem Feuer, das von Asche überdeckt, strebt er hervorzulodern; und so geschieht es denn, daß die Funken unseres Genie's irgend einer Anregung von Außen bedürfen, um die dichten Nebel, die es verhüllen, zu zertheilen und Strahlen leuchten zu lassen. Alex. Ich weiß dieß; doch welchen Schluß ziehst du daraus? Vanini: Wenn die Feuchtigkeiten in uns recht zu sieden beginnen, erfolgt auch stets eine Aufregung der Lebensgeister; durch eine ungewöhnlich rasche Bewegung nach dem Gehirne getrieben, erpressen sie gewissermaßen von demselben die Kenntniß des Idioms, welche in ihm verborgen lag, auf die nämliche Weise, wie wir aus der Reibung des Kieselsteines Funken hervorsprühen sehen. Alexander: du erzählst hier Wunderdinge. Vanini: Stellt es sich nicht durch häufige tägliche Beispiele heraus, daß Fieberkranke zur Sommerszeit Laute von sich geben, die einer fremden Sprache angehören? Macht nicht ein edler, ganz lauterer Wein, in Fülle getrunken, auch oft dumme Menschen beredt, wie schon Horaz in jenem Verse bemerkt:

Welchen häufige Becher sogar nicht beredsam machten,

So gab es in einer Gegend Thraziens ein Heilig-

thum des Bachus, von welchem aus, Weissagungen und Orakelsprüche ertheilt zu werden pflegten. Die Vorsteher dieses Tempels waren aber unfähig, ihre Aufgabe gehörig zu lösen, wenn sie nicht zuvor tüchtig Wein zu sich genommen. Die Wärme des Weines schärfte ihren Verstand und weckte die eingeschläferten Lebensgeister, so daß sie, nach dem Gehirn getrieben, diejenigen Stimmen hervorriefen, welche in denselben bisher verschlossen gewesen. Wenn daher die alten Philosophen (der späteren Aera) die Apostel, als in verschiedenen Sprachen redend, sich auch gefallen ließen, so verstanden sie es doch so, als wären sie betrunken gewesen. Darauf spielt St. Lukas selbst an, mit den Worten: „Andere verspotteten sie und sagten: sie wären trunken von Wein *)."

Man glaubte, daß B. auch die Auferstehung der Todten, gegen Plato und andere Griechen, die sie vertheidigt, und namentlich durch das Beispiel des in der Schlacht gefallenen und nach zwei Tagen selbst vom Scheiterhaufen wieder aufgestandenen Pharäus zu beweisen suchten, durch folgende Stelle verspotten wollte: „Lucianus würde antworten: dieß seyen mährchenhafte Erzählungen, ausgesonnen von lügenvollen Griechleins und von platonischen Heuchlern mit dem Heiligkeits-

*) Dial. 59.

Nimbus übergossen. Hierher gehört ganz sicherlich, was Plato vom Volksunterricht des Sokrates berichtet. Alex. Dieser kämpfte gegen mehrere andere Philosophen für die Unsterblichkeit der Seele. Vanini: Rettete er auch die Seele dieses Vögelchens, das so eben vorbeifliegt, vom Untergang. Alex. Sokrates war doch übrigens ein Mann vom reinsten Charakter. Vanini. Er hinterließ gleichwohl der Nachwelt die Lehre, daß es dem Staat zum Frommen gereiche, wenn der Pöbel in religiöser Hinsicht durch erdichtete Wunderwerke getäuscht werde. Alex. Dennoch trug er kein Zagen, in Verfechtung der Wahrheit und in Verwünschung der Vielgötterei, zu sterben. Van. So ist es. Aber er that es nicht aus Eifer für seine Idee, sondern um der Schmach zu entfliehen; denn in jenem, an Beispielen der Starkmuth und Heldenkraft so reichen Jahrhunderte würde er Jedermann ein Spottbild gewesen seyn, wenn er aus Furcht vor weltlichen Strafen, aus der Rolle gefallen wäre. Vielleicht auch haben die Inquisitoren von Athen ihm nicht einmal den Widerruf gestattet. Alex. Du mußt auf eine andere Ursache sinnen. Van. Ich werde niemals der Ansicht abergläubischer Leute huldigen, welche dieß auf die Geister beziehen, bis sie mir das Daseyn von Geistern aus natürlichen Gründen bewiesen haben werden.

Nachdem Vanini die Auferstehung der Todten

deßhalb bestritten zu haben scheint, weil man aus natürlichen Gründen sie nicht erweisen könne, wird auch die Frage abgehandelt, ob die himmlischen Körper wohl auch auf den Willen des Menschen Einfluß üben? Alexander läugnet solches, und gesteht ihnen blos Gewalt über die untergeordneten materiellen Dinge, keineswegs aber über den geistigen und über den Willen zu. Vanini aber, in der mit ihm hierüber angestellten Untersuchung, scheint anzudeuten, die menschliche Seele sey blos Materie und kein Geist. Ueber die Unsterblichkeit der Seele selbst geht er mit ausweichender Antwort und mit einem Scherze auf die Leichtgläubigkeit der teutschen Theologen und Philosophen hinweg*).

---

*) Alexander: Quaeso, mi Juli, tuam mihi de animae immortalitate sententiam explices. Jul. Caes. Excusatum me habeas rogo. Al. Cur ita? J. C. Vovi Deo meo quaestionem hanc non pertractaturam, antequam senex, dives et Germanus fuero. Dial. 57. p. 492.

Durand wirft Vanini einen entschiedenen Haß gegen die Teutschen vor, und übernimmt die Vertheidigung unserer Nation. Er findet die verächtlichen Aeußerungen gegen dieselbe auch schon aus der Ursache sehr indiskret, da doch der Marschall v. Bassompierre, der geistvollste und trefflichste Mann seiner Zeit, Teutscher von Geburt gewesen. Durand bemerkt überdieß noch, daß wenn Vanini das Glück gehabt, länger zu leben und die neuesten Bestrebungen der Teutschen (in der Philosophie) kennen zu lernen, er sicherlich ein anderes Urtheil gefällt haben würde. So aber ver-

„Hier will ich nicht sagen, wie höchst lächerlicherweise das Spirituelle dem Materiellen entgegengesetzt wird, da Spirituale doch von Spirare sich ableitet, die Spiration aber der Materie nicht entbehrt. Eben so wenig werde ich mit Plato Geist eine mit Wärme übergossene Materie, Feuer oder Wärme, benennen; noch werde ich den Stoikern beipflichten, welche behaupten, der Geist sey aus einer glänzenden, durchsichtigen, jedoch unsichtbaren Materie hervorgegangen. Noch viel weniger erlaubt mir die Religion, den Ausspruch von Aristoteles zu unterschreiben, welcher irgendwo den Geist als eine natürliche Wärme und den schäumenden Samen als dessen Sitz bezeichnet. Ich werde ferner nicht in die Fußtapfen der Mediziner treten, welche folgende Definition geben: Der Geist ist ein ätherischer Körper, voll Wärme und Vermögen, und zugleich das erste Hinderniß und das erste Werkzeug bei Ausübung ihrer Funktion; ja selbst

---

fiel er in den Fehler der Einseitigkeit, dessen sich nebst so vielen andern Zeitgenossen jener französische Jesuit schuldig machte, welcher in allem Ernst die Frage aufwarf: ob ein Teutscher auch Verstand haben könne? Diese Frage wurde bekanntermassen sehr gut von einem Angehörigen dieser Nation durch eine andere erwiedert: ob es möglich sey, daß ein Franzose ein Urtheil habe? pag. 148 — 149.

Hippokrates überzeugt mich nicht, wenn er behauptet, der Geist habe seinen Namen deßhalb erhalten, weil er wegen der Feinheit seiner Materie unserem Gesichtskreis entzogen wird und der Aether und der Wind würden bisweilen ebenfalls Geist genannt werden, blos weil sie nicht mit den Augen erblickbar, ob sie gleich sonst mit Materie begabt seyen. Diesen antworte ich, mit Unterlassung aller sonstigen Bemerkungen, kurz also: Der Wille kann nicht wirken ohne vorangegangene Zurathziehung des Verstandes; im Verstande selbst aber ist nichts, was nicht früher schon im Sinne war, und der Sinn ist von den Himmelskörpern abhängig.*)

Vanini beschließt das in jeder Hinsicht so merkwürdige Buch mit bittern Klagen über die Ungewißheit und Nichtigkeit aller Wissenschaften und geistigen Bestrebungen, ähnlich hierin seinem Geistesverwandten, Cornelius Agrippa von Nettesheim. Umsonst bemerkt ihm sein Jünger Alexander: er habe durch seine Schriften für ein ewiges Leben auch nach dem Tode gesorgt; er seufzt und ruft aus: „Wenn meine Seele, wie die Atheisten vorgeben, entschwindet, welche Genüsse wird sie nach ihrem Untergang aus jenem Nachruhm wohl ziehen? Wird sie durch die hohlen Stimm-

*) Dial. 57.

chen einer eiteln Glorie zur Ruhestätte des Leichnams herunter gezaubert werden können? Wenn die Seele, wie wir gern annehmen und hoffen, dem Untergange nicht heimfällt, sondern zu den Himmlischen entschwebt, so wird sie allerdings dort so großer Herrlichkeiten und Freuden theilhaft werden, daß sie mit Verachtung auch auf den festlichsten Prunk dieser Welt und auf das glänzendste Lob der Menschen herunterblickt. Steigt sie dagegen in die Flammen des Fegfeuers, so wird mir die Ausrufung jener, den einfältigen Weibsleuten mehr als angenehmen, Gebetes: Dies irae, dies illa! lieber, als alle Ciceronischen Floskeln und feinen Redensarten, ja als die scharfsinnigsten wahrhaft göttlichen Vernunftschlüsse des Aristoteles seyn. Wird sie aber — was Gott verhüten wolle — auf ewig in die Hölle verstoßen, so wird sie daselbst keinen Trost und keine Erlösung mehr finden."

Als Alexander seinen warmen Dank ihm erstattet, für so manche tiefe Wahrheiten, die er noch an der Schwelle der Jugend, von seinem Meister empfangen, gibt ihm dieser folgende goldene Lebensregel, als den vorzüglichsten Trost, welcher allein das durch die Unbeständigkeit, Verworrenheit und Unsicherheit aller Dinge erschütterte Gemüth zu kräftigen und zu erquicken vermöge, nach Hause mit: „Vergiß das Vergangene, kümmere dich nicht um das Zukünftige, fliehe

das Gegenwärtige!“ Das ganze Buch ist, wie auch früher das Amphitheater, dem Urtheil des Papstes Paul V. unterworfen; was nicht nach der Richtschnur des wahren Glaubens ist, will Vanini so viel als nicht gesagt haben. Merkwürdig genug bildet folgender Vers aus Tasso's Amintas den Schluß:

Perduto è tutto il tempo
Che in amar non si spende *).

III. Geschichtliche Urtheile und Würdigung des Charakters und der Tendenz Vanini's.

Von dem Standpunkte der Humanität und der religiösen und philosophischen Duldung aus, wie er unserem Jahrhunderte geziemt, muß die Verurtheilung und Hinrichtung Vanini's als ein empörender Rechtsmord erscheinen. Aber wir müssen uns in den Gesichtskreis der Zeitgenossen des Unglücklichen zurückversetzen und die Begriffe und Gesetze in's Auge fassen, welchen er als Opfer gefallen ist. Es frägt sich nun blos: war sein Wesen und Treiben in der letzten Periode seines Lebens von der Art, daß er als Jugendverführer und Atheist betrachtet werden konnte; und beging er irgend eine solche Handlung oder erlaubte er sich eine Aeußerung, welche den bestehenden, bürger-

*) Verloren gänzlich ist die Zeit,
Die nicht in Lieb' uns hingeschwunden.

lichen und kirchlichen Gesetzen gemäß, mit dem Feuertode bestraft zu werden pflegten?

Es ist allerdings kein leichtes Geschäft, ein entscheidendes Urtheil über die eigentliche Beschaffenheit eines Charakters zu fällen, welche seine Zeitgenossen nicht recht begriffen, und welchen sie, da sein äußeres Wesen mit dem inneren nicht selten in förmlichem Widerspruche lag, nothwendig, wenigstens theilweise, verwerfen mußten. Dennoch läßt sich, selbst aus mehreren äußern Gründen, so wie aus einer nähern Prüfung der Prozeß-Akten, die Ansicht wohl gewinnen, daß es unserm Vanini zwar an jener Gediegenheit und Tiefe und an jener Gemüthskraft und Geistesruhe gefehlt habe, welche allein den Philosophen zum Weisen bilden mögen, keineswegs jedoch, daß er ein Bösewicht, noch viel weniger ein Atheist, im modernen Verstande des Wortes, gewesen sey. Selbst zu seiner Zeit, auch nach Herausgabe der beiden Steine des Anstoßes, nämlich des Amphitheaters und der Dialogen, galt er vielen Jünglingen und Männern, und zwar katholischen Bekenntnisses, zu Paris, zu Lyon und zu Toulouse als ein Muster von Gelehrsamkeit und Tugend, und er wurde von ihnen durch Gedichte gefeiert, deren mehrere seinen Schriften beigedruckt, noch mehrere aber von seinen Feinden mit andern Papieren vernichtet worden sind. Päbste nahmen seine

Huldigungen an, ein französischer Marschall und ein päbstlicher Nuntius waren seine Beschützer; die Sorbonne fand seine Bücher gut katholisch, und erst als Angebereiwuth und Intrigue thätig auftraten, erklärte sie durch Verdammung der vorhin selbst von ihr gepriesenen Schriften, feierlich vor Europa, daß entweder auf ihre Logik oder ihre Moral nicht viel zu halten sey, da man durch ein und dasselbe Spruchkollegium, welches sich selbst über die Jungfräulichkeit des Glaubens bestellt hatte, als getreuer Wächter derselben belobt, und wiederum als ruchloser Freigeist verflucht werden könne.

Es ist in der That ein sonderbarer Umstand, daß es zuerst der Geschäftigkeit eines Dilettanten im Fache des Philosophismus, nämlich des Herrn von Francoui, bedurfte, um den übrigen Leuten über Vanini's Hochverrath den Staar zu stechen. Man hatte bis dahin blos durch Mönche, oder protestantische Magisters, mit welchen beiden unser Mann nicht wenig in Schimpf und Ernst es versucht haben mag, Beschwerden über ihn vernommen. Nirgends war er bis zu dieser Zeit wegen zu freier Ansichten in Glaubenssachen, sondern vielmehr wegen zu eifriger Orthodoxie, in Gefahr gerathen. Da nun kein ostensibler Vorwand aus den Handlungen seines Lebens, noch aus der Form seiner Schriften sich ergab, um den unangenehmen Ne-

beubuhler sich vom Halse zu schaffen, so suchte man in jenen Schriften gewaltsam eine Tendenz. Sie fand sich um so leichter, je weniger sich der Philosoph oft Mühe gegeben hatte, manche abweichende Meinungen zu bemänteln, und andrerseits wiederum, je verdächtiger die Art und Weise nicht selten war, wie er manche seiner Behauptungen durchführte und die Einwürfe der Gegner widerlegte.

Bei Beurtheilung des Mannes und seines Charakters aber, wie bei der Würdigung seiner Schriften, müssen vor allem die inneren Gründe für und wider geprüft und gegen einander gehalten werden; darauf folgen erst die spärlichen zerstreuten, unklaren Data der Lebensgeschichte und die durch Haß und Fanatismus nicht minder verworrenen Zeugnisse der Ankläger und Richter. Denn bloß aus diesem haben beinahe alle Biographen geschöpft.

In Wahrheit, wenn wir den Ideengang des unglücklichen Vanini in seinen Schriften, zumal aber in den von uns nach ihrem Hauptinhalte angeführten, verfolgen wollen, so tritt uns eine mehr als auffallende Unentschiedenheit seiner eigentlichen Gesinnungen und ein Widerspruch der Ansichten entgegen, welche beide dem Charakter des Menschen und des Philosophen vielleicht einen geringeren Rang in der Geschichte erwirken, aber auch zugleich als die beste Apologie gegen ein durch-

dachtes himmelstürmerisches System angesehen werden können. In dem Amphitheater hat Vanini eine solche Haltung bewahrt, daß gegen ihn auch von orthodoxer Seite nicht leicht aufzukommen war. Die That des Menschen allein, nicht seine Gesinnung, darf ein Gegenstand der Klage vor irdischen Gerichten seyn. Da zu allem Ueberfluß Vanini noch in Allem, wo er geirrt haben möchte, seine Ueberzeugung unter den Glauben gefangen gab und dem Urtheil der Kirche sich unterwürfig stellte, so konnten kein Franconi und Grammond, kein Helvius und kein Parlament von Toulouse, wegen Gesinnungen ihn verdammen, die er auf die ihm zustehende Weise erklärte und rektifizirte, und die sein alleiniges Eigenthum, der Polizei und der Justiz unzugänglich, waren. Wenn er den Männern und Jünglingen, die seine Hörer geworden, Vorträge nach seiner Art und Weise und über seine Lieblingsgegenstände und Grundsätze hielt, so trugen diese selbst und ihre Familien, welche Vanini hiezu aufgefordert hatten, welche vorher ihn kennen mußten, (da man vernünftigerweise keinen Unbekannten zum Lehrer seiner Kinder bestellt), und welchen er, so viel aus allem Vorliegenden erhellt, sich keineswegs aufdrängte, die alleinige Schuld. Der erste Parlamentspräsident von Toulouse, der päbstliche Nuntius, der Marschall von Bassompiere und der Leibarzt Sr. allerchristlichsten Majestät, wel-

cher sogar in einem Gedichte ihn verherrlicht hat, bürgten ihnen dafür, daß der Mann, dem man sich anvertraute, ein Mann von Geist und Rechtschaffenheit sey. Auch war Vanini's schriftstellerische Laufbahn, bereits geschlossen, als er nach dem verhängnißvollen Toulouse kam; man kannte ihn daher hinreichend und der Ruf eines ausgezeichneten Namens war ihm vorangegangen. Hätte er demnach schon früher als Atheist gegolten, so würde alles vor ihm zurückgebebt seyn und nicht mit offenen Armen ihn empfangen haben. Allein die Atheisten- und Ketzerriecherei gehörte zu den angebornen Eigenthümlichkeiten jener Stadt, und dieselbe, welche sich zu verschiedenen Zeiten als eines besondern Vorzugs berühmte, niemals in ihren Mauern die Ketzerei aufgenommen, sondern die Unbeflecktheit ihrer Katholizität bewahrt zu haben, mußte mehr als geneigt seyn, auf die erste Anreizung einen unglücklichen Fremdling, ihrem Verfolgungsinstinkte aufzuopfern.

Es ist wahr, die Dialogen von den Geheimnissen der Naturen unterschieden sich in Manchem wesentlich von den Grundsätzen, welche das Amphitheater durchschimmern und von der Manier, die in diesem Werke vorherrscht. Eine Menge überraschender Behauptungen neuer Lehrsätze, vermessener Zweifel, bitterer Spöttereien treten hier entgegen, und die Urtheile, welche Vanini von Zeit zu Zeit auf dieselben gibt, welche jedoch meist

in Alexanders Mund gelegt sind, verhalten sich in ihrer Gediegenheit oft nicht zur Stärke der gegen Glauben und Kirche feindseligen, ja lebensgefährlichen Entwürfe. Allein all dieses begründet blos eine sehr starke Vermuthung und berechtigt den Historiker keineswegs, Vanini eines in ruchloser Absicht geschmiedeten Planes, geflissentlicher Verbreitung des Atheismus zu bezüchtigen; noch auch gibt es uns selbst nur die Ueberzeugung, daß die philosophische Ansicht das eigentliche Glaubensbekenntniß gewesen sey. Vanini liebte, wie alle seine Schriften beweisen, das Ungewöhnliche, Ueberraschende, Pikante, Räthselhafte und Zweideutige. Wie sein Namensvorfahrer Julius Cäsar, wollte er durch kühne Wendungen und dialektische Hauptstreiche die Gegner blenden und besiegen. Zudem erscheint er in manchen Dingen mit sich selbst noch nicht im Reinen, und er kämpft oft wiederum redlich zwischen Glauben, Aberglauben und Unglauben, zu denen sämmtlich er sich hingezogen fühlt, und deren Elemente alle in seinem Geiste vorhanden waren. Durchaus erscheint in ihm daher ein Dualismus der Ansicht und des Charakters. Faust und Mephistopheles zugleich zu werden, verleitete ihn die ungeheure Eitelkeit des Herzens. Diese war die Wurzel aller übrigen Leidenschaften. Bei ihr muß der Schlüssel zu jenen Widersprüchen gesucht werden, welche in den

Stunden des Todes der Nachwelt das Urtheil erschweren.

Nicht diejenigen Beweggründe, welche Mersenne, Patin, Grammond, La Croze, Schramm, Durand und andre seiner Gegner angenommen, verlockten ihn auf verdächtigen Pfad. Sein genialer Geist, verdunkelt wiederum durch einen bizarren Glauben an die Macht der Gestirne, welchen er so häufig Vorsehung und Schicksal unterordnete, ebenso, verführt durch die Liebhaberei zu geheimen Künsten, durch den Hang zu Spielereien mit glänzendem Witze, durch eine allzugroße Meinung von seinen Fähigkeiten und Verdiensten, in welcher die Huldigungen von Großen und Niedern leicht ihn bestärkt haben mochten, durch seine Unvorsicht im Ausdruck, seine Hinneigung zu schwulstiger Sprache und zu Arabesken der Darstellung — täuschte sich mit einem Schattenbild des Ruhmes: Reformator in der Denkweise seines Jahrhunderts zu werden. Durch die Verbindung beider Oppositionen gegen die bestehende Gewalt im Gebiet der Philosophie und des Kirchenthums hoffte er vielleicht diese letztere zu stürzen, und eine neue philosophische Kirche zu gründen, deren Lebensprinzip der selbst von Kant aufgestellte Grundsatz seyn sollte: Man muß die Tugend ihrer selbst willen lieben, auch ohne ein Jenseits und ohne die Belohnungen und Strafen desselben. An

diesen philosophischen Glauben wollte er zugleich eine heitere Lebensphilosophie knüpfen, bestehend in einem verfeinerten Epikuräismus, wie der Schluß der Dialogen ziemlich andeutet, und dem sich der von tausend physischen und moralischen Uebeln gequälte Mensch zuletzt doch gerne in die Arme wirft. In diesem Falle wäre es sehr wohl möglich und erklärbar, daß Vanini, durchweht von dem Geiste des Averroes *), als Märtyrer des Atheismus und in der Absicht gestorben sey, durch seine beherzte Verläugnung des Daseyns eines Gottes und einer Fortdauer den Menschen ein Beispiel zu geben, daß sie der Furcht nach dem Tode vor den Strafen der Hölle, welche die Hauptverfälscherin aller ächt sittlichen und selbst ächtchristlicher Grundsätze ist, sich einmal entschlagen sollen. Bayle deutet auf die Möglichkeit einer solchen Schwärmerei an, und hebt den moralischen Werth dieser Opferung für eine Idee, ohne die Hoffnung irgend eines Nutzens aus derselben, mit sichtbarem Wohlgefallen, hervor, ob er gleich am Ende seiner Erklärung über Vanini, geradezu für einen Thoren ihn erklärt, der da die

*) Man erinnere sich an den famosen Ausspruch dieses Orientalischen Meisters: „Das Judenthum ist ein Gesetz für Kinder, das Christenthum voll Unmöglichkeiten und der Islam für die Schweine. Meine Seele sterbe den Tod der Philosophen!"

seiner Bestimmung widerstreitende Sünde begangen habe, andersdenkende Menschen in ihrem hergebrachten Glauben und Denken zu stören.

Mit Parker, Brucker und Herder nehmen wir auf jeden Fall am sichersten das Uebermaaß von Eitelkeit als einen vorzüglichen Grund der Anstrengungen Vanini's an, und geben zu: daß Zurechtweisung durch Gründe, und Strafe durch weltlichen Arm, in so fern der Philosoph sich etwas gegen bestehende Ordnungen und Gesetze des Unterrichts anmaßte, ihm vielleicht gebührt habe, keineswegs aber läßt ein solch tumultuarisches Verfahren gegen einen der französischen Gesetze nicht einmal kundigen und denselben nicht unterworfenen Fremdling, noch viel weniger aber der schauerliche Mord sich rechtfertigen, begangen an einem Gelehrten, der kein Privatrecht verletzt, zum Unterricht mehrfach einladende Aufforderung von den höchsten Magistratspersonen empfangen, der blos theoretisch seine Reformationsversuche getrieben, seine Bücher mit Censurerlaubniß herausgegeben und in allem, wo er gefehlt dem römischen Stuhl sich blindlings unterworfen, ja im Verhör ein genügendes Glaubensbekenntniß nach den Satzungen der katholischen Kirche abgelegt hatte. Wie konnte man auf die Denunziation eines beschränkten Kopfes, wie Franconi, und auf die vagen Aussagen einzelner Bürger, ein peinliches Ver-

fahren gegen den einleiten, mit dessen Unterricht Söhne und Väter bis dahin zufrieden waren, und welcher sich durchaus um die innern Angelegenheiten der Toulouser nichts bekümmerte?

Allein hier steckt gerade der Knote. Die Intrigue, die Parteiwuth, die Rechthaberei und die Eifersucht mischten sich in das Spiel. Priester und Gelehrte gaben den Anstoß. Die besondere Wuth, mit welcher namentlich jesuitische Schriftsteller nachmals das Andenken Vanini's auf das schwärzeste zu färben sich bemühten, und die ganze ungewöhnliche Sorgfalt, mit welcher Vanini in der Einleitung zum Amphitheater von den Jesuiten spricht, beurkundet die große Furcht, welche Vanini vor diesem Orden hegte, und wirft ein klares Licht über den dunkeln Prozeß von Toulouse. Warum hat das Parlament die Akten desselben, wie häufig doch selbst bei minder bedeutenden Anlässen geschah, hier, wo es dem „Patriarchen des Atheismus" und mit Spinoza dem allergefährlichsten Feinde des Christianismus*), einem Manne von europäischem Rufe, den man nicht ignoriren konnte, galt, nicht bekannt gemacht, sondern sorgfältig sie verschlossen? Warum hat es blos dem betheiligten Grammond und Andern Einsicht und Benutzung verstattet. Warum

*) Also nannten ihn die Ketzerriecher.

hat es Handschriften und Briefsammlungen des Hingerichteten vernichtet? Dieser Umstand, so wie viele andere mehr, sprechen stark für ein Komplot der Jesuiten und der starken Geister in dieser Sache; sie sprechen stark gegen die Unbefangenheit jenes Tribunals, welches sich nicht damit begnügte, die Unschuld oder Schuld eines auf Tod und Leben angeklagten Mannes von dem höchst relativen Ausgang eines philosophischen Disputatoriums mit einem Halbgelehrten abhängig zu machen, sondern selbst die Rolle des Katecheten und des Inquisitors spielte, und in voller Sitzung dogmatische, philosophische und astrologische Materien verhandelte, darauf aber den Philosophenmantel mit der Toga des Blutrichters vertauschte.

Noch ein anderer Umstand spricht ferner gegen die ärgsten Beschuldigungen wider Vanini und gegen die volle Aechtheit der auf dem Sterbegang vorgefallenen Scenen. Diese Scenen, in Verbindung mit manchen Aeußerungen in den Dialogen sind am meisten oder vielmehr ganz allein geeignet, die Anklage des Atheismus wider Vanini zu begründen, weil vernünftigerweise angenommen werden muß, daß das letzte Wort des Lebens der eigentliche Refrain der Handlungen desselben gewesen sey. Allein wir kennen dieselben gerade nur aus Berichten der Feinde, in einer Stadt, wo auch Besserdenkende den Muth nicht hat-

ten, durch die Enthüllung der Wahrheit, der fanatischen Mehrzahl die Spitze zu bieten. Aber auch diese Berichte stimmen mit einander nicht überein, und während der Herr von Grammond, dessen Interesse als Präsident des Blutgerüstes es seyn mußte, den Angeklagten im grellsten Lichte hinzustellen, ihm Feigheit vorwirft, und geradezu behauptet, daß er im Wahnsinn (amens) Gott verläugnet und Christum gelästert*), redet der halboffizielle Mercure François, wie oben gesagt ist, von philosophischer Starkmuth bis zu Ende, ob er gleich jene Lästerung ebenfalls anführt und meldet, der Verurtheilte habe sie in Gegenwart von mehr als tausend Menschen ausgestoßen. Allein abgesehen davon, daß bei einer Hinrichtung stets nur wenige Menschen in der Nähe des Schaffottes sich befinden, zumal eines solchen, das ein Scheiterhaufen ziert, und diese aus den Parlamentsgliedern, Stadtbehörden, Priestern und Bewaffneten bestanden haben, so kann, wenn wir der Meinung Grammonds beipflichten wollen, das Epitethon amens leicht das Räthsel lösen. Der Unglückliche war durch die Kerkerqual,

---

*) Die Stelle bei Grammond: apud plerosque pro Haeresiarcha habitus, mihi pro Atheo — ist sehr wichtig, und genau nach ihrem vollen Sinn in's Auge zu fassen, weil sie den Maaßstab zur damaligen öffentlichen Meinung über den Beklagten gibt.

durch die Folter der Verhöre, durch die geistige Abmüdung und die Nähe eines so fürchterlichen Schicksals um den Gebrauch seines Verstandes gekommen, und so stieß er die entsetzlichen Worte denn aus, welche den Triumph seiner Feinde vergewissern sollten. Nichts leichteres aber ist, als die letzte abgebrochene Rede eines zum Tode geführten mißzuverstehen, was tägliche Erfahrung ja beweist. Eine einzige Wendung, ein einziges Wort ändert den Sinn

Gesetzt den Fall aber auch, daß B. in Uebereinstimmung mit sich selbst, mit seinen eigentlichen Grundsätzen und seinem frühern Streben als Martyrer des Atheismus gestorben sey, so wäre sein Ende, obwohl für jedes Christenohr schauerlich, dennoch ästhetisch schön und groß zu nennen, und derjenige verdient gewiß die Verzeihung des Ewigen und seiner unendlichen Barmherzigkeit, welchen, seiner blosen, wenn auch thörichten Meinung willen, seine Mitgeschöpfe der höhern Gerechtigkeit vorgreifend, geschlachtet haben; er ververdient das Mitleid der Nachwelt um so mehr, da er trostlos und ohne die Hoffnungen des Jenseits, ein Opfer seines Wahnes, fiel.

Jene Ungewißheit über die innere Gemüthsstimmung und die letzten Lebensmomente unseres Philosophen also muß allein schon ein zu hartes Urtheil aus dem Munde eines aufgeklärten Jahrhunderts, als das

seinige war, zurückhalten. Es wird sich ferner noch mildern, ja vielleicht gar entwaffnen, wenn man die so bitter ausgelegten Lehrsätze und Aeußerungen Vanini's mit demjenigen so vieler andern Philosophen vor und nach ihm vergleicht, welche nicht nur häufig das Gleiche, sondern selbst oft weit Stärkeres gesagt haben, ohne darum auf den Scheiterhaufen geschickt, oder auch nur aus der Mit- und Vorwelt Achtung gefallen zu seyn*). Viel des Verbrecherischen, was Vanini aufgebürdet worden, hat er aus seinen Vorgängern, Griechen und Römern, Arabern und Scholastikern, Romanisten, Katholiken und Protestanten entlehnt, wie sein Apologist deutlich gezeigt hat. Besonders aber gilt dieß von dem, was im Amphitheater und in den Dialogen über die Gestirne und deren Einfluß, über die Unsterblichkeit der Seele und das Fatum niedergelegt worden ist. Wir enthalten uns der Anführung aller dieser Einzelnheiten, so wie der Widerlegungen sämmtlicher Hauptvorwürfe, welche Arpe meist mit Geschick, bisweilen mit Künstelei, stets

*) Spinoza, Leibnitz, Kant, vor allem die neuern Naturphilosophen, und auch dich, mein Troxler, würde ganz sicherlich für viele Lehrsätze die gleiche Strafe getroffen haben, wäre die ganze Welt nicht über den Ideenkreis der Toulousaner herausgekommen.

Anmerkung v. J. 1827.

mit Gelehrsamkeit, besorgt hat, und verweisen auf dessen Schrift alle diejenigen Leser, welche noch näher von dem Unredlichen, Verläumderischen, Erzwungenen, Gemuthmaßten, bisweilen jedoch auch Wahrscheinlichen und theilweis Erwiesenen über Vanini und sein Thun und Treiben sich zu überzeugen wünschen.

Die Franzosen und Holländer haben die Zurechtweisung übel genommen, welche ihr Geschichtschreiber so wie ihr Verbrüderter in Teutschland, wegen des Vanini'schen Handels erfuhren. Durand äußert mehrfach hierüber tiefe Empfindlichkeit, tröstet sich jedoch am Ende damit, daß die Sache blos der Versuch eines nicht ungründlichen Gelehrten gewesen sey, eine paradoxe schlechte Sache, aller Welt zum Trotz, geistreich durchzuführen *). Sie fanden in England, und selbst in Teutschland verwandte Stimmung. An Rosset**), La Croze***), schlossen unbedenklich sich H. Moore †), Perker ††) und Beverland †††) an. Sie rügten vorzugsweise die Peripatetisch-Averroistisch-Astrologische Gottlosigkeit in

*) La Vie et les Sentimens, etc.
**) Hist. tragica.
***) Entretiens sur divers sujets etc.
†) Opp. Theolog.
††) Disp. de Atheismo.
†††) Ad Peccat. Orig.

Vanini's Schriften, und seine Verachtung und Ironie gegen das Christenthum. Selbst die unschuldigen Nachrichten*) störten noch die Manen des Getödteten mit inquisitorischem Geschrei. Doch rügten wackere teutsche Männer die beispiellose Härte, und prüften von Neuem mit vorurtheilsfreierm Blicke und schärferer Kritik. Mit Vergnügen nenne ich die Namen Thomasius**), der gelehrte Verfasser der Geschichte des Atheismus Gottfried Arnold***), der erste Protestant, welcher ohne die Brille der Confession, nur die Leidenschaften und innern Richtungen der kämpfenden Parthien sah, und die erste kritische Reformations- und Ketzergeschichte lieferte; den vielversuchten Literator J. Ph. Olearius†) und den fleißigen Sammler Baumgarten, vor allen aber den mehrfach angeführten Arpe††), welcher, durch Durands Ausfälle gereitzt, und im Besitze mancher neuen Quellen, zum zweitenmal in die Schranken zu treten sich anschickte, als der Tod ihn daran hin-

*) Jahrg. 1702. I. und II.

**) Hist. Atheismi brev. delin. und Anmerk. zu Puffendorfs polit. Betrachtungen der geistl. Monarchie des Stuhls zu Rom. 1714.

***) Kirchen- und Ketzerhistorie B. II. Noch besser aber urtheilte der Verfasser des Anhangs.

†) Dissert. II. de J. C. Vanino.

††) Nachr. von einer Hall. Bibliothek. B. IV.

derte *). Die Hauptsätze, mit welchen dieser Letztere gegen Vanini's Widersacher und ihre Behauptung auftrat, waren folgende**):

I) Vanini kannte keinen Gott: — In welches Menschen Geist ist die Erkenntniß seiner je gedrungen?

II. Er rief ein schändliches Buch, „von den drei Betrügern" wieder in's Leben: — Dieses Buch ist mehr dem Namen, als dem Inhalt nach, bekannt, ja sein Vorhandenseyn sogar noch zweifelhaft. Viele haben jedoch unter diesem Titel Vanini's Werk de arcanis Naturae verstanden. Man sieht also, wie gut die Ankläger über die Anklagpunkte selbst nur orientirt waren.

III. Er führte zahlreiche Behauptungen von Atheisten an: — Allerdings, damit man solche sich merke und vor ihnen sich hüte.

Wie kann Jemand widerlegt werden, ohne daß man seine Sätze zuerst weiß?

VI. Er erwiederte alle dieselben nur

---

*) S. Schröckh. N. Kirch. Gesch. B. V. Der literarische Nachlaß fiel in die Hände des Dr. Stäudlins zu Tübingen. Dieser gab die Apologie nebst den Zusätzen in zwei Programmen 1802 — 1804 heraus.

**) Wir haben zugleich bisweilen beigefügt, was Arpe in den neuesten Tagen noch ferneres sagen könnte.

leichtweg. — Dieß schwatzte der Pöbel, und brachten verläumderisch seine Widersacher vor. Mersenne war der erste, welcher mit dieser Beschuldigung auftrat; ihm schrieb Pontius nach, diesem Spitzel, und sodann alle übrigen. Vanini schienen die alten Argumente verbraucht; er wollte neue erfinden; kam er damit nicht auf, so trifft die Schuld mehr seinen Verstand als seinen Willen. Seine eigentliche Herzensmeinung konnte niemand wissen. Daß V. das sonst so beliebte Argument für das Daseyn Gottes a motu et primo motore daselbst wegließ, und es für anwendbarer bei der Erörterung über die göttliche Vorsicht hielt, kann ihm nicht zum Verbrechen gedeutet werden. Er folgte hierin den Platonikern, und nahm inzwischen die Partitiones Entis aus der Kabbala, nach dem Beispiel des genialen Picos von Mirandula, welchen noch Niemand im Ernst für einen Atheisten erklärt hat.

Wenn V. die Orakel zu hoch anschlug, so that er nur das Gleiche, was selbst Justinus der Märtyrer gethan.

V. Die Beschuldigung: Vanini läugnete die Gottheit Christi — ist — gesetzt auch, daß sie erwiesen würde, noch keine atheistische Handlung. Aber auch in diesem Falle sind weder die Franziskaner noch der Pöbel, welche den Verurtheilten zur Richtstätte beglei-

tet, über jeden Einwurf erhabene Zeugen. Zudem kann hier Vanini's, von Grammond zugegebener Wahnsinn entschuldigen. Der Herr Parlaments-Präsident selber erzählt nicht, daß er für seine Person diese gegen Christus gerichtete Aeußerung gehört habe.

VI. Für Rosset's Bezüchtigung: V. habe eine fleischliche Vermischung Mariä mit einem Manne behauptet, — fehlen vorerst die beweisenden Data. Doch sollte jener sich solche auch erlaubt haben, so folgte er blos vielen Schriftstellern des Mittelalters und der Reformation, Katholiken wie Protestanten, Mönchen wie Laien. Die unbefleckte Empfängniß Mariä war lange Zeit hindurch ein Gegenstand so heftiger als lächerlicher Kontroversen gewesen; sie ist auch noch jetzt kein Glaubensartikel.

VII. Enthält den wichtigsten Einwurf, nämlich: daß V. in den Dialogen de arcanis Naturae diese letztere reginam itemque Deam nennt. Allein erstens hatte V. den Titel des Buches nicht selbst gemacht, sondern seine Freunde oder der Buchdrucker, welcher das Werk aus vorhandenen Manuscripten, Heften und nachgeschriebenen Diktaten herausgaben*). Sodann aber zweitens gab es sehr viele

*) Aus dieser Ursache sind die dem Buch vorangeschickten Lobpreisungen auf den Verfasser erklärlich.

Philosophen, welche, ohne daß man sie im praktischen Leben deßhalb für Atheisten hielt, die Natur als von Gott keineswegs getrennt, sondern als Ausfluß desselben, oder Gott selbst als die Urkraft der Natur, als den Lebensodem und den Vollender derselben, erklärt haben.

Wenn jedoch von diesem letzten kein Gebrauch gemacht werden darf, so kann man immer noch entgegnen: Jedermann ist sattsam bekannt, daß omne excellens divinum genannt werde. Selbst ein Gottesgelehrter nannte Bartholin den „Gott der Aerzte.“ Das königliche Privilegium wiederholte das Wort „Dea“ unbedenklich. Auch muß mit diesem Ausdruck in den Dialogen jener im Amphitheater verglichen werden, worin die Natur ein „Potestas Dei ad motus omnes ordinarios“ definirt wird.

VIII. und IX. daß V. den lächerlichen Streit der Scholastiker über die Natur der Engel und der bösen Geister verhöhnte, bedürfen gar keiner Widerlegung. Kann aus der gesunden Vernunft wohl erwiesen werden, daß die Strafen nach dieser Welt ewig seyen?

X. V. läugnete die Unsterblichkeit der Seele. Dieß ist falsch. — Er führte vielmehr sehr spitzfindige Beweise für dieselbe an. Und wenn man dies auch nicht zugeben will, so mag doch weiter nichts geschlos-

sen werden, als dieses: Er behauptete, daß die Unsterblichkeit der Seele nicht aus der gesunden Vernunft bewiesen werden könne.

XI. V. war ein Astrolog, also ein Atheist? Welch einfältiger Schluß!

XII. V. läugnete, daß die Welt einst untergehen werde. Auch Philo, Sanchez und Burnet behaupteten, daß nicht alles vergehen werde.

XIII. V. glaubte fest an das Fatum. Ja, aber er verstand unter demselben die göttliche Vorsicht. Ueber diese selbst spricht er in der Vorrede zum Amphitheater mit Ehrfurcht.

XIV. Er hielt den Himmel für ein Buch, dessen Schriftzüge die Sterne sind. Diese großartige und praktische Idee theilt er mit andern Astrologen, mit Postel, Gastarel, Bellantius und Vignier.

XV. Er widerlegte weder Cardanus noch Haly-Aben-Zagel. Eben weil er von dieser schönen Idee ganz eingenommen war. In vielen andern Dingen widerlegte er sie kräftig.

XVI. Er spottete über heilige Gegenstände. Sie waren nur angeblich heilige Gegenstände. Vielleicht aber betrachteten sich die Jesuiten und andere Mönche auch als solche.

XVII. Er wurde von den Mönchen aus

dem Convente gejagt. Dies ist schon vielen andern Leuten auch geschehen, beweist jedoch noch lange keinen Atheismus.

XVIII. Er wurde zum Tode verdammt. Als wenn dies Loos auch nicht den Unschuldigen treffen könnte.

So weit Arpe und sein Rezensent im Anhange zu Arnold.

Das Urtheil Herders*), mit welchem Leibnitz **) so ziemlich übereinstimmt, enthält in den Worten: „Ein eitler junger Mann war er, von vielen Fähigkeiten und vieler Ruhmsucht. Er wollte ein Julius Cäsar der Philosophie seyn und ward ihr trauriges Opfer" — drückt nur kürzer aus, was Bayle und Brucker ausführlich bemerkt. Wir theilen übrigens hier zum Schlusse die zwei interessanten Stellen im Zusammenhange mit, auf die wir schon oben uns bezogen haben.

Der verabscheuungswürdige Vanini, — heißt es in den Pensées diverses***) des großen Kritikers —

---

*) Seele und Gott.

**) Theodicee. (In den Anmerkungen zum Buche über den Ursprung des Bösen.)

***) Dieser Aufsatz aus Bayle's weniger bekannten, vermischten Schriften ist mit dem andern, historisch-kritischen im berühmten Wörterbuche, welches ebenfalls über Vanini abhandelt, nicht zu verwechseln.

welcher zu Toulouse seines Atheismus wegen im Jahre 1619 verbrannt worden, war in seinen Sitten jederzeit durchaus geregelt gewesen, und wer ihm einen Kriminalprozeß über irgend etwas anderes, als über seine Lehrsätze, hätte anhängen wollen, würde große Gefahr gelaufen haben, als Verläumder überwiesen zu werden.

Wenn ich in Betrachtung ziehe, daß auch der Atheismus seine Märtyrer gehabt hat, so zweifle ich nicht länger daran, daß die Atheisten sich eine Idee von Rechtschaffenheit bilden, welche auf ihre Geister größere Gewalt ausübt, als das Nützliche und Angenehme: denn woher käme es sonst, daß Vanini unbesonnen genug war, vor Personen zu dogmatisiren, welche ihn alsogleich der Justiz anzeigen konnten? Wenn er nichts als seinen Privatvortheil suchte, so konnte er sich ja mit dem Genusse in vollkommener Gewissensruhe begnügen, ohne sich darum zu kümmern, ob er Schüler habe oder nicht. Er muß also durchaus einen Trieb empfunden haben, solche nachzuziehen und zugleich einen andern, die Menschen von dem Joche zu befreien, welches, seiner Meinung gemäß, sie verhinderte, ganz nach ihrer Neigung zu genießen.

Warum — konnte vielleicht Vanini mit Recht sich selber fragen — warum sollte ich mich zum Märtyrer hingeben? Etwa aus Starrsinn? Dieser ist

eines Philosophen unwürdig. Oder um mir einen unsterblichen Namen bei den Ungläubigen zu erwerben? Fürwahr, eine hübsche Chimäre! es wäre ja möglich, daß sehr bald eine Sündfluth, eine Erderschütterung, oder ein neuer Barbareneinbruch in unserem Europa statt fände, was würde dann aus meinem Namen, was aus mir selbst werden? Oder sollte es aus einem Geist der christlichen Liebe geschehen, um durch mein Beispiel andere nachzuziehen, was den Atheismus rechtfertigte und durch meine Standhaftigkeit größeren Eingang ihm verschaffte, ja vielleicht der Gesellschaft einiges Gute brächte? Allein das hieße doch die christliche Liebe etwas allzu weit treiben, wenn man gratis für Andere sich martern lassen wollte, ohne auch nur das Mindeste für sich selbst davon zu hoffen, und ohne nur zu wissen, ob in Gutem oder Bösem irgend ein Resultat zu gewinnen sey. Zu allem dem, wenn das System, das ich bisher vertheidigt, wahr ist, und wenn alles, was wir erblicken, in nichts anderem, denn in periodischen Rückgängen besteht, welche während der unendlichen Dauer der Ewigkeit nothwendigerweise immer wieder erscheinen, so ist dieß eine ausgemachte Thatsache, daß alle die verschiedenen Religionen in der Welt ein wesentliches Bedürfniß ausdrücken; und es hieße somit den Kopf sich an der Wand anstoßen, wenn man eine General-Reform in diesem Punkte vornehmen

wollte. Lassen wir also die Sachen gehen, wie sie wirklich gehen und ziehen wir uns so bald und so gut als möglich aus diesen Affairen.

Wenn Vanini sich zum Meister einer Sekte hat aufwerfen wollen, so beweist dies gerade, daß er nicht die körperlichen Genüsse als letztes Ziel vor Augen hatte, sondern daß er für den Nachruhm arbeitete. Wenn er die Menschen von der Höllenfahrt befreien wollte, von denen er sie, sehr zur Unzeit, für so gequält hielt, so ist dieß ein Zeichen, daß er sich berufen wähnte, seinem Nächsten einen Dienst zu leisten und daß er bei sich selbst von der Ehrenhaftigkeit eines Systems überzeugt war, welches uns für Unseresgleichen, nicht nur zu unserem eigenen Nachtheil, sondern selbst mit Gefahr des Lebens, arbeiten lehrt. Denn es konnte Vanini nicht entgangen seyn, daß ein Atheist, welcher blos seinen eigenen Vortheil suchte, denselben bei gutmüthigen Frömmlern eher finden würde, als bei den Lasterhaften, weil ein gutmüthiger Frömmler weniger Kabalen und Intriguen euch entgegensetzt und so geringe Neigung zum Betruge verspürt, daß er lieber sein gutes Recht aufgibt, als wider einen Menschen Streit führen will, welchen er bereit zu falschen Eidschwüren sieht; während im Gegentheil ein Lasterhafter der erste ist, welcher sich des Betrugs und des Meineides bedient, und durch jede Art von boshaften Kunst-

griffen die Plane seiner Konkurrenten zu nichte zu machen sucht. Es liegt somit im eigenen Interesse eines Atheisten, welcher sein Glück machen will, daß er auf gute Seelen in der Welt zählen kann, und Vanini verstand sich sehr schlecht auf sein Geschäft, wenn er im trüben Wasser fischen und den Atheismus einführen wollte. Er hätte vielmehr dahin wirken müssen, die Welt recht fromm zu machen. Er kannte auch den Umstand, daß wider die Prediger des Atheismus Todesstrafe besteht, so gut, daß, während er für Verbreitung seiner Gottlosigkeiten bemüht war, er sowohl die Gelegenheiten, auf das gute Gewissen andrer Menschen zu wirken, als sein eigenes Leben zu gleicher Zeit auf das Spiel setzte. Allein woher kömmt es denn, — fragt ihr — daß er seine Richter nicht täuschte, und es lieber vorzog, unter den größten Martern zu sterben, als einen Widerruf zu thun, welcher ihm, seinen Prinzipien nach, in der andern Welt keinen Schaden bringen konnte? Warum stellte er sich nicht als ein unfreiwilliges Opfer seiner Gottlosigkeiten hin, da er die Heuchelei für nicht von Gott verboten hielt. Wahrlich man muß bei allem diesem zur Ueberzeugung gelangen, daß es entweder ihm blos darum zu thun war, von sich reden zu machen, wie jener Windbeutel, der den Tempel der Diana verbrannte, oder daß er sich eine Idee von Ehrenhaftigkeit geformt,

welche ihn das Benehmen eines Menschen, der seine Gefühle, aus Furcht vor dem Tode, maskirt, als eine Niederträchtigkeit betrachten ließ.

Es kann daher nicht in Abrede gestellt werden, daß es Fälle gibt, wo die Vernunft ohne eine ausdrückliche Kenntniß von Gott die Sachen blos von dem Standpunkte der Ehrenhaftigkeit mit bald richtigem, bald unrichtigem Selbstbewußtseyn, behandelt. In jedem Fall ist das Beispiel Vanini's eine unwiderlegliche Bestätigung dessen, was ich schon oft behauptet, daß die Menschen nicht immer in Uebereinstimmung mit ihrem Glauben handeln; denn hätte dieser Narr seinem Glauben gemäß gehandelt, so würde er jedem seine Meinung gelassen oder vielmehr gewünscht haben, überall blos gutartige Frömmler zu finden, welche durch einen Heuchler sich hänseln ließen. Was lag ihm daran — fügt man hinzu — ob ein wahrhafter Christ sich der Freuden der Welt beraubte oder nicht? Wenn dieses sein Mitleid erregte, so ging er allerdings aus seinem Systeme heraus; denn dasselbe verpflichtete ihn zu nichts im Interesse eines Andern, außerdem, daß er sich auf grobe Weise täuschte. Oder bietet wohl die Sünde Süßigkeiten dar, welche diejenigen aufwiegen, die eine fromme Seele in diesem Leben genießt? Was die andern Christen betrifft, so brauchte er sie einfach zu beklagen; sie leben (mit der

Religion) nicht schlechter, als ohne Religion. Nachdem er zur Unzeit in's Dogmatisiren sich eingelassen, hätte er nur zu schwören gebraucht, daß er von seinen Irrthümern zurückgekommen, und bereit sey, alle Artikel unseres Glaubens mit seinem Blute zu besiegeln. Statt dessen machte er einen lächerlichen Ehrenpunkt daraus, gegen die Martern sich zu verhärten und legte gerade durch diese Hartnäckigkeit seines Wesens den Beweis ab, daß er fähig war, selbst für den Atheismus zu sterben, obgleich er von dem Daseyn Gottes mehr als überzeugt war.

In etwas herberer Sprache und den Menschen wie den Schriftsteller preisgebend, dagegen das Verbrechen der Gotteslästerung in Abrede stellend, bewegt sich, wie schon bemerkt, Brucker, Vanini gegenüber.

„Es ist schwer, — schreibt er — bei dieser Abweichung der Meinungen so vieler gelehrten Männer, die Rolle des Schiedsrichters zu übernehmen, besonders weil die dialogistische Methode, welcher Vanini sich bedient, das Urtheil unsicher und schwankend macht, und über die eigentliche Gesinnung des Verfassers mehr Dunkel als Licht verbreitet. Hiezu kömmt noch der schillernde Charakter Vanini's und die zweifelhafte Philosophirweise, welche, die Beweisgründe nach beiden Seiten hin vertheilend, und mehr um deren Zahl, als ihr Gewicht bekümmert, da, wo sie von einem, durch

die Schutzwachen der ars rationalis nicht unterstützten Schriftsteller angewendet wird, gar leicht es dahin bringt, daß die abgeschmacktesten Gründe für die beste Sache von der Welt aufgeführt werden, und gleichwohl denjenigen, der in solch' einer Manier von Schlüssen sich gefällt, zu dem Glauben verführt, er habe entschiedene Siege erfochten.

Daß V. eine solche Gesinnung beseelt, zeigen uns nur zu deutlich jene großsprecherischen Disputationen, von welchen er selbst schreibt, daß er mit ungemeinem Siegerruhme sie den Atheisten entgegengehalten habe. Denn aus verschiedenen Stellen, welche wir über die vorgefaßte Meinung von Vanini's Atheismus, angeführt, erfahren wir, daß der possenreißerische Mann von einer ungeheuern Selbstüberschätzung getrieben und durch ein wahnsinniges Genie in ein Chaos verworrener Gelehrsamkeit geschleudert, dadurch, daß er thörichte und ganz überflüssige Hülfstruppen gegen die Beschützer der Gottlosigkeit in das Treffen geführt, Gott weiß, was alles für Niederlagen angerichtet zu haben sich einbildete. Niemand wird dieß geradewegs zu läugnen vermögen, der auch nur mit einiger Aufmerksamkeit den Charakter und Geist Vanini's in Erwägung gezogen hat. Denn die Hitze seiner Einbildungskraft reißt ihn so sehr dahin, daß er mit losgelassenen Zügeln durch Abwege der allerüberflüßigsten

Nänien streift und gleich dem Phaeton hin und her irrt, ohne zu wissen, was er sagen, was er beschließen soll, und daß eine Art von beinahe knabenhaftem Thrasonismus ihn zu Albernheiten verführt. Sollte Jemand einen Beleg für diese Behauptung wünschen, so darf er nur die eine und andere Zueignung seiner Dialogen von den Geheimnissen der Natur lesen, und wir sind überzeugt, daß er unserm Urtheile beipflichten wird.

Es wird aber aus den Narrenpossen, die er hintereinander herausgegeben, mehr als offenbar, daß er diese Fieberträume eines phantastischen Gehirnes auch auf die Dogmen selbst ausgedehnt, und eben dieselben zeigen, wie verbrannt sein Gehirn und wie unklar er mit sich selbst war. Denn wer wird nicht glauben, daß man Fieberträume ihm erzählt, wenn er Jenen die Behauptung aufstellen hört: Der Ursprung aller Religionen müsse irgend einem Gestirn und dem Einfluß der Planeten zugeschrieben werden: die Schicksale derselben hingen von der Irradation der Sterne ab; der Ursprung des christlichen Glaubens datire sich von einer Koalition des Jupiters mit der Sonne; sämmtliche Wunder ließen sich aus der Macht und Zauberkraft der Phantasie erklären u. s. w.? Wer sollte nicht aus vollem Halse lachen, wenn er unsern Philosophen über die Natur und Materie des Himmels, über die Ewigkeit und runde Figur des Himmels,

über die weder rechte noch linke Stelle des Himmels, über den farblosen Himmel, über dessen einzige Form und von Formen hervorgegangene, dessen ungeachtet keineswegs entgegengesetzte Bewegung, über die Sonne, welche durch sich selbst, und nicht durch Zufall, erwärmt wird, über den Mond, welcher nicht von der Sonne erwärmt wird, und sodann über die meisten Meteore und physische Ursachen, nach den Peripatetikern, Kabbalisten, Magikern lang und breit mit kindischen und läppischen Gründen disputiren und gleichwohl zu seinem höchlich verwunderten Schüler Alexander, welcher ausrufen hört: „O hättest du niemals den Aristoteles in dich aufgenommen; denn ich zweifle nicht, du würdest in diesem Falle ein weit kräftigeres Gebäude der Weisheit hergestellt haben.

Parker, welcher dergleichen und viel andres mehr in dem berufenen Buche vorfindliches, der Reihe nach mustert, ruft mit Recht hiebei aus: „Hört und richtet, ob es in irgend einem Zeitalter oder bei irgend einem Volke je einen thörichteren Menschen gegeben hat?“——

Daß also das überthörichte Genie Vanini's den Aberglauben dem Enthusiasmus und einer unnützigen Wortmacherei über ganz geringfügige Dinge sich hingegeben, ist um so weniger zu bezweifeln, als nur wenige Funken eines klaren Wissens hin und wieder jene Verworrenheiten durchschimmern. Mit diesen

letzteren verband sich nun noch eine ungereimte Ehrsucht, welche ihn trieb, mit seiner, alle Heroen alter und neuer Zeit überragenden Gelehrsamkeit auf eine Weise zu prahlen, daß Niemand, der es liest, des Lachens sich enthalten wird. Man vergleiche, um nur ein Beispiel hievon anzuführen, die Stelle, wo Alexander seinen Cäsar folgendermaßen herausstreicht: „Nicht werde ich den Thomas Morus hierin nachahmen, welcher, als er mit Erasmus, ohne ihn zu kennen, in eine äußerst scharfsinnige Erörterung gezogen worden, endlich ausrief: Entweder bist du der Teufel oder Erasmus! So könnte ich in Bezug auf dein Urtheil ebenfalls rufen: „Entweder bist du Gott selbst, oder Vanini.“ Hierauf erwiedert unser Julius Cäsar: „Der bin ich!“ Dieß Wenige aus dem Vielen, was bewährte Männer mit Fleiß gesammelt, möge hinreichen, um uns zu überzeugen, daß das Gehirn Vanini's der Nießwurz mehr als bedürftig war und daß dieser Mann das Brandmal der äußersten Verrücktheit sich zuziehen mußte. Das Unglück einer ausschweifenden Einbildungskraft ohne leitendes Urtheil, welches ihm beschieden worden, mußte sich nothwendigerweise noch aus dem Grunde verstärken, daß er solch' abgeschmackte Lehrer, wie die Bücher und Systeme von Pomponatius und Cardanus, erhalten hatte, welche vorzogen, Oel in's Feuer zu gießen, statt dasselbe durch Wasser zu

löschen. Durch sie ganz und gar verdorben, wußte Vanini selbst nicht mehr recht, was er thun, und über was er fest bei sich abschließen sollte; ohne philosophischen Geist flatterte er deßhalb hin und her, zog Gutes und Schlechtes, Rechtes und Ruchloses, Wahres und Falsches in den zweideutigen Kreis seiner Disputierlust, sich selber vielleicht nicht ganz bewußt, daß auf solche Weise die Mauern der Frömmigkeit und der geoffenbarten Religion zusammenstürzen.

Was also Vanini immer gegen die Philosophie, wie gegen den christlichen Glauben gesündigt haben mag — und wir behaupten, daß der leichtsinnige und oberflächliche Schriftsteller sehr viel dagegen gesündigt— ist unserer Ansicht nach nicht so fast einer direkten und systematischen Ruchlosigkeit, als dem höchsten Grade von Wahnsinn eines hirnverrückten Mannes zuzuschreiben, und hätte wohl das Zuchthaus nicht aber den Scheiterhaufen verdient. Wir geben daher in diesem Sinne gerne zu, daß er von der Schuld des Atheismus freizusprechen sey, wogegen der Vorwurf des Mangels an Urtheil und der Verwirrung begriff unsichern nach beiden Seiten hin frivol in den Tag hineindisputirenden Verstandes nicht von ihm wegzubringen seyn wird, und seine Verdienste um natürliche und geoffenbarte Theorie wohl schwerlich geltend gemacht werden dürften.

Gewiß ist dieses Urtheil allzuhart und die pedantische, wenn auch gründliche Schulweisheit hat das Genie und die Originalität nach allzu ängstlichem Maasstabe hier gemessen. Aber wenn auch die „Gespräche über die Geheimnisse der Natur“ und das „Amphitheater der Welt“ längst vergessen oder blos noch unter den Curiositäten des philosophirenden Geistes aufgeführt seyn dürften, so wird doch die heilige Flamme des „Gesanges an Gott“ begeisternd fortlodern und dem unglücklichen Verfasser ein Andenken unter fühlenden Menschen sichern, selbst für den Fall, daß sein tragisches Geschick die Wenigsten rührt. Aus diesem Gesange spricht das bessere Wesen, siegreich durch die Vermummungen der Eitelkeit und des geräuschliebenden äußern Menschen sich Bahn brechend, und er wiegt die Folianten von mehr als einem, selbst berühmteren, Philosophen auf.*)

*) Während des Abdrucks dieser Biographie erhielt ich das Werk: „Leben und Schicksale, Geist, Charakter und Meinungen des Lucilio Vanini ꝛc.“ von W. D. F. (Leipzig 1800.) Allein trotz reichen literar-historischen Gelehrsamkeit und der vielen biographischen Notizen macht es eine nochmalige Bearbeitung des anziehenden Stoffes nicht überflüssig.

Gedichte auf Vanini *).

1.

Jean Gonter.

Cäsar besiegte mit grimmigen Waffen einst den Pompejus;
Den Aristoteles schlug dieser Cäsar durch Geist.
Jenem Julius halfen das Glück und die Schaaren erprobter Krieger; doch diesem errang einzig den Sieg sein Genie.
Um wie viel höher darum der Geist erstrahlt, als die Waffen,
Um so mehr überstrahlt jenen Cäsar der hier.

2.

Johann Scheffers

Epigramm auf das Amphitheater des hochberühmten und hochgelehrten Mannes, Dr. J. C. Vanini.

Nimmermehr preiset die Wunder mir des Tarpeischen Roms, noch
Amphitheater, die auf sieben der Hügel erbaut.

---

*) Diese übertriebene schmeichlerische Gedichte mußten die Phantasie des eiteln Mannes noch mehr verwirren, und könnten beinahe wie Satyren betrachtet werden, wenn man nicht vom Ernste ihrer Verfasser, von denen übrigens keiner besonders poetische Anlage verräth, überzeugt gewesen wäre.

Denn ein edleres Amphitheater raget empor hier,
Und ein größeres Werk schenkte Vanini der Welt.
Auf den Theatern Roms haust' einst der grimmige Tod nur,
Aber in diesem erblüht kräftiges Leben allein.
Alle Theater darum überstrahlt dies Amphitheater,
Wie an Güte und Glanz weichet dem Leben der Tod.

3.

P. V.

Auf das Amphitheater des höchst scharfsinnigen Vanini.

Denkmal der Freundschaft.

Wenn in unserer Zeit nun lebete Julius Cäsar,
Würd' er lernen, wie ihm einst zu siegen, geziemt.

4.

Vital Carles

auf das Amphitheater des überaus vortrefflichen Theologen Julius Cäsar Vanini.

Zeichen der Hochachtung und Ehrfurcht.

Vor Alexanders Statue weinete Thränen einst Cäsar,
Denn ihn ergriff die Schaam, daß er so weit unter ihm.
Aber könnt' er das Bild von unserem Cäsar erschauen,
Welchen Thränen wohl nicht gäb' er und Seufzern sich hin!

5.

Gabriel de Prades.

Zeichen der Verehrung gegen einen um jede Wissenschaft hochverdienten Mann.

Welche Triumphe verschafften dir nicht, die Waffen, o Cäsar,
Welche, mein Cäsar von jetzt schafft dein Theater dir erst!

Ewiges Leben schufen die Amphitheater Seleukus;
Aber dies ewige Werk schaffet dir ewigen Ruhm.

Denn dem Geiste weichet die Kraft, dem Hohen das Niedre
Und so besiegst du durch dein's alle Theater der Welt.

6.

G. Certan.

Preis J. C. Vanini's.

Geistgewaltig, der erste unter Sophia's Geweihten
Bleibt Vanini, des Ruhms leuchtender Stern seinem Volk *).

*) Das Gedicht enthält zwar noch eine Menge Verse; doch bezieht sich der Rest mehr auf den Marschall v. Bassompierre.

V.

Die

Aqua Tofana in Rom

unter

Pabst Alexander VII.

und

der Todtengräber zu Gürau

in

Nieder-Schlesien.

Noctes atque dies patet atri janua Ditis.
Virgil.

Der Frühling des Jahres 1656, welches in die Zeit der Regierung des Pabstes Alexander VII., eines vor vielen seiner Vorgänger ausgezeichneten Mannes, fiel, hatte Rom und mehreren Städten in der Runde statt lebensvoller Blüthen, eine verheerende Pest gebracht, welche eine Menge von Menschen jedes Alters, Standes und Ranges dahin raffte, ohne daß die Kunst der berühmtesten Aerzte zu steuern vermochte. Die edelsten Familien befanden sich in einem Zustande tiefster Trauer und Bestürzung; die Geschäfte ruheten, der Verkehr stockte, das Genie erschlaffte und die Tugendhaften wie die Verbrecher schreckte der rasch und unerbittlich daherschreitende Todesengel. Allein gleichwie in jenen Tagen des Boccacio diese physischen Schrecknisse statt zur Reue und Buße zu bekehren, die Ge-

müther der Menschen nur um so mehr verhärteten und den Genüssen der Lust bis zu ihrem wildesten Taumel zuwendeten, also hatte auch das öffentliche Elend in der Periode, von welcher wir so eben geredet, eine Rückwirkung ganz unerwarteter Art und das schwärzeste aller Verbrechen brütete sich, unerschüttert durch den Anblick gehäufter Särge, in der Hauptstadt der christlichen Welt aus; ein Verbrechen, ähnlich jenem der Locusta und Genossen, welches die Historiker des Zeitalters der Cäsaren mit so schwarzen Farben beschrieben, und dessen sich in neuerer Zeit, besonders seit dem berüchtigten Handel der Marquisin von Brinvilliers die Phantasie so manches leeren Romanschreibers bemächtigt hat, um bei Abgang sonstigen lehrreichen und unterhaltenden Stoffes auf das Grauen zu speculiren, welches die menschliche Brust bei der Aufzählung solcher in mystisches Dunkel gehüllten Werke der Hölle zu durchziehen pflegt.

Schon vor einiger Zeit hatte man das Dasein eines Giftes von feinster Zubereitung jedoch fast unausmittelbaren Bestandtheilen erkundet, als dessen erste Erfinderin eine verrufene Frau, genannt Tofania oder Tofana, genannt wurde, welche nach einigen Berichterstattern in Palermo ihren verdienten Lohn durch Henkershand gefunden, nach andern aber noch bis zum Jahr 1730 in einem Gefängnisse geschmachtet

haben soll.*) Mit ihr war jedoch das Geheimniß keineswegs vernichtet, sondern durch Helfershelferinnen, die sie in ihre schwarzen Künste eingeweiht, auch nach andern Städten Italiens, zumal Neapel, Venedig und Rom verpflanzt worden. Ueber die in den zwei ersteren Städten verübte Gräuelthaten findet man bei verschiedenen Schriftstellern Nachricht; in letzterer dagegen erreichte das Entsetzliche wo möglich einen noch höheren Grad. Täglich begaben sich Todesfälle, deren Veranlassung man sich gar nicht zu deuten wußte; sie trafen besonders das männliche Geschlecht, welches darin ein beklagenswerthes Privilegium erhalten hatte. Die gewöhnlichsten Symptome waren allmählige Abnahme der physischen Kräfte, Ueberdruß des Lebens, Mangel an Eßlust, und Brechreitz abwechselnd mit einem so ungeheuern Durste, daß die Ergriffenen wähnten, sie müßten das Meer austrinken. Die Geständnisse einiger von ihrem Gewissen nicht ganz verlassenen Personen leiteten von fern auf die Ueberzeugung, daß von weiblicher Hand das Verderben vorzugsweise bereitet werde und seine letzte Quelle in einer Ruchlosigkeit habe, welche für verübte Untreue

*) Ist letztere Behauptung die richtigere, so kann dieß einen Begriff von der damaligen Justiz in jenem Lande gegenüber einer solchen modernen Medea, geben, welche mehrere hundert Personen gemordet hatte.

und Orgieen der Wohllust keinen passenderen Schleier wußte, als den Tod in einer Weise, welche das Verbrechen jeder Berechnung und Wachsamkeit der Bedrohten, und jeder Ahndung und Züchtigung der bürgerlichen Gerichte entzog. Der Beichtstuhl war das hiezu sich darbietende Mittel, hieher flüchteten jene Angstgejagten, Zerrissenen. Allein ihre Aussagen und Bekenntnisse waren meistentheils so vag und allgemein, und bewegten sich meist nur auf der Oberfläche der Thatsachen, daß höchstens einzelne und niemals die letzten Fäden des Zusammenhangs erlangt werden konnten. Der Pabst Alexander VII., welchem man allerlei nützliche Gesetze, Administrationsmaaßregeln und Reformen verdankte, wendete sein äußerstes an, um näheres Licht in der Sache zu erhalten; der Gedanke, daß während seines Pontificates mehr Leute durch Gift sterben sollten, als durch die Pest geschehen war, däuchte ihm unerträglich. Der Jammer aus den angesehensten Familien drang immer stärker zu ihm. Er bekleidete deßhalb den Governadore von Rom, Monsignore Ballanzano, mit unbeschränkter Vollmacht zur Erforschung dieser Giftmischereien, und die Polizeiagenten, Sbirren und Späher erhielten doppelten Sold und das Versprechen der glänzendsten Belohnungen für glückliche Entdeckungsfälle.

Die Polizei spann nun in der That, so viel es

sich nur thun ließ, ein einziges großes Netz um den Verkehr und das Privatleben der Römer; alle Anstalten waren auf's sorgfältigste getroffen, daß nichts Ungewöhnliches ihrer Aufmerksamkeit entging. Besondere Wachsamkeit aber hegte man gegen alle wegen schlechter Lebensart oder übler politischer Gesinnung verdächtige Personen, an welchen Rom freilich damals, wie zu allen Zeiten, mehr Ueberfluß hatte.

Es ging nicht lange, so gerieth man auf eine Spur, die man alsbald weiter zu verfolgen beschloß. In Tordinona, ganz nahe den öffentlichen Gefängnissen, wo die groben Verbrecher aufbewahrt wurden, wohnte eine Wittwe, eine Spinnerin oder Weberin, welche zwei hübsche Töchter hatte, von denen die ältere Erminia, die andre aber Armellina hieß. Erstere war eine Sängerin und gab in kleineren Gesellschaften und bei öffentlichen Festen, bei denen der große Haufen sich erlustigte, Barkarolen und Improvisationen zum Besten; die andere beschäftigte sich mit weiblichen Arbeiten. Beide zogen aus ihrem Lebensberufe großen Gewinn, aber er brachte sie auch mit den Leidenschaften und dem Luxus der bürgerlichen Gesellschaft in nähere Berührung und erzeugte Bedürfnisse weit über ihren Stand hinaus. Sie hatten sich beide mit wackeren jungen Leuten verheirathet und schienen mit diesen im Ganzen glücklich zu leben. Plötzlich ward

jedoch der eine von ihnen eines Morgens von einem Fieber überfallen, welches langsam zwar, aber zerstörend in seinem Innern wüthete, und von einem so furchtbaren Brechen begleitet war, daß er nach wenigen Tagen unter ungeheuern Schmerzen den Geist aufgab. Acht Tage darauf starb auch sein Schwager, und als man ihn zu St. Salvator del Lauro aussetzte, zeigte sich das Gesicht von einer so ungewöhnlich frischen Röthe gefärbt, als läge er noch lebend da, in seiner ganzen Jugendkraft und in Fülle der Gesundheit.

Dieser doppelte Todesfall, begleitet von so seltsamen Umständen, erregte, wie sich erwarten ließ, den Argwohn der Polizei; auch mochte dieselbe durch erhaltene Notizen von außerehelichem Umgange der einen und anderen dieser jungen Frauen auf allerlei Vermuthungen gekommen seyn. Man beobachtete fortan genau, wer bei ihnen selbst oder bei ihrer Mutter aus- und einging. Endlich bemerkte man, daß eine schon ältliche Frau, gekleidet wie eine Betschwester, das Haus oft zu besuchen pflegte und als eine vertraute Freundin der alten Spinnerin galt. Bei näherer Nachforschung zeigte es sich, daß sie als Magd bei einer ebenfalls in Jahren schon vorgerückten Frau, Namens Jeronima Spara, diente, welche aus Sizilien gebürtig, seit einiger Zeit in Rom ansäßig

und ihres Wahrsager-Talentes wegen, dem herrschenden Aberglauben der Zeit und des Landes gemäß, von Leuten hohen und niedern Standes, besonders aber von Weibern, fleißig kultivirt war. Diese Wahrsagerin bewohnte ein kleines Haus in der Alla Longara, und breitete durch ein eigenthümliches, unheimliches Wesen bei ihren Nachbarinnen einen Nimbus um sich, ohne daß es gerade schien, als ob sie absichtlich das Bekanntwerden gesucht habe.

Als die Sbirren an Don Balanzoni diese Kunde überbracht, hielt dieser sich überzeugt, daß man hier auf Wasser gestoßen sey, welches sicher zur Quelle des Geheimnisses führen dürfte. Allein da die bisherigen Anzeichen noch lange nicht hinreichten, um eine gewaltsame Maaßregel zu begründen und so fein gesponnene Fäden, wie die des großen Verbrechens, ebenfalls nur auf feine Weise erfaßbar schienen, so verfiel der Gouvernadore auf ein Stratagem, welches der Erfolg völlig rechtfertigte. Er ließ sich eine Liste jener gutmüthigen Geschöpfe reichen, welche im Rufe standen, daß sie mit bewunderungswürdiger Selbstverläugnung ganz dem Berufe sich hingaben, den leichtsinnigeren Theil des männlichen Geschlechtes, ohne fesselnde Eide für die Zukunft, glücklich zu machen, und er wählte von ihnen diejenige aus, welcher man außer einer liebreizenden äußeren Gestalt die meiste Dreistigkeit, Gewandheit

und Verschlagenheit zuerkannte. Sie ward von ihm und seinen Leuten gehörig in die Schule genommen und durch brillante Verheißungen, wenn ihre Dienste zu Resultaten führen würden, kühn und entschlossen zu allem dem gemacht, wozu man sie bestimmt hatte. Man kleidete sie sonach in kostbare Gewänder, hing ihr Geschmeide um und gab ihr Equipage und Bedienung, so daß sie als eine Dame von Rang erscheinen konnte; dann schickte man sie in dieser Vermummung zur Spara, wo sie sich als eine Person anmelden ließ, welche etwas Verlornes mit Hülfe der Wahrsagerkunst zu erlangen komme. Da es für die Alte nichts ungewöhnliches war, dergleichen Damen bei sich zu sehen, so empfing sie die Fremde ganz ohne Argwohn, und versprach ihr, den Ring von großem Werthe, welchen jene auf ihrer Flucht während eines Abentheuers, oder auch durch Diebstahl, verloren zu haben behauptete, gegen ein gutes Geschenk, wieder zu verschaffen; sie lud demnach ihren Gast zum Wiederbesuche nach einigen Tagen ein.

Während dieser Zeit lauerte die Polizei noch eifriger auf die Betschwester wie auf die Jeronima, somit Magd und Frau, und bemerkte, daß erstere nicht nur die Spinnerin, sondern auch mehrere andere Weiber, zumal eine Färberin und eine Fleischerin besuchte, und daß eine Aufkäuferin, Namens Graciosa, bisweilen

zur Spara kam. Alle diese Frauen waren Wittwen; ein Umstand, welcher die Reihe von Verdachtgründen durch einen, obgleich immer sehr entfernten, mehr zu verstärken diente.

Als die angebliche Dame wiederum bei Spara erschien, erklärte ihr diese, daß es bis jetzt unmöglich gewesen, den Ring herbeizuschaffen, äußerte jedoch, sie scharf fixirend, Zweifel, ob sie auch wirklich nur einen solchen verloren habe. Darauf gestand ihr jene mit affektirter Schüchternheit und Verlegenheit, daß der Ring allerdings nur einen Vorwand gebildet, um die Bekanntschaft der berühmten Spara zu machen, von welcher man wohl wisse, daß sie mit Geistern im Bunde stehe oder doch wenigstens geheimnißvolle Kräfte der Natur kenne, durch die ihr das Wichtigste gelinge und bedrängten Menschen unverhoffter Beistand geleistet werde. Die eigentliche Veranlassung aber, warum sie diese Bekanntschaft gesucht, sey eine ganz andere, als der schlechte Ring. Sie erzählte ihr nun einen sehr kunstreich geschlungenen Roman her, in welchen sie sich verwickelt, und dessen Ausgang gleich gefahrvoll für ihr Leben wie für ihre Ehre sey. Nur ein außerordentliches Mittel könne sie vor den Mißhandlungen, ja vor den Dolchen eines erzürnten Gatten retten, dessen Rückkehr mit jenem Tage bevorstehe. Alle Fragen der Spara beantwortete sie mit solch ge-

schwätziger Ausführlichkeit und mit einer so ungezwungenen Miene, daß die Alte ihr völlig Glauben beimaß. Die Kostbarkeiten, welche sie die Spara sehen ließ und welche sie aus dem Hause ihres Mannes genommen zu haben behauptete, ferner die volle Börse, die sie ihr für den Fall antrug, daß sie eine Maaßregel ihr ausfinde, durch welche ihre vollständige Befreiung von ihrem Tyrannen erwirkt werden könnte, benahmen der geizigen Vettel die letzten Zweifel und sie verhieß ihre besten Dienste, wenn sie anders nur sicher wäre. Auf dieses zog die Dame einen Diamantring vom Finger, und gab ihn der Alten, mit feierlichen Schwüren die strengste Verschwiegenheit angelobend, als vorläufiges Pfand ihrer unbegränzten Dankbarkeit; zugleich versprach sie ihr nach vollbrachter That noch fernere reichliche Geschenke; doch wünschte sie vorläufig das Mittel zu kennen, welches zum erwünschten Ziel sie führen und so demjenigen den Tod bringen sollte, welcher selbst so grausamer Weise nach ihrem Leben trachte.

Spara erklärte ihr: dieses Mittel sey ein Trank, in welchen sie ein von ihr auf das Feinste zubereitete Gift zu gießen habe. Die Dame bemerkte, daß es nicht an Leuten fehlen werde, welche die Sache besorgen würden, und bat sie, ihr das Gift immerhin in ihre Wohnung zu schicken, welche sie sohin genau be-

zeichnete. Zuerst sollte die Probe seiner Wirksamkeit an einem Hunde gemacht werden. Spara gab ihr den Tag an, an welchem sie ihren Wünschen entsprechen würde, und so nahmen denn die Beiden Abschied von einander.

Bereits hatten die Polizei und das Inquisitionstribunal ein schön meublirtes Haus in einer entlegenen Straße gemiethet und der angeblichen Dame zum Bewohnen eingeräumt. Alle Anstalten zum Empfange der Magd wurden bestens getroffen. Im Zimmer, welches zunächst an das Besuchzimmer stieß, waren ein Richter, ein Notar, mehrere Häscher und Zeugen verborgen. Nachdem die Magd angekommen, ward der Versuch des Giftes mit einem Hunde wirklich angestellt und derselbe verschied alsbald. In diesem Augenblicke stürzten jene aus dem Nebenzimmer hervor, banden die Person und führten sie in's Gefängniß ab. Zu gleicher Zeit wurden auch die Spara, die Färberin und die Fleischerin, endlich auch die Spinnerin und ihre beiden Töchter nebst einer großen Anzahl anderer, jungen und alten, Wittwen, welche Verdacht auf sich geladen, verhaftet; nur der Aufkäuferin Graciosa konnte man nicht gleich habhaft werden; denn diese war mit einem Mal verschwunden und jede Anstrengung der Polizei, ihre Spur zu entdecken, längere Zeit umsonst. Allein sie entging ihrem Schicksal

dennoch nicht; denn im Wahne, man werde sie bereits vergessen haben und ihr Name in dem bevorstehenden Prozesse gar nicht genannt werden, kehrte sie in die Stadt zurück, aus der sie sich geflüchtet und begab sich unbemerkt in ihr Haus. Da Niemand sich um sie zu bekümmern schien, so hatte sie die Kühnheit, sogar auf dem Vatikane wieder zu erscheinen, wo sie unter dem großen Haufen sich völlig sicher hielt. Allein der Zufall fügte es, daß, als sie bei der Rückkehr ganz sorglos an den Gefängnissen der Tordinona vorüberging, gerade der bei dem Prozesse gebrauchte Notarius, Mariotti, aus derselben herauskam. Die Physiognomie der Person, welche etwas vom inneren Seelenzustande ausdrückte, fiel ihm auf und eine Ahnung von der Identität der entwichenen Gracioſa mit derselben durchfuhr ihn. Er wendete sich rasch deßhalb zu einigen Häschern, welche so eben einen Gefangenen führten und befahl ihnen, diese Frau zu fragen, ob sie nicht Dorothea heiße; im bejahenden Fall sollten sie dieselbe ohne weiteres verhaften. Die Häscher gingen auf sie los und stellten die Frage; worauf sie erwiederte: „ich heiße nicht Dorothea, sondern Gracioſa!“ Wild jubelnd riefen jene: „Die gerade suchen wir!“ So ward denn auch die Aufkäuferin eingebracht und man konnte die Verhöre mit aller Ausführlichkeit vornehmen.

Der Governadore saß der Untersuchung in eigener

Person vor, unterstützt von dem Obernotar Gennenti. Jeden Tag mußte man dem Pabste ausführlichen Bericht über ihren Fortgang erstatten. Eine Menge Zeugen wurden vorgeladen; nur Jeronima Spara, als die letzte Urheberin derselben und Erfinderin des Giftes bezeichnet, läugnete standhaft. Man hielt deßhalb mehrere heimliche Kongregationen und faßte in einer derselben den Beschluß, die verstockte Verbrecherin auf die Folter spannen zu lassen.

Als Spara hievon in Kenntniß gesetzt wurde, besiegte die weibliche Schwäche die Ungezähmtheit des Gemüthes; sie brach in bittere Thränen aus und rief: „Wo sind nun all' die Principe's, die Marchesen, die Barone Roms, welche mich bei so vielen Anlässen ihres Schutzes versichert? wo die hohen Damen, welche mir ihre Gunst betheuert und denen ich in ihrer Noth geholfen? Wie? ich soll auf die Corda gespannt werden? Wehe mir! Keines von meinen Kindern, die ich in so glänzende Umstände versetzt, erscheint jetzt, um mich zu retten. Ja, und wenn sie auch erschienen, an wen sollen sie sich wenden, wen um Fürsprache für ihre Mutter angehen?"

Die Folterknechte brachten sie in die furchtbare Kammer und begannen bereits sie auszukleiden; allein Spara ließ es nicht zum Aeußersten kommen, sondern gestand sowohl die Thatsache ein, daß sie das Gift

bereitet, welches so vielen Menschen das Leben gekostet, als auch gab sie die Materialien an, woraus die Fabrikation geschehen war.

Alexander VII. hatte an diesem Geständniß genug und seltsamer Weise drang man nicht weiter in die ruchlose Wahrsagerin, auch die Personen anzugeben, welche sich ihrer Hülfe zu ihren abscheulichen Intriguen bedient hatten. Vermuthlich befürchtete man in die Verhältnisse von allzu vielen, hochgestellten Familien einzudringen und ein Uebel, noch schlimmer, als das Geschehene, dadurch hervorzurufen, wenn die Gerechtigkeit allzu genau unterrichtet würde. Oder auch gab man zum mindesten den Thatsachen, welche nicht auf die bereits Verhafteten selbst sich bezogen, keine Oeffentlichkeit. Das Wichtigste, was man vorläufig zu thun sich gedrungen fühlte, schien die einstweilige Verhinderung der Fortschritte des Meuchelmords. Auf allen öffentlichen Plätzen wurde daher ausgerufen und an allen Straßen-Ecken angeschlagen, daß Niemand von welchem Stand' er auch seyn möchte, bei Galeerenstrafe es wagen sollte, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Governadore von Rom und des Tribunals, von irgend einem Distilleur in der Hauptstadt sowie in der Umgegend Scheidewasser oder eine Essenz dieser Art, oder auch nur Ingredienzen dazu zu kaufen.

Die Aussagen der Spara lieferten nun die ab-

scheulichsten Aufschlüsse über das, was vorgegangen und besonders über die Art und Weise der Zubereitung des Giftes. Es war aus den feinsten Bestandtheilen zusammengesetzt und die Berechnung seiner Wirkung, je nach der stärkeren oder geringeren Mischung so sicher, daß die Monate und Wochen, ja Tage und Stunden angegeben werden konnten, in welchen der dem Tod Geweihte erliegen würde. Jeronima hatte das Geheimniß bei ihrer Landsmännin und Meisterin, Tofania, in Palermo selbst gelernt und nach Rom gebracht, wo sie allmählig einige andere Frauen ihres Gelichters in's Geheimniß zog und das Ganze sofort leitete. Gerade der Umstand, daß die Zeit des Verscheidens stets von ihr so genau angegeben worden, ohne daß sie gerade beim Abgang aller äußern Zeichen, in den Verdacht als Urheberin beim Publikum fiel, hatte ihren Ruf als Wahrsagerin bei den Personen begründet, welche sie für frevelhafte Zwecke suchten und durch eine gewisse Sympathie, in der sie sich nicht getäuscht sahen, zu ihr hingezogen wurden.

Das Tribunal beschränkte sich darauf, das Todesurtheil über die fünf Personen, welche als Hauptverbrecherinnen und Verführerinnen des übrigen überwiesen worden, nämlich die Spara, die Färberin, die Fleischerin, eine Fleckenausziehrin und die Gracioſa,

zu fällen und Alexander VII. bestätigte dasselbe ohne Verzug.

Auf dem Campo di Fiore wurden in aller Frühe hohe Galgen aufgerichtet, und damit der Menge desto mehr Raum verstattet würde, das blutige Schauspiel mit anzusehen, sämmtliche Kramladen auf diesem Platze niedergerissen. Man wünschte ein so großes Publikum dabei, als möglich, um durch die Strafe für die Zukunft abzuschrecken. Die Wohnungen auf dem Campo di Fiore waren so sehr angefüllt, daß viele Damen Fenster bis zu dreißig Ducatis mietheten, andere aber beinahe erdrückt wurden, oder vor Hitze erstickten, nur um in eitler Neugier die Schande ihres Geschlechts vorüberziehen und gerichtet zu sehen.

Nachdem den Delinquentinnen die Sentenz verlesen worden, übergab man sie der frommen Priesterschaft der Confortatoris, welche sie zum Tode vorbereiteten. Aller Trotz war ihnen gebrochen und sie zeigten sich so zerknirscht und reumüthig und erhoben ein solch' entsetzliches Wehklagen und Geheul, daß das öffentliche Mitleid sicherlich ihnen zu Theil geworden seyn würde, wären es gerade nicht Missethäterinnen von solch ausgefeimter Ruchlosigkeit gewesen, welche hier ihrem Schicksal entgegengingen. Spara allein zeigte noch bis zur Stunde, wo man sie aus dem Kerker führte, einige Haltung; sie hoffte standhaft

ihre Rettung, in Folge der Fürsprache irgend eines mächtigen Hauses, welches, ihrer Meinung nach, Verbindlichkeiten gegen sie hatte. Vielleicht auch hatte man blos durch solche allgemeine Verheißungen weitere Geständnisse zum Nachtheile von Dritten bisher verhindert, wenn nicht der Pabst selbst, wie man vermuthen darf, dieselben mit Absicht fern gehalten.

Auf fünf mit Ochsen bespannten Karren wurden die Verurtheilten aus der Tardinona von vermummten Personen nach der Richtstätte gebracht; jede der fünf Frauen war von zwei Confortatoris begleitet, welche mit ihrem geistlichen Zuspruch bis zum Augenblicke der Vollziehung des Spruches fortfuhren. Ein Diener des Scharfrichters ritt dem Zuge voran mit einer Trompete, aus der er von Zeit zu Zeit einen Stoß that, unter dem Ausruf: „Seht hier diese Weibsleute, welche hingerichtet werden, weil sie nicht nur ihre eigenen Männer, sondern auch noch andere Personen um's Leben gebracht haben!“ Diese Trompetenstöße und die ganze schauerliche Zeremonie bewirkten einen Eindruck auf das Volk, wie der Pabst ihn gewünscht. Die Schuldigen und die Unschuldigen zitterten gleich sehr, da Niemand wußte, ob nicht im Schooße seiner eigenen Familie noch irgend ein Nachtrag des schwarzen Verbrechens sich offenbaren, oder die Gerechtigkeit den einen oder andern Nachbar von der

Seite reißen und zu gleicher Bestrafung abführen werde.

Nur mit Mühe konnten die Armensünderkarren auf das Campo de Fiore gelangen, so ungeheuer war das Gedränge des Volks. Die Confortatoris halfen den Unglücklichen, als sie den Schaffotten endlich nahe gekommen, herab. Spara wollte sich von ihrem Wagen herabstürzen, ward aber zurückgehalten. Das Urtheil hatte verfügt, daß sie die Hinrichtung ihrer vier Schwestern mit ansehen und zu allerletzt gehängt werden sollte. Graciosa eröffnete den Reihen, und als es endlich an Spara kam, blickte diese nochmals mit flehentlichen Blicken umher, ob nicht Gnade erscheine. Aber die hohen Herren und Damen, denen diese Blicke galten, hatten für gut gefunden, des Pabstes Milde preisend, sich völlig still zu halten, und frohlockten, mit dem Werkzeuge ihrer Verbrechen diese zugleich selbst vielleicht in ewige Vergessenheit verschwinden zu sehen. Noch ein Glas Wasser erbat sich die Alte, und setzte, als man sie heraufzog,, einen Fuß in die Leiter, was ihre Schmerzen vergrößerte. Unter gräßlichen Zuckungen gab sie den Geist auf. Der Wunsch, ihre Kinder noch vor ihrem Ende zu sehen, war aus dem Grunde unmöglich gemacht worden, weil dieselben, um der Schmach zu entfliehen, schon vor dem Tage der Execution nach Neapel gereist waren. Die Leichname

blieben etwa eine Stunde lang am Galgen; darauf wurden sie nach der Piazza S. Giovanni Decolleto gebracht und daselbst beigesetzt.

Einige Monate später erfolgte, da das blutige Schauspiel nicht alle Lust zum Giftmischen vernichtet, abermals eine Hinrichtung durch den Strang, und es waren wiederum zwei Wittwen, die ihre Männer durch Aqua Tofana getödtet. Eine dritte, eine Betschwester, ward mit Ruthen gestrichen. Einige Zeit darauf wurden noch fünf Frauen des Landes verwiesen und eine Anzahl von jüngeren und älteren Personen, welche zum mindesten in hohem Grade des Verbrechens sich verdächtig gemacht, ebenfalls mit Ruthen gepeitscht. Mit solcher ungewöhnlichen Milde verfuhr man in demselben Rom, welches die schuldlose und engelschöne Beatrice Cenci und ihre Familie für eine That der gerechtesten Nothwehr des schauervollsten Todes sterben sah.

Der Pabst war durch die entsetzlichen Ergebnisse der Untersuchung des vielverzweigten Verbrechens so angegriffen, daß er die Prozeßakten in der Engelsburg verwahren ließ, um das Geheimniß der raffinirten Giftmischung selbst dem Publikum zu entziehen; denn es schien, trotz der tragischen Scene auf dem Campo de Fiori, ein eigenthümlicher Reiz in der Verübung der bestraften That zu liegen, welcher in psycholo-

gischer Hinsicht und als trauriger Beitrag zur Kulturgeschichte betrachtet wurde und daher eher zur Verhüllung als Veröffentlichung der Einzelnheiten bestimmte. Noch hie und da ereigneten sich Fälle, wie die angedeuteten, und das Verbrechen nahm blos, wo möglich, noch künstlichere Formen an und wußte sich aller menschlichen Wachsamkeit durch verstärkte Vorsicht zu entziehen. Erst später fand man ein Gegenmittel für die Aqua Tofana, nämlich in Citronensäure und scharfem Essig. Durch einen Zufall hatte sich damit der Gatte einer schönen aber buhlerischen Frau das Leben erhalten; er war großmüthig genug, durch die Fürbitte einer einflußreichen Dame von hohem Rang, die Todesstrafe von der Verbrecherin abzuwenden. Sie ward in ein Kloster gebracht.

Der Pabst aber ließ öffentlich auf jenes Gegenmittel aufmerksam machen und die nöthigen Sanitätsmaaßregeln in vorkommenden Fällen vorschreiben. Der fürchterliche Höllentrank selbst, von dem hier seitdem die Rede war, ist in den Verhören und in den Geschichten der Medizin als ein klares, geschmackloses Wasser beschrieben worden, wovon 5 — 6 Tropfen hinreichten, um demjenigen den Tod zu geben, welcher ihn hinuntergeschlürft. Während Einige ihn von dem Schaum aus dem Munde von Erhängten und Erdrosselten oder absichtlich zum Wahnsinn Gereitzten,

mit allerlei abentheuerlichen Anekdoten die Sache ausschmückend, hinstellten, ersahen Andere in ihm nichts als eine Auflösung von kristallisirtem Arsenik, als Hauptbestandtheil, ohne jedoch die Möglichkeit noch fernerer Zusätze zu läugnen.

Eine Art Gegenstück zur Acquetta, wie die Aqua Tofana mit einem schauderhaften Diminutiv bisweilen genannt worden ist, wenn in der Form auch verschieden, erlebte man beinahe um dieselbe Zeit (1656) zu Gürau, einer Stadt in Niederschlesien. Eine fürchterliche Pest, deren Ursprung und näheren Charakter Niemand anzugeben wußte, nahm in diesem Orte mit solcher Schnelligkeit zu, daß binnen kurzer Zeit über 2400 Personen von jedem Alter, Geschlecht und Stande, dahin gerafft wurden. Wer nur über die Straße ging, fiel um, gleich Fliegen, und ein einziges Familienglied steckte alle übrigen an. Oft starben ganze Häuser zusammt aus, und jede Hülfe, wenn sie auch gebracht werden wollte, war vergebens. Die Kinder erlagen über und neben ihren Eltern dem grausenvollen Geschick und Schwestern und Bräute hatten kaum den geliebten Gegenständen den letzten Abschiedsgruß gespendet, als sie selber nachfolgten und ein Grab sie zugleich verschloß. Zuletzt fehlte es nicht nur an Aerzten und Priestern, sondern selbst an Handwerksleuten, welche die allernöthigsten Lebensmittel

lieferten und eine gräßliche Hungersnoth verband sich mit der würgenden Seuche und drohte der Stadt eine vollständige Ausrottung. Wer sein Leben liebte, suchte sich dadurch zu retten, daß er den Ort ganz verließ und in benachbarten Dörfern sich einquartirte oder auf freiem Felde Hütten aufschlug.

Ein Zufall verrieth endlich die Quelle dieses allgemeinen Elends und Jammers. Dem Todtengräber des Ortes entlief ein Schwein und suchte das Weite, seinen Weg nach jenen Hütten nehmend. Der Eigenthümer eilte dem Thiere nach und gedachte bereits, es eingefangen zu haben, als ein Schuß ganz in seiner Nähe es darniederstreckte. Die Geflüchteten, welche angstvoll den unsauberen Gast erblickt und eine Ansteckung ihres Asyles durch das Thier, in welchem der Peststoff bereits stecken konnte, befürchtet, hatten auf solche Weise der ihnen drohenden Gesellschaft sich entlediget.

Der Todtengräber kehrte voll Zorn zurück, erschien aber bald wieder zu Pferd nahe vor den Hütten und stellte mit allerlei Scheltworten die Vollbringer der an ihm geübten Rechtsverletzung zur Rede. Dieselben schrieen ihm zu, zurück zu bleiben, indem sie sonst ihm ein gleiches Loos, wie seinem Schweine, bereiten würden. Der Mann, vom Weine taumelnd und vom Zorn dahin gerissen, erlaubte sich

jetzt die Aeußerung: er gedenke bald mit der Stadt vollends aufzuräumen, und man möge sich nur inzwischen die Mühe nicht geben, ihn zu verlangen. Diese Worte fielen ungemein auf und wurden alsbald dem Rathe überbracht.

Ein zweiter Vorfall, welcher wenige Tage darauf sich ereignete, erregte noch größere Aufmerksamkeit. Die Frau eines der vornehmsten Einwohner, voll Schönheit, Liebenswürdigkeit und Tugend, war gestorben. Man hatte den Sarg bereits auf den Friedhof gebracht und der Todtengräber ihn in Empfang genommen, um ihn in die Erde zu versenken. Als er den Gatten nun trostlos und aufgelöst in den wildesten Schmerz darneben erblickte, tröstete er ihn mit teuflischem Hohngelächter und sagte zu ihm: „Seyd ruhig, lieber Herr! Bald seyd Ihr Beide wiedervereint. Heute begrab' ich Euere Frau; morgen hole ich Euch selbst!" Auch diese Rede ward an die Obrigkeit berichtet. Und nun ertheilte dieselbe Befehl, den Todtengräber, welcher immer unheimlicher sich gebehrdete, gefangen zu setzen nnd ließ ein strenges Verhör mit ihm anstellen. Allein erst auf der Folter gestand er: der böse Geist habe ihm eingegeben, vergiftetes Pulver zu bereiten und dasselbe nicht nur in die Brunnen, sondern auch auf die Straßen zu schütten. In Speise und Trank breitete es auf solche Weise Verderben und da die über die Stra-

ßen Wandelnden mit ihren, damals langen, Kleidern den Giftstaub auffingen, so kam es auch auf diesem Wege in die Häuser. Der Bösewicht bekannte ferner, daß er die Sache nicht nur für sich allein getrieben, in der Hoffnung, ein reicher Mann zu werden und nach und nach die ganze Stadt zu beerben, sondern auch seine Kollegen in mehreren Städten Nieder-Schlesiens damit versehen habe, wofür sie ihm großen Dank gewußt hätten, da die Kundschaft beträchtlich sich vermehrt und durch den gesteigerten Diensterwerb sie vermöglich gemacht habe. Er behauptete: der Todtengräber zu Brausnitz allein habe über 700 Menschen, in Folge der Wirkung seines Giftes, begraben.

Die Strafe des Mörders war der Größe des Verbrechens und den Sitten der Zeit angemessen; doch schien sie Vielen noch allzu mild und keine physische Qual hart genug für den beispiellosen Missethäter. Man zwickte ihn mit glühenden Zangen, schnitt Riemen aus seinem Leibe, und verbrannte ihn endlich, um was er selbst gebeten haben soll, zu Pulver.

Nachtrag zur Biographie Walter Raleighs.

Indem ich bemerke, daß von einigen der angeführten Quellenschriftstellern aus Uebersehen bisweilen nur der Name, statt der ganze Titel des Werkes, wie an den andern Stellen angegeben worden, habe ich noch anzuführen, daß die Sammlung The British Plutarch mir zu spät in die Hände gekommen ist, um ihn noch benützen zu können und er mir blos an einzelnen Stellen während des Druckes noch Dienste leistete. Man findet in der darin enthaltenen obgleich kurzen Biographie verschiedene interessante Thatsachen, besonders in Bezug auf das Privatleben und die letzten Augenblicke Sir Walters, die an den König und an seine Gattin unmittelbar vor der Hinrichtung geschriebenen, herzergreifenden Briefe, welche wir, beengt durch den Raum dieses Bandes, hier nachträglich mitzutheilen verhindert werden.

Ebenso liefert der British Plutarch auch, sowohl für die Biographie Raleighs, als jene des berühm-

ten Spencers, (B. II.) allerlei Literarhistorisches und es geht aus diesen, wie auch aus mehreren Biographien Shakespeare's hervor, daß der „Pierre l'Hermit des mers“ *) seinen Einfluß bei der Königin Elisabeth stets auf die würdigste Weise, zu Gunsten der Wissenschaft und der schönen Künste, mittelst Unterstützung dürftiger Schriftsteller und Dichter, geltend zu machen bemüht war.

Selbst als Dichter, (obgleich dieß vielleicht seine schwächste Seite war **) stiftete er einen Sirenen-Orden ***) von dem auch Shakespeare Mitglied war †). Spencer, welcher ihn als den „Schäfer des Oceans“ zu begrüßen pflegte, hat in verschiedenen Gedichten ihn verherrlicht und ihm treue Freundschaft sein Leben lang bewahrt.

---

*) So nennt Chateaubriand in einer seiner neuesten Schriften W. Raleigh, wie auch Fr. Drake.

**) Der britt. Plutarch liefert seine Vision of the fairy Queeu.

***) (Berliner) Magazin für die Literatur des Auslandes. Jahrg. 1836.

†) Der Umstand, daß Graf Esser ebenfalls sein Gönner war, schadete ihm nichts bei Raleigh.

Ende des ersten Bandes.

Inhalts-Anzeige

des

erſten Bandes.

Seite

Vorwort. 5

I. Sir Walter Raleigh. 11

II. Die Liebe Pfalzgraf Friedrichs III. und Leonorens von Oeſterreich 245

III. König Chriſtiern II., das Täublein von Amſterdam und Mutter Sigbrit 285

Seite

IV. Giulio Cesare (Lucilio) Vanini 321

V. Die Aqua Tofana in Rom unter Pabst Alexander VII. und der Todtengräber zu Gürau in Nieder-Schlesien 455

Nachtrag zur Biographie Walter Raleighs 481

Biographisch-historische

Studien

von

Ernst Münch.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.

1836.

Sr. Hochwohlgeboren

Herrn

Staatsrath von Fischer.

in

Stuttgart,

Komthur des K. W. Kronordens, Ritter des Friedrich-Ordens u. s. w.

in

hochachtungsvoller Freundschaft

der Verfasser.

Inhalts-Anzeige

des

zweiten Bandes.

Seite

I. Historische Parallelen und Zeitstimmen, Belgien und die Belgier betreffend 5

II. Zur Geschichte des Lebens, des Charakters und der Regierung König Wilhelms I. der Niederlande 45

III. Die Ereignisse zu Brüssel im September 1830 . 137

IV. Bruchstücke einer Biographie des Demosthenes . . 183

V. Ferdinand Wanker, Professor der Moral und designirter Erzbischof von Freiburg 257

V. b) Habsburg; die Schicksale der Burg und des Geschlechts in gedrängtem Umriß 313

VI. Stefano Porcaro. 361

VII. Vittoria Accoramboni. 381

VIII. Beiträge zur Geschichte der Meerfahrt König Philipps des Schönen im Jahr 1506. . . 421

IX. Floris von Montmorency, Herr von Montigny . . 437

I.

Historische Parallelen

und

Zeitstimmen,

Belgien und die Belgier betreffend.

Multa renascentur quae jam cecidêre cadentque.

(Geschrieben in den Jahren 1830 und 1831).

Bei Beurtheilung der Begebenheiten in den Niederlanden und der Verhältnisse zwischen Belgien und Holland, zwischen Dynastie und Nation, haben nicht selten wesentliche Irrthümer dadurch sich eingeschlichen, daß man die alten Zeiten und Bezeichnungen durchaus nicht gekannt, den Charakter und die Stimmung — der Belgier, namentlich aus früheren Perioden, nicht gehörig gewürdigt, und namentlich der Idee Raum verstattet zu haben scheint, als hätten Letztere in früherer Zeit eine selbstständige Nation gebildet, welche nachmals unterdrückt, erobert, und vermöge des Eroberungsrechts an die Holländer, somit in einen neuen Zustand von Unterdrückung, gekommen seyen. Diejenigen Individuen, welche dieser Idee huldigen, müssen entweder die Geschichte des Volkes gar nie studirt

haben, oder vielmehr sie affektiren völlige Unwissenheit von Dingen, die doch durchaus zu unbefangener Würdigung der Geschichte des Tages gehören, weil die Gegenwart, sowohl was den faktischen als rechtlichen Bestand betrifft, aus der Vergangenheit nothwendig erklärt werden muß. Die Belgier haben, wie die Holländer, eine Reihe von geschichtlichen Verwandlungen durchgegangen, ohne jemals eine Nation gewesen zu seyn. Der Beweis dafür läßt sich von Cäsars Zeiten bis auf Van de Weyer nachliefern. Wäre der Gegenbeweis möglich, so würde dieß für ihre Revolution einen günstigeren Maaßstab zur Beurtheilung ihrer Legalität oder Entschuldbarkeit darreichen; aber leider bleibt er durch alle Thatsachen im Zusammmenhang, wie im Einzelnen, versperrt. Wir finden bis zur Burgundischen Periode blos einzelne Herzogthümer, Grafschaften, Herrschaften, Städte, mit einer Unzahl von Privilegien und Rechten, von Anmaßungen und Reklamationen, bald wechselseitig gegen einander selbst, bald von den Unterthanen und Vasallen gegen die Herrscher, bald von Herrschern und Vasallen gegen die Kaiser und den Reichsverband, zu dem sie gehörten, ausgeübt. Nicht einmal der Kollektiv-Begriff eines Belgischen Volkes findet sich bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts irgendwo ausgesprochen; die Idee einer Belgischen Nation, als solcher, fehlt ganz;

eben so wenig stellt sich ein solches auch im Norden dar; aber früher, als in Belgien, ward doch bei den Holländern, Seeuwen und Friesen das Gefühl vorherrschend, daß sie einen Brüderbund, dem Auslande gegenüber, bildeten, und die glorreichen Erinnerungen an die alten Kämpfe und Unternehmungen der Bataver weckten schon in früherer Zeit eine Art Nationalität. Alle Geschichtschreiber früherer und späterer Zeit stimmen darin überein, daß es niemals eine Völkerschaft von unruhigerem, ungestümerem und tumultliebenderem Geiste gegeben, als die Belgier im engeren Sinne. Sie zeigten sich mit keinem Zustand der Dinge jemals zufrieden, mit einem guten so wenig als mit einem schlechten, und merkwürdig genug, mißhandelten sie die Guten stets am meisten, während die Schlechten ihnen am sichersten imponirten. In keiner andern Volksgeschichte findet sich eine so frühe und ungemessene Ausdehnung von individueller Freiheit, und in keiner ein so unmäßiger und unzähmbarer Mißbrauch derselben; also zwar, daß namentlich durch die Annalen und Rechtsgeschichte der Flandrischen und Wallonischen Städte dargethan werden kann, wie wenig für die Herrschaft einer wohlverstandenen Freiheit, einer gesetzlichen Ordnung und eines festen Kultur-Zustandes die Demokratie in ihrem Sieg und in ihrer Reinheit tauge. Die unzähligen Parteien im Süden verhin-

derten stets die Concentrirung einer Gesammtkraft; sie verzögerten — was die Parteiungen der Houcks und Kabbeljauws betrifft — auch im Norden lange Zeit ein Aehnliches, bis der gereiftere politische Verstand der Holländer dem Uebermaaß der Leidenschaften Zaum anlegte und durch einen mannhaften Sieg über sich selbst die Freiheit ihre selbstmörderische Waffe auf den Altar der gemeinsamen Wohlfahrt niederlegte. Wenn auch der Norden, wie der Süden, die gleichen zahllosen Verbrechen sah, welche die aufgeregte Parteiwuth, oft zum Abscheu der gebildeten Welt, bis zum Uebermaaß häufte, so war doch immer noch eine durchgreifende Idee, ein Zusammenhang des Ganzen, und ein eiserner Charakter in allen einzelnen Erscheinungen sichtbar. Die Helden dieser Tragödien waren riesenhafte Marmorbilder, welche nicht selten Bewunderung erregt haben würden, wenn die verschlossenen Augen sprechen gekonnt und die kalte Brust nicht das Mitgefühl verscheucht hätte: aber in den Parteikämpfen der Lütticher, Brabanter und Flandrer sprach meist nur tolle Vertheidigungswuth, ohne irgend ein klares Ziel, eine Negation ins Unendliche ohne bestimmte Bedingungen der Möglichkeit eines Endvergleiches, eine Lust an Revolutionen als solchen, nicht weil sie zu diesem oder jenem Ziel führten, endlich eine Phantasie für Unordnung, Verwirrung und Mord sich aus, welche

oftmals gar keine vernünftige, politische oder psychologische Erklärung zulassen. Die Freiheit, welche sie begehrten, und an welcher die mindeste Betastung Hochverrath schien, bestand darin, Alles thun und unterlassen zu dürfen, was mit soliden Begriffen unverträglich war und den Betreffenden meist zum eigenen Schaden ausfiel. Die ganze Richtung fast aller südlichen Provinzen, Luxemburg etwa ausgenommen, war ausschließlich demokratisch; und doch behielt man ein Scheinbild von monarchischer Form bei. Diese Heuchelei, welche überall sich früher oder später durch den Untergang aller Parteien bestraft, welche sie für selbstsüchtige Zwecke gebrauchen, führte fast alle die widerlichen und unübersehbaren Kämpfe herbei, deren Schauplatz Belgien oder vielmehr die Gesammtmasse der verschiedenen Provinzen, die nachmals unter solchem Namen begriffen wurden, ununterbrochen gewesen ist; und während fast jedes Volk doch wenigstens Einen Glanzpunkt in seiner Geschichte besitzt, und groß und wirksam nach Außen auftritt, können die Belgier keinen einzigen aufweisen; denn die Trophäen von Konstantinopel und den ephemeren Ruhm des Byzantinisch-Flandrischen Reiches müssen sie mit Franzosen und Teutschen theilen. Die Geschichtschreiber der Belgier selbst erschöpfen sich in Klagen über Manches, was bei ihnen, zum eigenen Schaden des Landes, in Bezug

auf Empörung, Bürgerkrieg und Ausschweifungen der Parteien geschehe. Auch die französischen Historiker stimmen darin eifrig überein. Der Verfasser der sehr gut geschriebenen und der Mutter Franz's I. zugeeigneten Legende des Flamens, spricht gleich im Eingang von den Megären der Zwietracht, welche aus den stygischen Gewässern emporgestiegen seyen und durch Anfüllung der Herzen der Flamänder und ihrer Geschlechts-Verwandten mit frevelhaftem Hochmuth und veraltetem Vorurtheil nicht nur im eigenen Hause, sondern selbst bei den Fremden Krieg, Verwirrung und Unglück ohne Maaß und Ende herbeigeführt hätten.

Ein großer Theil der Kämpfe im Innern von Frankreich, und diejenigen mit England dazu, seyen größtentheils durch das unheilvolle Geschlecht der Flamänder, Hennegauer, Artoiser und Burgunder angefacht worden. Billig seyen diese Völker Gegenstand der Verwünschung von Jedermann; und die ganze Christenheit habe ein Recht, sie als die Urheber einer Reihe von Drangsalen und des vielen, unnütz vergossenen Blutes anzuklagen. Der Verfasser, welcher dann allerlei über ihre bäurische und unverdauliche Sprache, freilich hier mit Unbilligkeit, redet, erklärt darauf: daß er das ganze Gemälde dieser traurigen und widerlichen Scenen mit kühnem Muth entrollen und den verläumderischen Angriffen der Flamänder und

ihrer Geschlechts-Verwandten mit der Wahrheit zu begegnen wissen werde. „Diese Länder — fährt er darauf weiter fort — sind Jedermann bekannt, wegen ihrer groben Unkunde und Undankbarkeit gegen die vielen Wohlthaten, Ehren und Rechte, welche sie von den Königen empfangen, und welche gleichwohl sie nicht verhindert, ein immerwährendes Labyrinth von Verwirrung und Zerstörung aufzubauen, dadurch, daß sie einem blinden Hange nach Aufruhr und Herrschaft sich hingegeben und niemals mit dem gegenwärtigen Besitze zufrieden zu seyn, sondern stets die Gränzen zu erweitern getrachtet haben. In ihrem Uebermuth finden sie alles zu klein, und zu eng, und wie die alten Riesen wollen sie selbst den Himmel stürmen, und fürchten die rächerischen Donner und Blitze Jupiters nicht, welche sie niederzuschmettern im Stande sind. Es ist billig und gerecht, daß man ihre Laster, welche offen und notorisch vorhanden sind, so bezeichne und schildere, wie man sie findet, damit die Bessergesinnten daran sich spiegeln und Abscheu nehmen, wiewohl zu befürchten steht, daß sie zuletzt auch noch die Unschuld dieser verpesten werden.“

„Die Sprache ist nach Cicero, das Band der innigern Freundschaft und Verbrüderung. Freilich kann Niemand läugnen, noch in Abrede stellen, daß die Flamänder im gewöhnlichen

Leben keineswegs der französischen, sondern der teutschen Sprache sich bedienen; zwar dieser nicht in ihrer Reinheit, sondern etwas bastardisirt und übelgebildet; dennoch kann ich darauf antworten: Die Edlen in den Städten gebrauchen mit vielem Glücke, (indem sie hiefür die nöthige Anleitung erhalten haben) die französische Sprache und achten diejenigen, welche sie nicht reden, für Dummköpfe, Bauern und gemeine Leute (idiotes, agrestes et vilains). Desto mehr ist zu verwundern, und es beweist desto mehr ihre Unvernunft und ihr Unrecht, daß sie mit so großer Hartnäckigkeit und mit so eingefleischtem Hasse ihren wahren und natürlichen Beherrschern, den Allerchristlichsten Königen Widerstand bieten."

Nachdem der Verfasser der Legende sein Werk zu Ende gebracht, erlaubt er sich noch folgende Bemerkungen: Dies sind die hübschen Touren, welche die Flamänder sich gegen ihre rechtmäßigen und angebornen Herren erlaubt haben; mögen sie nun die Zähne wetzen und das Gesicht verziehen, so viel sie wollen. Man darf sich demnach nicht wundern, wenn sie zu unsrer Zeit um nichts besser sich zeigen, als ihre Väter und Vorväter in frühern Perioden gewesen sind; sie sind nur in den Fußtapfen derselben fortgewandelt und das Sprichwort hat auch an ihnen sich bewährt: Wie der

Vater, so der Sohn. Keiner von ihren Grafen hat jemals die gebührende Treue und Lehenspflicht gehalten und erfüllt. Der Umstand, daß in unserer Zeit viele andere große Provinzen und Herrschaften mit Flandern vereinigt worden sind, hat ihnen die Köpfe so sehr verdreht, daß sie nicht wissen, wie hoch sie dieselben emporstrecken wollen, und daß Jeder von ihnen sich einbildet, ein König zu seyn, so stolz und übermüthig sind sie nach und nach geworden. — Mit den Beinamen und Titeln, welche sie an die Könige der Nachbarschaft verschwenden, wollen wir das Pergament verschonen. Allein alle die thörichten und eiteln Allegationen der Flamänder, Hennegauer und Artoisier, mit welchen sie so freigebig aufwarten, sind eitle Pfeile, von Knaben verschossen. Ein einziges Königreich, zusammengehalten durch Liebe und Eintracht, und geregelt in seinem Innern, ist mehr werth, als ein noch so großer Aggregat von Ländern, darin die Frechheit und die Zwietracht vorherrschen." —

Die Belgier, in Denkschriften, Preisfragen und Panegyriken neuerer Zeit, besonders in solchen, welche absichtlich verfaßt schienen, um zwischen Vergangenheit und Gegenwart Parallelen, und zwar zum Nachtheil der letzteren, aufzustellen, und eine Sehnsucht nach der ersteren zu erwecken, haben die Periode Phi-

lipps des Guten als die blühendste und glückbringendste ihrer ganzen Geschichte aufgestellt; nun führten sie aber, die Flamänder zumal, gegen diesen Fürsten, so unaufhörliche Kriege und zettelten so viele Empörungen an, daß der Tiefgereizte endlich einen Theil ihrer maaßlosen Privilegien und Rechtsame beschnitt und durch ein neues, kräftiges und zugleich mildes, Regiment Ordnung und Einheit begründete. Sein Sohn, der streitbare Karl, welcher solchen Trotz noch weniger zu dulden in der Stimmung war und die Wiederkehr mit blutiger Strenge ahndete, setzte dieses System fort; allein, wenn wir Thatsachen und Gründe genau mit einander vergleichen, so finden wir, daß häufig das Recht auf seiner Seite war und die unbändige Stimmung des Volkes, welches den Besitz und Genuß wirklicher Freiheit einem unbestimmten und grenzenlosen Streben nach Erweiterung derselben, sich selbst betrügend, aufopferte, das terroristische System des Herrschers erzeugte. Stände nicht das Leben Philipps des Guten vor uns, so würden die Kämpfe der Genter und ihrer Verbündeten gegen seinen Sohn als nothwendige Rückwirkungen der Volkskraft gegen die Tyrannei erscheinen; allein so ersehen wir, daß die Großmuth und Rechts-Achtung keiner bessern Anerkennung sich erfreut, als die Strenge und die Willkür, und somit finden sich für letztere sogar Titel der Bil-

ligung. — Als der stolze, kriegerische Fürst seinem Schicksale erlegen, befand sich seine Tochter Maria, eine hülflose Waise, zwischen die Usurpation Ludwigs XI., den Verrath der Großen und den Uebermuth des Volkes gestellt. Sie hatte mit rührendem Vertrauen der Rechtlichkeit dieser letztern und dem Schutze der Häupter sich überliefert; sie beschwor alle alte Freiheiten, wie sie vor deren Beschneidung in Kraft gestanden; sie erfüllte alle Bedingungen, welche ihre Stellung mit sich brachte, im allerweitesten Sinne. Statt dessen buhlten die Edlen um die Gunst des französischen Monarchen und verkauften um Geldsummen und Stellen die Provinzen und Städte; die Kommunen aber behandelten die rechtmäßige Fürstin mit brutaler Gewalt, hielten sie wie eine Gefangene, kaum die nöthige Rücksicht gegen ihr Geschlecht beobachtend; sie verspritzten, nach grausamer Folterung, das Blut ihrer getreuen Räthe vor ihren Augen also zwar, daß es fast das Gewand der um ihr Leben Flehenden befleckte, und der Pöbel sah ohne Rührung diejenige in den Straßen von Gent in Ohnmacht sinken, welcher er Gehorsam und Achtung geschworen hatte. Nicht zufrieden damit, sie ihrer vertragsmäßigen Herrscherrechte beraubt zu haben, mischten die Demokraten sich sogar in die Privatangelegenheiten ihrer Herzogin. Sie wollten ihr den ärgsten Feind des Hauses, einen berüchtigten Wüst-

ling, einen erklärten Vatermörder, der im Gefängniß saß, als Gemahl aufdringen, nachdem sie ihn wider ihren Willen zum Feldherrn bestellt. Sie mißbrauchten die unglückliche Lage der fürstlichen Jungfrau auf eine Weise, wie man sie in wenigen Volksgeschichten wieder findet. Nachdem nun endlich der Erzherzog Maximilian von Oesterreich, allen Anstrengungen seiner Gegner zum Trotz, als Gemahl der Maria in den Niederlanden aufgetreten; nachdem er alle Feinde des Landes besiegt oder beschwichtigt; als er die Verehrung der ihn als Retter begrüßenden Einwohner aller Provinzen genossen; als er, zuerst gemeinsam mit Maria, sodann nach ihrem Tode, als Vormund des minderjährigen Philipps des Schönen, alle Rechte und Gefreitheiten des Landes zwei- und dreifach und mit allen nur erdenklichen Ceremonien und Klauseln, zum Ueberfluß beschworen hatte, — hörte gleichwohl die Reaction nicht auf. Die Großen des Landes zeigten die unmännlichste Eifersucht gegen den fremden Prinzen, welcher sie doch aus schimpflicher Erniedrigung befreit, nachdem sie die noch schimpflichere Erniedrigung, worin ihr Vaterland vor seiner Ankunft sich befunden, nicht hatten abwehren können. Die Gemeinen dagegen erhoben Schwierigkeiten, Hemmungen, Aufstände ohne Maaß und Ende; sie begegneten den ritterlichen, milden, hochherzigen, gerechten Reden des tapfersten und

gebildetsten deutschen Prinzen mit bäurischer Rohheit; sie trennten den Sohn von dem Vater, und setzten den Sohn des Reichsoberhauptes, dessen Ansehen sie doch gehuldigt, und welchem sie Ehrfurcht angelobt, zu Brügge gefangen, nachdem sie, gleich Räubern, sein Vertrauen überrascht und seine Person bewältigt. Sie beschworen und brachen einen Vertrag nach dem andern, und klagten doch stets über Abbruch ihrer Freiheiten. Die Grundidee, Grundrichtung und Grundstimmung des Volkes drückte um diese Zeit kein Anderer so vollständig, so getreu und lebendig aus, wie der hoffährtige Philipp von Cleve, welcher als der Liebling der damaligen Demokratie erscheint, ohne daß man jedoch genau gewußt hätte, welches eigentlich das Ziel seiner Anstrengungen war. So kam das Land um Ruhe und Frieden und um allen Genuß der Freiheit, und die blühendsten Städte Europa's, welche die Marktplätze des Welthandels noch um diese Zeit gewesen, versanken in Folge dieses ausgearteten Systems, immer tiefer in moralische Gräuel und Ordnungslosigkeit, in Finanz-Verlegenheiten und Schulden, und endlich in völlige Unbedeutsamkeit und selbst Armuth. Wenn man über den eigentlichen Zustand jener Tage gewissenhaften Bericht sich verschaffen will, so muß man nicht die einseitigen und parteiischen Memoires der Franzosen lesen, welche die Flamänder stets als ent-

laufene Unterthanen, und alle Drangsale als Ausfluß Burgundisch-Oesterreichischer Herrschaft betrachten, sondern man muß ihre eigenen gedruckten und ungedruckten Landeschroniken vergleichen, ihre Urkunden und Privilegien, ihre Stände-Verhandlungen, und Städte-Protokolle, und auf schlagende Weise wird sich der Uebermuth eines Volks darthun, das mit Herrschern von dieser Natur, mit Freiheiten von solch ungemessenem Umfang, und mit einem so glücklichen Zustand der Dinge, wie der, damalige nicht zufrieden seyn konnte noch wollte. Es gibt keine Art von Untreue, welche nicht gegen Maximilian, sowohl da er nur noch Erzherzog, als nachdem er König und Kaiser der Teutschen geworden, von den Süd-Niederländern verübt worden wäre. Als die Umtriebe der Familie Ravenstein aufgehört, fingen die des Hauses Egmont in Geldern wieder an. Sie drückten beide nur die antipathische Stimmung des Hochadels gegen den Verband mit dem Reiche, so wie die Lust aus, eine selbstständige oligarchische Föderation, auf gemeinsame Unkosten des monarchischen und des demokratischen Prinzips, zu begründen. Die Genter ahmten dies Beispiel für ihre demokratisch-achlokratischen Zwecke bestens nach und waren theilweise und abwechselnd Verbündete, Feinde, Anreizer und Werkzeuge des Adels gegen die Rechte der neuen Dynastie, je nachdem das Bedürfniß des

Augenblicks solche Ermuthigungen im Systeme mehr oder minder erheischten.

Fast alle Geschichtschreiber preisen die Verwaltung der ersten Statthalterin Margarethe als ein Muster von Mäßigung, und die Periode, welche die Wirksamkeit derselben in sich begreift, als glücklich und glorreich. Nichtsdestoweniger hatte auch die milde, geistvolle und gerechte Frau mit hundert Hindernissen zu kämpfen, und es fehlte weder an nichtswürdigen Umtrieben, noch an zwecklosen Empörungen, wobei besonders der eben so geistlose, als intriguante und unruhige Karl von Egmont, Herzog in Geldern, fast immer an der Spitze stand. Margaretha starb, nicht ohne tiefes und inneres Mißvergnügen über einen großen Theil der Bevölkerung, und nicht ohne traurige Ahnung vieler kommenden Uebel. — Die Belgier werden des Lobes von Karl V. nicht müde; er erscheint vorzugsweise als ihr National-Held, und von allen Thaten, die er vollbracht, schreiben sie mit einer Eitelkeit, die zu verzeihen ist, einen Theil auf ihre Rechnung, da er ja aus ihrer Mitte hervorgegangen. Aber es waren gerade wiederum die Belgier, welche ihm Unruhen der mannichfachsten Art genug gemacht, welche in vielen seiner wichtigsten Unternehmungen, durch Mangel an Unterstützung oder partielle Aufstände ihn gehindert; es waren Niederländer, und

zumal Belgier, welche sein Regiment den Spaniern verhaßt, seinen Namen unvolksthümlich auf der Halbinsel gemacht, und welche gleich in den ersten Jahren seiner Königschaft durch Uebermuth, Bedrückung, Erpressung und Bestechlichkeit, auf Kosten der Eingebornen, den Aufstand der Communeros herbeigeführt hatten. Es waren Niederländische, und zumal belgische Räthe, welche, darin allein mit den Spanischen genau harmonirend, in den Angelegenheiten des Protestantismus seine Ansichten ihm wirrten und ihn stets zu den heftigeren Maaßregeln verführten. Sein Zug gegen die Genter und ihre Züchtigung sind allbekannt; er setzte für diese Rache sein eigenes Leben, oder doch seine Sicherheit bei der Reise durch Frankreich, in Gefahr. Die Belgier haben eine gemüthliche Phrase des gerechten Kaisers, welche er in einer guten Stunde zu ihren Gunsten und auch so noch etwas doppelsinnig, äußerte, in einer Allgemeinheit erklärt und ausgedehnt, welche mit spätern Erklärungen Karls sehr in Widerspruch steht, und auf jeden Fall einiges Lächeln abzwingt.

Der größte Fehler der Belgier war zu allen Zeiten übertriebener Hang zur Prahlerei und zum Großthun, ohne Verdienst und That. Als der Saame der Reformation auch in den Niederlanden und daher auch in Belgien, aufgegangen, sah man von Seiten des Staates beklagenswerthe Reaktionen gegen die Gewissensfreiheit

und gewaltsame Eingriffe in die politische Verfassung. Allein wenn gleich der Name Philipps II. im verdienten Haß der gebildeten Menschheit fortleben wird, so muß andererseits doch auch zugestanden werden, was selbst der große Schiller in seinem berühmten Werke deutlich zu verstehen gibt, daß die Anhänglichkeit an die neuen Doktrinen nirgendswo mit so tumultuarischer Heftigkeit, mit solch' rücksichtsloser Verachtung aller Verhältnisse, mit solch' fanatischer Intoleranz gegen die Bekenner der alten Lehre, mit solch' bilderstürmerischem Eifer gegen Kultus und Formen, mit solcher absichtlichen Verhöhnung der Gesetze und der Autoritäten an den Tag gegeben wurde, wie in den Niederlanden, ganz besonders aber in Belgien. Ein solches Benehmen entfremdete den ersten Protestanten selbst den Schutz mächtiger Häupter, welche das verletzte Gesetz ihrer Pflicht gemäß rächen mußten und nichts Stichhaltendes hatten, was sie zu Gunsten jener Fanatiker vorbringen sollten. Darunter litten natürlich die Gutgesinnten, Gemäßigten und wahrhaft Aufgeklärten mit. Selbst die Oranien und Egmont mußten mehr als einmal in diesem Systeme handeln, und noch später, als die Revolution bereits weiter gediehen war, schleuderte der geistreiche und hochverdiente Staatsmann und Gelehrte derselben, Philipp von Marnix, warnende Manifeste gegen die Zeloten und Uebertreiber aus.

Die Verfolgung der Ideen blieb nichts desto weniger ein Akt der Willkühr von Seiten des spanischen Hofes und muß als solcher fortwährend betrachtet werden; vereinigt mit dem völligen Bruch aller beschwornen Briefe und Verträge, löste er das Paktum zwischen Habsburg-Spanien und den Niederländern auf. Allein die Farbe, welche die religiöse Polemik genommen, zeugt ebenfalls nicht minder von der turbulanten Manier der Belgier, welche nur selten Gründen der Vernunft, meist nur Leidenschaften des Augenblicks folgten und selbst die Sache der edelsten Begeisterung durch rohe Mittel und brutale Zusätze befleckten.

Nachdem Maximilian, Karl und Philpp II. hinter einander vom Schauplatz abgetreten, ging es an die fremden Fürsten, die sie zu Souveränen für sich gesucht, und an die Leiter des Aufstandes und Häupter des Krieges, welche hinter einander Gegenstand der Liebe und Verehrung, des Hasses und der Verwünschung, der Verläumdung und Verfolgung wurden. Der Adel hatte in der Niederländischen Revolution und zumal in Belgien, eine bedeutende Rolle gespielt aber es zeigte sich bald, daß sein Widerstand gegen die Spanische Herrschaft nicht aus Haß der Tyrannei, sondern aus Liebe zu seinen Privilegien und der Begierde entsprungen war, das Volk nach eigener Laune und Willkühr zu regieren. Der

Adel verrieth in der Mehrzahl nicht nur bei jeder Gelegenheit, wo man ihm von oben herab Zugeständnisse machte, die Sache der übrigen Klassen ohne Bedenken, sondern auch da, wo er wirksam und kämpfend auftrat, hinderte er durch beschränkten Eigensinn und unrühmliche Eifersucht fast immer das Bessere. Die Barlaymont, und Cons., welche in neuester Zeit in Belgien abermals mit seltsamer Rolle aufgetreten, waren schon damals Hindernisse der Freiheit und Einheit. Noch mehr aber die Aerschot und Croy's. Es bildete sich gegen die Familie Nassau, welche, trotz ihrer Naturalisation, ihrer zahlreichen Güter, ihrer langjährigen Dienste und Opfer für das Interesse der Niederlande fortwährend als eine fremde betrachtet wurde, ein System, das in neuesten Zeiten, bei ihrem Wiedererscheinen in Belgien, neu aufgestellt und ausgeführt worden ist. Die Religions-Verschiedenheit lieferte den ostensiblen Vorwand; aber es war eine sehr materielle Politik, die ihren glühenden Haß unter der Maske orthodoxen Eifers versteckte. So wie man nach hergestellter Selbstständigkeit der Niederlande, unter der Herrschaft jener Dynastie den König Wilhelm I. als Heuchler und Unterdrücker der Belgischen Freiheit, so wie des katholischen Glaubens, in der Volksmeinung hinzustellen sich Mühe gegeben hat, also wurde schon im 16ten Jahrhundert gegen Wilhelm den Schweigenden Aehnliches

verbreitet. Derselbe große Mann, welcher zuerst dem Adel die Idee und den Muth des loyalen Widerstandes gegen das fremde Joch eingehaucht, dessen Beispiel zu den ersten und wichtigsten Unternehmungen begeistert und dessen Rath in den gefahrvollsten Augenblicken fast allein sicher geleitet hatte, ward als ein Schüler Macchiavells hingestellt, dessen ganzes Trachten dahin gehe, die aus Spanischer Knechtschaft befreite Nation in eine noch schimpflichere Tyrannei zu versetzen. Die phrasenreichen Tiraden der Herren Vilain XIV., Rodenbach und Anderer finden sich schon in Flugschriften aus Flandern, Brabant und Hennegau im 16ten Jahrhundert ausgesprochen. Man rechnete allen Schaden und allen Gräueln nach, welche den südlichen Provinzen durch die Nassau's in verschiedenen Perioden zugefügt worden. Man war frech genug, selbst die Dienste Engelbrechts II., welcher gegen Empörungen ohne vernünftigen Zweck und Sinn die verfassungsmäßigen Rechte Mariens, Maximilians und Philipps des Schönen vertheidigen half, als eben so viele Attentate gegen die Eingebornen hinzustellen; die schimpflichen und abentheuerlichen Verräthereien der Genter, Brügger und Philipp von Cleve's, welche, wie heutzutage die Künste und Operationen der Union, den Wohlstand blühender Städte und Provinzen auf lange Zeit hinaus zerstört, wurden als Sache

der Freiheit bezeichnet; die zahlreichen Unthaten, Meuchelmorde, Plünderungen, Rechtsverletzungen jeder Periode galten für Akte heroischen Aufschwungs der Bevölkerung. Auch Heinrich von Nassau's Verdienste als Minister Karls V. wurden gebrandmarkt, und man machte den Flamändern glauben, daß selbst seine Wohnung zu Brüssel aus dem geraubten Gut des Landes aufgeführt und mit den Thränen der unterdrückten Bewohner die Diamanten seiner Gemahlin bezahlt worden sey. Ein gleiches kam auf Wilhelms von Oranien und seines Vaters Rechnung, welche doch Güter und Reichthümer genug besaßen, ehe sie nur irgend einen Gedanken zu Staatsämtern in den Niederlanden gehegt. Um den Beweis zu liefern, wie schlagend die Aehnlichkeit zwischen den Beschuldigungen und Verläumdungen des 16ten und 19ten Jahrhunderts, hinsichtlich der Familie Nassau, von Seiten ihrer Gegner, und wie die Politik des Belgischen Hochadels gegen sie zu allen Zeiten dieselbe war, wollen wir die frazzenhaftesten Stellen aus verschiedenen der wichtigsten Staatsschriften, Manifeste, Pamphlete und Pasquille der älteren Periode hier mittheilen und eben so auch die höchst merkwürdigen Urtheile, die von bedeutenden Staatsmännern und Gelehrten des 16ten und und 17ten Jahrhunderts über die Belgier gefällt worden sind. (101) In einer Flugschrift aus Gent vom Jahr

1753 liest man folgende Stellen, welche mehr als treffend an die griefs nationaux und an die Petitionen, zu deren Abstellung im Jahr 1829, sowie an die gebrauchten Künste zur Aufreizung des Volksgeistes gemahnen:

„Das bedaurungswürdige Volk der Niederländer ist noch niemals (die Spanier selbst nicht ausgenommen) so barbarisch behandelt worden, wie es gegenwärtig durch die eigenen Landsleute geschieht. Um nichts zu reden von den täglichen enormen Abgaben, ohne irgend eine Hoffnung freundlicherer Aussicht, werden wir von unsern Soldaten (den agens du pouvoir) viel unverschämter mißhandelt, als selbst früher von den Feinden. Wer hat jemals die Seelen mehr tyrannisiren und die Gewissen bis zu dem Grade beeinträchtigen gesehen, daß man selbst die Leute zwang, freiwillig geleistete Eide ab- und andere wider ihren Willen zu schwören, oder daß man mit Verletzung aller Formen sie verbannt? Darf man nicht annehmen, daß diejenigen, welche auch aus Furcht einen solchen Eid leisten, der gegen die Interessen der Religion ist, bei der ersten besten Gelegenheit lieber zu dem frühern freiwillig geschwornen zurückkehren, als bei dem ihnen abgedrungenen verharren werden? Was haben also solche Eide für einen reellen Nutzen? Der Prinz von Oranien und seine Kreaturen schreien unaufhörlich gegen Mac-

chiavell, und letztere suchen unaufhörlich jenen, ihren Helden, den gottvergessensten Atheisten ohne Vergleich zu melden, selbst zu einem solchen heranzubilden und seine Herrschaft uns aufzudringen. Der Prinz beträgt sich in diesem Lande wie ein unbeschränkter Herrscher, ohne daß er ein Recht dazu hätte, und er nährt den Kampf fort und fort, bloß in der Absicht, es auszuplündern, und die Beute seinen teutschen Trabanten zuzuwenden. Man sehe nur einmal die Künste an, mit welchen er uns vom Anfang seines Erscheinens, an an der Nase herumgezogen. Er spricht von nichts, als von Wiederherstellung der Privilegien, der alten Landesbräuchen und der Gewissensfreiheit. Durch seine glatte Sprache hat er uns diesen Jean d'Embize auf den Hals gesetzt, und von allen Privilegien hat man noch keine Andern gesehen, als die, welche dazu dienen, den Parteigeist aufzuregen, und den Handwerkern freies Spiel lassen, zu thun, was sie wollen.*) Eine Menge Neuerungen sind unternommen worden, von der Art, wie man sie hier zu Lande nie gesehen. Die Behörde, welche dermalen in unserer Stadt eingesetzt ist, und der Kriegsrath, welcher sie beherrscht, üben eine Autorität aus, welche selbst die Achtzehner ehemals nicht besaßen**).

---

*) Der unerträgliche Einfluß der Industriellen in unsrer Zeit.

**) Die Abhängigkeit und Unterdrückung der Magistratur.

Erstere dient zu nichts weiter, als das Volk aufzuzehren.*). In frühern Zeiten hatte man keine anderen Häupter noch Kapitäne, als die Schöffen, durch welche gleichwohl so große Dinge vollbracht worden sind; gegen dieses Schöffen-Institut (mit der Jury) hat man nun diese neue Justiz erfunden, deren Zweck ist, das Volk zu unterjochen, die gesetzliche Gewalt der Magistratur zu untergraben und unter alle Klassen der Gesellschaft nach Herzenslust Entzweiung zu säen. Während man es, in Folge des Systems jenes Prinzen und seiner Rechtsverletzungen, dahin gebracht, die Geistlichen auszuplündern, während man die Gemeinde fortwährend belastet, und dabei heuchlerisch (l'hypocrit Guillaume) desgleichen thut, als kenne man die Sachen alle nicht, hat der Prinz blos Räuber bereichert, welche er sich verbindlich gemacht, und die Zahl der Glieder seines Gefolges vermehrt. Sie sind es, welche allenthalben Alles nach Seeland schleppen, welche alle neuen Konseils, die Rechnungskammer und die Provinzialstaaten besetzen. Man betrachte dabei, wie die Last der öffentlichen Abgaben und die Accise sich gesteigert, durch diejenigen, welche das Land gleich Vampyrn aussaugen. D'Embize selbst fing an, solches einzusehen, und sich zu überzeugen, daß man auch Mastricht ver-

*) Les agens du pouvoir, qui devorent les impôts du pays.

lieren würde, wenn nicht andere die Geldsummen lieferten, welche man dem Volke zu seinem Beistand abforderte. Seither ist er selbst diesem unversöhnlich gram geworden, ebenso dem Meister P. Dathenus, und er hat nicht eher geruht, bis er Beide aus der Stadt und aus dem Lande getrieben, welches doch Beider natürliche Heimath ist. Also hat jener Prinz bei uns gewirthschaftet, und, nachdem er alle die vorhin aufgezählten Ungesetzlichkeiten begangen, geht er in seinem Begehren noch weiter für dieselben Diebe, welche er befördert. Der neue Magistrat, den er eingesetzt, und welcher den frühern von d'Embize bestellten verbessern sollte, Gott, was für eine Behörde ist dies, welchen Provinzialrath, welche Rechnungskammer besitzen wir? — Er hat uns einen öffentlichen Räuber aus Holland geschickt u. s. w." — — Und nun wird eine ganze Linie von Beamten und von Beschuldigungen gegen sie mit gleicher Wahrheitsliebe aufgezählt.

Der Pamphletist kommt nun auch auf den Punkt der Religion zu sprechen. Der Prinz setzte einen Schöffen ein, welcher jederzeit zur katholischen Religion gehalten, allein aus purem Ehrgeiz sich anstellte, als sey er der reformirten zugethan. Man ersieht hieraus den religiösen Eifer dieses Heuchlers von Fürsten. Zu vier verschiedenen Malen bekannte er vier verschiedene Glauben öffentlich, ohne daß wir noch anführen

wollen, was er auch noch die Wiedertäufer und weiß Gott wen noch mehr alles glauben gemacht hat. Gibt es wohl einen offenbareren Atheisten als ihn? — — Wahrlich es herrscht weder ein Gefühl für Ehre noch für Religion in diesem Prinzen; es waltet in ihm blos eine ungezähmte Herrschsucht, die ihn über Recht und Unrecht hinaussetzt, blos Habsucht und Ehrgeiz, und sonst nichts anderes." Die Begünstigung der Verwandten und Anhänger Oraniens ist mit starken Farben ausgemalt, und es wird erzählt, daß er nichts als Edelleute, welche sonst vor Hunger gestorben wären, in alle Stellen eingeschwärzt. „Haben wir denn," heißt es, „in Flandern und im übrigen Lande Mangel an Edelleuten, um sie zu Kriegsanführern zu ernennen? Aber er beruft unaufhörlich nur Fremdlinge, die nach ihm gemodelt sind. Er befördert und erhebt ganz gemeine Leute, blos um unsern Ruin desto sicherer zu bewirken und uns in Knechtschaft zu bringen. Auf unsern Beutel hin macht er sich groß und macht einen entsetzlichen Aufwand."

Wie der belgische Klerus alsbald nach Beschwörung der Pacifikation von Gent und der Verbindung Süd-Niederlands mit dem Norden zu gemeinsamer Abwehr der Spanischen Herrschaft die Sache verstanden, und welche Grundsätze ihn hinsichtlich der mit den Protestanten eingegangenen Verträge beseelt, geht

aus folgenden Stellen der Schrift eines ausgezeichneten Löwener Theologen, Michael Bajus, wider den Herrn von St. Aldegonde hervor. Er beklagt bitter das versöhnende und vermittelnde Verhängniß, welches zwischen Katholiken und Protestanten in der letzten Zeit sich gebildet, und bemerkt sodann: Je geistreicher und künstlicher gewisse Menschen ihr Geheimniß der Bosheit verstecken, desto offener geben sie es dadurch ans Tageslicht. Sie verheißen Freiheit der Religion bloß deßhalb, um die Herrschaft zu erhalten und eine völlige Tyrannei über den Glauben ausüben zu können. Denn da die katholische Religion bisher immer frei gewesen ist, so bleibt bei dem Versprechen der Gewissensfreiheit keine andere Auslegung mehr möglich, als die, daß die Ketzer diejenigen beherrschen wollen, welche sie für frei erklären. Der Apostel ruft: „Wollet doch nicht das Joch der Ungläubigen auf euch nehmen; denn was kann für eine Gemeinschaft der Gerechtigkeit mit der Bosheit, was für eine Gesellschaft des Lichts mit der Finsterniß, was für ein Vertrag zwischen Christus und Belial, endlich des Glaubens mit dem Unglauben bestehen?“ Um einen zeitlichen Gewinn, die Industrie, uns zu sichern, setzen wir einen Mann an die Spitze der Geschäfte, welcher öffentlich sich als Ketzer, somit als ein Wolf bekannt hat, wahrlich sobald wir die Gemeinschaft mit den

Protestanten einmal eingegangen haben, werden wir vom Gehorsam gegen den König und Christus abgetrennt werden, und Jener (Oranien), mit der neuen Gewalt ausgerüstet, wird den katholischen Glauben um so leichter auszutilgen vermögend seyn, als seine schlimmen Künste ihm Vorwände der Gerechtigkeit genug in die Hände spielen werden, um alle die, welche seiner Gewaltherrschaft sich widersetzen, zu unterdrücken." Diese Schrift eines belgischen Jesuiten und Priesters der Hochschule ist mit Censur der Obern, (Löwen 1579, in 8. gedruckt: Wir enthalten uns aller Bemerkungen, wie schlagend ähnlich die darin aufgestellten Grundsätze, mit denjenigen Behauptungen sind, durch die man in den Jahren 1829 und 1830, die Masse des Volks in Belgien, aus Furcht vor der sogenannten Protestantisirung und aus Besorgniß für ferneren Beistand seiner Religion, aufzureizen gewußt hat.

Eine Schrift des Pater von St. Andamar, betitelt: Declaratio causarum, ob quas Belgium gravissimis premitur calamitatibus, cum demonstratione remedii adversus easdem efficacissimi (Köln 1582), enthält bei aller Parteilichkeit, die der Verfasser, ein Priester, gegen die Patrioten-Partie, an den Tag gibt, viele tiefe Blicke in das Volksleben und in den Charakter der Belgier, und er gibt Urtheile zum Besten, die auch jetzt noch ihre Anwendung finden dürften. Gleich in der Zueignung an Alexander Farnese be-

klagt er sich über die Behandlung, welche man Andersdenkenden zukommen lasse, und daß die Anhänger entgegengesetzter Meinungen sogar aus eben demselben Lande vertrieben worden, in welchem man doch völlige Sicherstellung aller Rechte feierlich verkündigt habe. „Dieselben Leute, — ruft er mit Bitterkeit aus — welche sich die Vorkämpfer der Freiheit rühmen, und welche behaupten, sie hätten das Vaterland an seinen Tyrannen gerächt, sind selber nun die Unterdrücker dieses Vaterlandes und die Handlanger der Tyrannei". Merkwürdig ist die Aufzählung und Entwickelung der Ursachen, welche die Revolution und das Elend in den Niederlanden, nach der Ansicht des Verfassers, herbeigeführt hätten. Er bezeichnet unter denselben vorzugsweise den übertriebenen Luxus und den unbändigen Hochmuth der meisten jungen Edelleute und der vornehmsten Familien des Landes; sodann den Ueberfluß an Reichthümern und die gränzenlose Leichtfertigkeit und Nachläßigkeit der Magistrate, und endlich die schlechte verdorbene Richtung, welche bei Erziehung der Jugend vorgeherrscht. Es ist natürlich, daß der Priester die bei weitem folgereichsten Ursachen jedoch die Gleichgültigkeit gegen die katholische Religion und den Hang zur Ketzerei ansieht. Er beklagt nunmehr den hoffnungslosen Zustand des Landes; daß dermalen bloß vom Raube gelebt werde; der Gastfreund von dem Gastfreunde, der Schwäher vor dem Eidam, der Bru-

der vor dem Bruder nicht mehr sicher sey; daß Treue und Glauben zu Boden lägen, das glücklich verübte Verbrechen Tugend genannt wurde, und die Redlichgesinnten den Schuldbehafteten gehorsam seyn müßten. „Alles Recht — fährt er fort — ist nun auf die Spitze des Degens gestellt, und jede Scheu vor den Gesetzen hat aufgehört. Verwirrung, Zerstreuung, Entweihung herrscht in allen Verhältnissen. Die Freude ist durch alle Provinzen wie ausgestorben, und kaum wagt man noch in Gedanken froh zu seyn. Die Festlichkeiten im Innern der Familien sind in Trauer verkehrt; die Gelehrten wagen es nicht mehr, sich zu versammeln, die feierlichen und heilsamen Anreden sind verstummt.“ Der Verfasser behauptet, die Sünden und Verbrechen der Belgier seyen die Hauptquellen ihrer Leiden. Diejenigen, welche das unwissende Volk dafür ansehe, hätten wenig Glaubwürdigkeit; die Verständigeren kannten ganz andere Dinge, welche dies Alles veranlaßt, und wüßten sie reichlich dafür anzubringen, wenn es anders räthlich wäre. Nicht den Gestirnen sey weder das Unglück noch das sündhafte Leben des Volks zuzumessen; der so häufig gebrauchte Ausdruck: „c'est un grand desastre, tel est notre desastre“ sey die frevelhafte Anklage eines Faktums, das gar nicht existire.

Die Anmaßung des Kriegsvolkes und die Abwesenheit des Königs scheinen dem Verfasser viel plau-

sibler. „Das Belgische Volk — sagt er — von äußerst leichtem Charakter, zu Aufruhr und Meuterungen jeder Zeit geneigt, aber der Ruhe und Arbeit abhold ist immer leichter zu seinem Verderben zu verführen, als zu Dingen zu vermögen, die sein Heil bezwecken. Im Uebermuthe folgt es jubelnd und begierig eben denjenigen, welche die größten Uebel ihm bereiten, welche ihm die Freiheit des Vaterlandes und die Rache an der Tyrannei vorlügen, ja welche völlige Vertilgung derselben und eine gänzliche Reform im christlichen Glauben, eine neue Gestaltung der Dinge und wahrhaft goldene Zeiten ihm vorspiegeln. Von solcher Wirksamkeit waren die bei dem Volk angewandten Mittel und eiteln Versprechungen, daß es den mildesten König verschmähte, seine getreuen Diener mit Verachtung behandelte, und daß wir aber mit Augen es ansehen mußten, wie das Volk, haufenweise durch jene Usurpatoren zum Aufstande verführt, diejenigen, welche die empörendsten Gewaltthaten verübten, als Leute, die für Vaterland und Heerd gestritten, angesehen, diejenigen aber, welche auf die Trugkünste aufmerksam machten, gleichsam als Verräther des Vaterlandes gemißhandelt, verfolgt und vertrieben worden sind. Der Verfasser der „Causae calamitatum Belgii" bezeichnet auch das unbescheidene und anmaßende Zudrängen der jungen Leute zu Stellen und Würden, als einen natürlichen Ausfluß jener Hoffahrt und jenes

Luxus, welche den Belgischen Adel so sehr charakterisirten; das Müßiggehen und die Unwissenheit müßten nothwendigerweise Begierden und Leidenschaften wecken. Diese Jünglinge, zu Gewalt und Ansehen gelangt, hätten sodann den Staat in eine Reihe von Gefahren gestürzt und in ihrem Hochmuth nichts für unerreichbar angesehen. Auch hätten sie Kriege mit den mächtigsten Fürsten für etwas ganz Unbedenkliches (wie in neuesten Tagen Herr van de Weyer) gehalten. Dadurch entstand natürlicherweise eine allgemeine Verwirrung aller Dinge, und das Vaterland sah seinem nahen Untergange entgegen." „Es traten — so bemerkt er ferner — Redner von ganz neuem Schlage und Männchen von ganz unreifem Alter hervor, um den Ton anzugeben." Der Verfasser läßt bei vielen jungen Leuten eine Ausnahme zu, welche wirklich das Beste ihres Vaterlandes bezweckten, aber alsbald kommt er wieder auf diejenigen zu sprechen, welche durch Büchleins, voll des giftigsten und lügenhaftesten Inhalts, unaufhörlich gegen die Majestät aufgereizt. Es ist natürlich keine Parallele hier anwendbar, denn der Verfasser ist ein Anhänger des Spanischen Königs; aber er hat doch den Charakter seiner Landsleute so gut durchstudirt, daß man **mutatis mutandis**, ersieht, wie man um stets Revolutionen zu bewirken, in jenen Provinzen operirt hat; dieselben Umtriebe, welche der Belgische Adel und die jungen Leute, von denen er spricht,

gemacht haben, wurden gleich darauf gegen die Sache der Freiheit und des Prinzen von Oranien in Bewegung gesetzt, sobald man in Brabant auf eigene Rechnung zu handeln, übereingekommen war, und die Priesterschaft, welcher der Verfasser angehört, wendete dieselben Mittel in Verbindung mit dem Adel an, welche er hier so bitter rügt.

In einem fernern Artikel entwickelt er, daß die steigende Industrie und der große Flor des Handels, welche die Niederländer so glücklich hätten machen sollen, blos dazu gedient, sie zum Uebermuth zu verführen. Interessanter ist aber wohl das Folgende, das die Ueberschrift führt: Von der Freiheit, nach welcher die Niederländer so heftig sich sehnen, und was es damit für eine Bewandtniß habe? Wir stimmen mit der Nutzanwendung des geistlichen Herrn gar nicht überein; aber die Definitionen und Schilderungen sind wie eine Apokalypse der Revolution vom August 1830. „Laßt uns einmal näher beschauen, von welcher Art jene Freiheit sey, welche das (Belgische) Volk mit so großer Herzenssehnsucht gewünscht, für welche es Alles, ja sein besseres Selbst, auf das Spiel zu setzen, keineswegs angestanden. Sie bestand in der Befugniß, alle öffentliche Obrigkeiten abzusetzen, und darin, daß man sich die Autorität beilegte, Gesetze nach Gefallen zu ändern, abzuschaffen oder durch neue zu ersetzen; in dem Recht,

das einem Jeden einräumt, in religiöser und politischer Hinsicht Alles nach Belieben zu bekennen und zu treiben, ohne daß das Gesetz im geringsten dazwischen einschreiten könne. Kann aber etwas Schädlicheres verlangt und etwas Pestartigeres erhalten werden, als diese Freiheit, für welche der größte Theil der Niederländer nun streitet? Muß man diejenigen, welche nach einer so ungemessenen Freiheit streben, nicht billigerweise mit den Knaben vergleichen, welche der Schule enthoben zu seyn und den Schulmeister weggejagt wünschen, blos damit sie nach Herzenslust da und dorthin spazieren und Alles thun dürfen, was ihnen durch den Kopf fährt? Oder mit unbändigen Pferden, welche Zaum und Zügel zu zerbeißen und den Reiter abzuschütteln trachten, damit sie, wohin ihre Phantasie und täuschende Bilder sie hintreiben, ungestört nachspringen und somit dem Abgrund entgegen gehen können? Das Volk ist nun frei geworden und nun seht, wie alle Gesetze, welche es vor dem Aufstande gezügelt, mit Füßen getreten werden. Es ist frei und verachtet das Ansehen aller seiner Behörden und jede Art von Herrschaft. Giebt es irgend Etwas, das der Eine oder Andere, in Hoffnung völliger Straflosigkeit, nicht gewagt hätte? Wie ein dem Zügel entkommenes Pferd ist jeder nur seiner Privatleidenschaft gefolgt. Doch, alle die Geschenke, welche Niederland durch den Erwerb seiner sogenannten Freiheit

erhielt, sind allzubekannt, als daß es noch vieler Beispiele bedürfte.

Um diese Freiheit zu erringen, welche Machinationen hat man nicht angewendet, und welche Frevel sind darauf nicht gefolgt, bis das Ansehen der Gerichte zu Boden, die Autorität des Königs zu Grunde gerichtet, die Gesetze des Staats zernichtet, die heimathlichen Gebräuche außer Kraft gesetzt, und die ehemals so herrliche Blüthe des Landes geknickt war."

Als Schluß dieses Aufsatzes möge folgender Auszug aus dem Sendschreiben dienen, das ein Patriot im Jahr 1589 an seine Mitbürger richtete und welches den Titel führt: „Advis d'un Affectioné au Pays Bas à Messieurs les trois Etats du dict Pays, les admonestant de promptement pouvoir à leurs affaires pour éviter le torrent impétueux, qui va faire son cours pour aux Lyon 1589" und worin man Stellen findet, welche wie für das jetzige Geschlecht und für die gegenwärtige Revolution in Belgien geschrieben scheinen. Meine Herren (heißt es darin), es ist bestimmt, daß Gott sein Volk auf verschiedene Weise heimsucht, bald mit Glück, bald mit Unglück. Wenn er ihm Heil bereiten will, so zieht er bei ihm die Bande der Freundschaft und Eintracht fester; wenn er es durch Widerwart zu züchtigen sich vornimmt, so duldet er unter ihm die Elemente der

Entzweiung, der Herzensbitterkeit und des Argwohns. Ihre wahren und eigentlichen Feinde reizen die Bürger an, durch ihren eigenen Arm sich einander aufzureiben, sobald der Strom der Leidenschaften die Dämme einmal durchbrochen hat. Ein solches furchtbares Beispiel stellt sich, zu seinem größten Nachtheil, gegenwärtig in unserem Lande dar. In frühern Zeiten herrschten gute Gesetze, Wohlstand aller Art, ja Reichthum und Ueberfluß in unserer Mitte. Fragt ihr, warum diese Zeiten ein freundlicheres Bild gewähren, als die jetzigen? so ist die Antwort leicht. Erstlich herrschten in jenen Zeiten mehr Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit und Wahrheit unter den Menschen; die drei allein sind es, welche die Gesetze kräftig, die freundschaftlichen Verhältnisse frisch und die Bande des Gehorsams gegen Fürsten, Obrigkeiten und Staatsbürger stark erhalten. Zweitens gab es damals gute Fürsten, ausgestattet mit Tugenden aller Art, welche mit dem Volk innig verwachsen und für sein Bestes so sehr erglüht waren, daß dieses letztere unter ihrer Sorge und ihrem Schirm sich geborgen hielt und, weil es selbst loyal war, auch von ihnen nur Recht und Billigkeit erwartete. Es ist wahr und ausgemacht, daß der Fürst als die Leuchte dasteht, welche das Volk aufklären und zum Bessern führen muß, die Großen folgen alsdann diesem Fürsten gern und auch die Niedrigen den Großen. Ein Volk,

von einem guten Fürsten regiert, wird, unbekümmert um die verschiedenartigen Lehrmeinungen, welche durch das Gehirn der Menschen gehen, sich in seinem Zustande glücklicher fühlen, als ein anderes, das sich selbst regiert.“ Der Verfasser zählt nun die Summe von Glückseligkeiten auf, welche der Niederländische Staat unter dem Schutze der bestehenden Gewalt genießen könnte, wenn man seinen Vortheil verstände, und erlaubt sich im Laufe seiner Abhandlung die Bemerkungen: „Wenn dieser so gut geordnete und durch so treffliche Gesetze zusammengehaltene Staatskörper auch seine Fehler hat, weil kein Körper ohne dieselben sich vorfindet, so könnten sie doch gleichwohl leicht verbessert werden, weil bei einem gut eingerichteten der Krankheitsstoff leichter gehoben werden mag, als bei einem schlecht organisirten. Unser Jahrhundert hat, wie alle übrigen, seinen eigenthümlichen Lauf, und giebt dem einen und andern Gutes oder Böses, wie seine Bestimmung es mit sich bringt. Auf das Uebermaaß von Wohlfahrt ist demnach naturgemäß auch Unglück gefolgt; dieses Unglück aber hat einen so hartnäckigen und andauernden Charakter angenommen, daß es ohne gewaltsame Hülfe wohl nicht wird gedämpft werden können. Die Folgerungen dieser Anrede sind an diejenigen gerichtet, welche alles das-

jenige verachten, was einen andern Ursprung trägt, als den ihnen beliebigen, und welche nicht erwägen, daß es gemeinsame Uebel giebt, welche mehr oder minder alle Nationen drücken. Wenn diejenigen Institutionen nicht in den meisten Städten des Landes erfolgen, welche eine sichere Grundlage haben, so wird der Staat für immer zu Grunde gerichtet seyn. Um einen guten Weinstock zu pflanzen, muß man für einen tüchtigen Saamen sorgen. Wenn aber auch bei einem guten Samen das eine und andere Jahr uns trügt, so darf man die Hoffnung auf einen fruchtbaren Weinherbst deßhalb doch nicht aufgeben; also ist es auch mit einem Fürsten beschaffen, der von einer guten Familie abstammt und in einem Lande sich befindet, das treffliche gegen Willkühr schützende Gesetze besitzt. Zeigt sich seine Natur im Ganzen nur so geartet, daß er stets den Ruhm seiner Väter lebendig vor Augen hat, so darf man die Verkehrtheit bei ihm nicht voraussetzen, daß er von solchem Ruhm sich nicht beugen und nicht ihn nachzuahmen wünschen sollte. Noch mehr wird ein neuer Fürst, der frisch in ein Land kommt, wo die Erinnerungen an die alten Herren noch lebendig und dem neuen sehr gewöhnlich sind, sich alle Mühe geben, in den Fußtapfen der Gefeierten und Bedauerten zu wandeln."

II.

Zur Geschichte

des

Lebens, des Charakters und der Regierung

König Wilhelms I.

der

Niederlande.

Ein König seiner Bürger und ein Bürger unter den Königen.

E. M. (Navarino-Rede.)

Vorwort.

Zur Sammlung der über König Wilhelm der Niederlande in verschiedenen Zwischenräumen bekannt gemachten einzelnen Aufsätze schon mehrfach aufgefordert, theilt ihr Verfasser sie hier mit. Er weiß auch nach fünf Jahren, seitdem er den Schauplatz der Wirksamkeit dieses Fürsten verlassen, nichts daran zu ändern, als höchstens dem gespendeten, gerechten und durch die Zeitstürme gerechtfertigten Lobe, noch manch' neues und gesteigertes beizusetzen. Die Zeit hat zwischen Wilhelm von Oranien und seinen Gegnern bereits gerichtet und als Gewährsmänner für mehreres

früher mit Leidenschaft an- und abgestrittenes, sind zwei der Choragen de Potter und Gendebien selbst, zwar unfreiwillig, aber von der stärkeren Macht der Wahrheit getrieben, für den von ihnen verrathenen Monarchen in die Schranken getreten. Eine Geschichte seiner Regierung von 1815 bis jetzt folgt dereinst aus unserer Feder. Hier, was die unmittelbare Gegenwart vorläufig erheischt.

I.

Die Zustände in den Niederlanden unmittelbar vor der belgischen Revolution als Vorwort. *)

In dem gegenwärtigen Panorama der europäischen Staaten nehmen die Niederlande, sowohl was die Regierung, als was die Nation betrifft, eine merkwürdige und von allen übrigen Ländern und Cabinetten verschiedene Stellung ein. Die uralten Anmaßungen der Feudalaristokratie und des Theokratismus haben, höchstens mit einigem erborgten Zierrath neuerer Ansichten (scheinbar und zeitlich und weil auf anderem Wege nichts zu vermögen) aufgeputzt, von unten herauf sich die Masse des Volkes in Bewegung gesetzt

*) Eine Reihe von Aufsätzen, zu welchen der gegenwärtige einleiten sollte, war für die Allg. Polit. Annalen bestimmt. Die Parteiabneigung des damaligen, dem Verfasser sonst engbefreundeten Redakteurs derselben verhinderte die weitere Ausführung.

und bekämpfen mit Macht den Liberalismus, welcher von oben herab in verschiedener Richtung sich kund gab und die ganze Nation durchströmen wollte. Die Edlen, voll Sehnsucht nach Wiedergewinn verlorner Rechte und Vorzüge und mit der erhaltenen (immer noch allzugroßen) Entschädigung unzufrieden, schlossen innigst den Priestern sich an, ohne deren Beistand und Einfluß alle ihre Anstrengungen fruchtlos geblieben wären.

Die Priester selbst, nach vierzehnjährigem, heißen Kampfe mit der neuen Ordnung der Dinge und mit den veränderten Ansichten der Zeit, wechselten plötzlich, in Folge gemeinsamer Verabredung mit der Aristokratie, Feldzeichen und Parole, steckten das liberale Panier auf und bearbeiteten mit siegreichem Erfolge eine Trennung im Lager des Liberalismus, nämlich insofern, daß sie einen Theil der Freunde politischer Freiheit durch falsche Vorspiegelungen, durch Benutzung gewisser Empfindlichkeiten über getäuschte Erwartungen, und durch gewandte Uebertreibung vorhandener, gegründeter Beschwerden von der Regierung ab- und zu sich hinüberzogen. Eine andere Fraktion von sogenannten Liberalen, theils in Bonaparte's Schule gebildet, theils von Rücklängen der Revolution noch immerfort begeistert, theils von Abneigung gegen den Staatsverband mit dem alten Holland und von dem Zauber französischer Sprache, Literatur und Sitten getrieben

und verführt, heftet die Augen sehnsüchtig nach dem Lande zurück, mit welchem die gemeinschaftlichen Schicksale einer großen und sturmbewegten Periode während zwei Jahrzehnten sie verbunden hatten.

Die alte Sprache der Eingebornen in den flandrisch-wallonischen Provinzen selbst war, da man den mächtigen Einfluß dieses geistigen Verbindungsmittels kannte, von den Vornehmen und den Priestern aus Kirche und Hörsaal, Gesellschaftszirkel und Richterstube nach und nach systematisch verdrängt und die Frage dadurch zweifelhaft geworden, welche von beiden Sprachen fortan mit größerem Rechte die des Landes zu nennen sey? Die Dynastie Oranien, — durch die freie Wahl des Volkes von Holland, welches, nach dem Prinzipe der Legitimität auch seine republikanische Souverainität, vorgestellt in den Generalstaaten, wieder angesprochen und von freiem Antrieb in den alten Besitz sich wiederum gesetzt hatte, — nicht nur in die frühere statthalterische Würde zurück, sondern, in Anerkennung höherer Nothwendigkeit und dringender Nationalbedürfnisse, auf den Thron berufen, — brachte die alten Grundsätze, welche in Holland sie und die Freiheit einst siegend gemacht, auch in die neuen Verhältnisse und räumte überdieß dem Geiste des Jahrhunderts so viel ein, als nur immer naturgemäß von einem fürstlichen Geschlechte

gefordert werden kann. Diese Dynastie beschützte die Sache der Aufklärung mit dem rühmlichsten Eifer und schloß der verfolgten politischen Freiheit eine Freistatt auf. Die Blutsverbindung mit mächtigen Königshäusern gab dem frisch errichteten Thron nach oben, die öffentliche Meinung der Völker nach unten kräftige und bedeutungsvolle Stützen. Das Werk der Befreiung dieses schönen und für die Politik so wichtigen Landes, von der Geisteskraft des ersten Wilhelm angefangen, gelang der Tugend des sechsten zu vollenden.

Aber die Emancipation der Niederlande war, insofern es die südlichen Provinzen betraf, erst politisch zu Stande gekommen; die geistige Entmündigung erforderte noch einen langen und hartnäckigen Kampf. Die Widersacher und ihre Zwecke sind bereits oben angegeben. Als Mittel zu denselben mußte, wie schon früher, als der Süden sich von der gemeinsamen Sache der Freiheit trennte und dem Despotismus neu sich in die Arme warf, die Religion abermals dienen. Der Klerus und der Hochadel benutzten die Verschiedenheit der Confessionen zu Verhüllung politischer Leidenschaften.

Die Unwissenheit des gemeinen Volkes und der völlige Mangel an sittlich-intellektueller Cultur konnte den Anstrengungen des erstern zumal erwünschtesten Erfolg verbürgen; darum wurde mit Ungestüm

anfänglich das Monopol, später die Freiheit des Unterrichts gefordert, was beides eben so viel hieß, als daß dem Mörder freiwillig das Messer in die Hände gereicht werden sollte. Der Liberalismus, dargestellt in diesem Lande durch dreierlei Nüancen, von josephinischen, republikanischen und bonapartistischen Ideen, fand freilich die erste Forderung so plump und dreist, daß er im Einverständniß mit der Gewalt, nicht ohne große Verachtung derjenigen, so sie gestellt, ihnen begegnete; aber ihm ward bei der zweiten Forderung eine feine Schlinge gestellt, und er ging in dieselbe.

Der Liberalismus, in einer seiner Abtheilungen durch Beweggründe der oben geschilderten Natur bereits zu Anfang der Gründung des Königreiches hin und her getrieben, zerfiel mit der Regierung und ihrem Systeme immer mehr und mehr; er fand an leichtgläubigen Enthusiasten des Südens und an der altrepublicanischen Heftigkeit einer Abtheilung von Constitutionellen des Nordens bedeutende Stützen. Die schlimmen Verhältnisse, in welchen die Regierung von der großen Verschiedenheit von religiösen Bekenntnissen, politischen Grundsätzen und historischen Erinnerungen der einzelnen Landestheile sich befand, hatten sie genöthigt, die Erfüllung mehrerer constitutioneller Wünsche, welche entweder in dem Wesen des Repräsentativsystemes überhaupt oder in dem Buchstaben des nieder-

ländischen Grundgesetzes lagen, auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben, weil allzu unvorbereitete Gewährung einem höhern Interesse Gefahr gebracht haben würde. Einige dieser Wünsche standen in grellem Widerspruch mit dem Culturgrad der Masse des Volkes im Süden und lieferten den Feinden der Aufklärung geradezu die Mittel in die Hände, um die Fortschritte derselben dem Gesetze unerreichbar, und selbst unter gesetzlicher Firma zu hemmen; andere wurden von der entschiedenen Mehrheit des gebildeten Theils der Nation selbst, als gefahrbringend, zurückgewiesen. Die Regierung suchte daher in der Ausführung ihres Systemes zwischen den josephinisch-liberalen und den eigentlich constitutionellen Principien eine Art Verschmelzung zu bewerkstelligen, und der Beifall der aufgeklärteren Bürger, so wie die Liberalen des übrigen Europa, schienen ihr ein Recht gegeben zu haben, an die Güte ihres Systemes zu glauben. Allein zwei mächtige Feinde, welche, auf andern Schauplätzen sich grimmig befehdend erscheinen, traten hier als Verbündete gegen sie auf, und brachten sie in die besondere Stellung, daß dasjenige, was im Interesse des Liberalismus geschehen, wie Despotismus aussah, und daß die Parteien, welche an Untergrabung theils der politischen Integrität, theils der geistigen Aufklärung arbeiteten, als Verfechter der Freiheit sich geltend machten. Als die Regierung, im Bewußt-

seyn ihrer redlichen Absichten und ihres großartigen Zieles, nichts destoweniger in dem bisherigen Systeme fortfuhr und einerseits gegen römische Anmaßung die kirchlichen Freiheiten ihrer katholischen Bevölkerung verfocht, anderseits aber, im Innern den Unterricht mit kräftigen Händen fortleitete, gelang es den Umtreibern durch einen großen Theil der Nation Unruhe zu verbreiten und längst entschlafene Leidenschaften frisch zu wecken.

Sie hatten selbst einen Theil der aufrichtigen Liberalen durch das Knallfeuer patriotischer Sentenzen und erheuchelter Gefühle zu sich bekehrt, welche darüber zürnten, daß manche erwartete Verbesserungen nicht jetzt schon eingetreten, und daß man die Musterbilder für Staatseinrichtungen und Regierungsweisheit nicht aus Nordamerika, England, Frankreich und Genf herüberhole. Für die unwissenden und bigotten Wallonen ward derselbe Typus wie für Franklins, Adam Smiths, Royer-Collards und Rousseau's Mitbürger begehrt. Die Fanatiker, welche sich den Namen der „Katholiken" beilegten und dadurch die eignen Coalirten von der anti-römisch-ultramontanen und philosophischen Farbe in der Meinung der Masse brandmarkten, erhoben vorzugsweise das Feldgeschrei „Liberté religieuse, Liberté illimitée de l'enseignement, und Exécution franche et entière ou concordat!"

Die Liberalen, oder die Umtreiber und Exal-

tado's, welche diesen Namen sich beilegten, drangen vorzugsweise auf die Responsabilité ministérielle, auf die Jury, und auf freien Gebrauch der französischen Sprache. Das Volk selbst, welches von den Parteien übrig blieb, forderte blos Reformen in der Gesetzgebung, Reglung des Finanzsystemes und Aufhebung der Mahlsteuer, einer Steuer, welche im Norden sehr populär blieb, im Süden aber sehr verhaßt war, vermöge der zwei sich entgegengesetzten Interessen derselben.

Da die übergroße Zügellosigkeit der Presse Ahndungen des Gesetzes und Reactionen von Seite der Regierung nach sich zog, so entstand eine neue Parole zu der bereits vorhandenen: Liberté de la presse illimité, d. h. die Freiheit durch Schriften und Journale, Manifeste und Kanzelreden zum Widerstand gegen die Gewalt und zum Umsturz der bestehenden Ordnung wirken zu dürfen, ohne daß von oben im mindesten eingeschritten werden könnte. Die Litanei vervollständigte sich mit jeder Woche mehr, und was dem einen oder andern Häuptling der künstlich geschaffenen Bewegung über Nacht durch den Kopf gefahren und von einigen Zeit- und Flugblättern gut geheißen war, wurde zum Rang einer Volksbeschwerde erhoben. Die berufenen Griefs nationaux wodurch die belgischen Agraviados sich so sehr lächerlich gemacht, entstanden;

ihre Mutter und Säugamme in einer Person, die Union, welche sich selbst (verhängnißvoll genug) und mit schlecht gewählter Ironie ein königliches Wort mißbrauchend, den Namen der Infamen beilegte, veranstaltete das Pétitionnement und Répétitionnement, d. h. die Kunst in constitutionellen Phrasen als politische Tollhäusler sich zu geberden. Die Union, in ihrer ursprünglichen Elite aus den noch übrigen Cadres des Brabänter-Aufruhrs gebildet, und von den Summen reicher Edler des Landes so wie denen der Congregation unterstützt, hoffte, mit dem Beistande einiger in Finanzsachen oft wider die Regierung stimmenden Holländer, durch den Staatsstreich der Verwerfung des zehnjährigen Budgets und des Budgets 1831, dieselbe zur Verzweiflung, und dadurch zu völligem Nachgeben, oder zu Gewaltmaßregeln zu zwingen, welche sodann einen glänzenden Sieg des belgisch-theokratischen Systems, oder die Glorie einer neuen Revolution, der Trennung Belgiens vom Norden und der Constituirung als eigener Staat oder Vereinigung mit Frankreich — ihrer Absicht nach — zur Folge gehabt, und den nach Ruhm, Geld, Einfluß und Stellen lechzenden Intriguants und Enthusiasten Gewährung der heißen Wünsche verschafft haben würden.

Die französischen Verbündeten theils von der frommen, theils von der frivolen Farbe, welche nicht

ohne vielfachen Widerspruch mit ihren eigenen Grundsätzen und Kämpfen, das Feuer in Belgien von Anfang an genährt hatten, erwarteten, zu einer neuen Revolution in ihrem Lande in Folge der thörichten unvolksthümlichen Bourbonischen Politik, nicht ungeneigt und unvorbereitet, sehr großen Gewinn für ihre Sache aus einem solchen Staatsstreiche im Nachbarstaat. Auch rechneten sie sicher darauf, daß eine allfällige Dazwischenkunft von Seite Preußens durch einen allgemeinen Aufstand im unzufriedenen Teutschland paralysirt werden würde. Daher die wunderliche Sprache ihrer Blätter während der letzten Zeit über die niederländischen Angelegenheiten, eine Sprache, welche oft das völlig Entgegengesetzte vertheidigte und das altgewöhnte Lob jener Regierung neben der Adoration des trefflichen constitutionellen Geistes der Opposition fortsetzte, und dieselben Minister um desjenigen willen schmähen half, was die Liberalen in Frankreich geradezu für sich wünschten und begehrten. Allein die Union und ihre Verbündeten betrogen sich sehr, sowohl in ihrer Schätzung der moralischen Kräfte der niederländischen Regierung, und den eigentlichen Gesinnungen des Nordens, als in ihrer Ansicht von der Stimmung des öffentlichen Geistes des mit Niederland und Preußen in seinen Interessen innigst verbundenen Teutschlands. Die Holländer, durch lange und viel-

fache Kränkung ihrer Eigenthümlichkeiten, Erinnerungen, Sprache, Literatur und Manier tief gereizt, und über die Anstrengungen der Umtreiber wider die Dynastie und den Staatsverband erschreckt, schloßen fast in Masse sich enger um den gefährdeten Thron. Die königliche Botschaft vom 11. Christmonat 1829 stärkte den Muth aller Treugebliebenen und selbst den von eilf Abgeordneten des Südens, und mit dem Signal: „Orange boven!“ fiel das Werk der Schlimmgesinnten durch Annahme des Budgets schimpflich durch. Auch von Teutschland aus wurden die von den französischen Liberalen ohne Aviso auf revolutionäre Begeisterung ausgestellten Wechsel mit Protest zurückgeschickt.

Das Nationalgefühl, durch solchen französischen Uebermuth im Innersten verwundet, erklärte die Sache der deutschen Regierungen, im Allgemeinen und insbesondere, für diejenige aller Parteien, welches immer ihre Meinungen und Nüancen; und im Bewußtseyn des guten Willens mancher jener ersteren, und in Hoffnung endlichen Vergleiches der alten und neuen Ideen und kräftigerer Vertretung der gemeinsamen Volks-Interessen, in politischer sowohl als commercieller Beziehung, erklärte man sich bereit zu muthvollem Einstehen für das Ganze. Teutschland, welches weder die Bourbone, noch ihr Ministerium Polignac, noch ihre Congregation

liebt, und hiezu hinsichtlich aller drei weder Ursache noch Verpflichtung hat, weist nichts desto weniger auch die Ansinnen eines trügerischen Liberalismus von sich, welcher durch die Unreinheit seiner Zwecke die Grundsätze und die Legitimität der wahren Freiheit täglich vor den Cabinetten gefährdet und dem Absolutismus nur erwünschte Waffen zum Behufe seiner finstern Zwecke in die Hände liefert. Wie die Nationalstimmung des eigentlichen Teutschlands gegen Preußen beschaffen, und wie irrig die Ansicht der Franzosen (der Liberalen wie der Ultra's) hievon sey, braucht nicht erst aus einander gesetzt zu werden. Die neuesten Handelsverträge mit süd- und nordteutschen Regierungen haben das Band der Eintracht und der Einheit stärker und inniger als je gezogen, und ein bleibendes Recht auf die Dankbarkeit des Gesammtlandes ihm erworben. Die fortgesetzten Anstrengungen für intellektuelle Cultur und für religiöse Aufklärung und wechselseitige Duldung sichern ihm ein Denkmal in dem Herzen der bessern Geister. Die Angelegenheiten der Niederlande selbst, hinsichtlich welcher der angedeutete Hauptirrthum unserer Nachbarn ausgegangen, fesseln fortwährend das Augenmerk der deutschen Völker wie der Regierungen. Die so populäre Dynastie Nassau wird jederzeit in Tagen der Gefahr ein kriegerisch gerüstetes Volk zu ihrem

Beistande willig finden; ein Volk, welches gerne und mit Stolz sich erinnert, daß sie aus seiner Mitte hervorgegangen.

Die Annahme des Budgets in den niederländischen Generalstaaten ist, — man mag es läugnen wie man will, — für die vereinigten zwei Faktionen dieses Reiches eine Hauptniederlage gewesen, und die vorzüglichste Kraft der Opposition ist gebrochen. Die vergifteten Pfeile des Jesuitismus und der Revolution an der stärkeren Rüstung oranischer Energie und den bon sens des bessern Theils der Nation abgeprallt, fielen auf die Schützen zurück. Nach und nach erkennt auch selbst die verführte Masse das grobe Gaukelspiel, welches man mit ihm vorgenommen, und der Phalanx ächter constitutioneller Männer und wirksamer Lichtfreunde mit den Bemühungen des Königthums in treuem Bunde, verstärkt sich täglich mehr, und ist bereit, um jeden Preis das Werk der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe Königs Wilhelm I. weiter führen und vertheidigen zu helfen.

Die Persönlichkeit und die Schicksale der gegenwärtigen Dynastie in den Niederlanden sind mit der Geschichte des Staates selbst, an dessen Spitze sie gekommen, inniger als die manch anderer verflochten, und es gibt hier kein von dem Leben des Volks getrenntes Hof- und Cabinetsleben; darum ist der Ge-

schichtschreiber der Niederlande von 1814 bis zur neuesten Zeit in die angenehme Lage versetzt, fürstlicher Wirksamkeit die vollste Aufmerksamkeit widmen zu können, ohne in Gefahr zu stehen, seiner Darstellung der Entwickelung der Nationalkraft Raum und Zeit zu entziehen und auf Kosten der Grundsätze bloßer Historiograph nach dem Zuschnitte des Staatsalmanachs zu werden. Als Fremder besitzt er vielleicht mehr Beruf und Unabhängigkeit als bei dem Kampfe der Parteien irgend ein Eingeborner. Noch besitzen wir kein vollständiges Gemälde, von den ersten sechzehn Jahren der Wirksamkeit des Königs und den Ereignissen des Landes; eben so ist in das Irrgewinde der Opposition dieses letztern noch kein hinlänglicher Faden geliefert worden. Wir versuchen diese Aufgabe für die Freunde des öffentlichen Rechtes, überzeugt von dem hohen Interesse, welches eine klare Ansicht der von uns kurz angedeuteten politischen Vorfälle bei ihnen so wie bei allen Freunden gesetzlicher Freiheit und constitutionellen Rechtes erregen muß.

Eine gedrängte Schilderung der Schicksale des Königshauses während der Revolutions- und Kaiserperiode, und eine ähnliche der Staatsumwälzung in Holland und der Berufung der Stadhouderischen Familie auf den Thron wird die Reihe unserer historisch-politischen in einzelnen Folgen mitgetheilten Abhand-

lungen eröffnen; diese selbst sodann werden über die auswärtige Politik, über Verfassung, Gesetzgebung, Administration, Industrie, Handel, Colonialsystem, Kirchenwesen und Unterricht sich verbreiten. Die Geschichte der Generalstaaten und der Opposition insbesondere erhalten hiebei natürlich den ausführlichsten Raum. Aus der Authenticität der angeführten Thatsachen, aus den ipsissimis verbis der verschiedenen Parteien und aus dem Tone des Ganzen wird man entnehmen, daß der Verfasser mit freier Selbstständigkeit des Geistes und ohne Rücksicht auf persönliche Verhältnisse und eigene alte Lieblingsmeinungen, die Dinge geradezu so geschildert hat, wie sie jedem aufmerksamen und unbefangenen Beobachter nothwendig sich aufdringen müssen.

II.

König Wilhelm I. als Prinz von Oranien in Holland, bis zur Vertreibung der Stadhouderschen Familie durch die Revolution.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war im Innern der Republik Holland, einst so mächtig

und ruhmreich, eine bedeutende Veränderung der Verhältnisse, wie der Gemüther vorgegangen.

Der Verlust des Sieges und des Einflusses, weniger eine Folge des verschlechterten Nationalgeistes als einer Reihe neuer weltgeschichtlicher Stellungen und veränderter politischer Interessen, welche den Mittelpunkt der europäischen Diplomatik von Versailles und Haag fast zu gleicher Zeit nach andern Reichen versetzt, hatten auf die unbeschäftigten Leidenschaften der Parteien eine kaum zu beschreibende Einwirkung gehabt.

Das Gefühl dieses Verlustes und die Schwäche, welche nach den mörderischen Seeschlachten, nach den unverhältnißmäßigen Anstrengungen für Erhebung der Marine und der für England so gewinnreichen als für Holland unglückvollen Revolution Wilhelms III. sich einstellte, brachten, bei dem Mangel an ferneren Nationalunternehmungen und Nationalzielen eine sehr widerwärtige Stimmung hervor, in welcher ein Theil den andern wegen desjenigen anklagte, was weniger von den Menschen als von den Ereignissen selbst abgehangen. Zugleich kamen alle alten Zwiste und Beschwerden in Erinnerung, welche während gemeinsamen Anstrebens für Rettung oder Verherrlichung des Staats der sieben Provinzen vergessen worden waren. Die Familien-Verbindung des erbstatthalterischen Hauses mit dem eines absolut-monarchischen Staates wie

Preußen, diente überdieß dazu, alte republikanische Gefühle zu verwunden und die größere Sicherheit, in welcher die Dynastie Oranien in Folge jener Verbindung sich befand, mehrte nur die Bitterkeit der ehemaligen Gegenpartei. Nicht das Volk im eigentlichen Sinn, wohl aber die altholländische Aristokratie, welche von Gründung der Republik an so manchen Zwiespalt in die öffentlichen Verhältnisse gebracht, so manches großartige Unternehmen durchkreuzt und Maßregeln entfremdender Strenge, im Hinblick auf höhere unabweisbare Interessen, nothwendig gemacht hatte, war es, welche zuerst den Schild erhob. Diese Aristokratie, welche in die blendenden und gleißenden Insignien volksthümlicher Begeisterung sich gehüllt und selbst die Tugend eines Olden Barneveld und der Intelligenz der Brüder de Witt zu unglückseligem Widerstand verführt hatte, führte die Republik mehr als einmal an den Rand des Verderbens, wovon nur die Energie und der höhere politische Scharfsinn der Familie des Schweigenden sie errettete.

Der harte Schlag, welcher Flotte und Staatsschatz während des nordamerikanischen Freiheitskrieges getroffen, war wohl eine der empfindlichsten Wunden der Regierung des Erbstadhouders Wilhelm V. Die Aufhebung des Barrierenvertrags, die Händel mit dem Herzog Ludwig von Braunschweig und die Kränkung,

welche der Schwester Friedrich Wilhelms II. zugefügt worden, waren die Hauptakte, welche Zwietracht und Anarchie in das öffentliche Leben brachten und den förmlichen Kampf der Parteien entzündeten. Der Einbruch eines rächerischen Heeres von 20,000 Preußen befestigte und vermehrte für einen Augenblick die Gewalt des Erbstatthalters; aber die Unvolksthümlichkeit solcher Dazwischenkunft der Fremden gab den demagogischen Aristokraten größern Schein des Rechtes in ihrem Haß und Widerstand, und entfremdete augenblicklich die Herzen von Vielen, selbst aus jenen Klassen, welche der oranischen Dynastie sonst am standhaftesten zugethan gewesen. In Wilhelm V. war viele Güte des Herzens und manch liebenswürdige Privattugend; seine Gemahlin selbst war geistreich und unbescholten; aber ihr Charakter und ihr Wesen vertrug sich nicht mit demjenigen hochfahrender und geldstolzer Republikaner, welche an die Formen eines fürstlichen Hofes im strengeren Sinne noch nicht gewöhnt waren. Die Unkenntniß des Zeitgeistes von Seite des Hofes einerseits trieb eben so wohl, als der Mangel an politischem Scharfblicke anderseits bei den Patrioten, zu verkehrten Systemen. Beide Parteien büßten schwer; die eine durch Verlust der Macht, die andere durch Verlust der Nationalunabhängigkeit. Das Hauptverbrechen Beider war wohl darin bestanden, daß sie bei

den Fremden Hülfe gesucht; die Einen bei den Königen, die Andern bei den Republikanern.

Wilhelm Friedrich, Prinz von Oranien, der Sohn jenes Statthalters, welchen im Jahre 1795 die Bajonette der Franken zur Einschiffung nach England zwangen, war den 24. August 1772 zu Gravenhaag geboren worden. Außer dem Unterricht seiner verständigen und kenntnißvollen Mutter genoß er der Leitung zweier tüchtiger Lehrer von literarischem Rufe, eines Teutschen und eines Holländers: Euler von Zweibrücken und Tollens von Breda. Der Generallieutenant von Stamford ward später als Hofmeister ihm gegeben. Von Letzterem, der als Professor der französischen Sprache und der praktischen Geometrie an der Schule zu Ilefeld und als Schriftsteller in eigenen Versuchen glücklicher war, denn als Offizier in Diensten des Herzogs von Braunschweig, mag der junge Prinz wohl die Anfangsgründe in französischer und teutscher Sprache erhalten haben, während Tollens die Schönheiten und Schätze der Nationalliteratur ihm enthüllte. Stamford besaß einen ernsten, nachdenkenden Charakter, gründliche Bildung im Allgemeinen und besondere Kenntnisse im geschichtlichen und staatsrechtlichen Fach; überdieß viele Menschenkenntniß, große Zurückhaltung und tiefe Verschlossenheit: sämmtlich Eigenschaften, welche auf den fürstlichen Zögling

zurückwirkten und ihm einen bedeutenden Theil dessen gaben, wodurch sein Ahnherr einst so frühe sich geltend und groß gemacht. Durch denselben Mentor, wie durch die übrigen Lehrer, gewöhnte sich Wilhelm Friedrich auch an jene Liebe zur Arbeitsamkeit und jene Thätigkeit des Geistes, welche einmal entworfenen Planen die schnellste Ausführung zu geben sucht, und an den Wunsch, die Geschäfte soviel möglich aus eigener Anschauung der Thatsachen und nicht aus Berichten Anderer kennen zu lernen und zu regeln. Der Trieb zu solcher Verwendung geistiger Kräfte entfernte von ihm frühe alle Lockungen eines üppigen Hofes, einer zerstreuungsreichen Residenz und eines entsittlichten Zeitalters. Diesem Geschmacke des Erbprinzen ist der Erbstatthalter, der souveräne Prinz und der König der Niederlande nachmals treu geblieben.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, die Schicksale des letzten Zeitraumes der Republik Holland bis zur Vertreibung Wilhelms V. hier zu schildern; die Hauptereignisse sind hinlänglich bekannt und gehören in die Geschichte der Vereinigten Staaten. Nur einige Thatsachen, welche die Jugend und das erste Auftreten des jungen Fürsten betreffen, führen wir noch an.

Ein Jahr nach der unglücksschwangern Dazwischenkunft der Preußen in Holland (1788) unternahm Wilhelm Friedrich Reisen nach Teutschland, zumal

nach den Nassau'schen Landen, seinem künftigen Erbtheil. Er war nach fünfzig Jahren das erste Glied der fürstlichen Familie, welches die teutschen Stammgüter besucht. Der Empfang war äußerst freundlich, der Jubel des Volkes unverstellt. Auch Berlin und Braunschweig hatte er auf dieser Reise berührt. Nach seiner Rückkehr besuchte er die Hochschule zu Leyden. Man rühmte daselbst sehr sein bescheidenes und leutseliges Betragen und nicht minder den Eifer für seine Weiterbildung in allen jenen Doctrinen, die man dem künftigen Beruf als die angemessensten hielt.

Im Jahr 1791 bestimmten die Familienverhältnisse, so wie die eigene Wahl der Herzen den Erbprinzen zur Vermählung mit seiner Base, der Prinzessin von Preußen, Friederike Luise Wilhelmine, Tochter Königs Friedrich Wilhelm, Nichte des großen Friedrich und Schwester des heut regierenden Monarchen. Die Wahl fiel um so glücklicher aus, als die Braut mit interessantem Aeußern vielen Geist und Verstand, und zugleich einen ernsten, festen, auf glückliches Familienleben und geregelte Lebensverhältnisse auch in den höheren Regionen gerichteten Sinn in sich trug. Die Tugenden der gegenwärtigen Königin sind die vorzüglichsten Diamanten in der Krone der Niederlande.

Nachdem der Prinz seine Studien auf der Hoch-

schule vollendet, nahm er an Staatsgeschäften, in administrativer, wie in militärischer Hinsicht, thätigen Antheil. Er erhielt zuerst Sitz und Stimme im Staatsrath, sodann die Stelle eines Gouverneurs von Breda und bei dem Heere den Rang eines Generals der Infanterie. In letzterer Eigenschaft war er gemeinsam mit seinem jüngern Bruder, dem Prinzen Friedrich Georg Wilhelm, insbesondere für Umbildung des etwas zerfallenen Kriegswesens der Republik bemüht. Leider unterbrachen die großen Ereignisse zu schnell ihre Anstrengungen und rechtfertigten die Reformen nur allzusehr, welche sie begonnen.

Die Umwälzung in Frankreich hatte bereits mehrere ihrer Metamorphosen durchgangen und die blinden Anhänger des Alten eben so sehr von der Unhaltbarkeit des starren Stabilitätssystems, als die allzufeurigen Freunde des Neuen von der Unbrauchbarkeit mancher Theorien überzeugt. Schon lag das Königthum in Trümmern, des Königes Haupt unter dem Beile gefallen. Der Convent sandte allenthalben hin seine Schrecken, seine Heere und seine Agenten. Alle Reiche um ihn sollten das Loos des Gestürzten theilen und der Fall des Despotismus im Ausland den Sieg der Freiheit im Innern verbürgen. Auch auf Holland warf er seine Blicke. Das Stadhouderat ward der Theilnahme am Bunde der großen Verschwörung

aller Souveräne wider die Freiheiten der Völker bezüchtigt und seine Vernichtung daher ausgesprochen.

Die vor dem preußischen Ueberzug im Jahre 1787 flüchtigen Patrioten, welche in Frankreich eine Zuflucht gefunden, unterließen nichts, den Convent in solchen Gesinnungen zu stärken und zum Hasse wider die Dynastie Oranien zu entflammen. In der That erließ derselbe unterm 1. Hornung 1793, in Folge der berühmten Motion des Abgeordneten Brissot, eine Kriegserklärung wider den Stadhouder, Wilhelm V. Die Republik selbst, für welche man die größte Hochachtung zu bezeugen schien, war ausdrücklich davon ausgenommen.

Den Worten folgte bald die That. Dumouriez brach mit einem bedeutenden Heer in das Land der Generalstaaten und stand in kurzer Zeit vor Breda. Der Graf Alexander von Bylandt übergab, nach einer Belagerung von nicht vollen vier Tagen, den wichtigen Platz, worin sich noch 2500 Mann Besatzung, 250 Kanonen und Kriegs- und Mundbedarf aller Art vorgefunden. Eben so fielen auch Gertruidenberg und Klundert gleich darauf in fränkische Gewalt. Willemstadt, Venloo und Maestricht wurden enge blokirt. — Inzwischen unterhandelte Dumouriez durch Sendlinge und Schreiben mit den Häuptern der antioranischen Partei im Lande, und die in seinem Heere befind-

lichen Patrioten von 1787 leisteten hiebei treffliche Dienste.

Der Erbprinz befand sich um diese Zeit gerade zu Frankfurt und suchte mit dem Prinzen von Coburg über den Plan des bevorstehenden Feldzugs hinreichende Abrede zu treffen. Am 2. Mai jedoch war er bereits im Haag wieder angekommen und bereitete, in Verbindung mit seinem Bruder, die nöthigen Vertheidigungsmaßregeln vor. Der Prinz Friedrich hatte bei Gorkum die Hauptmasse der Streitkräfte der Republik vereinigt; Wilhelm übernahm den Oberbefehl, verband sich bald darauf mit den Oesterreichern und lieferte, gemeinsam mit ihnen, am 18. März die bekannte Schlacht von Neerwinden bei Tirlemont. Auf dieses stellten die Franken die besetzten Städte zurück und räumten das Gebiet von Holland. Die Verbündeten ergriffen nunmehr die Offensive, der Erbprinz drang in Flandern vor und setzte über die Lys.

Während des ganzen Sommers leistete sein kleines Heer bedeutende Dienste, im Kampf mit überlegenen Streitmassen, besonders der sogenannten Nordarmee, dazu gehörte vorzüglich die Vertheidigung der ostflandrischen Gränzen, über welche die Republikaner rastlos vorzudringen sich bestrebten. Die Oesterreicher blieben dadurch in ruhigerem Besitz eines großen Theils der Vortheile, welche auf andern Punkten der nieder-

ländischen Gränzen errungen wurden, und sie gewannen volle Zeit, Valenciennes, Condé und andere Plätze zu nehmen.

Das Jahr 1792 hatte den alten Muth des oranischen Geschlechtes in den Beispielen des Prinzen Wilhelm und seines Bruders außer allen Zweifel gesetzt. Weniger beständig war das Glück im folgenden. Die Prinzen theilten nur das Schicksal ihrer Verbündeten hierin. Das selbstsüchtige England, vorzugsweise mit Eroberung von Dünkirchen beschäftigt, zerstörte den gut entworfenen Kriegsplan der Uebrigen. Ohne die Ankunft der Flotte abzuwarten, leitete der eitle Herzog von York die Belagerung ein, und betrieb sie mit nutzlosem Ungestüm. Allein Houchard, den groben Fehler seines Gegners rasch benützend, warf sich mit aller Macht auf ihn, schlug ihn bei Hondtschot in entscheidendem Treffen, befreite Dünkirchen und griff mit überlegenen Streitkräften am 13. September 1793 das holländische sich selbst überlassene Heer an. Der Prinz Wilhelm hatte Beaulieu, welcher einen Theil der Armee von Coburg befehligte, noch zur rechten Zeit Nachricht von dem Angriff der Franzosen mitgetheilt; wäre derselbe schnell zu Hülfe gekommen, so würde dieser Angriff siegreich abgeschlagen worden seyn. Die Holländer standen zwischen den Dörfern Meenen und Beerwick, die Oesterreicher bei Werelghem.

Allein trotz der tapfern Vertheidigung Wilhelms und des kluggeordneten, langsamen Rückzugs, welcher den Oesterreichern immer noch Zeit und Spielraum zur Mitwirkung hinreichend vergönnte, erschienen dieselben nicht. Nur der General Kray mit vier Schwadronen Reiterei traf ein. Diese Verstärkung, so unbedeutend sie im Ganzen war, erhob gleichwohl den Muth der Holländer wieder und bestimmte sie zu einem neuen Treffen; während desselben hoffte man bestimmt auf die Ankunft der ersehnten Hülfen.

Der Prinz Friedrich, an der Spitze einiger auserlesenen Haufen seiner Leute und mehrerer Abtheilungen von Kray, versuchte einen Reiterangriff; allein die voreilige Flucht der Oesterreicher brachte Unordnung in den Marsch des Uebrigen; der Prinz selbst ward durch eine Kugel in die Schulter verwundet und nur mit großer Anstrengung von dem Vorhaben abgebracht, das vorgesetzte Ziel trotz aller Gefahren weiter zu verfolgen.

Während dieses Vorfalls stritt mit nicht minderm Muthe der Erbprinz auf einem andern Punkte der Linie. Er hatte den österreichischen Feldherrn neuerdings von seiner schwierigen Lage in Kenntniß gesetzt, ohne jedoch die Apathie desselben besiegen zu können. Die Soldaten hatten — so lautete die Antwort — noch nicht zu Mittag gespeißt. Inzwischen verstärkten

sich die Reihen der Franzosen immer mehr durch frische Bataillone, und man sah, da die günstigste Zeit, etwas zu wagen, vorüber war, zur Anordnung des Rückzugs sich gezwungen. Wilhelm schlug die Straße von Gent ein, und nahm hinter der Schelde eine feste Stellung ein, in welcher er die verschiedenen Abtheilungen seines Heeres wieder zu vereinigen gedachte.

Der Prinz, welcher bei verschiedenen Anlässen so viel Muth als Umsicht bewährt, zeigte im Unglücke für das Loos der Seinigen und ihrer Familien Zartheit und Sorgfalt. Einer der ersten Schritte war, von seinem Vater, dem Erbstatthalter, und den Generalstaaten Unterstützung für die Wittwen und Kinder der bei Veerwick Gefallenen und für die tapfersten Streiter, welche mit zurück gekehrt, Belohnungen und Pensionen zu begehren. Die betrübte Lage des Staatsschatzes erlaubte die Gewährung seines Wunsches nicht; allein seinen fortgesetzten Bemühungen gelang es zum mindesten eine Art Fonds, aus Beiträgen reicher Familien, zu bilden, woraus nunmehr die Benöthigten unterhalten und unterstützt wurden. Houchard sah nach dem Treffen vom 13. September sich außer Stande vorzurücken und ließ dadurch den Holländern Zeit, mit Coburg sich wieder zu vereinigen und die Belagerung von Maubeuge zu beginnen. Dieß Unternehmen schlug jedoch fehl; die Verbündeten gingen um die Mitte des

Octobers über die Sambre zurück, um Winterquartiere zu beziehen, der Prinz aber nach dem Haag (zu Anfang des Decembers) um von da aus zum neuen Feldzuge von 1794 sich vorzubereiten.

Zu Anfang des Jänners stand er wieder an der Spitze des Heeres der Republik; sein Hauptquartier war zu Lüttich. Oesterreich, voll Zuversicht in die Talente des jugendlichen Feldherrn, hatte sogar nun ein Corps von 30,000 Mann ihm anvertraut, welches unter seinem Oberbefehl für die Interessen der Coalition wirken sollte. Der Feldzugsplan von 1794 ging bekanntermaßen dahin, eine Gränzfestung zu nehmen, in Frankreich einzudringen und geraden Wegs wider Paris vorzurücken. Schon hatten zu diesem Zwecke beträchtliche Streitmassen in Limburg, Namur und Hennegau sich gesammelt. Dem Prinzen war der Angriff auf Landrecies vorbehalten, welches als Mittelpunkt des entworfenen Einbruchs bestimmt war. In der That umzingelte er diesen Platz am 20. April, nach kurzem Gefecht. Roulland, mit ungefähr 7000 Mann, hatte sich darein geworfen, und war mit jeder Art Bedürfniß hinreichend versehen. Nichtsdestoweniger betrieb Wilhelm die Arbeiten mit großem Eifer und war am 26. schon bedeutend vorgerückt. Ein heftiges Feuer aus mehr denn 100 Geschützen spielte von den Wällen herab gegen die Belagerer; der Prinz ließ sich

dadurch nicht abhalten, und bald erschienen Parlamentäre für einen Waffenstillstand. Er drang auf unbedingte und schleunige Uebergabe. Am 30. April erfolgte sie. Die Besatzung ward kriegsgefangen erklärt, und zwei Bataillone Holländer mit zwei Bataillonen Oesterreichern nahmen von demselben Landrecies Besitz, gegen welches Carl V. und Prinz Eugenius einst ihre Kraft versucht.

Nichtsdestoweniger trug dieser glorreiche Vortheil des Erbprinzen von Oranien nicht die gewünschten Früchte. Das überlegene Kriegsgenie und die hohe Geisteskraft Carnots, „welcher den Sieg organisirte," schuf wie durch einen Zauberschlag jene dreizehn Heere der Republik, und übertrug den Feldherren Pichegrü und Jourdan die Ausführung jenes bewunderungswürdigen Vertheidigungsplanes.

Eine Menge von Unfällen stürmte auf die Armee der Coalirten ein, als die beiden fränkischen Generale mit Macht in die Niederlande eingebrochen. Auf den Punkten, wo Prinz Wilhelm befehligte, erhielt sich ihr Kriegsglück am längsten. Franz II. hatte noch fernere 20,000 Mann ihm anvertraut, so daß er, außer seinen holländischen Truppen, über 50,000 Oesterreicher unter sich zählte. Alvinzy, Quosdanovich und Riesch, meist obscure und verhängnißvolle Namen und ruhmlose Maschinen des Wiener Hofkriegsrathes, standen unter

Oraniens Oberbefehl als Generale der verschiedenen Abtheilungen. Prinz Friedrich, von seiner Wunde wieder genesen, befehligte die Reiterei. Vor allem Andern galt es, Charleroi nunmehr zu nehmen, von dessen Besitz das Gelingen des Feldzugs größtentheils abhing. Zweimal war Charbonnier durch den Prinzen genöthigt worden, über die Sambre sich zurückzuziehen, und noch zwei Niederlagen kostete es die Franken, bis der Angriff auf Charleroi wiederholt werden konnte. Jourdan selbst, welcher den zweiten Flußübergang in Person leitete, vermochte erst nach schwerem Verlust an Menschen und Kriegsbedarf vor der Stadt sich zu lagern. Coburg und der Prinz trafen nunmehr Abrede, die Republikaner mit vereinigter Macht, in fünf großen Heersäulen anzugreifen und Charleroi um jeden Preis zu retten.

Die Schlacht bei Fleurus wurde geliefert (26. Junius). Beide Theile fielen mit großem Ungestüm und Muth sich an. Auf beiden Linien dauerte lange ein mörderisches Kanonenfeuer. Endlich durchbrach Oranien an der Spitze der ersten Abtheilung die äusserste Linke der Franzosen, bemächtigte sich des Calvarienberges von Anderlecht und von Fontaine l'Evêque und drang bis zum Schlosse Vespe vor. In der Absicht, zu Rus seine Verbindung mit den zwei übrigen Heersäulen seines Armeecorps zu Stande zu bringen,

griff er die Brigade des Generals Daurier an, gewann einen bedeutenden Vortheil, indem er bis Marchienne au Pont, auf der andern Seite der Sambre, vordrang, und mehrerer feindlicher Batterien sich bemächtigte. Allein die unglücksschwangere Nachricht war gekommen, daß Charleroi, erschreckt durch die Waffen Jourdan's und die Drohungen St. Just's, welcher als Commissär des Convents gerade im Lager sich befand, die Thore geöffnet. Zu spät war Beaulieu beauftragt worden, den Belagerern in den Rücken zu fallen. Seine Abtheilung, sowie das Centrum der Oesterreicher, erlitten vollkommene Niederlage. Der Prinz von Oranien sah, in Folge dieses verderblichen Schlages sich genöthigt, die errungenen Vortheile wieder aufzugeben. Er that es, nach heldenmüthigem Kampfe mit überlegenen Feindesmassen, einem Kampfe der über 15 Stunden gedauert. Mit sehr geringem Verlust, da alle Anordnungen auf das zweckmäßigste getroffen worden, zog er sich gegen das Dorf Haine St. Pierre zurück und nahm rechts die Richtung gen Brüssel.

Eben so kopflos als Coburg bei den Anstalten zur Schlacht und bei Vertheidigung von Charleroi sich benommen, zeigte er sich auch in den Maßregeln des Rückzugs, und vereitelte dadurch Alles, was von der andern Seite her Zweckmäßiges geschehen oder einge-

leitet worden. Er floh vor Jourdan auf schimpfliche Weise, ohne Brüssel zu berühren, in östlicher Richtung, und überließ die Besatzungen der Verbündeten in Mons und Tournay ihrem Schicksale. Beide Vesten ergaben sich alsbald den Siegern. Dieselben ließen Valenciennes, Condé, Quesnoy und Landrecies hinter sich liegen und drangen rasch und unaufhaltsam vorwärts in das Innere des Landes.

Der Prinz hatte bei Waterloo seine Stellung genommen, nachdem Coburg diesen Posten freiwillig ihm überlassen. Als er von dem Unternehmen des Generals Kienmayer, Befehlshaber der Nachhut, die Franzosen bei Jemappes aufzuhalten, Kenntniß erhalten, gedachte er, dasselbe zu unterstützen. Allein die Franken vereitelten, nachdem sie die Stellung jenes Anführers durchbrochen, jede Bewegung und ließen einen allgemeinen Angriff auf die gesammte Rückzugs-Armee befürchten. Oranien zog sich noch schnell genug in bester Ordnung bis jenseits Brüssel der kleinen Nette zu, und wählte Mecheln zum Anlehnungspunkte. Daselbst befand sich Yorks und der Engländer Hauptquartier. Der Herzog jedoch verließ plötzlich ohne Noth seine Stellung wieder, gab den Prinzen zur Rechten bloß und zwang ihn, seine Posten dem rechten Flügel zu immer mehr einzuziehen und bloß noch durch den linken mit der alliirten Armee in Verbindung zu bleiben.

Statt, wie alle Umstände und die besonnenen Kriegsmänner riethen, neuerdings in einer großen Linie auf der Ostgränze von Brabant sich aufzustellen und eine allgemeine entscheidende Schlacht, gleich der von Neerwinden im verflossenen Jahre, zu wagen, wich Coburg allen ferneren Unternehmungen aus, und ordnete vollständigen Rückzug über die Maas an. Nicht einmal das Corps des Generals Kray mochte Oranien für sich gewinnen. Der Hofkriegsrath und der Oberbefehlshaber sprachen bestimmt ihre Weigerung aus. Ein solches Benehmen von Seite des Prinzen von Coburg möchte wohl billig eben so sehr Verwunderung als Unwillen erregen; allein das Räthsel löst sich in Folge der Aufklärungen, die man seither über das damalige politische Intrikenspiel erhalten. Es gab in Wien eine Partei, welche durchaus darauf bestand, Belgien, das immer nur Opfer koste und so schwer zu behaupten sey, Preis zu geben und bei einem künftigen Frieden auf einer andern Seite sich entschädigen zu lassen. Zu dieser Partei gehörte der Prinz-Obergeneral, und seine Feigheit und verkehrten Maßregeln waren somit planmäßig und systematisch gewesen. Ludit in humanis divina politica rebus! — —

Die Holländer, Britten und Hannoveraner mußten sich nun einzig darauf beschränken, die eigenen Gränzen zu bewachen und wo möglich zu vertheidigen.

Allein unter das Kriegsvolk war nach den Unfällen der letztern Monate Verzagtheit und Unlust gekommen. Die festen Plätze entzogen überdieß viele tapfere Leute der Armee, und die Verstärkungen aus dem Innern der Republik kamen spärlich oder allzu unverhältnißmäßig zu. Der Demokraten geschäftige Umtriebe verhinderten überall einen Aufschwung des Volkes zur Rettung der Nationalehre. Die Anwerbung von Truppen im Auslande aber war nicht nur mit großen Kosten und Schwierigkeiten an und für sich, sondern mit vielen Bedenklichkeiten und Gefahren auch sonst wohl verbunden.

Die jungen Prinzen, während der Erbstadhouder und die Generalstaaten in Wien über ein Hülfsheer von 100,000 Mann unterhandelten und England die Kosten herbeizuschießen willig sich zeigte, unterließen nichts, was die Vertheidigungsmaaßregeln im Innern und auf den Gränzen des Landes betraf. Die Fehler Coburgs hatten auf die eigenen sie aufmerksam gemacht und die daraus entstandenen Folgen vor ähnlichen sie gewarnt.

Allein alle menschlichen Vorkehrungen halfen nichts gegen die Uebermacht, die Ungunst der Verhältnisse und den Willen des Geschickes, welches einer entarteten und von anarchischer Partei durchwühlten Republik eine große und empfindliche Lehre geben wollte.

Pichegru, vom ungewöhnlichen strengen Winter begünstigt, drang auf den Eisbrücken zugefrorner Ströme bis ins Innere von Holland. — Am 17. Jänner war Utrecht schon in seiner Gewalt und nach kurzer Frist sogar die Hauptstadt Amsterdam. Als der Stadhouder solche Wendung der Dinge und die Unmöglichkeit eines Vergleiches erkannt, zeigte er den hochmögenden Staaten seinen Entschluß an, zur Beruhigung des Landes, dasselbe mit seiner ganzen Familie zu verlassen.

Mit wenigen Getreuen schiffte er sich wirklich am 18. und 19. Januar 1795 zu Scheveningen ein und segelte nach demselben Inselland als Flüchtling, in welchem nicht volle hundert Jahre zuvor sein Ahnherr Wilhelm III. als Retter und König erschienen. Zu Yarmouth und Harwich empfing sie die Gastfreundschaft des brittischen Volkes. Später wurde Hamptoncourt die Residenz erlauchter Flüchtlinge, unter denen auch Wilhelm Friedrich mit seinem Bruder sich befand.

III.

König Wilhelm I. der Niederlande, in der Verbannung und als deutscher Fürst.*)

Der Abbé de Montgaillard, dem man gewiß den Vorwurf des Servilismus nicht machen wird, welcher mit in die Proscriptionen der letzten Zeit von Seiten der bourbonischen Unverbesserlichkeit gerathen war, erklärt sich in seiner geistreichen Geschichte von Frankreich, bei Gelegenheit der politischen Betrachtungen über den Ausgang der holländischen Revolution, wie folgt, in Betreff der Stadhouderschen Familie:

„Der Prinz-Stadhouder flüchtete nach England, nachdem er vergebens für die Vertheidigung der vereinigten Provinzen sein Möglichstes gewagt hatte. Es war das Haus Oranien-Nassau, welches diese Provinzen der abergläubigen und blutigen Tyrannei Spaniens entrissen hatte. Entsprossen aus einem Geschlechte, dessen erste Anfänge in das Dunkel der Zeit sich verlieren, stritten die Prinzen von Oranien über ein halbes Jahrhundert hindurch zu Gunsten der politischen Freiheit und der religiösen Duldsamkeit; sie wurden als deren Heroen betrachtet zu einer Zeit, wo der dop-

*) Bereits im December 1830 niedergeschrieben.

pelte Despotismus der Könige und der Mönche Europa unterjocht hatte. Das Haus Oranien erhob in den Sümpfen von Holland*) der politischen und kirchlichen Freiheit einen Tempel. Unter ihrer Verwaltung wurden die vereinigten Provinzen eine Freistätte für Opfer jeder Art von Zwingherrschaft, und sie bildeten den Mittelpunkt aller politischen Interessen Europa's. Es war abermals ein Prinz von Oranien (Wilhelm III.) vor welchem Ludwig XIV. zitterte und sich demüthigte, und welchem England die Austreibung der Stuarts und der Jesuiten verdankte. Ruhm und ewige Anerkennung in der Geschichte den Prinzen von Nassau-Oranien! Nie verletzen sie ihre konstitutionellen Eide. Nie spielen sie mit der Freiheit ihrer Nation. Unerschrocken auf dem Schlachtfelde, und weise in dem Cabinette, kämpfen sie in Person, so oft es gilt, die Ehre und die Interessen des Staates zu vertheidigen. Sie sehen, richten und regieren selbstständig, und nicht mit Hülfe unwürdiger Günstlinge. Bei dem Sturze des

*) Diese Sümpfe sind bei Franzosen und Belgiern zur fixen Idee geworden. Als Herr Bertin de Veaux 1830 auf seinen Gesandtschaftsposten nach Holland ging, ward es, bei dem Anblicke der vielen kleinen Flüsse und Kanäle, ihm ordentlich bange, und er rief wiederholt aus: „Mein Gott! mein Gott! Ich habe in meinem ganzen Leben noch niemals so viel Wasser beisammen gesehen!"

Mannes, welcher während vierzehn Jahren Frankreich und Europa unterdrückte, werden zwei Welten das Haus Oranien eine wahre konstitutionelle Freiheit in dem Königreiche der Niederlande begründen und aufrecht erhalten sehen. Allen übrigen Regierungen wird es das Beispiel einer echtväterlichen, echtköniglichen Verwaltung darbieten. Glückseliges Königreich, wo das Gesetz mit der gleichen Stärke den Armen, wie den Reichen, beschützt; wo Freiheit und persönliche Sicherheit geheiligt sind; wo der Ultramontanismus niemals die, durch das Gesetz ihm gestellten, Schranken überschreiten darf; wo der Monarch, zugänglich auch dem Geringsten seiner Unterthanen, mehr der Vater, als der Fürst des Volkes ist. Sein Thron wird durch die Liebe vertheidigt, und umgeben von den Segnungen der ganzen Nation. Welche reiche Zukunft von Stärke, Glückseligkeit und Ruhm ist nicht dem Königreiche der Niederlande vorbehalten!"

Diese Betrachtungen und Weissagungen, welche verblendeter Parteigeist von einer, und ruchlose Intrigue von anderer Seite in den drei letzten Jahren, und zumal in den neuesten Tagen, so schrecklich Lügen gestraft haben, nachdem ihre Richtigkeit über 14 Jahre lang von den Unbefangenen und Gutgesinnten aller Länder zugegeben worden war, begleitet ein belgischer Publizist zwar mit der Bemerkung, daß in dem Tone

etwas von jener französischen Uebertreibungssucht zu finden sey, an welche die Belgier nicht so ganz gewöhnt (?) wären; dennoch erklärt er das Betragen des Prinzen Wilhelm und seines Bruders während der Jahre 1793 und 1794 für ein schönes Blatt in der Geschichte ihrer Familie, und gefällt sich in der Vergleichung des Verdienstes der Nachfolger des Schweigenden mit denjenigen vieler anderer Fürsten in Europa. Allein wir beschränken uns hier zunächst auf die Begegnisse des Prinzen von Oranien, jetzigen Königs der Niederlande, und seiner Familie, während der Periode des Unglücks und der Verbannung.

Müßiger Ruhe ungewohnt, begaben sich die beiden Söhne des (1795) vertriebenen Stadhouders bald wieder nach dem Festlande. Sie zogen alle ihre Landsleute daselbst an sich, welche entweder natürliche Anhänglichkeit an das Fürstenhaus, oder Unlust für die wider die neue Ordnung der Dinge ebenfalls bestimmt hatte, das entweihete Gebiet der Republik zu verlassen. Die Fahnen Preußens, welches damals noch gegen Frankreich kämpfte, waren das nächste Ziel ihrer Thätigkeit. Allein der darauf geschlossene Baseler Friede machte derselben bald ein Ende, und sie schifften sich wieder nach England ein. Das kleine Corps, welches sein Schicksal fortwährend an das ihrige zu knüpfen fest entschlossen war, ward daselbst abwechselnd für

den einen oder andern Zweck verwendet; zuletzt bildete es, mit Zustimmung seiner Führer, die Sicherheitswache an den britannischen Meeresküsten.

Während der Prinz Friedrich in Dienste Oesterreichs sich begab, und darin, bei Anlaß eines Besuches von Militärspitälern, von einer Krankheit dahingerafft ward (1799), erfüllte der jüngere Bruder, der nunmehrige Erbprinz, vorzugsweise die Sorge für die Interessen seines Hauses; verschiedene diplomatische Unterhandlungen wurden zu diesem Zwecke angeknüpft. Allein die völlige Auflösung der ersten Coalition gegen Frankreich benahm nach kurzer Zeit alle Hoffnung einer Rückkehr nach Holland. Oesterreich trug nicht nur keine Lust, neue Heere für Eroberung der Niederlande aufzuopfern, sondern es sah sich überdieß noch genöthigt, alle verfügbaren Streitkräfte für die Vertheidigung seiner italienischen Staaten zu verwenden. England, welches so lange alle Cabinette wider die Revolution bewaffnete, blieb dermal leidend, da gerade kein unmittelbares Interesse zur Erneuerung des Kampfes es aufforderte. Preußen selbst hatte mit Frankreich freundschaftliche Verhältnisse eingegangen. So blieb denn auch von dieser Seite wenig zu erwarten übrig.

Gleichwohl mußte der Stadhouder Preußen fortwährend als einzige Stütze betrachten, weil die

Familienverbindung beider Dynastien doch noch eine größere Bürgschaft, als die wechselvolle Politik der andern Höfe, darbot. Die Diplomatie kennt weder Freundschaft, noch Dankbarkeit; allein die Verhältnisse des Blutes retten immer noch Einiges aus dem gemeinsamen Grabe, in welches der gebieterische Gang der Ereignisse Systeme und Menschen unerbittlich zusammen wirft. Die neuen Beziehungen des Berliner Hofes zur fränkischen Republik konnten demnach von wichtigern Resultaten werden, als früher sein kriegerischer Beistand in unglücklichem Kampfe.

Der Erbprinz, nach der Hauptstadt seines Oheims entsendet, machte daselbst seine erste Schule als Diplomat, und zwar mit Ruhm und Auszeichnung. Herbe Erfahrung und frühes Nachdenken hatten dem Jünglinge die Gewandtheit und Umsicht eines Mannes vor den Jahren verliehen. Er gewann es über den preußischen Hof, daß den geheimen Artikeln des Vertrages mit Frankreich vom 5. August 1796 die Clauseln beigefügt wurden, durch welche man dem Hause Oranien, als Entschädigung für die in den vereinigten Staaten eingebüßten Besitzungen, die Bisthümer Würzburg und Bamberg zusicherte, welche fränkische Landschaften den teutschen Erbstaaten einverleibt werden sollten.

Eine preußische Armee sollte diesen Plan in's

Leben führen, und war schon auf dem Punkte, abzumarschiren, als der Stadhouder selbst es verhinderte. Ein Gefühl der Scheu, der erste Fürst zu seyn, welcher an das alte Gebäude der teutschen Reichsverfassung vatermörderische Hand lege, bestimmte ihn zu Vorstellungen dagegen. Selbst die Secularisation der geistlichen Stifter, welche nachmals ihm zufielen, widerstritt längere Zeit seinem Gefühle, bis die daraus, für die Unterthanen derselben, entsprungenen Vortheile endlich andere Rücksichten verdrängten.

Der Erbprinz verwendete, größerer Muße zurückgegeben, dieselbe größtentheils zur Wiederherstellung seines Familiengutes und zur Verbesserung des Zustandes seiner teutschen Besitzungen. Eine zarte Rücksicht für die empfindlichen Seiten seines Vaters, welchem zu frühe Einmischung in die Administration des Erblandes vielleicht mißfallen konnte, hatte bisher davon ihn abgehalten. Jetzt, da Wilhelms V. dauernde Abwesenheit in England jeden Selbstblick in die Schicksale der Verwaltung, wie der Unterthanen wehrte, war es Pflicht gegen die Letztern, wie gegen das Hausinteresse, der verlassenen teutschen Staaten sich anzunehmen.

Der Prinz hatte frühe schon für Landwirthschaft und Ackerbau vielen Sinn gehegt; er befriedigte diesen Hang nun bei dem Anlasse, wo der polnische Magnat

Jablonowski seine zahlreichen Güter in der Umgegend von Posen losschlug; Wilhelm Friedrich brachte sie an sich, und suchte nun die Grundsätze in's Leben zu führen, welche er aus seinen politisch-ökonomischen Lehrcursen und aus dem Studium der Schriften Adam Smiths und Anderer gewonnen hatte. Sein reger Geist gefiel sich in dem Gedanken, Schöpfer dieser Gegenden im eigentlichen Sinne nach eigenen Ideen zu werden. Er brachte in die Dörfer seiner polnischen Herrschaften eine Menge Verbesserungen, legte eine Reihe von Niederlassungen an, und suchte die vorhandenen Hülfsquellen bestens zu benutzen. Beträchtliche Geldopfer wurden angewendet, um den Colonisten den Aufenthalt in der neuen Heimath so angenehm als möglich zu machen; eine Schwierigkeit, die längere Zeit nicht so leicht zu besiegen war. Die Colonisten bestanden in der Mehrzahl aus Teutschen, welche Abneigung davor trugen, mit den Eingebornen sich zu vermischen; denn der Gebildete trägt Scheu vor dem Bündnisse mit dem Barbaren. Gleichwohl erforderte dies der Zweck des Ganzen; die Unwissenheit des rohen, fanatischen Polen mußte von germanischer Cultur durchdrungen werden, um Civilisation in diesen Gegenden verbreiten zu können. Der Prinz fing mit demjenigen an, was das Herz des Menschen vor allem andern veredelt, und seinen Geist zu würdigern Zwecken

erhebt; er gab den Leibeigenen, welche er mit angekauft hatte, die Freiheit, und die Freiheit trug tausendfältige Früchte. Die Philanthropie und das Interesse gewannen gleich sehr dabei; erstere durch den Gedanken einer erfüllten Pflicht der Humanität; letzteres durch den Anblick gehobenen Culturfleißes und aufsteigenden Flores. Immer mehr und mehr flüchtete die Verwilderung von diesen Gebietsstrichen, welche aus Halbwüsteneien endlich in wohnliche Fluren verwandelt worden waren. Wilhelm genoß die stillen Freuden des Landlebens zugleich mit jenen, die eine eigene Schöpfung schon an und für sich gewährt. Er genoß sie später noch in doppeltem Maaße, als der Ankauf neuer Güter in Schlesien die Zahl seines teutschen Besitzthums vermehrt hatte.

Während er jedoch fremde Menschen zu solchen zu bilden eifrig sich angelegen seyn ließ, versäumte er nichts für die Erziehung seiner zwei Söhne. Er bestellte ihnen selbst einen Lehrer nach seiner Wahl, überwachte väterlich die ersten Arbeiten ihrer Jugend, und zeigte in allem die edelste Sorgfalt, für ihr künftiges Wohl, wie nur immer der zärtlichste Privatmann für seine Familie sie zu hegen pflegt.

Der Prinz suchte zugleich, was von Kunst- und Bücherschätzen im Lande noch vorhanden war, bestens zu bewahren und zu vermehren, besonders was auf

vaterländische Geschichte, Alterthümer und Rechte Bezug hatte. Die Bibliothek von Dillenburg, vorzüglich durch ihn sehr bereichert, zeigt den Geschmack und die Fortschritte des Besitzers in Cultur und Wissenschaften an. Keine neue Forschung und Leistung blieb ihm unbekannt, und der Briefverkehr mit ausgezeichneten Männern teutscher, holländischer und fremder Literatur, so wie die Menge von Zueignungen und Zuschriften an Wilhelm, aus einer Periode, wo die Schmeichelei noch nicht, sondern blos persönliche Achtung und Anerkennung seines individuellen Werthes solche veranlaßt haben konnten, zeugen für das geistige Leben und den moralischen Charakter des Erbprinzen von Oranien-Nassau.

Der Lüneviller Friede vom Jahre 1801 gab den Hoffnungen für Entschädigung des Hauses neuen Raum; der Prinz suchte die Rechte desselben bestmöglichst geltend zu machen. Ein Artikel jenes Vertrages verbürgte den teutschen Fürsten, welche, bei Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, bedeutend eingebüßt hatten, angemessenen Ersatz. Die ungenügsame Habsucht mehrerer der mitbetheiligten Genossen durchkreuzte einige Zeit die Bemühungen Wilhelms, und die geistlichen Stifter, welche man Nassau zugesagt hatte, waren der Zankapfel, welcher mehr als eine niedrige und widrige Scene zugleich herbei führte. Bei

den Unterhandlungen des Prinzen in dieser Sache leistete besonders Arnoldi, der nachmalige Historiograph des Hauses, eben so getreue als nützliche Dienste. Da Frankreich bei dem innern Zwiste der zu entschädigenden Interessenten die unbefangenste Macht schien, so wurden dessen Vermittlung und Schiedsspruch von der Mehrzahl eifrig nachgesucht. Der Prinz reisete mit großen Hoffnungen nach der Hauptstadt der gebietenden Republik.

Die erste Vorstellung beim ersten Consul hatte den 6. Ventôse des Jahres 10 (25. Februar 1802) statt; er erschien vor ihm als Graf von Dietz. Der Erbstadhouder hatte voraus an Bonaparte geschrieben, und sowohl das Schicksal seiner Familie, als auch, und namentlich dieses mit besonderer Sorgfalt, dasjenige der vereinigten Provinzen seines alten Vaterlandes, dessen Loos von Frankreich nun abhing, auf rührende Weise ihm ans Herz gelegt. Der erste Consul bezeigte dem Erbprinzen seine Achtung auf unzweideutige Weise in mehreren Unterredungen, und verhieß, für die Familie Nassau das Beste zu thun. Allen Behörden ward anempfohlen, gegen ihn jede mögliche Rücksicht und Auszeichnung zu beobachten, was auch der Fall war. Der Graf von Dietz, weit entfernt von der lächerlichen Eitelkeit mancher seiner Standesgenossen, welche die alten Formen einer untergegangenen

Periode in eine Welt voll neuer Verhältnisse, und damit die beste Rechtfertigung des Unterganges jener, mit sich hineintrugen, wußte überall die veränderten Umstände in Anschlag zu bringen. In Privatunterredungen und in öffentlichen Gesellschaften vereinigte er mit fürstlicher Würde bürgerlichen Freimuth, und sein anständiges Betragen und feingebildeter Geist erwarben ihm selbst die Hochachtung barscher Republikaner, welchen vertriebene und regierende Prinzen zweiten und dritten Ranges blos noch glänzend übermahlte Mumien eines frühern Jahrhunderts schienen.

Noch später erinnerte man sich, nicht ohne Rührung, einer Scene, welche, bei Gelegenheit einer Vorstellung der Esther durch die Zöglinge von Ecouenne, in Gegenwart des Consuls und einiger Großwürdenträger der Republik, statt gefunden hatte. Die Gewandtheit, mit welcher sämmtliche junge Frauenzimmer ihre Aufgabe erfüllten, hatte Jedermann entzückt; allein allgemeine Bewegung entstand unter den Zuschauern, als bei den Versen:

O rives du Jourdain!
O champs aimés des cieux!
Sacrés monts, fertiles vallées,
Du doux pays de nos aïeux
Serons nous toujours exilées?

der Graf von Dietz, in Erinnerung an Holland sowohl, als an Teutschland, Thränen vergoß. Selbst der nichtsentimentale Bonaparte theilte diese Bewegung. Das Herz des edlen Nassau hatte bei diesem Anlasse unverstellt sich kund gegeben, desselben Nassau, welchen treulose Unterthanen und hinterlistige Verräther in der Folge zu einem Tiberius und Dionysius stempelten.

Der Aufenthalt des Prinzen zu Paris hatte zwar nicht ganz den gehofften Erfolg, blieb jedoch auch nicht ganz ohne Früchte. Die Machthaber in Holland wendeten alles an, damit die, der stadhouderschen Dynastie im Frieden von Amiens zugedachten, Entschädigungen nicht auf die Rechnung der batavischen Republik gewälzt würden. Uneingedenk der mehr als zweihundertjährigen Verdienste Wilhelms des Schweigenden und seines Geschlechtes, rechneten egoistische Krämer mit der Kreide in der Hand nur nach den Rücksichten der gewöhnlichsten Eintags-Politik, und den Leidenschaften der letzten Periode wurde das Gefühl alles dessen aufgeopfert, was Holland durch die Anstrengungen der Nassau's geworden; diese Politik rächte aber in der Folge sich bitter genug, und endigte nur mit später Selbstbelehrung.

Die meisten der anfordernden teutschen Fürsten waren vor Nassau in Besitz ihres Antheiles an den stipulirten Entschädigungen gekommen; sie hatten be-

deutende Geldsummen und Umtriebe nicht gespart, um, nicht selten auf Kosten der Ehre und des Rechtes, dieses oder jenes Stück, welches dem einen oder andern mit mehr Recht gebührte, sich zu verschaffen.

Endlich, nach langem Harren und Intriguiren von mancher Seite, kam die Reihe auch an Oranien-Nassau. Es erhielt als Abfindung, mittelst des zu Paris zwischen Frankreich und Preußen unterm 24. Mai 1802 geschlossenen Vertrages: die Fürst-Abtei Fulda; die Abteien Corvey und Weingarten; und die Reichsstädte Dortmund, Isny und Buchhorn, erstere in Westphalen, letztere in Schwaben, nebst Gebiet und Zugehör. Später ersetzten die Abteien und Capitel Hoten, St. Gerold, Baudon und Dietkirchen die zwei letztern. Alle diese kleinen geistlichen Souveraine wurden somit zu Gunsten der stadhoudeschen Familie säculariſirt und mediatiſirt. Ueberdies verpflichtete sich, nach Unterhandlungen, die zu Berlin und im Haag gepflogen wurden, die batavische Republik zur Bezahlung einer Rundsumme von fünf Millionen holländischer Gulden in einzelnen Fristen. Napoleon verhinderte jedoch, in einem Geheimartikel zum Frieden von Amiens, daß diese Bezahlung jemals vor sich ging.

Des alten Stadhoude's Abneigung vor Herrschaft über seculariſirte Länder war so unbesiegbar, daß er

alles Neuerworbene förmlich seinem Sohne Wilhelm abtrat. Noch zu Ende obgedachten Jahres nahm daher derselbe Besitz davon. Fulda wurde die künftige Residenz. Der Prinz hatte um diese Zeit gerade sein ein und dreißigstes Jahr angetreten.

Seine Verwaltung hatte mit nicht geringen Schwierigkeiten zu ringen. Außerdem, daß in den damaligen Weltereignissen so manches lag, was auch tüchtige Geister und größere Kräfte auf die Probe setzte; so trug schon die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses der neuen Dynastie von jenem der Landesbewohner, die Elemente mannigfachen Widerspruches in sich. Die erhaltenen Unterthanen selbst gehörten nichts weniger als zu den aufgeklärtesten Katholiken, und man weiß, wie sehr der Krummstab im langen Laufe der Zeit viele Völker verwöhnt und für alle andere Bedürfnisse, als die materiellen des Lebens, unempfänglich gemacht hat. Der Fanatismus, welcher behagliches Futter gewährt, ist solchen Menschenclassen in der Regel weit anständiger, als eine Aufklärung, welche zu Anstrengungen und Entbehrungen auffordert, oder dem veralteten Vorurtheile den Zaum des Gesetzes und der Billigkeit anlegt. Zu dieser Betrachtung kam noch der Umstand, daß das nunmehrige Herrschergeschlecht ein durchaus fremdes, mit den betreffenden Staaten niemals in einiger Beziehung ge-

standenes, war; daß die Volksneigung durchaus für nichts dabei gegolten, sondern blos der eiserne Wille des einen Fremden einen andern Fremden, durch ein Stück Papier, hingesetzt hatte; endlich, daß die Landschaften des neuen Fürstenthums in nichts zusammen hingen, und vielmehr durch manche Verschiedenheit in Sitten, Gebräuchen, Neigungen und Dialekten, trotz des germanischen Gesammtverbandes, wesentlich von ihnen sich unterschieden.

Ein besonderer übler Umstand war auch das Mißverhältniß der Abgaben zu den Hülfsquellen der Einwohner. Die Masse von Prälaten, Priestern und Pfründnern, welche nunmehr Pensionen genossen, von Beamten und Dienern, welche, da sie meistens unbrauchbar und unsicher, ihrer Stellen entlassen und vom Staate erhalten werden mußten, die neuen Administrationen, welche neben den alten der nunmehrige Zustand der Dinge erforderte: — alles dieses drückte schwer auf die Bewohner. Zahlreiche Mißbräuche, geheiligt durch die Nachgiebigkeit vieler frühern Perioden, mußten aufgehoben, unverantwortliche Verschleuderungen des öffentlichen Gutes gewaltsam beendigt werden. In den Gerichtshöfen fehlte das Gefühl des Rechtes, und die Unparteilichkeit hatte längst der schamlosesten Bestechlichkeit Platz gemacht; alle Sprüche ergingen nur mit der unverantwortlichsten und kost-

spieligsten Langsamkeit. Betrug an den Landeskassen war sprichwörtlich und ein gewöhnliches Laster geworden. Ein Schlendrian der rohesten Art ging durch alle öffentliche Geschäfte, wie die Mattherzigkeit durch das Privatleben. Dies waren die Süßigkeiten des Krumstabes, mit welchen philisterhafte Antipathie gegen Fortschritte zum Bessern in mehr als einem teutschen Lande noch lange hinten nach herum geworfen und auch die trefflichen Reformen zu vereiteln oder zu beflecken gesucht hat. Dies waren zugleich die mächtigen Hindernisse, welche der Regierung des Fürsten von Nassau in seinen neuen Besitzungen überall sich entgegen stellten.

Wilhelm von Oranien verlor den Muth darüber keineswegs; so wenig Erfreuliches auch die Zukunft in sich verschloß. Er hatte von den Bessern seines Geschlechtes den beharrlichen und gesunden Sinn, durch das Unglück desselben Mäßigung und Sparsamkeit, durch die welterschütternden Ereignisse Festigkeit des Entschlusses, und durch Studium und Selbstprüfung Kenntniß der Menschen und ihrer Leidenschaften, so wie auch Einsicht in ihre Bedürfnisse sich erworben. Die Schwierigkeiten seiner Lage selbst boten eine Art Genuß in dem Gefühle ihm dar, daß er durch eigene Kraft des Geistes sie zu überwinden im Stande seyn werde.

Er eröffnete die Reihe der Verbesserungen, welche im Lande nöthig ihm dünkten, mit sich selbst und den Seinigen. In seinem Hause herrschte die größte Einfachheit, und er würde sie noch weiter durchgeführt haben, wäre der eigene Geschmack nicht oft durch Rücksichten der Billigkeit oder Klugheit beschränkt worden. Doch, wenn er auch manche überflüssige Paradestücke der alten Etikette fortbestehen ließ, um übernommene Staatsdiener der frühern Regierung nicht allzusehr zu kränken; so kündigte er doch jeder Art von Luxus und Verschwendung den entschiedenen Krieg an, und er wirkte durch sein Beispiel wohlthätig auf die höhern Classen der Gesellschaft ein, denen das Loos der Aermeren nicht mehr willenlos zur Beute hinfiel. Er war in Teutschland vielleicht der erste souveräne Fürst, welcher es verschmähte, den Zuschnitt größerer Höfe einem kleinern anzupassen, ohne Rücksicht auf den Umfang des Gebietes und die Finanzquellen der Unterthanen, und durch ein verwickeltes Regierungssystem und eine künstliche Diener-Hierarchie den Gang der öffentlichen Geschäfte schwerfällig, sich selbst aber vor Andern lächerlich zu machen. Ein einziger Geheimschreiber half das Ganze ihm leiten und ein geheimer Rath, aus wenigen Personen gebildet, vertrat dabei die Stelle einer Consultativ-Junta. Der Prinz war überall persönlich gegenwärtig und persönlich thätig.

Alle Briefe, Depeschen, Verordnungen, Bittschriften gingen durch seine Hand, und nichts Ungelesenes ward von ihm jemals unterzeichnet, oder in seinem Namen bekannt gemacht; eine Gewohnheit, die er später auch als König der Niederlande beibehielt. Angelegenheiten von größerer Wichtigkeit wurden mit dem Chef des betreffenden Departements jederzeit noch mittelst besonderer Unterhaltungen in allen Einzelnheiten und nach allen Seiten hin besprochen. Diese Unterhaltungen gingen außer den Sitzungen des Staatsrathes vor sich, und bildeten seine Mußenstunden. Die erste Sorge Wilhelms, er mochte in einen Ort seiner Herrschaft kommen, welchen er wollte, war: sich genau nach dem Gange der Geschäfte, dem Zustande der Dinge und der Stimmung des Volkes zu erkundigen. Er sah, hörte, prüfte überall mit eigenen Augen und Ohren, und nach eigener Ueberzeugung.

Diesen Grundsätzen konnte er um so ungestörter und vollständiger nachhängen, als er fast alle Zeit, über die zu verfügen war, seinem Herrscherberufe widmete. Keine der Liebhabereien und Zerstreuungen, welche so häufig fürstliche Nerven vor der Zeit abspannen und für dauernde Anstrengungen verdrossen machen, drängte sich zwischen diesen Beruf und seine Neigung. Er fand in der Arbeit Genuß, und in der Leidenschaft Störung. Eine andere Erleichterung brachte das

treue, glückliche Gedächtniß, welches selten einen einmal gehörten Namen oder eine fest beobachtete Physiognomie ihn vergessen ließ, was auch jetzt noch bei dem Könige der Fall ist; ferner ein eifriges Studium so vieler Individualitäten, als möglich. Dadurch ward der Prinz, bei der Wahl seiner Personen für Aemter, Aufträge, Plane, schnell auf die rechte Person geführt, und bei jeder neuen Anstalt, die ins Leben treten sollte, wußte er schnell, auf welche Kräfte zu bauen, welche Gesinnungen dazu zu verwenden seyen.

Dieses Studium der Menschen, der Individualitäten, der Kräfte, der Gesinnungen, gehört zu dem Charakteristischen Wilhelms I. Wenige Fürsten haben mit religiöser Ueberzeugung und mit mehr Systematik ihre Pflicht zu erfüllen gesucht, wie er, und er machte wirklich aus allem, was mit derselben in Berührung stand, einen Lehrcurs. Hartnäckig in dem einmal als wahr und recht Anerkannten, duldete er dennoch mit großer Selbstverläugnung jeden Widerspruch, der auf Gründe sich stützte, und sehr oft ging er mit Interesse in die Ideen Anderer ein, ermäßigte die seinigen, oder bekämpfte sie, wie ein Gegner dem andern gegenüber, ohne irgend eines Vortheiles seiner Stellung sich zu bedienen, mit gleichen Waffen. Allein es mußten Gründe seyn, womit ihm begegnet wurde; denn er

freute sich auch jedesmal, durch feste Logik über unzusammenhängenden Wiedrspruch gesiegt zu haben, und hierin konnte weder Gefühl, noch Berechnung, so leicht ihn bestechen. Der männliche Widerspruch, den er oftmals, wenn der ganze geheime Rath mit ihm stimmte, von Seite eines Einzigen erlitt, machte ihn mehr betrübt, als ärgerlich, und er suchte den Gegner auf jede Weise zu bekehren und andern Sinnes zu machen, bis die Hartnäckigkeit desselben ihn denn wirklich zuletzt ärgerte. Allein er sah noch denselben Tag seine Hitze und sein Unrecht ein, und suchte es durch freundliche Worte wieder gut zu machen. Was also die erste politische Tugend im Regentenleben eines Fürsten ist, das bestand bei Wilhelm von Oranien-Nassau in vollem Maaße: Freiheit der Meinung.

Seine Verhältnisse zu Frankreich und Preußen, und die Rücksichten für seine erhabene Gemahlin, bestimmten ihn von Zeit zu Zeit zu einer Reise nach Berlin, woselbst er meist den schlechten Theil des Jahres zubrachte. Diese Entfernung störte den Gang der Geschäfte nicht im Geringsten; alles ward auf die alte Weise fortgesetzt, und alles Laufende an ihn nach Berlin übermacht. Das Wichtigste bekam er mittelst außerordentlicher Eilboten. Selbst mitten im preußischen Feldlager von 1806 wich er von dieser Regel nicht ab.

Der Prinz geizte mit der Zeit so außerordentlich,

daß er sie bestmöglichst auch Andern zu sparen suchte, und daher den Zutritt zu ihm, so viel als nur thunlich, erleichterte. Die großen Schreckanstalten für Leute von Genie, Talent und Thätigkeit, die moralischen Mohren, welche den Eingang zu den Zimmern der Großen verschließen, Etikette und Costüme, galten hier nichts. Wilhelm, meist der erste im Palaste aus dem Bette aufgestandene, überraschte, wenn Sachen von Wichtigkeit zur Erörterung oder Erledigung ihn drängten, nicht selten seinen Geheimschreiber in dessen eigener Kammer, entweder noch im Bette, oder in der Schlafmütze. Allzu ungeduldig, um dessen Toilette erst abzuwarten, setzte er sich zu ihm dann auf das Bette, und plauderte über den Gegenstand des Besuches, bis er die nöthigen Aufschlüsse und Ansichten hatte.

So äußerst zugänglich er aber Jedermann, und so wohlwollend er gegen Bittsteller sich zeigte, so war er doch nicht leicht zu überraschen, und er gab weder Schmeicheleien, noch Klagen, zu irgend einer Gewährung sich hin, ohne gehörig Notizen über die Sache gesammelt, alle Seiten erwogen und geprüft zu haben. Ueber Thätigkeit und Pflichttreue der Beamten wachte er streng und unerbittlich; er forderte von ihnen Tact und Genauigkeit. Der Abgang solcher Eigenschaften war der nächste Weg zum Verluste seiner Gunst und seines Vertrauens.

Um den Zustand des Landes genau kennen zu lernen, hatte der Prinz, gemeinsam mit seiner königlichen Gemahlin, welche in ihrem ganzen Wesen den edeln Geist, den sittlichen Charakter und die Grundsätze ihres Hauses beibehielt, während des Sommers und Herbstes 1803 die Gebiete von Corvey, Dortmund und Weingarten bereiset. Bald überzeugte man sich von der Aufrichtigkeit seiner Sorgfalt für alle öffentliche Interessen und Bedürfnisse. Die Phrasen väterlicher Regententreue fingen an eine Wahrheit zu werden. So kam denn auch des Volkes Beifall nicht blos illusorisch ihm entgegen, wie bei den meisten solcher Bewillkommnungsscenen, wo blos der Oberceremonienmeister und der Oberbürgermeister in der Regel, in künstlich geformten Reden einander ablösen. Merkwürdig genug bezeigten sogar die, ihrer weltlichen Herrschaft entkleideten, Prälaten ihrem Nachfolger eine unverstellte Achtung, hingerissen von dessen liebenswürdiger Persönlichkeit und überzeugt von seiner Schuldlosigkeit an Maasregeln, welche ihre Gewalt zernichtet hatte. Bei den Einwohnern aber erhielt sich noch lange Jahre später ein freundliches Andenken an den Souverain, der leider so kurz nur ihnen beschieden und wie in der Absicht gezeigt worden war, um einen solchen Verlust ganz fühlen zu müssen.

Indem wir noch kurz bemerken, daß das Admi-

nistrativ-System des Fürsten zwischen den alten Theorieen und den Resultaten neuerer Forschung, und zwischen Hypothese und Herkommen versöhnend die Mitte hielt, eben so, daß er Einheit im Gange des Ganzen liebte, ohne dem bureaukratischen Hange zur Zerstörung aller Eigenthümlichkeiten — ein Grundfehler unserer neuesten Zeit — sich zu überlassen, kommen wir auf die Bemühungen für Verbesserung des öffentlichen Unterrichts; eine reiche Lorbeerkrone auf seinem Haupte, gewunden aus Verdiensten älterer und neuerer Zeit, in Teutschland und in den Niederlanden, und zugleich die Dornenkrone mannigfacher Verwicklungen und verhängnißvoller Schicksale in neuester Zeit.

Zuerst sprechen wir von der obersten Landesanstalt. Seit Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bestand zu Fulda eine Central-Schule, welche Namen und Schein einer Universität, jedoch in Geist und Einrichtung alle Zeichen nahen Verderbens und Sinkens und den Charakter der Oberflächlichkeit ihres Gründers trug. Man hatte weder geistig noch materiell für das Fortkommen einer Schöpfung gesorgt, welche mit prahlerischem Leichtsinne hingestellt worden war, und eine wissenschaftliche Parade ohne Zwecke, Früchte und Würde bildete. Die Lehrkanzeln waren von Leuten besetzt, welche daneben andere Aemter verwalteten, und die

mit der Professur verbundene Besoldung wie eine Sinecure oder Pfründe hinnahmen. Mitglieder der Stadtbehörde versahen z. B. die Fächer der Rechtsfakultät. Lehrstunden, Diplome, Zeugnisse wurden mit einer und derselben Frivolität gehalten und ausgeführt. Schimpfliche Trägheit und empörender Nepotismus entweihten in jeder Beziehung den Tempel der Wissenschaft, und verwandelten ihn in eine gemeine Marktbude voll Spekulationen und Leidenschaften; alles andere machte darin sich mehr geltend, als Talent und Gelehrsamkeit.

Im Verhältnisse zu diesem Zustande der Universität befand sich der niedere Unterricht. Es lag dieser gleichsam noch in der Wiege und stand auf der untersten Stufe. Solches erklärte sich jedoch, wenn man die Blicke auf die Beamtenwelt warf, in welcher manche Individuen nicht einmal fähig waren, ihre Muttersprache rein zu schreiben. Dabei herrschte ein widerlicher Studienzwang. Ohne im Stande zu seyn, bei sich zu Hause selbst etwas Genießbares und Gründliches zu geben, hinderte man gleichwohl die Aeltern, ihren Kindern auswärts etwas Besseres lernen zu lassen.

Wilhelm suchte diesen groben Mißbräuchen überall nach Kräften zu steuern. Er berief von Prag zwei Illustratoren, Meißner und Gierig, nach Fulda, mit dem Auftrage, eine Reform für die Universität zu ent-

werfen; darauf gab er ihnen mehrere andere tüchtige Lehrer bei, welche auf verschiedenen Punkten Teutschlands geworben worden; durch aller dieser Männer vereinte Bemühung kam die Anstalt nach und nach zu Credit, Achtung und Flor.

Da Fulda fast ausschließlich von Katholiken bewohnt war, so mußte der protestantische Fürst alte Vorurtheile ehren. Er suchte daher Institute, die an sie sich geknüpft und von denen die Rudera, ohne großes Aergerniß, nicht leicht zerstörbar, noch vorhanden sich zeigten, zu erhalten und umzuformen, so daß aus ihrem Daseyn Bedeutung für sie selbst und Nutzen für die Gesammtheit hervor ginge. So ward ein großes und schönes Kapuziner-Kloster, welches in einer der reinern Straßen gebaut lag, mit einem Hospitale in Verbindung gebracht, und durch einen herrlichen Garten für das physische, durch eine prachtvolle Kirche aber für das geistige Bedürfniß der Bewohner gesorgt. Nachdem der bekannte Beschluß des Regensburger Reichstages vom Jahre 1803 mehrere Fürsten ermächtigte, zu ihren Gunsten die Einkünfte von Stiften und Klöstern zu verwenden, welche im Umkreise ihres Gebietes lagen, schlug Wilhelm die Gefälle von Raßdorf und Hünfeld zu denen der Universität und des Hospitiums zu Fulda, statt mit den Domainen sie zu vereinigen. Solche Opfer waren um so mehr zu würdigen,

als Wilhelm manche Verpflichtungen zu erfüllen und Lasten zu tragen hatte, womit Andere nicht so sehr beschwert wurden. Außer seinen geistlichen Vorgängern in Fulda u. s. w. mußte er auch noch dem Prinzen von Nassau-Siegen, in Teutschland unter dem Namen „Prätendenten von Nassau“ bekannt, eine bedeutende Pension bezahlen, mittelst eines, zwischen Frankreich und Rußland abgeschlossenen, Vertrages. Es geschah fast kein Arrangement irgend einer Art zwischen den Großmächten Europa's, ohne daß nicht ein neues Stück von teutscher Erde gewaltsam dem einen teutschen Hause oder Volke genommen und dem andern zugewendet ward, und alles, was gerade nicht für verfallene Wechsel bezahlen konnte, wies pr. Escompte auf Teutschland an.

Es hat an Leuten, Tadlern des Großartigsten, und Lobhudlern des Schlechtesten, nicht gefehlt, welche des Prinzen System der strengsten Oekonomie, jener Leidenschaft zuschrieben, welche leider bei der Mehrzahl der Fürsten seltener, als ihre, im Charakter entgegengesetzte, Schwester, angetroffen wird; allein der König der Niederlande und der Prinz von Nassau-Fulda sind darin sich gleich geblieben, haben wechselseitig sich ergänzt und erklärt; und wer die Großmuth der beiden in Fällen, wo sie ohne Gefahr eintreten konnte, zu beobachten die Mühe sich genommen hat, wird diesen

Vorwurf so ungerecht als ungegründet finden. Noch in den neuesten Tagen liefern die vielen Millionen Gulden, welche Wilhelm I. den Belgiern aus seiner Privatkasse, zur Unterstützung gemeinnütziger Zwecke, im Ganzen vorgeschossen (die vielen Schenkungen bedeutender Summen nicht zu rechnen), und um welche er nun, wie durch einen muthwilligen und hinterlistigen Bankerott, auf sehr inconstitutionelle Weise, betrogen ward, den besten Gegenbeweis. In der ersten Periode seines Regentenlaufes mußte er die Deckung dringender Bedürfnisse auf seine Rechnung übertragen, und war damals die fürstliche Großmuth minder brillant, als vielleicht an manchen andern kleinen Höfen jener Zeit, so hatte das Land auch keine Nachwehen, und für das Vergnügen des Augenblickes langjährige Lasten und Bedrückungen zu tragen.

Wilhelm befand sich im vierten Jahre seiner Regierung über die geistlichen Fürstenthümer, als er die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt, welcher am 9. April 1806 zu Braunschweig erfolgte. Durch dieses Ereigniß ward er auch Souverain der Nassauschen Erblande, und mit den Besitzungen mehrten sich die Sorgen.

Die schwersten kamen von Außen. Der politische Horizont hatte aufs neue mit düstern Wolken sich umzogen, und eine eiserne Zukunft lauerte im Hintergrunde.

Das preußische Cabinet, der Beleidigungen Frankreichs müde, hatte zu einem neuen Kampfe sich entschlossen, welcher vielleicht glorreicher würde beendigt worden seyn, wenn er mit gehöriger Kenntniß der Heerverfassung, mit zweckmäßigerer Benutzung der Nationalstimmung, und in Verbindung mit andern teutschen Staaten, begonnen worden wäre. Allein, den alten Erinnerungen und dem gegenwärtigen Hasse allzu sehr sich hingebend, glaubte man durch die Formen der Verwaltung und der Armee-Organisation Friedrichs des Großen einer völlig veränderten Zeit gebieten zu können, und es mangelte überall an Geist in diesen Formen. Nichts desto weniger, und obgleich der Prinz von Oranien, welcher nunmehr auch die Rechte des Erbstadhouders von Holland geerbt, in vielen Dingen die Schritte des Berliner Cabinets mißbilligte, und über die Maaßregeln der Verblendung mit sich selbst im Reinen war, so knüpfte er dennoch sein Geschick an dasjenige des verwandten Königshauses und war entschlossen, alle künftige Wechselfälle mit ihm zu theilen.

Der Rheinbund, das große Denkmal von Teutschlands Schmach, eine neue Ausgabe der Frei-Erklärung der Griechen durch den Römer Flamininus, angewandt auf die germanischen Verhältnisse, die Acte des Hochverrathes der Einzelnen an der Legitimität

des alten Staatskörpers, ward für Wilhelm von Oranien, wie für viele andere Fürsten mehr, die Brücke von Mantible. Gebieterisch forderte der Kaiser der Franzosen auch ihn nach Paris, um der gemeinsamen Sache wider Preußen und Oesterreich sich anzuschließen. Aber es war in ihm der alte Stolz seines Geschlechtes, welcher einst manch' mächtige Hoffahrt siegreich widerstanden, und hier mit dem Gedanken eines wenigstens ehrenhaften Falles sich versöhnte. Der Prinz erschien weder in Person, noch sandte er einen Bevollmächtigten nach Paris; blos ein vertrauter Agent sollte an Ort und Stelle die Ereignisse abwarten, und den gehörigen Maasstab zum Handeln ihm verschaffen.

So geheim die Verhandlungen wegen des Rheinbundes auch betrieben wurden, so erfuhr man doch den Hauptzweck des Ganzen, den Plan einer radikalen Umänderung der durch den Lüneviller Frieden feierlich festgesetzten Verhältnisse; die Intriguen der großen und kleinen Höfe, um zu bedeutenderem oder geringerem Antheile an der, auf Kosten Dritter zu machenden, Beute zugelassen zu werden, und manche empörende Einzelnheiten über den Großhandel und die Speculation, welche die französischen Diplomaten mit teutschen Staatsgebieten trieben.

Das preußische Ministerium, welches einerseits für seine eilfjährige Neutralität Dankbarkeit ansprach,

und andererseits im Geheimen dennoch wider Frankreich arbeitete, lange noch ungläubig gegen die Nachrichten von dem großen Schlage, der sich bereite, empfing die verhängnißvolle Antwort Napoleons auf einen seiner Glückswünsche nach dem Tage bei Austerlitz: „Voilà un compliment dont ma victoire a changé l'adresse!“ Es war vergebens, daß besonnene Freunde zur Umsicht es mahnten, und darunter gehörte auch unser Prinz, welchen allerlei eingezogene Nachrichten sehr besorgt machten. Er hatte nicht sobald Berlin verlassen, als die schmachvolle Urkunde vom 12. Juli 1806 über den Rheinbund erschien, und auch das Loos seiner Erbstaaten darin entschied. Die Prinzen von Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, Wilhelms Vettern, und der Großherzog von Berg, Joachim Murat, waren zu Erben des Oranisch-Nassauischen Landes erklärt. Der König von Würtemberg hatte Weingarten für sich gefordert; somit blieb nur noch Fulda zu vertheilen übrig.

Noch stand es dem Prinzen frei, mit in die neue Liga einzutreten, und in Hessen und Franken für die verlornen Erbgüter Entschädigungen zu erhalten. Er weigerte sich dessen, und Fulda ward dem neuerrichteten Großherzogthum Frankfurt, unter der Souveränität des Fürsten Primas, geschlagen. Nur wenige Tage vor dem Erscheinen der Rheinbundsakte hatte der Kaiser den Fürsten von Oranien-Nassau noch zum

Regierungsantritte seiner Länder bekomplimentiren lassen und wenige Tage nachher war das bekannte Anathema ausgesprochen. Die Antwort Wilhelms auf die letzten Ansinnen Napoleons war im Geiste seiner Väter abgefaßt gewesen: „der Name Oranien muß unbefleckt auf die Nachwelt übergehen.“ Er ging es.

Mit Ruhe und Würde empfing der Prinz die Botschaft, welche den Rücktritt ins Privatleben ihm ankündigte. Zwar sah er mit innerer Bewegung die ruhmlose Habgier, mit welcher die eigenen Verwandten mit in sein Besitzthum sich theilten und mit welcher befreundete Höfe die Spolien unter einander sich bestritten; allein sein Entschluß war aus klarer Ansicht der Dinge, aus dem Gefühle seines Rechtes, aus dem Bewußtseyn fürstlicher Würde, aus der Ueberzeugung von der Pflicht gegen den zertrümmerten altgermanischen Körper, hervorgegangen. So lehnte er denn kalt und fest die Vermittlungsversuche befreundeter Cabinette, die wiederholten Einladungen Murats (welcher teutscher, als seine Sippen, an ihm handelte), und die letzten Anträge wegen Würzburg für Nassau, ab. Es war dieselbe Charakterzähigkeit, welche dem Könige der Niederlande im J. 1830 Belgien kostete; allein auch dieselbe, welche dem Prinzen von Nassau im Jahre 1814 die Souverainetät über Holland, das Land des Ruhmes seiner Väter und die Achtung der Mitwelt gab.

Ergeben in sein Schicksal, reisete Wilhelm nunmehr nach Berlin, und übernahm, als die eisernen Würfel abermal fallen sollten, einen Heeresbefehl im preussischen Lager. Die unglücklichen Ereignisse vom Tage bei Auerstädt an sind bekannt, und gehören in die Kriegsgeschichte. Der Prinz von Oranien erfüllte als General seines Schwagers getreulich jede Pflicht; allein ein Einzelner konnte die Fehler Vieler nicht verbessern. Wilhelm befand sich mit unter den Gefangenen von Erfurt; er erhielt von Clarke die Erlaubniß, auf Ehrenwort, zu seiner Gemahlin sich zu begeben. Mit großer Trauer empfing man zu Fulda die verhängnißvollen Berichte. Die Nachforschungen Arnoldi's und die Verwendungen des Leibarztes Haarbauer bei Clarke waren fruchtlos; man schnitt dem Prinzen alle Verbindungen mit seinen Getreuen und dem verlassenen Lande ab.

Erst zu Ende des Oktobers ward von letzterem förmlich Besitz genommen. Es war der Marschall Mortier, Herzog von Treviso, welcher mit dieser traurigen Aufgabe sich befaßte. Die Plünderungen und Brandschatzungen, nach der Weise jener Zeit, nahmen ihren Anfang. Verräther und Angeber fanden sich genug, welche den Launen und Wünschen des Siegers auf jede Weise zu fröhnen sich beeilten. Die Priester standen darin oben an. Die zeither Allerbegünstigsten

waren diejenigen, welche am meisten Haß und Rache an den Tag legten. Sie, welche mit Pensionen, Geschenken und Wohlthaten vom Fürsten überhäuft worden waren, bestiegen die Kanzel mit Ungestüm, um dem Volke zu verkünden: „daß Wilhelm von Oranien ein Unterdrücker des Landes, und die Regierung eines Ketzers der Ruin desselben gewesen sey.“ Die Zuhörer selbst, von Unwillen und Schaam ergriffen, straften die Redner schimpflich Lügen. Sie widerlegten alle spätern Beschuldigungen dieser Art noch mehr dadurch, daß sie im Jahre 1815 den ehemaligen Fürsten mit Ungestüm von den alliirten Mächten zum Souverän sich zurück erbaten. So sehr war der Ketzer in ihrer Achtung gestiegen.

Eine genauere Vergleichung wird zeigen, wie ähnlich das Betragen dieser treulosen Priester im Jahre 1806 mit jenem der belgischen Priester im Jahre 1830 gewesen sey, und eine bedeutungsvolle Lehre allen denjenigen Dynastien, Ministerien und Volksregierungen geben, welche ultra-römisches Pfaffenthum jemals durch Wohlthaten und Zugeständnisse sich versöhnt und gewonnen wähnen können. Naturam expellas furca; tamen usque redibit.

Nachdem man den Prinzen seiner Herrschaft entkleidet hatte, beraubte man ihn auch noch seines Pri-

vatgutes. Der erste, welcher Hand daran legte, war der Großherzog von Berg, Joachim Murat. Andere teutsche Souveraine wollten auch nicht zurückbleiben. Zwar erklärten die meisten, daß sie die bezogenen Gefälle zu einem Fond vereinigen, und dem rechtmäßigen Besitzer zu seiner Zeit denselben zurückerstatten wollten; allein von allen hielt nur der biedere Maximilian Joseph von Bayern sein gegebenes Wort.

Das Schicksal hörte, trotz aller dieser harten Schläge, noch immer nicht auf, den Prinzen zu verfolgen. Bei dem Vordringen der Franzosen bot auch Berlin keine Sicherheit mehr; Wilhelm suchte mit seiner Familie Zuflucht in Pommern, und hielt eine Zeit lang in Danzig sich auf. Als jedoch der Krieg auch den Ufern der Weichsel sich zuwälzte, schlug der Prinz, welcher durch die Capitulation von Erfurt, an keine besondere Stadt gebunden war, den Rückweg nach Berlin ein, wo inzwischen alles in die alte Ordnung zurückgekehrt war. Die schwer geprüfte Fürstin, seine Gemahlin, fand daselbst in dem Umgange der lang entbehrten Schwester, der Churfürstin von Hessen, einigen Trost in ihrem Unglücke. Doch hatte sie selbst diese Gunst nicht ohne vielen Widerstand von Seiten Clarke's, des Oberbefehlshabers in den eroberten preußischen Provinzen, und nicht ohne Gefahren und Wagnisse, erhalten. Krank, erschöpft, niedergebeugt,

durfte sie nur mit einer Art stillschweigender Erlaubniß der französischen Kriegshäupter in der Heimath ihrer Väter verweilen. Dem Prinzen selbst ward beharrlich die Vereinigung mit seiner Gemahlin verwehrt, und er mußte die Rückreise über die Oder antreten, ja es als besondere Gunst des Kaisers betrachten, daß man ihn nicht, gleich dem Prinzen August und dem Generale Tauenzien, als Kriegsgefangenen nach Frankreich schleppte.

Wilhelm blieb demnach vom Ende Decembers 1806 bis Mitte März 1807 aller Verbindung mit seiner Familie beraubt. Mit einer Art raffinirter Barbarei hatte Clarke alle Wege abgeschnitten und alle Mittheilungen untersagt, zumal seit Freischaaren anfingen, auf mehreren Punkten Teutschlands sich zu zeigen, und mit Organisirung eines Guerillaskrieges im Innern zu drohen. Erst zu Pillau empfing der Prinz wieder bestimmte Nachrichten von den Seinigen, so wie von dem Schicksale, welches seine Staaten mittlerweile getroffen hatte. Er empfing sie mit Seelenruhe und Resignation.

Die blutigen Katastrophen von Eilau und Friedland hatten Preußen und Rußland zum Frieden von Tilsit gezwungen. Der Kaiser Alexander hatte für Nassau auf dem Memel etwas Günstiges zu erwirken versucht; allein Napoleons Widerwille war unbesieglich;

er haßte in dem Oranier nicht nur einen Gegner, sondern einen starren Charakter, welcher dem seinigen sich gegen über zu stellen gewagt, und Anerbieten, die fast alle Andere in ähnlichem Falle mit beiden Händen erfaßten, stolz verschmäht hatte. Die Demüthigung, welche er durch diese Weigerung erlitt, hinterließ in ihm einen immerwährenden Stachel, und er affectirte gegen die unglückliche Dynastie ein Gefühl der Gleichgültigkeit, welches er weit entfernt war, im Innern zu hegen.

Dem Prinzen war also nichts mehr übrig geblieben, als seine polnischen Besitzthümer, welche nunmehr unter die Souverainetät des Königs von Sachsen, als Großherzogs von Warschau, gekommen waren. Er nahm bald nach diesem Ereignisse, so wie nach dem verunglückten Zuge der Engländer, seine Entlassung, und zog von allen Staatsgeschäften sich zurück. Sofort schlug er als einfacher Privatmann zu Berlin seine bleibende Wohnung auf, widmete alle Zeit den Wissenschaften, zumal der Landwirthschaft, Physik, Naturgeschichte, der Profan-Historie und dem Staatsrechte. Häufig besuchte er die Vorlesungen berühmter Mitglieder der Akademie, und fand in der Belehrung über manche, bisher ihm weniger bekannte, Gegenstände großen Genuß. Die Verwaltung seines Eigenthums und die Erziehung seiner Söhne besorgte er selbst. Der ältere, Wilhelm,

nachmals Prinz von Oranien, ward vorzugsweise den Händen des Generals Constant de Rebecque, eines Waadtländers von Geburt, und Verwandten des berühmten Benjamin Constant anvertraut; später ward er nach England auf die Universität Oxford geschickt, um seine Studien daselbst zu vollenden. Nachdem dies geschehen, wählte er die kriegerische Laufbahn, und wohnte unter Wellington, in der Eigenschaft als Obristlieutenant, dem Feldzuge in Spanien und Portugal bei. Der Muth und die Kenntnisse, die er während desselben entwickelte, zeigten ihn des Namens den er trug, nicht unwerth. Der jüngere, Friedrich, blieb unter des Vaters Augen zu Berlin, und genoß eine sorgfältige wissenschaftliche Bildung, so wie den Verkehr mit geistvollen Männern, darunter wir beispielsweise nur Niebuhr nennen wollen. Die Geburt einer Tochter, Mariane, nachmals zu einer lieblichen Blume herangeblüht, erquickte das Vaterherz zum erstenmale wieder nach langen Stürmen mit einer reinen und ungetrübten Freude (1810).

Am Schlusse dieses Aufsatzes jedoch müssen wir noch der Hoffnungen gedenken, welche das Jahr 1809 für einige Augenblicke dem Prinzen von Oranien gebracht hatte. In dem Kriege, welchen Oestreich mit Napoleon damals begann, und in der teutschen Contrerevolution, welche von mehrfachen Seiten wider die

Uebermacht Frankreichs entworfen worden, und wovon das Wagniß des Majors Schill blos ein einzelner Ring der großen Kette gewesen war, hatte man Wilhelm Friedrich eine Rolle zugedacht, und die alten Verbindungen mit Oestreich wurden erneuert. Der Kaiser ging damit um, einen bedeutenden Armeebefehlsstab ihm anzuvertrauen, in Erinnerung an die Thaten und Verdienste der Jahre 1793 und 1794. Auch der Erzherzog Karl pflegte wieder mit dem alten Freunde vertrauten Briefwechsel. Beide Prinzen, Oranien von seinem Jugendgenossen Fagel begleitet, sahen sich in der Gegend von Wien, am linken Ufer der Donau, als gerade die mörderischen Scenen sich vorbereiten, welche den eingebornen Heldenmuth der Teutschen, da wo es an tüchtiger Führung nicht gebricht, noch einmal in ganzer Größe hervorstrahlen ließen. Wilhelm schlug die Schlacht von Wagram mit, und zeichnete sich hier besonders aus, nicht ohne in große persönliche Gefahr zu gerathen. Er nahm „Aspern" als Losungswort für bessere Zeiten mit. Eine Reise durch Ungarn zerstreute den düstern Sinn, welcher wegen Zertrümmerung vieler Entwürfe ihn umwölkte. Ermüdet von den Strapazen des Kampfes und der Reise zugleich, kehrte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Berlin zurück, ungefähr um die Mitte des Novembers.

Seine politische Verlassenheit blieb dieselbe, und auch der Engländer Heerfahrt nach der Insel Walcheren blieb ohne Früchte für den Prinzen. Allein auch seine Lage sollte sich bessern. Noch vier Jahre der Trauer und der Hoffnungslosigkeit, — und der alte Glücksstern des Oranischen Hauses ging an demselben Himmel neu auf, wo er zuerst einst erschienen war. Das Gottesgericht in Moskau, an der Beresina und bei Leipzig erweckte die Kraft des batavischen Volkes wieder, und die patriotische Versöhnung der Parteien vollendete das Werk, welches Wilhelms des Schweigenden Selbstverläugnung, Moritzens Heldenschwert, Friedrich Heinrichs politischer Verstand, und Wilhelms III. Beharrlichkeit angefangen, aber nicht zu Stande gebracht hatte.

IV.

Zur Charakteristik der Persönlichkeit König Wilhelms I. der Niederlande.

Unter den Fürsten neuerer Zeit nimmt Wilhelm von Oranien, durch freie Wahl des Volkes auf den Thron der Niederlande berufen, eine hohe Stelle ein. Bereits haben alle unbefangenen Zeitgenossen darüber sich ausgesprochen und selbst die Gegner seiner Politik und seines Hauses es nicht gewagt, die persönliche

Gesinnung und den Charakter jenes Monarchen anzutasten, dessen Scepter Leichtsinn, Fanatismus und fremde Verführung einen Theil seiner Unterthanen in neuester Zeit entwendet. Die Art und Weise, wie er die vereinigten Niederlande während fünfzehn Jahren regiert, wie er Aufklärung, Recht, Freiheit, Wissenschaft, Kunst und Industrie beschützt, sodann wie er die Unfälle der Zeit und die Ungerechtigkeit des Schicksals, in zwei verschiedenen Perioden seines reichen Lebens, als Verbannter und als König, getragen, muß einen bleibenden Ruhm bei allen edlen Gemüthern ihm verbürgen. Wenn der schiefen und unrichtigen Urtheile in unseren Tagen auch viele über ihn ergangen sind, so hat doch die öffentliche Meinung bald sie berichtiget und aus den Kontrasten, welche die Thatsachen selbst geliefert, ist der nöthige Maasstab zur Beurtheilung mehr als einer, früher räthselhaften Erscheinung, in Bezug auf das Trachten und Walten Wilhelms I., gefunden worden. Noch ist der Augenblick nicht vorhanden, um eine Geschichte des Lebens und der Regierung des Königs vollständig und ohne Schein der Parteilichkeit entwerfen zu können; aber dem Gelehrten oder Staatsmann, der künftig damit sich befassen wird, dürfte es nimmermehr an herrlichem Material fehlen.

Die meisten Geschichtschreiber sind darauf beschränkt

oder beschränken sich gerne darauf, die politischen Ereignisse und die Regierungsakte des Fürsten, den sie schildern wollen, an einander zu reihen und zu verarbeiten: immer bleibt sodann eine große Lücke unausgefüllt, welcher abzuhelfen in unserer Periode schwerer hält, als in früheren, da die Thatsachen allzusehr sich häufen, oft zweierlei Rollen, die eine vor dem Publikum, die andere unter sich selbst, gespielt werden, und die geheimen Fäden, welche den innern Zusammenhang bilden und die psychologischen Beweggründe fast gänzlich verborgen bleiben, überdieß auch die Persönlichkeit der Fürsten und die Politik ihrer Minister verschieden, ja nicht selten mit einander im Widerstreite sind. Daher ist es nicht unverdienstlich und für den Geschichtschreiber von Nutzen, wenn auch in das Privatleben derer, die die Spitzen der Gesellschaft vorstellen, ein Blick gethan, und der Einfluß der Person auf das System und des Systems auf die Person nachgewiesen werden kann. Selbst die kleinen, unbedeutenden Züge gewähren oft Licht, immer jedoch Interesse, und die Physiognomie der Schilderung erhält eine lebendigere, sprechendere Farbe. Aufgefordert, über den Charakter, das Privatleben und die innern reinmenschlichen Verhältnisse K. Wilhelms I. einige, wenn auch abgerissene und flüchtige, Notizen mitzutheilen, willfahre ich gerne nach bestem Vermögen und auf das gewissenhafteste,

indem ich mich auf das Zeugniß Anderer berufe, welche gleich mir das Glück hatten, in der Nähe eines so trefflichen Mannes zu weilen.

König Wilhelm befindet sich dermal im zwei und sechszigsten Lebensjahre. Seine Gesundheit hat sich bis in die neueste Zeit wohlerhalten gezeigt und nur wenige werden bei so vielfach und anhaltenden Anstrengungen eine solch' kräftige Männlichkeit aufzuweisen im Stande seyn. Erst während der belgischen Revolution beugte der Gram über so vielfache Verkennung, groben Undank und Verrath, noch mehr über das Unglück, in welches ein vor Kurzem noch blühendes, mit väterlicher Sorge gehegtes Volk sich zu stürzen beeilte, das Haupt einwenig vorwärts; bald aber trug er es wieder fester und aufgerichteter als je. Sowohl die Jugend- als die Mannesjahre waren in großer Sittenstrenge vorübergegangen und auch die Verläumdung konnte in dieser Hinsicht wenig Stoff finden; wie würde sie sich, als alle erdenklichen Waffen in das Arsenal der Verschwörung gebracht wurden, nicht beeilt haben, auch die ihrigen daselbst zu verbrauchen! Der Körperbau zeigt sich stark, von mittlerer Größe, das Gesicht unten breit, oben mehr spitzig; die Stirne hoch gewölbt; in den Augen der Oranische Verstand, scharf und klar; auf den Lippen die Herzengewinnende Freundlichkeit, in den Mundwinkeln die Schlauheit,

welche noch immer den rechten Zeitmoment zum Handeln abgewartet und gefunden hat; das Unterkinn stark, die Beharrlichkeit seines Hauses und das „je maintiendray“ charakteristisch genug ausdrückend; die Gesichtsbildung im Ganzen und im Gesammteindrucke eine Mischung von Ehrwürdigkeit und Liebenswürdigkeit.

Die Lebensweise des Königes ist ungemein einfach und ganz der Thätigkeit gewidmet. Mit dem Frühesten (in den letzten Jahren schon bei Tagesanbruch) vom Lager sich erhebend, arbeitet er in seinem Kabinette, mit kaum einiger kurzen Unterbrechung, während welcher gegen 10 Uhr eine Stärkung genommen wird, bis Nachmittags, oft bis Abend, in einem fort. Ein frugales Mahl und ein Spaziergang, in der Regel im Bosche, meist im Familienkreise, treten sodann für ein paar Stunden zwischen die Geschäfte; nur selten besucht er das Schauspiel, am Sonntage stets die Kirche, vorzugsweise die wallonische, woselbst ein trefflicher Prediger zu finden ist. Des Abends bis in die Nacht hinein (wenn kein nothwendiges Hof- oder Familienfest eine Ausnahme macht) wird wiederum gearbeitet. Der Minister der Auswärtigen, der Staatssekretär, der Kabinetsdirektor, der Administrator für das Großherzogthum Luxemburg haben oft die Ehre, mitten in der Nacht oder doch sehr frühe,

in das Kabinet berufen zu werden, und Depeschen, Noten, Briefe von Dringlichkeit werden besprochen oder ausgetauscht. Sehr viele dergleichen Dinge besorgt Wilhelm selbst, oder er korrigirt die Konzepte seiner Räthe, welche er, wie alle Dokumente und Ausfertigungen, sehr genau durchliest. Viel Vergnügen macht es ihm dann bisweilen, über das Eine oder Andere sich mit ihnen herumzustreiten und durch entwickelte Gründe, nicht durch königliches Machtwort, von der Richtigkeit seiner Ansicht sie zu überzeugen, von andern aber, die er für irrig hält, sie zu belehren. Rechnungen des größten Umfangs weiß er mit ungemeiner Fertigkeit zu durchgehen, zu prüfen und selbst bis auf einen Heller ihre Vollständigkeit oder Unvollständigkeit herauszubringen. Jeden Mittwoch ist eine öffentliche Audienz, zu der Jedermann ohne die geringste Schwierigkeit sich einschreiben lassen kann und Zugang erhält. Seit dem Jahre 1828 wird die innere Thüre geöffnet, so daß immer der Eingetretene von den Nächstfolgenden, welche aus dem großen Vorsaal in das Vorkabinet getreten sind, gesehen werden mag. Geheime oder besondere Audienzen für Einzelne, welche früher auch gegeben wurden, haben in der Regel nun nicht mehr statt. Allerlei falsche Nachrichten und Anekdoten, die von Mitgliedern der belgischen Opposition darüber verbreitet worden, bestimmten zu dieser Aenderung.

In den Audienzen flößt des Königes ganzes Benehmen außerordentliches Zutrauen ein. Mit Ernst und Laune abwechselnd und eine gewisse Gründlichkeit und Heiterkeit zugleich in die Unterredung gießend, weiß er über dieselbe einen besondern Reiz zu verbreiten und die Seele dessen, welcher vor ihm steht, sich ganz zu gewinnen; und zwar dieß um so mehr, als er bei einem ungewöhnlich guten Gedächtniß über die persönlichen und Berufs-Verhältnisse des Anzuhörenden meist genau unterrichtet ist und in die Eigenthümlichkeit jedes Einzelnen schnell einzugehen weiß. Der Gelehrte wird über seine Schriften, der Künstler über seine Leistungen, der Kaufmann und Fabrikant über seine Waaren und Unternehmungen, der Kriegsmann über seine Thaten, der Geistliche über Gegenstände der Religion und der Kirche gleich gut unterhalten; und nicht selten muß man erstaunen über den klaren Blick, den gesunden Verstand, die reiche Erfahrung und die soliden Kenntnisse des Monarchen in den verschiedenartigsten Fächern und Materien, die er bis in die Einzelheiten hinein zu behandeln weiß.

In merkantilischen Geschäften hat man das Genie Wilhelms schon häufig bewundert; im Calcul und in der Spekulation, als Mathematiker nach festen Grundsätzen, nimmt er es mit den geübtesten Industriellen auf; er ist bei vielen Unternehmungen selbst Theilnehmer und schießt, Dritte dadurch ermuthigend, bedeutende

Summen her, weßhalb ein großer Theil seines Privatvermögens auf diese Weise angelegt und im Umlaufe ist; andere unterstützt er ohne alle eigene Theilnahme auf das großmüthigste und den sonst äußerst sparsamen Fürsten erkennt man nicht mehr, sobald er nur einmal die Ueberzeugung gewonnen, daß derjenige, welcher sich an ihn um solche Unterstützung gewendet, derselben auch würdig, d. h. kein Pfuscher, kein Abentheurer, kein Projektenmacher sey. Wie häufig und gröblich jedoch, alles Scharfsinnes und aller Menschenkenntniß ohngeachtet, der humane Sinn des Königes in dieser Beziehung mißbraucht worden, braucht nicht auseinander gesetzt zu werden. Die Lebensgeschichte mancher belgischen Revolutionäre liefert hiefür Beispiele der schlagendsten und empörendsten Art; und dennoch haben dieselben blos seinen Verstand gegen die Heuchler geschärft, nicht aber sein Gemüth dem Wohlwollen verschlossen.

Von nicht minderem Umfange, als die merkantilischen Kenntnisse, sind die wissenschaftlichen Wilhelms I. Er hatte in seiner Jugend tüchtige Erzieher aus Holland und Teutschland zugleich erhalten *), in Leyden gründliche Studien gemacht und nachmals noch in Teutschland und England, während seiner Verweisung, sich vervollkommnet, ja selbst die Hörsäle ausgezeich-

*) Die noch in Manuscript vorhandenen historisch-staatsrechtlichen Hefte zeugen für die Liberalität derselben.

neter Gelehrten besucht. Er versteht die alten klassischen Sprachen und verschiedene neuere, vorzüglich teutsch, französisch und englisch, welche sämmtliche drei er außer der holländischen mit Gewandtheit spricht, so wie er auch die Literatur derselben ziemlich vollständig kennt. Unter den teutschen Dichtern hegte er stets vor Göthe eine besonders große Verehrung. In der Geschichte, in der Politik, Statistik, Oekonomie, Kriegswissenschaft, Mathematik, u. s. w. ist er ganz zu Hause und er würde in manchem einzelnen Zweige mehr als einem Professor warm machen, wenn er es anders darauf ablegen wollte.

Kaum glaublich ist es, welche Masse von wissenschaftlichen Erzeugnissen in verschiedenen Sprachen der Monarch von Zeit zu Zeit ausführlich theils durchlesen, theils durchstudirt hat; die Werke, welche wir, als zu seiner Bibliothek angehörig, selbst eingesehen, tragen häufig den Beweis unserer Behauptung in den vielen Zeichen, Anmerkungen, Randglossen, Widerlegungen oder Ausführungen, die sie, mit Bleistift (seinem Lieblingsinstrumente) von seiner Hand beigefügt, enthalten. Alle Bestrebungen der Künstler fanden die wärmste und großartigste Unterstützung und man darf nur die vielen Akademieen und Anstalten, welche er theils selbst gegründet, theils reformirt und neu ins Leben gerufen hat, so wie die Kunstausstellungen von 1829 und 1830

in Brüssel und im Haag mit angesehen haben, um sich hievon völlig zu überzeugen. Trotz der Verschiedenheit der Meinungen fanden sich David der Regicide und der Oranier oft zusammen im Atelier des Erstern und David äußerte mehr als einmal im Gespräche gegen Vertraute: „dieß sey der einzige König, dem er dienen könnte.“ Wie wohlwollend der Monarch den verfolgten Meinungen jeder Sorte Schutz, bisweilen sogar mehr gewährt, ist in Jedermanns Angedenken. Nicht immer hatte er Grund, über solche Großmuth, welche selbst diplomatische Verlegenheiten und bittere Vorwürfe ihm zuzog, durch das Benehmen der betreffenden Individuen sich entschädigt zu halten. Merkwürdig genug, waren die Teutschen, die französischen Republikaner und die Mitglieder und Anhänger der Cortes, welche im Niederlande sich aufhielten (mit alleiniger Ausnahme van Halens, welcher mehr aus Sucht zu glänzen und zu abentheuern, als aus innerer Bosheit das Gastrecht brach), der Regierung und dem Souveraine desselben ergeben oder doch unpartheisam, als die heftigste Gährung und bald darauf auch die Revolution in Belgien ausbrach; dagegen zeigten die Bonapartisten und die Italiener, so wie einige Portugiesen ganz ihre feile Natur und die Erbärmlichkeit ihrer Grundsätze. Das moralische Unglück, so viele Züge, welche das menschliche Herz entehren, und den

Glauben an die Menschheit wankend machen, erlebt zu haben, gehörte zu den schwersten Drangsalen, welche der edle Fürst in der letzten Periode seiner Regierung erlitten und worüber er oft sich ausgesprochen hat.

Ueber das System und die politischen Grundsätze Wilhelms I. hat man allerlei in Teutschland hin und her gefabelt, und Leute, welchen die Motive jeder Opposition gleichgültig sind, wenn sie nur vorhanden und gegen irgend eine Regierung gerichtet ist, welche daher den Dom Miguel lobpreisen und unterstützen würden, wenn Dom Pedro oben und jener das Haupt einer Bewegung wäre, haben einen der konsequentesten und aufgeklärtesten Liberalen mit Schmähungen aller Art überschüttet, blos weil er eine Krone trug. Alle, welche den König von frühester Zeit an gekannt, stimmen überein in Anerkennung der ächt-humanen, hellen, aufgeklärten und rechtlichen Gesinnungen, der Fortschritte seines Verstandes mit dem Zeitgeiste, des emsigen Bestrebens, sich mit dem jeweiligen Stande der Wissenschaft zu befreunden und — man verzeihe die Anwendung des in Mißkredit gekommenen Wortes — „auf der Höhe des Jahrhunderts zu stehen.“ Die Studien, welche er in England gemacht, die Vergleichungen, welche er über die französische Revolution angestellt, die literarischen Arbeiten in Teutschland, die Betrachtungen über das Verfassungswesen älterer und

neuerer Staaten, womit er oft und viel getreue Freunde und Räthe unterhielt, die Pläne, die er zu Fulda entworfen, und die geheimen Gedanken, welche ihn nach den Niederlanden begleitet, auf solidem Grunde und völlig reformirter Volkserziehung, die ihm anvertrauten Unterthanen allmählig zur größtmöglichen Summe von Freiheit und Selbstständigkeit heranbilden zu helfen, bürgen für ihn. Es bürgen für ihn die Zeugnisse großer und geistvoller Männer, selbst aus der ersten Reihe der Phalangen des Liberalismus, mit denen er mündlich und brieflich verkehrt hat, und welche in ihm „den König über dem verständigem Manne vergaßen.“ Nie war eine Seele dem Despotismus fremder, ja aus innerster Natur abgeneigter, als die seinige, und eher darf behauptet werden, daß er den Souverän oft allzu sehr in Mitte seiner Bürger vergessen und der böswilligen Intrigue die Wege und Mittel zur Abwendung der vergifteten Pfeile durch allzu große Verschwendung der Majestät erleichtert habe. Allerdings liegt in seinem Wesen etwas, was der neuesten Richtung eines modischen Freiheitsschwindels durchaus widerstrebt; ein Gefühl, das den gründlichen Kenner der Sache gegen den oberflächlichen Betreiber einnimmt, und zu einer gewissen Aristokratie des sich selbst bewußten Talentes gewaltsam hintreibt; ein zähes Festhalten an alten Grundsätzen und Sitten; ein großartiges Verschmähen aller unköniglichen Gauk-

lerkünste für den Gewinn von Popularität, wodurch die Könige ihr Ansehen vergeben, ohne der Freiheit zu nützen; endlich ein religiöses Gefühl, welches die Grundwurzel aller Handlungen, des öffentlichen wie des Privatlebens, bildet und ohne welches alle Charten und ihre Beschwörung blos prunkvolle Komödien sind, aufgeführt zur Zerstreuung des großen Spleens der Zeit, wobei zwei Parteien, unter den Spielern, wie unter den Zuschauern, gegenseitig sich anlügen und zuletzt sich angähnen, das Volk aber immer die Zeche bezahlen muß.

Dieses religiöse Gefühl des Königes, so identisch mit der Grundstimmung der entschiedenen Mehrzahl des holländischen Volkes, liefert hauptsächlich den Schlüssel zum Verständniß der unerschütterlichen Eintracht und Innigkeit zwischen diesem letztern und seinem Beherrscher. Wenn man den würdigen, hellgebildeten, staatsklugen und kraftvollen König in Mitte seiner ihn anbetenden, durch so viele eigene Tugenden ausgezeichneten Familie, demüthig vor allem Volke zum Ewigen hingewendet, sieht, und seine aufrichtige Frömmigkeit, von Bigottismus und Schöndenkerei gleich fern, zu belauschen Gelegenheit findet — dann erst begreift man, woher er die Kraft nahm, um so vielen Gefahren, Stürmen, Untreuen, Versuchungen, Drangsalen und Sorgen siegreich zu widerstehen; dann versteht man die Begeisterung, welche bei jedem feierlichen

Anlasse oder außergewöhnlichen Begegnung die ganze Nation wie einen einzigen Mann den „Wilhelmus van Nassowen“ oder Tollen's „Wien Nêerlands bloed door d'Aderen vloit“ absingen läßt; das dankbare Lächeln des Monarchen, dessen Blicke von Rührung, Stolz, Vertrauen und Selbstgefühl gleich sehr bewegt sich zeigen, verkündet dann allen Zweiflern die Möglichkeit eines Zustandes, in welchem der Fürst den Republikanismus des Volkes und das Volk die Ansprüche des Königthums mit gleicher Gewissenhaftigkeit ehrt und in welchem „die Umtriebe des Volkes gegen die Monarchie,“ die ein gewisser Redner in einem süddeutschen, konstitutionellen Staate für „rechtmäßig“ erklärt hat, überflüssig sind. Wenn die Monarchie vertrauensvoll dem Volke sich in die Arme werfen soll, oder vielmehr, wenn sie diejenigen, so als Vertreter des Volkes betrachtet werden müssen, als wahre Organe seines Willens ansehen sollen, so ist der Anfang des vertraulichen Verhältnisses nicht dadurch zu versuchen, daß man in einer Monarchie den reinen Demokratismus predigt, die Persönlichkeit des Souveräns in die Leidenschaften des Tages herunter zieht und statt einer wirklichen Volks-Repräsentation, eine an fremde Klubbs verkaufte, oder von derselben blindgegängelte Faktion mit hochmüthigen Ansprüchen, winzigen Talenten und noch geringfügigeren Leistungen entgegenstellt.

III.

Die

Ereignisse zu Brüssel

im

September 1830.

Fragment.

Allein das Schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn;
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Himmels reine Fackel leih'n,
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt und Länder ein!

Schiller.

Bemerkung.

Dieser Aufsatz ward nicht lange nach den Ereignissen selbst, und somit auch, was den Ton betrifft, einigermaßen unter ihrem Eindrucke, niedergeschrieben. Da die Thatsachen und die Charakteristiken selbst jedoch auch noch jetzt ihre volle Richtigkeit haben, so trage ich kein Bedenken ihn in seiner alten Gestalt dieser Sammlung hier einzuverleiben.

Das Werk des Aberwitzes und der Bosheit, des einheimischen Fanatismus und der fremden Intrigue, dessen Ursachen und nächste Folgen von uns anderwärts beschrieben worden sind, setzte sich, wie von Jedermann vorausgesehen werden konnte, in Belgien ununterbrochen fort; die Versuche zum Vergleiche und zur Versöhnung scheiterten, da es den Urhebern des wüsten Spieles weder um Vergleich noch Versöhnung, sondern blos um eine, theils den Ehrgeiz, die Habsucht und die Rache, theils die Hoffahrt, das Vorurtheil und den Sektenhaß befriedigende Rolle zu thun war. Die Hauptmacht der Insurgenten war der aufgeregte Pöbel; bis dieser jedoch vollständig bearbeitet und abgerichtet war, hatte man die Verwirrung der Bürger, welchen um Sicherheit der Person und des

Eigenthums bangte, eifrig benutzt und sie in ein Corps organisirt, angeblich, um die Mittelklasse und die Ordnung gegen Plünderer und Mörder zu schützen; die Mehrzahl gab sich auch anfänglich blos in dieser Voraussetzung unter Leitung der sich selbst zu Führern aufwerfenden Hominum novorum et obscurorum, zum Waffendienste her und erfüllte gewissenhaft ihre Pflicht; die Bürgergarde zerstreute mehrere Pöbeltumulte, welche ihre eigenen Offiziere, die Chefs des Aufstandes, künstlich erregt, damit sie als Retter der Stadt sodann erscheinen und das Vertrauen der Bewohner gewinnen könnten. Bald erkannten die Klarersehenden, in welches Garn sie gegangen; aber es war nun zu spät oder zu gefährlich, eine runde Erklärung zu fordern oder zu geben; man drohte den Zweifelnden, Zaudernden alsbald mit den Massen; man erzwang den Patriotismus und die Begeisterung für die Freiheit. Ueberdies spielte der Baron d'Hoogvorst und mehrere Glieder der Sicherheits-Commission solche falsche und zweideutige Rollen, daß alle Gemäßigten und Andersdenkenden nicht mehr wußten, wem sie zu trauen hätten, und daß jeder Einheitspunkt zu einer Reaction durchaus fehlte.

Der König hatte seine beiden Söhne, den Prinzen von Oranien und den Prinzen Friedrich der Niederlande, und bald darnach, auf Dampfschiffen, eine Ver-

stärkung an Truppen von Rotterdam nach Antwerpen geschickt; man konnte damals hoffen, durch eine kräftige Demonstration die Herstellung der Ordnung mit Erfolg zu unterstützen. Beide Prinzen fanden Antwerpen, welches den 17 Jahren und der unermüdlichen Sorge des Königs für die Nationalindustrie seinen blühenden Wohlstand verdankte, in der besten Stimmung und voll des Entschlusses, Ruhe und Frieden und die Union mit dem Königreiche um jeden Preis aufrecht zu erhalten. Nur eine kleine Zahl von Uebelgesinnten und Fanatikern, bei denen besonders der Priestereinfluß sehr ersichtlich war, trachteten die Liebhabereien der Brüsseler auch hier nachahmen zu lassen; allein die Truppen, die Citadelle und die Mehrzahl der Bürger hielten die Unternehmungen dieser Menschen einstweilen noch im Zaume und zerstreuten die meuterischen Pöbelhaufen. Die Prinzen begaben sich den 30. August von Antwerpen nach Vilvorde, einem ungefähr zwei Stunden entfernten Orte, und schlugen daselbst eine Art Lager auf.

Die beiden fürstlichen Söhne empfingen hier Deputationen von Brüssel, welche aus den angesehensten Einwohnern dieser Stadt gebildet waren und zu vermittelndem Besuch in die verwirrungsvolle Hauptstadt einluden. Der Prinz von Oranien fügte sich ihrem Wunsche und beschloß, allein nach Brüssel zu gehen.

Ein solcher Beweis von Vertrauen hätte den Aufruhr entwaffnen sollen, wenn anders irgend ein redlicher Zweck ihm zum Grunde gelegen; aber er verlieh ihm blos neue Zuversicht und Kraft. In diesem ganzen heillosen Drama, das die Treulosigkeit und der Meineid aufgeführt, war das Vertrauen nur ein desto wirksamerer Freibrief, um getäuscht und gemordet zu werden. Der Prinz entging den größten Gefahren und entwickelte einen Muth, welcher seines Namens, seines Geschlechtes und besserer Zeiten würdig war. Es hatte ein förmliches Complott bestanden, ihn meuchlings zu morden; eine Sache, welche selbst von leidenschaftlichen Jakobinern nachmals im Uebermuthe des Sieges eingestanden worden ist. Die Geschichte wird über ein Benehmen, einst streng und feierlich richten, welches an Gemeinheit der Gesinnung und an Scheußlichkeit der Einzelnheiten wenige seines Gleichen hat.

Am 3. September verließ der Prinz die Stadt, in der er so gröblich mißhandelt und getäuscht worden, um persönlich bei seinem königlichen Vater Ueberbringer der Wünsche der Notabeln von Brüssel zu seyn: daß Belgien und Holland, hinsichtlich der innern Verwaltung hinfüro getrennt, von einer und derselben Dynastie, Nassau, fortbeherrscht werden möchten. Er nahm zugleich die noch zurückgebliebenen Truppen mit sich; denn da der Graf Byllandt, ihr bisheriger Ober-

befehlshaber, gemäß seiner, mit der Bürgerschaft (voreilig, eigenmächtig und ungeschickt genug) getroffenen Uebereinkunft, ohnehin jede Wirksamkeit vereitelt und selbst die von Antwerpen her früher erbetenen, auch bereits vor dem Thore angelangten Verstärkungen zurückgeschickt hatte, so war ihre fernere Anwesenheit ohnehin nur überflüßig, zumal die Umstände bedeutend sich geändert und blos auf friedlichem Wege (nach der Meinung jener scharfsichtigen militärischen Politiker) Hoffnung zu Beendigung der Wirren vorhanden war. In der Nacht vor des Prinzen Abreise war der Tumult zu Löwen ausgebrochen, bei welchem der dortige fanatische Pöbel den bekannten Angriff auf die Caserne unternahm, darin der Major Gaillard, ein Belgier von Geburt, die Rechte seines Königs und die Ehre seines Standes pflichtgemäß und standhaft vertheidigte. Die Horden der Plünderer erzwangen die Räumung; die Truppen, welche Prinz Friedrich zur Unterstützung gesandt, mußten den Rückzug antreten, da der Prinz von Oranien, aus Scheu vor Blutvergießen und in Hoffnung günstigen Erfolgs der Negociationen, im Haag gegen Erneuerung der Feindseligkeiten sich erklärt. Das schonungsvolle Benehmen des Generals Trip gegen die Stadt ward jedoch von den Gegnern auf die unwürdigste Weise gedeutet, und sogar seiner Annäherung hatte man den gehässigsten

Charakter und die empörendste Tendenz gegen die Sicherheit der Bürger unterschoben. Das theils durch die Priester, theils durch die Demagogen rastlos bearbeitete Löwen, worin ultramontanistische Abbés und demagogisch-atheistische Advokaten in die Herrschaft sich getheilt, glaubte und wüthete. Die Freunde des belgischen Aufstandes im Auslande deklamirten heftig gegen die grausame Perfidie des Königes Wilhelm und seiner Söhne.

Nachdem der Kronprinz Brabant verlassen, begab sich der Prinz Friedrich von Vilvorde nach Antwerpen und schlug daselbst sein Lager auf. Allein diese Entfernung des Einen mit der bewaffneten Macht vom Sitze der Insurrektion und die Reise des Andern mit den Aufträgen der ausgezeichnetsten Brüsseler aller Klassen nach dem Haag diente blos dazu, den Intriguen und Gewaltthaten der Leiter des Ganzen die Krone aufzusetzen und die Vollendung des infamen Werkes zu beschleunigen. Man benutzte die Zwischenzeiten dazu, die Pöbelmassen durch Leidenschaften jeder Art noch mehr aufzureizen, als früher schon nur allzu sehr geschehen, und zahlreiche Banden fremder Söldner offen und geheim in die Stadt hineinzubringen. Die Sprache der Häupter ward trotziger, die des gemeinen Volkes frecher; was als Wunsch nach dem Haag gebracht worden, wurde als bestimmtes Faktum bereits

vorausgesetzt, die Litanei der Nationalbeschwerden, jenes vielgliederige Phantom und Produkt arglistigen Parteigeistes, darin Wahres, Falsches, Abgeschmacktes und Lügenhaftes durcheinander gemengt sich vorfand, wuchs mit jedem Tage, und die Aufstellung derselben in den Journalen geschah in einem solchen Tone und mit solchen Farben, daß man leicht wahrnahm, wie man die Gewährung nicht einmal wünsche und geflissentlich Stoff zur Erbitterung geben, auch alle Aussöhnung unmöglich machen wolle. Die bessern Bürger, so wie die der Revolution nur theilweise und unter gewissen Bedingungen beigetretenen Aristokraten, verloren selber fortan die Lust, weiter in den Strudel sich einzulassen, den ihre treulose politische Coquetterie mit herbeigeführt. Diese Männer der alten Geschlechter, welche die Gewalt des Königs Wilhelm seit Jahren planmäßig, jedoch für eigene Rechnung mit untergraben geholfen, hatten mit dem Wahne sich geschmeichelt, die Leidenschaften zum Stillstande nach Commando bringen zu können; aber die losgelassenen Bestien wiesen ihnen drohend und wild die Zähne, und statt für die Monarchie etwas zu wagen, zogen sie selbstsüchtig sich zurück, in der Absicht, die Umstände, wie sie sich für die eine oder die andere ergeben würden, zu ihrem Vortheile zu benützen. Solchen Gewinn hatte dem König Wilhelm die Pairskammer in der damaligen

Gestalt, der wider van Maanens Rath organisirte Ritterorden und die Ueberhäufung der belgischen Großen mit Auszeichnungen und Wohlthaten gebracht. In dieser verhängnißvollen Krise hörte man nicht einen einzigen jener Bischöfe und Priester, denen der Monarch so theuere Opfer gebracht, und so unbedingtes Vertrauen erwiesen, zu Gunsten des bedrohten Thrones die sonst bedeutsame und einflußreiche Stimme erheben: ein schlagender Beweis mehr, welche treue Genossin und Helferin die Aristo-Theokratie gegen Stürme der Volkswuth und des Parteigeistes dem monarchischen Prinzipe ist!

Mittlerweile gerieth die Bürgergarde, deren größerer Theil anfänglich für ganz andere Zwecke, als die nachher entwickelten, wie wir schon früher bemerkt, unter die Waffen geeilt war, beinahe täglich ins Handgemenge mit dem zuchtlosen Pöbel, welchen Van de Weyer, Gendebien und der Baron d'Hoogvorst selbst, der Lafayette Belgiens, seinem Vorbilde hierin sehr unähnlich, insgeheim aufhetzten. Hie und da mußte man sogar auf die wüthenden Horden Feuer geben, um Ausschweifungen der gröbsten Art zu verhindern; dadurch ward jedoch das Uebel nur ärger, denn es herrschte in Allem eine doppelte Sprache und eine doppelte Autorität; die eine öffentlich, die andere insgeheim. Die Bürgerschaft, vor dem Aeußersten

erbangend und wider Willen immer mehr in Verwickelungen und Ereigniſſe hineingeriſſen, welche Niemand ſich gedacht noch geahnet, ſah bald von dem aufgerichteten Freiheitsbaume weg nach den Truppen des Königs, gleichſam als nach Befreiern aus dem entſetzlichen Zuſtande heranbrechender Anarchie.

Während dieſer Zeit waren die Generalſtaaten im Haag zuſammen getreten, und alle Mitglieder deſſelben aus dem Süden, die entſchiedenſten Koryphäen der bisherigen Oppoſition, ja ſelbſt die compromittirteſten Begünſtiger der Bewegung, (bis auf einen Einzigen,) mit eingeſchloſſen, noch einmal in Mitte des Staatencongreſſes und vor dem Throne des Königs erſchienen, mit erneuerten Betheuerungen ihrer Treue und mit feierlichen Proteſtationen gegen den Aufſtand. Es waren dies die rechtmäßigen Repräſentanten der Nation, und unter ihnen meiſt die Lieblinge des Tages, die hochverehrten Häupter des belgiſchen Volks. Deſto mehr ſtach ihr nachmaliges eigenes Betragen gegen ihre, freilich damals nur heuchleriſche Sprache und gegen das Thun ihrer Committenten ab.

Schon im Anfange des Brüſſeler Aufſtandes, welcher als eine blinde Parodie der pariſer Revolution ſich darſtellte, führte man zahlreiche Barricaden auf und kündigte den Vorſatz an, zu denſelben Mitteln

der Vernichtung wider die bewaffnete Macht wie in Paris schreiten zu wollen, wenn dieselbe sich ins Spiel mischen sollte. Das Beispiel der Niederlage von 18,000 Mann Kerntruppen des französischen Heeres, welche zwischen den Barricaden und dem wider sie gerichteten Kreuzfeuer umgekommen, war zu schlagend, als daß man daran denken konnte, sich einer ähnlichen Gefahr Preis zu geben. Saragossa und Buenos-Ayres sowohl, als alle gesunde Grundsätze der Kriegskunst haben gelehrt, daß es unmöglich sey, mit gewaffneter Hand einer Stadt sich zu bemeistern, welche von ihren Einwohnern auf obige Weise vertheidigt wird. Dem Prinzen Friedrich würde es auch niemals eingefallen seyn, in Brüssel also einzurücken, wenn er nicht durch die Wünsche der Einwohner selbst dazu aufgefordert worden wäre.

Im entgegengesetzten Falle hatte man andere Mittel genug, um eine rebellische Stadt sich zu unterwerfen, sey es dadurch, daß man sie umzingelt, die Verbindungen ihr abgeschnitten und sie durch Mangel an Lebensmitteln auf das Aeusserste gebracht, oder durch die bloße Unruhe, welche eine zahlreiche Bevölkerung sehr bald über ihre Subsistenz empfindet; oder, wenn man noch weiter gehen wollte, dadurch, daß man ganz nahe sie eingeschlossen und Batterien mit schwerem Kaliber auf den benachbarten Höhen aufge-

stellt, welche die Stadt beherrschen, und von denselben aus sie beschoßen. Dieses zweite Mittel war auch nicht einen Augenblick in die Seele eines Monarchen gekommen, welcher die Liebe zu seinen Unterthanen so tief im Herzen trägt. Das erstere, minder gewaltsame dagegen wurde als das geeignetste betrachtet, die Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung in Brüssel zu erwirken. Da jedoch die Frage über die so sehr gewünschte Trennung, welche von belgischen Abgeordneten aufgestellt worden, der Berathung der Kammer in jenen Tagen unterworfen war, so glaubte man, fortwährend noch in die Möglichkeit, einem Bürgerkriege zuvorzukommen und den Aufstand sowohl durch die Berathungen jener Kammer, als durch Erhörung der Wünsche, die zum Vorwande bisher gedient, abwenden zu können; man verschob daher das einzige zum Ziel führende Mittel, und der König der Niederlande, dem nur der Wahnsinn blutgierige Gesinnungen zumuthen konnte, weigerte sich beharrlich, die äußerste Gewalt anzuwenden.

Während dieser Zeit war die Armee ruhig in ihren Quartieren zwischen Antwerpen und Brüssel geblieben; man schmeichelte sich noch mit der Hoffnung, daß diese feindliche Haltung die Beschwichtigung der erbitterten Gemüther zu Folge haben, und die Vermeidung neuer Anreizungen den Aufruhr ermüden, denselben

aus Ermüdung zuletzt entwaffnen würde, und das Volk das Bedürfniß der Wiederkehr zu den früheren Beschäftigungen fühlen dürfte. Dieser Fall würde auch sicherlich eingetroffen seyn, hätte es sich blos um einen zufälligen Aufstand gehandelt. Allein der gegenwärtige Aufstand war das Werk einer Partei, welche seit längerer Zeit darauf sich vorbereitet, und welche, weit davon entfernt, ihre Thätigkeit ruhen zu lassen, vielmehr dieselbe verdoppelt hatte. Es wird dieß die Aufgabe der Zukunft seyn, die Quellen genau zu bezeichnen, woraus die Revolutionäre ihre Bedürfnisse bestritten. Doch zeigte es sich klar, daß sie über enorme Summen geboten, womit die Habsucht des Pöbels bestochen ward; ferner, daß sie über zahlreiche und ausgewählte Waffen verfügten, denen man das Gepräge des Auslandes leicht anmerkte. Die eingeschwärzten Hülfsschaaren mehrten sich (alle Diligencen und Wagen von Valenciennes und Lille nach Brüssel wimmelten von Blousen) und zu gleicher Zeit raffte man in der Hauptstadt von jungen Leuten alles zusammen, was zu Abentheuern Lust bezeigte und durch das neueste Beispiel der Pariser, die um jeden Preis nun einmal copirt werden sollten, bisweilen auch ohne besonders böswillige Absicht, begeistert worden war.

Mittlerweile drangen die Generalstaaten, die ent-

schiedensten Glieder der alten belgischen Opposition namentlich, mit großem Ungestüm in den König, die Entscheidung hinfür der Gewalt anzuvertrauen; ja sie hielten diese Gewalt sogar für nothwendig zum Schutze des Eigenthums, sich selbst aber im Haag bei den Berathungen nicht mehr frei, und endlich ihre Anwesenheit daselbst sogar für gefährlich, so lange ein Theil Belgiens in der Anarchie fortbeharrte, indem sie auf diesen Fall ihre Familien und Güter preisgegeben sahen. Der König, welcher bis dahin blos dem großmüthigen Zuge seines Herzens gefolgt und vor dem Gedanken des Gebrauchs der Waffen zurückgebebt, sah sich demnach veranlaßt, seinen Sohn zu ermächtigen, daß er nach den Umständen handle und die Besetzung von Brüssel selbst mit Gewalt, wenn es anders nicht seyn könne, zu erzielen. Indem Wilhelm I. diesen Entschluß faßte, willfahrte er zugleich den zahlreichen Bitten von Einwohnern jener Stadt selbst, welche um Schutz, Beistand und Herstellung der Ordnung ihn angefleht; zahlreichen Bitten, sagen wir, welche noch dringender und häufiger in Zuschriften und Botschaften an den Prinzen Friedrich nach Antwerpen, Mecheln und Vilvarde wiederholt worden sind. Die Stadt sollte von der drohenden Anarchie gerettet werden. Es war daher die Abrede getroffen worden, daß die Bür-

gergarde den Einzug des Prinzen erleichtern und sodann verbündet mit den Truppen gegen die gemeinsamen Feinde operiren sollte.

Dieser Abrede gemäß verlegte man die Truppen der Hauptstadt etwas näher, nämlich nach Vilvorde und an die Voluwe, an den Straßen von Dieghem und Löwen. Das Hauptquartier sollte am 21. September von Antwerpen abgehen; aber bereits war es zu spät. Schon am 19. hatten die Freicompagnien und der Pöbel, an ihrer Spitze die Franzosen und die Lütticher, ihren ersten Versuch zu Entwaffnung der Bürgergarde gewagt, allein einen unvermutheten Widerstand gefunden, und davon mit Verlust vom Königsplatze zurückgetrieben worden. Die Meuterer benutzten eine andere günstige Gelegenheit, als gerade die Bürgergarde, in vielen einzelnen Patrouillen vertheilt, die Zusammenläufe zu zerstreuen bemüht war; sie fielen dieselben mit Uebermacht auf allen Punkten zu gleicher Zeit an und entwaffneten sie in der untern Stadt, so zwar, daß die Garde bis auf eine kleine aufgelöst, und das Grauw *) im Besitz der Stadt sich befand.

Nun mehr wurde das Begehren nach Hülfe nur um so dringender; die Bürger, in unvortheilhafterer Lage als vorher, konnten keine so direkte Mitwirkung

*) Die flämische Bezeichnung des Pöbels.

mehr versprechen, als sie noch wenige Tage zuvor gethan; doch ließen sie den Prinzen wissen: es befänden sich unter ihnen noch ungefähr 600 Individuen, welche die Waffen behalten; diese würden zur erforderlichen Zeit auf dem Königsplatze oder beim Pallaste selbst erscheinen und den Einzug der Nationaltruppen unterstützen.

Die Entwaffnung der Bürgergarde hatte nicht allein das Schlimme, daß die Gutgesinnten ausser Stand gesetzt waren, ferner zu wirken, sondern auch, daß der Pöbel, dem es bisher noch daran gefehlt, nunmehr völlig bewehrt wurde und seine Leidenschaften einen thätigern Ausdruck als bisher verschaffen konnte.

Uebermüthig durch solches Gelingen ihres Plans gegen die Bürgergarde, verließen mehrere Banden Freiwilliger Brüssel am 21. September in zwei Richtungen, nämlich dem Thore von Flandern und demjenigen von Dieghem, um mit den Truppen des Königs ins Handgemenge zu kommen. In der Richtung von Flandern griffen sie die Vorposten bei Zellikapelle an; nach mehrstündigem Geplänkel, wobei sie einigen Verlust erlitten, kehrten sie wieder um. Der andere Angriff, in der Richtung von Dieghem, geschah auf eine Eskadron Dragoner, welche im Dorfe d'Ever kantoniren sollte. Die Insurgenten, welche bereits vor ihnen angekommen, hatten sich in ihren Blousen

als ganz friedsame Bewohner hingestellt und die unvorsichtig Anrückenden plötzlich sodann mit Schüssen empfangen, durch welche mehrere Officiere niedergestreckt wurden. Die Dragoner eilten diese Treulosigkeit zu rächen; die ersten Schüsse des Bürgerkrieges waren gefallen; es waren Lüttticher und Fremdlinge, die sie gethan.

Am 22. erneuerte sich ein Tirailleurgefecht bei d'Evere, doch bestimmte die Ankunft einiger Stücke leichter Artillerie die Patrioten zum Rückzuge. Nunmehr bereitete sich Alles zu ernstern Scenen vor. Der Prinz Friedrich war am 21. zu Mecheln, am 22. zu Vilvarde eingetroffen. Die Absicht des Königs ging nicht dahin, daß Er den Angriff auf Brüssel befehligen sollte, und wir können mit guten Gründen und auf das Bestimmteste versichern, daß diese Idee dem Herzen Wilhelms I. fremd gewesen. Dieser Befehl war dem General Trip gegeben; allein der Prinz, in seiner Stellung als Kriegsminister und Obergeneral, mußte zum mindesten der Bewegung des Heeres folgen, in dessen Mitte er nun einmal sich befand. Der verhängnißvolle Tag des 23. September brach endlich an.

Die Truppen waren in drei Colonnen aufgestellt worden; die erste und stärkste, an deren Spitze der General Schuurmann, sollte längs der Straße von

Dieghem auf das Schaerbeck'sche Thor, marschiren; die zweite, vom General Past befehligt, auf das löwener Thor; die Dritte, unter General Favauge, sollte die Brücke von Vilvorde decken, jene von Larken auf den Fall, daß sie noch nicht zerstört, besetzen und nach dem Wilhelmsthore sich hinziehen, somit mehr eine Diversion als einen wirklichen Angriff ausführen. Endlich sollte auch die Abtheilung, welche die Straße von Flandern bisher besetzt gehalten, vorrücken, der Vorstadt und des Thores von Flandern sich bemächtigen und auf solche Weise die Aufmerksamkeit der Vertheidiger Brüssels nach einer, den eigentlichen Angriffspunkten entgegengesetzten Seite hinlenken. Das Uebrige der Anordnung, welche der Kriegsrath zu entwerfen für gut gefunden, bezog sich auf die Mittel der Vereitelung des Widerstandes, welcher den einziehenden Truppen bei dem Schaerbeck'schen und Löwener Thore geleistet werden könnte; sie hatten Befehl, bis zum Park, zum Palaste und dem Königsplatze vorzudringen, die obere Stadt somit zu besetzen, und den treugebliebenen einen Vereinigungspunkt zu Herstellung der Ruhe darzubieten.

Das Bedürfniß derselben war lebhafter als je von demjenigen Theile der Bewohner gefühlt worden, welcher nicht bei dem Aufruhr und bei der Anarchie viel zu gewinnen gehofft. Nach der Entwaffnung der

Bürgergarde war die Verwirrung aufs höchste gestiegen, und die Gesetzlosigkeit noch fortwährend im Steigen. Der Pöbel hatte das Stadthaus gestürmt und jede Art von Autorität, ja selbst die durch die Revolution geschaffene Sicherheitscommission, abgeschafft. Der größere Theil ihrer Mitglieder (von denen mehrere nochmals in das provisorische Gouvernement sich selber ernannt) befand sich auf der Flucht nach Frankreich. Das Grauw klagte mit mörderischem Geschrei die Bürgerschaft an, daß sie die Stadt dem Prinzen zu überliefern sich verschworen; diese Verrätherei müßte mit Plünderung und Tod bestraft werden. Schon war diese teuflische Idee vorherrschend geworden, als der unmittelbare Angriff der Nationaltruppen auf die Stadt die Wüthenden, und namentlich die raubsüchtigen, zuchtlosen Banden der Lütticher und Franzosen, zur Vertheidigung aufforderte. Der Angriff war somit für einen großen Theil der Brüsseler noch eine Wohlthat, denn er rettete ihre Habe vor Plünderung und ihre Personen vor Septembrisirung.

Der Prinz hatte den Einzug der Truppen des Königs in eine Proclamation verkündigt, welche die Wiederherstellung der Ordnung und öffentlicher Sicherheit als alleiniger Zweck und ohne allen Bezug auf die Erledigung der politischen Fragen angab, so vor den Generalstaaten erörtert würden. Diese Proclamation,

voll Milde und Festigkeit zugleich, verhieß allgemeine Amnestie, mit alleiniger Ausnahme der Urheber der Plünderungen und Gewaltscenen; diese Ausnahme jedoch geradezu ausgesprochen, war eine große Unvorsichtigkeit, denn es trieb die Gewalthaber, welche gerade die Urheber jener Dinge waren, zur Verzweiflung und nützte der guten Sache gar nichts; eine in allgemeinen Ausdrücken abgefaßte Amnestie würde immer noch dem Gesetze Spielraum genug gelassen haben, um die wahrhaft Schuldigen und wirklichen Verbrecher theilhaftiger zu erreichen. Allein die Proclamation wurde nicht einmal so, wie sie erlassen, der Mehrzahl bekannt, denn die Volkshäupter fingen die zahlreichen Exemplare auf, schoben falsche Aufrufe unter, voll drohenden und blutgierigen Inhalts, und zugleich streute man eine große Anzahl der giftigsten und ehrenrührigsten Gerüchte auf Rechnung des Prinzen unter das Publikum, so daß Unsicherheit, Schwanken, Besorgniß, Bangen, Verzweiflung, Haß und Wuth reichlich ausgesäet wurden.

In der Nacht vom 22. auf den 23. waren die zwei bekannten jungen Demagogen, Ducpetiaux und Everard, im Hauptquartiere des Prinzen erschienen und hatten ihm den Vorschlag gemacht, wogegen sie im Namen der Bürger das beste verhießen. Da sie jedoch bei Abgang aller Autorität keine Vollmacht

mitgebracht hatten und ihre Sendung auch keinen Nutzen versprach, auch da die beiden Leute selbst als Aufreizer der Volksleidenschaften bisher sich berüchtigt gemacht, auch ihr gegenwärtiges Erscheinen im hohem Grade Verdacht der Späherei erregte, so ließ der Prinz sie verhaften und nach Antwerpen abführen.

In Mitten der Unordnung und Anarchie, die zu Brüssel überhand genommen, gab es dennoch eine geheime Leitung des Ganzen, von welcher auch die Chefs der Bewegungen, die Pöbelanführer und die Häuptlinge der Freibanden Parole, Anstoß und Befehl erhielten. Es war dies ein Clubb, welcher bisher zu St. Georges seine Sitzungen gehalten, sodann aber dieselben nach dem Saale des Schauspielhauses Vaurhall verlegt hatte. Dieser Clubb, unter dem Titel einer allgemeinen Nationalversammlung, hatte in Sprache und System die Erinnerungen an den fluchwürdigen Jakobinerclubb von 1792 geweckt. So groß die Macht und der Einfluß dieses Vereines gewesen, so sind doch noch die Namen vieler seiner Mitglieder unbekannt; nur so viel ist sicher, daß viele eingewanderte Franzosen mit darin Sitz und Stimme genoßen und wohl auch aus Paris Aufträge und Instructionen mitgebracht hatten.

Als nun endlich am 23. Morgens die Truppen ihren Marsch auf Brüssel angetreten, fanden sie die

Eingänge, welche zu einer hartnäckigen Vertheidigung sich besonders eignen, gänzlich geleert, ja es war unter dem Landvolk sogar das Gerücht verbreitet, daß die Lütticher und die Banditen (so hieß jenes die fremden Söldner) sämmtlich abgezogen seyen. Daraus zog man königlicher Seits übereilt den Schluß: die gemäßigte Partei im Innern der Stadt habe gesiegt und der Widerstand gegen die Nationaltruppen werde nicht sehr bedeutend werden. Allein bald zeigte sich die volle Wahrheit des Zustandes der Dinge, als der Generallieutenant Baron Constant-Rebecque begleitet von einigen Staabsofficieren, dem scharebeck'schen Thore sich näherte. Dasselbe war zwar offen, jedoch mit einem tiefen Graben und mit Pallisaden versehen. Es fielen mehrere Schüsse auf jene Personen, und das Signal zum Angriff war damit gegeben.

Um 8 Uhr Morgens drang man sowohl gegen das so eben genannte Thor, als gegen das Löwensche vor, brachte das Feuer der Vertheidiger bald zum Schweigen und machte die Verschanzungen unnütz. Außer dieser beiden Pforten ward ein beträchtlicher Raum auf den Wällen frei gemacht. Der Obrist Paßon (Belgier von Geburt) nahm auf der Seite nach Löwen eine Kanone, welche den Eingang in die Stadt vertheidigen sollte. Außer diesem Belgier zeichneten sich auch noch verschiedene andere, besonders aber

die Herren Serraris und Mathon bei diesem Anlaß, sowie im fernern Verlaufe dieser traurigen Begebenheiten, aus. Nachdem man an den Thoren und auf den Wällen Posto gefaßt, ward die Königsstraße von einem Bataillon Fußvolk besetzt; darauf breiteten zwei Bataillons Grenadiere die ganze Länge dieser ausgedehnten Straße hinab bis zum Park sich aus; indem man die schaerbeck'sche, welche mit der Rue royale in Verbindung steht, gesäubert, glaubte man die Stellung jener Truppe gesichert. Die Abtheilung Pa.... gewann indeß die Herzogenstraße, den Palastplatz und das Namurer Thor. Aber in allen übrigen, welche zum Pferdemarkt und zur Löwener Straße hinunter sich ziehen, begann nun der Einzelkampf zwischen den Nationaltruppen und den Empörern.

Die Lütticher, die eingedrungenen Franzosen, die Freischützen Rodenbachs und die Freiwilligen der 6. Abtheilung boten einen mörderischen Widerstand von den Wohnungen aus, in welche sie eingedrungen und die sie zu Punkten der Vertheidigung oder vielmehr des Angriffs sich auserkoren. In manchem Hause waren wohl sechs und noch mehr Bewaffnete. Das Feuer ward von den Fenstern aus (durch die Jalousieladen) von den Dächern (durch die ausgehobenen Ziegel) unterhalten, und zwar so, daß die Schüsse richtig treffen, der Gegner aber seinen Feind nicht sehen, noch sich

wehren konnte. Von Heroismus konnte da gar nicht die Rede seyn; es war ein Kampf der Hinterlist und der Feigheit. Viele Hausbewohner, welche die angeblichen Feinde lieber als die sich aufdringenden Beschirmer gesehen, wurden aus ihrem Eigenthum vertrieben, oder zur Ergreifung der Waffen genöthigt, oder sie flüchteten sich an verborgene Orte, um der Blutschuld und der Gefahr nicht theilhaftig zu werden.

Der Verlust, welchen die königlichen Truppen während der ersten paar Stunden erlitten, war außerordentlich; sie sahen sich genöthigt, die Häuser nunmehr zu stürmen, um nicht sämmtlich wehrlos und ungerächt zu fallen. Thüren und Mauern wurden somit durchstoßen; oft fiel der Soldat, ehe er des Widersachers ansichtig geworden, schon auf der Stiege von einer Kugel, aus verborgener Stelle her, durchbohrt. Die Banditen und die Lüttricher hatten meist sämmtliche Ringmauern durchbrochen und, so oft Haufen von Königlichen siegreich eingedrungen, schnell in das zunächst stehende Haus sich gewendet, von dem aus sie den Kampf wieder fortsetzten. Die vielen Leichen ihrer Brüder, welche die später Vordringenden vorfanden, reizten diese zu ungewöhnlicher Wuth, und daher wurde oft erwürgt und durchstoßen, was von Hausbewohnern ihnen in die Hände fiel. Dieß war die traurige Folge der Nothwehr und eines Kampfes auf Tod und Leben,

wozu man die Königlichen wider ihre Absicht genöthigt, endlich der Perfidie und Grausamkeit, so man an ihnen zuerst verübt.

Während dieser Tragödie hatte die Armeecolonne, welche durch das Wilhelmsthor gedrungen, die Lankener Vorstadt und das Thor selbst, das davon den Namen trägt, besetzt; aber die am Flanderschen Thore waren in eine Schlinge der treuloseſten Art gefallen. Als sie nämlich davor eingetroffen, zeigten sich Factionäre, welche die Farben des Aufruhrs abgelegt, und die Sturmschilde der Bürgergarde wieder aufgeheftet hatten; ferner Leute vom Pöbel, welche alle Materialien der Barricaden wegräumten, um den Truppen den Einzug zu erleichtern; andere empfingen diese Letztern mit Freudenrufen und mit Zeichen des Wohlwollens. Ja man trieb die Verstellung so weit, daß man den Soldaten sogar Erfrischungen herbeischleppte, und Alles auf das Freundlichste hier sich auszugleichen schien. Der Befehlshaber der Colonne, getäuscht durch alle diese Aeußerungen der Volksgesinnung, rückte also unbedenklich vor. Aber bald ward ihm klar, von welcher Natur der Empfang sey, welchen man den Truppen des Königs bereite, als er den Donner der Kanonen von der oberen Seite der Stadt her erdröhnen hörte. Bestürzt machte er Halt, und alsbald begann von den Kreuzstöcken der Wohnungen in der Straße,

welche man beschritten, herab, ein Kugelregen ohne Ende; losgerissene Steine, Holzpflöcke, Eisengewichte, siedendes Wasser und allerlei mehr ward schonungslos und in rascher Folge auf die Soldaten hinunter geschleudert. Schreck und Verwirrung kamen dadurch natürlicherweise in die Reihen der Nationaltruppen und sie wurden zum ungesäumten Rückzuge genöthigt. Derselbe bewerkstelligte sich bis zum Flandrischen Thore, in dessen Besitz man blieb. Zwei Oberoffiziere, deren der eine durch einen Steinwurf, der andere durch sein getödtetes Pferd niedergeworfen worden, blieben in Feindes Gewalt. Es heißt, der eigentliche Plan der Meuterer sey dahin gegangen, sämmtliche Truppen bis ins Innere der Stadt vorrücken zu lassen, und sodann mit aller Bequemlichkeit, theils von den Wohnungen aus, theils mittelst in ihrem Rücken aufgeworfener Barricaden, sie in Masse zu ermorden; veränderte einzelne Umstände hatten indessen diesen Plan in etwas ermäßigt.

Hartnäckig setzte jedoch, während solches auf diesem Punkte vorging, der Streit in der oberen Stadt sich fort. Der Obrist Kramer de Bichin hatte mit zwei Kanonen (so leichtsinnig war von Seite der Kriegsbehörden für mögliche Fälle gesorgt worden) die Königsstraße zu behaupten gesucht, nicht ohne den beharrlichsten Muth und die ruhmvollste Besonnenheit zu

entwickeln. Aber es stand dieses Geschütz allzunahe einer starken Barricade, welche den Königsplatz verschloß. Kaum hatte er daher sein Feuer begonnen, so begrüßte ihn ein viel heftigeres und zahlreicheres von dem Hotel Bellevüe und den zunächst gelegenen großen Häusern und den Ballustraden der daran stoßenden Terrassen aus. Fast alle seine Offiziere und Gemeinen fielen; jetzt legte Kramer selbst Hand an das Werk; aber auch er erlag bald der Uebermacht und der Nothwendigkeit; die zwei Stücke blieben den ganzen Rest des Tages über unbedient und blos von den getödteten Kanonieren umgeben. Die Grenadiere im Park schützten sie, so daß der Feind sich ihrer nicht bemächtigen konnte. Als die Nacht endlich einbrach und die Schüsse unsicherer geworden, wurden die zwei Kanonen abgeholt, der Vortrain und einige todte Pferde waren die einzigen Trophäen des Feindes.

Auf allen übrigen Punkten, wo die Truppen eingedrungen, hatte ähnlicher ein Kampf wider den theils unsichtbaren, theils unzugänglichen Feind statt gefunden, besonders aber in der Rue verde und in der Rue de Namur. Gegen Mittag hatten auf letzterer die königlichen Truppen Ueberlegenheit behauptet und das Feuer mehrerer Geschützstücke, welche auf dem Walle des Hallethores aufgepflanzt waren, zum Schweigen gebracht; es erlitt dasselbe gleiches Schicksal wie

das Löwen'sche, und ward von denselben Lanciers genommen. Allein nun mußte man mit den Kanonen Bresche in die Häuser am äußersten Ende der Namurer Straße schießen, da ein bedeutender Theil Aufrührer sich in dieselben geworfen; und als die Truppen darauf durch diese Straße bis zum Königsplatze vorzudringen sich angeschickt und unter dem Befehle des Majors Nezveu drei Barricaden hinter einander überschritten, wurden sie von dem andern Ende her mit einem Hagel von Flintenschüssen und Steinwürfen empfangen, welcher jedes fernere Vordringen hinderte.

Die Zahl der im Pallaste getroffenen Bürger hatte kaum auf 30 bis 40 sich belaufen, statt der 500, welche sich daselbst oder davor einzufinden gelobt; allein man erfuhr von ihnen die Ursache des Mißlingens der zu Gunsten der königlichen Sache verabredeten Bewegung. Das Schreckenssystem, welches die Machthaber gegen alle, an der Vertheidigung nicht Theilnehmenden entwickelt, die Masse der fremden Banden, welche in die Stadt gebracht worden, und die blutgierigen Drohungen des Pöbels hatten die Gutgesinnten theils entmuthigt, theils außer Stand gesetzt, etwas Wirksames zu versuchen.

Noch am Abend des 23. Septembers, nach Besetzung der obern Stadt, war dem Prinzen Friedrich Bericht über die Unmöglichkeit, den Rest derselben ein-

zunehmen, wenn man nicht Quartier für Quartier und Haus für Haus förmlich belagern und zu einer gänzlichen Verwüstung Brüssels und zu allgemeiner Vertilgung seiner Bewoher sich entschließen wolle, erstattet worden. So wie die Sachen stünden und die Insurgenten ihren Widerstand geordnet, bleibe keine andere Wahl übrig, als die Interessen der Hauptstadt geradezu preiszugeben, oder sich zurückzuziehen; auf die Bürgerschaft selbst könne keine Hoffnung weiter gesetzt werden, da sie gänzlich unterdrückt und unter das Joch der Revolution gebracht sey.

Der Prinz, von den großmüthigsten Gesinnungen getrieben, zeigte Erbarmen gegen die Stadt und schickte den Obristen de Gaumoens als Parlamentär hinein, mit dem Auftrage, irgend eine Behörde, oder was immer an deren Stelle waltete, aufzusuchen und über einen Vergleich zu unterhandeln. Dieser Offizier, mit einem weißen Fähnlein versehen, und von einem Gefangenen begleitet, welchem man die Freiheit geschenkt, versuchte auf dem Wege, den er nahm, das Feuer der Königlichen einstweilen schweigen zu lassen, und gelangte endlich, trotz der Kugeln, welche man, entweder aus Unwissenheit der Kriegsgebräuche, oder aus fortdauernder Wuth, unaufhörlich nach ihm gesandt, bis zum alten Löwener Platze. Hier empfing ihn der gräßliche Pöbel mit einer wahrhaft thierischen Wuth, riß

ihn vom Pferde herunter, und würde ihn ohne Zweifel in Stücke zerrissen haben, wenn nicht einige menschlicher gesinnte Bürger mit eigener Lebensgefahr ihn gerettet und beschützt hätten. Nichts destoweniger ward er wie ein Gefangener und Uebelthäter von bewaffneten Banditen durch eine Reihe von Straßen geschleppt, welche von Betrunkenen übersäet lagen, und nur nach tausend Todesschrecken und nach einem Zeitraume von zwei Stunden konnte er die Kaserne der Pompiers erreichen, wo der General Mellinet, mühsam genug, ihn den Wüthenden entriß, und seine Sendung zu vernehmen sich bequemte. Die Insurgenten machten, zur Entschuldigung ihres Benehmens, ein ähnliches von Seiten der königlichen Truppen geltend, welche auf ihre Parlamentäre, die zur Ueberbringung der Antwort an den Prinzen abgefertigt worden, geschossen hatten; allein da dieselben, im Widerspruche mit der getroffenen Abrede, statt durch die Straße von Namur zu gehen, wo der Streit minder lebhaft war, die Richtung nach dem Königsplatz eingeschlagen, wo es unmöglich wurde, das Feuer sogleich zum Schweigen zu bringen und Mißverständnisse zu vermeiden, so konnte dieser Umstand sie nicht rechtfertigen, und noch weniger die empörende Gewaltthat, mit welcher sie den Unterredner des Prinzen als Gefangenen zurückbehielten, entschuldigen.

Die Ankunft des Obristen Gaumoens im Quartiere der Pompiers war bald in der Stadt bekannt geworden, und eben so der Zweck seiner Mission; unverzüglich eilten demnach auch verschiedene Notabeln dahin und drückten ihren Wunsch aus, daß eine Botschaft an den Prinzen abgefertigt werden möchte, deren Zweck die Beendigung des schrecklichen Blutvergießens seyn sollte. Bei der Unthätigkeit aller Behörden und zu Beschwichtigung aufgeregter Volksleidenschaften müsse man eine Commission ernennen, welche Sr. Kön. Hoheit die Anträge der Stadt zu übermachen habe. Dieß geschah, und die Commission, versehen mit einem Schreiben des gefangenen Parlamentärs, traf bei dem Prinzen ein. Die Commission aber, welche bis auf Weiteres die Zügel der Regierung über die zerrüttete Stadt führen sollte, ward aus den Herren Baron d'Hoogvoorst, Rogier und Jolly gebildet.

Niemand hatte die Verantwortlichkeit des Schrittes über sich nehmen wollen, mittelst dessen man die Proclamationen des Prinzen unterdrückt und den königlichen Truppen offenbaren Widerstand geboten. Das erste Geschäft der Commission war demnach, die Sendung des Herrn von Gaumoens zu beantworten. Der Baron d'Hoogvoorst selbst, diese zweideutige, heimtückische und treulose Natur, übernahm das Geschäft in Person; er erschien vor dem Prinzen noch in der

Nacht des 23. und erklärte, daß kein Waffenstillstand möglich sey ohne Räumung der Stadt. Der Prinz erwiederte: die Besetzung Brüssels sey in keiner andern Absicht geschehen, als um Ruhe und Ordnung herzustellen; ohne ausdrücklichen Befehl des Königs könne er dieselbe nicht wieder verlassen. Um jedoch den Ruin der Stadt mit allen denkbaren Folgen zu verhüten, ein Ruin, welcher selbst den friedlich gesinnten Theil der Bürger mit verwickeln könnte, verpflichte er sich, den Schauplatz der Verwüstung nicht über die eingenommenen Linien auszudehnen; die Truppen sollten rein vertheidigend sich halten, und der beste Beweis, den man ihm dafür zu liefern im Stande, daß man der Anarchie Meister werde, sey, wenn von Seite der Machthaber dem Kampfe ein Ende gemacht würde. Sobald die Bürgergarden wieder organisirt und der Pöbel zur Ordnung gebracht worden, sey der Hauptzweck des Eindringens der königlichen Truppen erfüllt, und wenn man aufgehört, dieselben wie Feinde zu behandeln, würde es nicht schwer fallen, über deren gemeinschaftlichen Dienst mit der Bürgergarde oder über jeden andern, zu Begründung der Ruhe führenden, Ausweg sich zu vergleichen.

Die Commission der provisorischen Regentschaft legte ihren Wunsch an den Tag, in die Ansichten des Prinzen einzugehen und gemeinsam mit demselben zur

Pacification zu wirken; aber dieser Wunsch war weder ganz aufrichtig, noch dessen Erfüllung unter den vorwaltenden Umständen möglich. Der Prinz hatte in der That das Feuern überall einstellen lassen.

Die Kunde des Waffenstillstandes durchdrang alle Straßen; Bürger und Soldaten näherten sich einander nach dem blutigsten aller Streite; Offiziere grüßten ihre alten Bekanntschaften. Allein in demselben Augenblicke eingeleiteter und möglicher Versöhnung eilten die intriguanten und wüthenden Factionaire ersten Ranges, welche das Hauptunheil angezettelt, herbei, weckten die Leidenschaften von Neuem auf, und das Gefecht begann abermals auf verschiedenen Punkten. Bald zeigte es sich auch, daß viele der so eben erwähnten Brüsseler, Damen sowohl als Herren, mit Verläugnung eines selbst bei wilden Völkern heilig gehaltenen Gefühles, ihre alten Bekannten bloß in eine Falle gelockt, theils um sie zu ermorden, theils um sie gefangen zu nehmen. Eine Frau von hohem Range, jedoch durch ihre lüderlichen Sitten genugsam bekannt, die Baronesse Duval, bedrohte sogar ihre eigenen Söhne, welche wegen des Gräuels Entsetzen äußerten, mit dem Tode, wenn sie nicht auf die Holländer schießen würden. Ja sie feuerte selbst mit einer Pistole zum Fenster hinaus, und rühmte sich nachmals der That, mehrere ihrer guten Bekannten eigenhändig erlegt zu

haben. Weit entfernt also, ein Aufhören des Kampfes bewirken zu wollen, setzten die Häuptlinge des Aufruhrs vielmehr alles in Bewegung, um die mörderischen Scenen fortdauern zu lassen; die Einzelnheiten erfüllen mit Schauder und Eckel, und zeigen die ganze tiefe Verworfenheit eines vom religiösen Fanatismus aufgewühlten, vom rohesten Parteigeist geleiteten und allen Gefühlen des Rechts und der Humanität entkleideten Volkes, welches in wahrem Wahnsinn rasend gegen sein eigenes Eingeweide wüthete.

Vermuthlich sandte der Prinz gleich am Morgen des 24. Septembers einen Eilboten nach dem Haag mit Bericht über das Geschehene und um Verhaltungsbefehl für das noch zu Unternehmende. Das Minimum der Zeit für Hin- und Rückreise dieses Boten war 48 Stunden. Inzwischen suchte man, wiewohl die Insurgenten ihr Feuer ununterbrochen fortsetzten, von Seiten der Nationaltruppen alle ferneren Gefechte zu vermeiden. Um den Pallast des Königs zu retten, dehnten sich die Truppen bis zur Kirche von Coaudenberg aus; während dieser Zeit kamen eine Menge Einwohner von Brüssel mitten durch das Feuer zu dem Prinzen und kehrten in die Stadt zurück, bemüht, eine Aussöhnung des Volkes zu bewirken; sie waren von seinen eigentlichen Gesinnungen nunmehr überzeugt, so wie von dem wahren Inhalt der Proclamation, die

man ihrer Kenntniß entzogen. Es muß zur Steuer der Wahrheit angeführt werden, daß sogar auch einige Priester sich einfanden, ob angetrieben von dem Gefühle ihres Amtes, ob entsetzt vor der blutigen Aernte der Mitaussaat ihrer Standesgenossen, ob erschrocken vor Gefahren, die auch ihren Personen und Häusern mitten im allgemeinen Brande drohen konnten, — ist ungewiß. Viele dieser Besucher setzten auf dem Gange nach dem Hauptquartier wirklich ihr Leben in Gefahr; doch nahm man wahr, daß auch verdächtige Subjekte sich mit einstellten, welchen es nicht um Vermittelung des Kampfes, sondern um Ausspähung der Stellungen des Prinzen, der Anordnung seiner Truppen und seines Geschützes zu thun war. Man verbreitete in der Stadt das Gerücht, der Prinz habe den Holländern die Plünderung Brüssels zum Preis ihrer Anstrengungen verheißen; und doch hatte er die geringste Ausschweifung schwer zu bestrafen angedroht und die vielen Gefangenen, die man gemacht, nicht nur nicht erschießen lassen, sondern sogar freigegeben. Ueberall im Lande zog man die Sturmglocke gegen ihn, wie gegen den grimmigsten Feind, und die Priester hinderten die Demagogen nicht nur nicht daran, sondern standen selbst den Aufwieglern hülfreich in dem edeln Werke bei. In allen Gemeinden organisirte man Freibanden, theils aus enthusiastischen jungen Leuten, theils

aus abgedankten Soldaten, theils aus Landstreichern, welchen jede Sache gut schien, die ihnen Verdienst brachte. Durch alle Thore und Eingänge, welche von königlichen Truppen nicht besetzt worden, strömten Banden Bewaffneter zur Verstärkung in die Hauptstadt ein. Diese Masse bewaffneter Leute, von welcher Brüssel wimmelte, erklärt die Menge und Ununterbrochenheit der Angriffe gegen die Königlichen, theils auf den Wällen des Namurer- und Scharebeck'schen Thores, theils in der Rue royale oder auf dem Palastplatze, namentlich aber im Parke, wo die Grenadiere vier Tage lang auf das Beharrlichste ihren Posten behaupteten. Jeder dieser Angriffe mehrte die Zahl der Opfer des Wahnsinns und steigerte auch zugleich diesen letztern. Unter den Gefallenen auf Seite der Empörer befanden sich auch viele junge Leute, welche eine übel angebrachte Begeisterung und keine anderweitige schlimme Gesinnung in den Kampf getrieben, und von welchen Sallusts Worte mit Recht gelten konnten: „Pulcherrimae mortis, si pro patria cecidissent.“

Am 26. überzeugte man sich, daß alle erlittenen Verluste den Feind nicht müde gemacht, und daß er auch ferner entschlossen sey, das Aeußerste zu versuchen. In einer Reihe von Wohnungen wurden die Kellermauern durchbrochen und unterirdische Gänge bis zum Palaste der Generalstaaten gegraben; man drohte die-

ses prächtige Gebäude mit Pulverminen in die Luft zu sprengen; auch suchte man ein Aehnliches gegen den königlichen Pallast ins Werk zu setzen. Der Prinz begriff, daß jeder fernere Kampf erfolglos seyn und die Gräuel der Verwüstung, so wie die Zahl der Unglücklichen nur mehren würde; auch hatte er für die schlimmsten Fälle von der Großmuth des Monarchen Verhaltungsregeln, im edelsten Sinne abgefaßt, erhalten. Er ordnete also in der Nacht vom 26. auf den 27. den Rückzug der Truppen an und vollbrachte ihn in aller Stille, von den Insurgenten ungestört, ja unbemerkt; diese Letztern wagten es noch mehrere Stunden nach der Räumung nicht, in den Park vorzurücken, aus Besorgniß irgend einer verderblichen Kriegslist.

Die Truppen, unter Befehl des Generals Trip, kehrten in die Stellung bei Dieghem, vier Meilen von Brüssel, zurück, von wo aus die Hauptcolonne am 23. ausgezogen war; dort blieben sie zwei Tage lang stehen, ohne die alten Cantonirungen zwischen Vilvoede und Antwerpen wieder zu beziehen. Die Brüsseler Journale aber feierten einen Sieg, der nicht erfochten worden war, und füllten ihre Blätter mit verläumderischen Beschreibungen sowohl von den Gräueln an, welche die Truppen des Königs während der vier Tage begangen haben sollten, als auch von der schimpflichen Flucht des Prinzen, welchem es ein Leichtes ge-

wesen wäre, sich der Stadt zu bemeistern, wenn er sie fort beschossen hätte, was übrigens, nach all dem Geschehenen und zur Abschreckung für die Zukunft, wie im Interesse der Rettung des Ganzen, Jedermann erwartet hatte.

Die Unternehmung wider Brüssel schadete der Sache des Königs Wilhelm außerordentlich, sowohl in der Meinung der bisher neutralen oder schwankenden Belgier selbst, als in der des Auslandes. Ihr Zweck war ein rein schützender gewesen, und nun erhielt sie den Charakter eines gewaltsamen Versuches, despotische Gewalt wieder herzustellen und Belgien unter das Joch der Holländer zu bringen; sie war in Folge der Aufforderung der belgischen Mitglieder der Generalstaaten, ja selbst der heftigsten Oppositionsmänner, so wie der angesehensten Einwohner von Brüssel, vor sich gegangen, auch eine Proclamation mit den ausgedehntesten Zusicherungen hinsichtlich der politischen Fragen vorausgeschickt und das Ziel genau und klar angedeutet worden, nämlich die Bürger gegen die Anarchisten zu schützen, und nun stellt man den Prinzen Friedrich, einen der sanftesten, wohlwollendsten und großmüthigsten Männer, als ein blutgieriges Monstrum, als einen Nero, Alba und Miguel hin, und die Ströme Blutes, welche eine vielleicht in mancher Hinsicht allzugroße Philan-

theorie damals ihn verhüten ließ, wurden auf seine Rechnung geschoben, als wären sie wirklich geflossen.

Der grobe Vorwurf: der Prinz habe die Stadt anzünden, plündern und verwüsten lassen wollen, widerlegt sich durch die ganze Lage der Dinge; hätte man die Unterwerfung der Gesammteinwohnerschaft Brüssels um jeden Preis, und nicht blos die Befreiung derselben von anarchischen Banden, im Auge gehabt, so würde man an ein Eindringen in die Stadt nicht gedacht, sondern gleich anfangs auf ein Bombardement oder eine strenge Blokade sich beschränkt haben, welche sicherlich ihren Zweck nicht verfehlt hätte.

Die Truppen, welche eingerückt waren, hatten mehr als drei Batterien leichter Artillerie, und somit weder Mörser, um Bomben in die Stadt zu schleudern, noch glühende Kugeln, noch congrev'sche Raketen, wie man lügnerischer Weise im Lande verbreitet hat. Wollte der Prinz der Stadt wirklich das Uebel zufügen, das man ihm angedichtet, so standen ihm acht Haubitzen zu Gebote, aus welchen er in einer einzigen Stunde über 400 Salven hätte besorgen und die untern Quartiere, der Sitz der Empörer, völlig zerstören können. Vielleicht trifft ihn eher der Vorwurf, daß er es nicht gethan, nachdem einmal des Urtheils so viel geschehen, und von dem Ausgange in Brüssel die Rettung des Ganzen abhing. Allein die Haubitzen, aus denen ge-

feuert wurden, spielten blos auf dem Kampfplatze selbst; sie beschädigten freilich einzelne Gebäude in der Nachbarschaft, doch geriethen nur wenige in Brand, ja authentisch erweisbar nur ein einziges, in Folge des Feuerns zwischen den beiden Parteien. Wenn der Prinz zur allgemeinen Beschießung Brüssels sich entschlossen hätte, so würde auch, selbst beim Mangel hinreichenden Materials, die nahe Citadelle von Antwerpen schnell und im Ueberfluß das Erforderliche geliefert haben. Man fand allerdings einige Brandkugeln, welche bei jeder andern Armee ebenfalls nachgeführt zu werden pflegen, beim Vortrain, und ließ dieselben, als sprechende Urkunden der grausamen Absicht des Prinzen, sorgfältig nach dem Stadthause tragen; allein nichts in der Welt würde letzteren, wenn er anders im Ernste gewollt, verhindert haben, dergleichen Dinge wirklich anzuwenden. Die geringe Zahl der königlichen Truppen zeugt zuerst am besten für den wahren Charakter des Angriffs; hätte man einen Kampf, wie der entsponnene, erwartet und Unterwerfung mit Waffengewalt wirklich beschlossen gehabt, so wäre es Wahnsinn gewesen, nur mit so geringen Streitkräften wider eine so volkreiche Stadt feindlich anzuziehen; so aber sollte das Einrücken bloß eine kräftige Diversion zur Unterstützung des gutgesinnten Theiles der Bewohner selbst seyn. Die Masse der eingeschwärzten Frem-

den, die Rekrutirungen vom flachen Lande her, die getroffenen Anordnungen der Häuptlinge kannte man nicht, und betrog sich allerdings auch über Geist und Haltung eines großen Theiles der Bürger, welche bei der Ankunft des Prinzen die Sprache geändert hatten, oder sie zu ändern gezwungen wurden.

Die Zahl der Truppen, an deren Spitze der Prinz gestanden, betrug in allem nicht mehr als 9000 Mann, die Colonne vom flandrischen Thore mit eingeschlossen, und trotz der romanhaften Erzählungen der Brüsseler Journale und des Volkshelden Jambe-de-Bois, der erlittene Verlust nicht mehr denn 600 todte und 14 bis 1500 Verwundete. Es war jedoch natürlich, daß in den ersten Tagen nach der Katastrophe die Listen nicht vollständig abgefaßt, die Angaben der Gegner mit Absicht übertrieben wurden, und selbst in Holland über die Größe der Opfer längere Zeit viele Ungewißheit herrschte, da das Gerücht bei der großen Entfernung und beim Mangel regelmäßiger Berichte Spielraum zu den schwersten Besorgnissen ließ.

Man hat die königlichen Truppen der empörendsten Gräuel beschuldigt, welche sie während ihres Eindringens und Aufenthaltes in Brüssel verübt haben sollten. Fern sey von uns, irgend einen Act von Soldatenbrutalität beschönigen zu wollen, welche in so manchem europäischen Staate die Annalen der Mensch-

heit, selbst in unserer, so hoch gepriesenen Periode der Cultur, entweiht hat; fern sey es auch, einen Schleier über die vorübergehenden Ausschweifungen zu ziehen, welche zu Brüssel begangen worden sind. Aber es waren die der Insurgenten, welche, oft ohne Noth und Zweck begangen, dieselbe herbeigerufen; es war die beispiellose Verläugnung alles Kriegs- und Völkerrechts und alles menschlichen Gefühls; es war endlich die raffinirteste Treulosigkeit vor und während des Angriffs, was die von allen Seiten verrathenen, bekämpften, verhöhnten, gemißhandelten Soldaten bis zur Wuth steigerte; die sämmtlichen Excesse, welche man ihnen in Wahrheit vorwerfen kann, sind blos auf der Stelle des Kampfes und in Wohnungen begangen worden, wo man aus dem Hinterhalt ferner und oft mit unsichtbaren Waffen auf die Nationaltruppen schonungslos feuerte oder vernichtende Materien goß, auch muß wohl bemerkt werden, daß die gebornen Belgier hierbei noch vor den Holländern in solch' strenger Züchtigung ihrer Landsleute sich auszeichneten; auch waren es manche Schweizer aus den abgedankten Regimentern und dermal unter den Nationaltruppen dienend, welche ihre Verachtung und Bitterkeit gegen die Brüsseler, deren Opposition sie zum Theil die Auflösung der Capitulation zu verdanken hatten, auf fühlbare Weise an den Tag gaben. Referent hat diese

Notiz von einem seiner Landsleute selbst erhalten und theilt sie, um seine Unparteilichkeit zu beurkunden, ohne Scheu hier mit.

Die Nachrichten von erwürgten Frauen, gespießten Kindern, geschändeten Mädchen, von verheerten Pensionaten, von entweihten Gesandtenwohnungen u. dgl., welche der Leichtgläubigkeit vieler sentimentalen Liberalen in verschiedenen Ländern Europa's aufgetischt wurden, um dadurch einen allgemeinen Abscheu der Gebildeten des Welttheils gegen die Holländer und Theilnahme für die Belgier zu erregen, sind später selbst als lügenhaft erkannt und sogar von Personen, die dabei zunächst interessirt waren, widerlegt worden.

Es ist nunmehr auch erwiesen, daß Factionäre selbst die Verstümmelung von Leichnamen der gefallenen Ihrigen anordneten, und daß sie die einzelnen Gliedmaßen auf den Markt bringen ließen, um das Volk noch mehr zu Wuth und Rache gegen den grausamen Sohn des Despoten, den Prinzen Friedrich, als Urheber, aufzureizen und zu vernichtendem Kampfe gegen die Nationaltruppen zu entflammen, welche aber Brüsselern ein gleiches Loos geschworen haben sollten. Wir haben hier, der Wahrheit getreu, die Umrisse der Begebenheiten im Ganzen geliefert, ohne in Einzelnheiten sowie in Schilderungen der Personen, welche dabei

von Seite der Insurgenten, besonders figurirt, uns einzulassen. Der Antheil und die Leitung der Fremdlinge von Halen, Mellinet u. A. ist bekannt, und hinsichtlich mancher Thatsachen und Züge während der verhängnißvollen Tage verweisen wir auf die darüber erschienenen, größern und kleineren Darstellungen in verschiedenen Sprachen, deren leider nur allzuviele das Gepräge der Einseitigkeit an sich tragen, da sie blos aus belgischen oder französischen Quellen geschöpft haben, und die Gegner der Belgier, durch die geringe Verbreitung ihrer Sprache und der in derselben erscheinenden Journale, in Bezug auf historisches Zeugniß, in großem Nachtheil stehen.

IV.

Bruchstücke einer Biographie

des

Demosthenes.

Vorgelesen in einer Gesellschaft von Griechenfreunden

am

Jahrestage der Verbrennung der Türkenflotte durch Kanaris.

Vorwort.

Von diesem Aufsatze erschien zuerst eine Skizze, welche das ganze Leben und die Wirksamkeit des Demosthenes behandelte, in dem II. Jahrgange des „Taschenbuchs für die Geschichte des Griechischen Volkes von Schott und Mebold," und sodann ein Theil derselben ausgearbeitet, jedoch nur die erste Periode, bis zur Aufnahme Philipps in den Bund der Amphyktionen enthaltend, in den Jahrbüchern für Geschichte und Staatskunst von Pölitz, Jahrgang 1828. Die freundliche Aufnahme, welche ihm geworden, und die Stimmen von Niebuhr, Cousin, der Bibliotheque universelle und zum Theil von Bekker selbst*) bestimmten den Verfasser, denselben ebenfalls seinen biographisch-historischen Tableaus anzureihen. Dieselben Gründe, welche im Jahr 1828 abhielten, Demosthenes als Mensch, Bürger, Redner und Staatsmann zugleich zum Gegenstande ausführlicher Bearbei-

*) Derselbe scheint den Verfasser des einen für eine von dem des zweiten Versuchs verschiedene Person gehalten zu haben.

tung zu machen, haben sich in ihrer Kraft erhalten, ja sich noch verstärkt nach allem dem, was über den großen Mann von mehreren Seiten, namentlich aber von Bekker, frisch erschienen ist. Trotz der Masse des Geleisteten bleibt jedoch immer noch späteren Zeiten eine herrliche Aufgabe, den ganzen reichen Vorrath von historisch-politischen und philologisch-kritischen Studien zu einem, alle die verschiedenen Richtungen umfassenden Gesammtwerke zu verarbeiten. Möge vorstehendes Bruchstück als vorläufiges Programm dienen, daß das Versprechen früherer Tage dereinst doch noch gelöst werden dürfte.

Der Verfasser setzt es mit Absicht gleich nach der Beschreibung eines Trauerspiels, wo die Demokratie in eckelhafter und widerwärtiger Gestalt auftrat. Die freiheitfreundlichen, gutgesinnten und aufklärungschirmenden Könige vertragen sich ganz gut neben Herolden und Blutzeugen der Freiheit wie Demosthenes. Es ist dieselbe moralische Kraft, welche beide erfüllt und getrieben. Darum bleibe auch, da der Verfasser kein Jota von dem streicht, was er einmal geschrieben, die Einleitung zu dem biographischen Versuche hier stehen. Non omnibus idem . . .

Demosthenes.

Einleitung.

Die guten und weisen Männer der Vorzeit, wie die der unsrigen, die muthigen Retter des Menschenadels in den Fieberträumen ruhmloser Knechtschaft, die glorreichen Rächer der Freiheit und des Rechts, wie die nicht minder preiswerthen Opfer derselben, haben immer noch Stimmen gefunden, welche ihrem hervorragenden Verdienste huldigten. Allein es füllet sich, — Schmach genug für unser Geschlecht, — bei weitem der größere Theil seiner Geschichte und Denkbücher mit den geräuschvollen Thaten der Tyrannen und Zerstörer, der Heuchler und Thoren, der Bösewichter und Dummköpfe. Der kleine Raum, welchen die wahrhaft großen, guten und nützlichen Bestrebungen für Erhebung der Menschheit einnehmen, liefert den Beweis,

wie weit dieselbe immer noch von ihrem Ideale entfernt ist, und wie wenig der Verstand, selbst bei der gebildeten und veredelten Minderzahl, sein Recht behauptet hat. Denn zu dem großen Stumpfsinne der Menge, welcher Unwürdigkeiten jeder Art sich willig gefallen läßt, kommt noch der gewissenlose Verrath von Männern, welche, statt ihrem angebornen Berufe zu folgen und die geistesmündigen Brüder durch beherzte Vertretung vor frevelhaften Mißhandlungen zu sichern, ihr Talent an die herrschende Gewalt, oder an die Leidenschaften der Menge nach unten, (denn die Willkühr trägt ein doppeltes Antlitz) verkuppeln; und welche, und, statt die Siegesfeier gesetzlicher Freiheit und sittlicher Aufklärung mit den Gaben der Beredsamkeit zu schmücken, dieselben blos für die Leichenrede der Humanität, der Sittlichkeit und der Bildung nach oben verschwenden. Wenn die Zahl dieser Männer, die dem heiligen Geiste offenbar und mit Bewußtseyn widerstreben, und das Gute bös, das Böse aber gut nennen, nicht klein, und die Zahl blinder Verehrer derselben sehr groß ist; so thut es wahrlich um so mehr noth, neben den frischbegränzten Idolen aller Geschlechtsalter, den ewigen Zeugen unsrer Thorheit und Erniedrigung, von Zeit zu Zeit auch die Standbilder jener großartigen Helden aufzustellen und neu zu schmücken, welche den Weihrauch an die goldenen Kälber beharrlich verschmäht, welche mitten

in allgemeiner Entartung treulich ausgeharrt, und unter sich eine durch alle Zeiten und Länder unsichtbar zusammenhängende Republik des Lichts, des Rechts und der Freiheit gebildet und forterhalten haben.

Vor eines dieser glorreichen Bilder führe ich am heutigen Tage, an welchem wir die Feier von Kanaris Hochthat begehen, die Hörer, sämmtlich Freunde einer unglücklichen, aber heiligen, von den Menschen zwar, aber nicht von Gott verlassenen, Sache. Es ist das Bild des Atheners Demosthenes, des Mannes, welcher nicht nur die Bürger seiner unsterblichen Vaterstadt, sondern alle Hellenen noch einmal in starkmüthiger Liebe eines gemeinsamen Ruhms, in dem Gedanken einer gemeinsamen Nothwehr, in der Begeisterung eines einzigen und untheilbaren Vaterlandes vereinigen wollte zu muthigem Widerstande gegen innere feindselige Elemente, zum Kampfe auf Tod und Leben gegen einen übermächtig drohenden Gegner von Außen. Vereinzelt, nur seiner hohen geistigen Kraft bewußt, nur durch die Größe seiner Idee über alle Hinderniße emporgetragen, vor sich ein, durch Weichlichkeit und Ueberbildung entnervtes, Volk, neben sich treulose Collegen, fanatische Demagogen und heuchlerische Sophisten, die entweder bereits an das Ausland verkauft, oder ihrer Kurzsicht willen unbrauchbar waren; — nur des Beistandes weniger gleichgesinnten Männer ver-

sichert: — unter solchen Aussichten begann er den ungleichen Kampf mit dem Volke selbst und dessen Lieblingsleidenschaften, um durch dasselbe und durch diese letztern den auswärtigen Feind zu besiegen. Der ewige Bund des Genius mit der Natur war seine Devise. Mehr als einmal krönte Sieg sein Unternehmen, und ein, sonst leichtbewegliches und leichtzürnendes, Volk glaubte an ihn, selbst in den Tagen des Mißlingens und der Gefahr, und nachdem es in glücklichern Tagen siegreiche Feldherrn und geliebte Staatsmänner seiner Empfindlichkeit aufgeopfert hatte. Er paralisirte die Künste Philipps; er bot Alexanders Waffen Trotz; er machte Antipaters Schaaren erzittern. Und als endlich auch das Werk seines Lebens am Verderbniß der Zeit und an dem Willen des Schicksals scheiterte, stieg er, unbesiegt, wie er gelebt, in das Reich der Todten zu den freien Geistern der Helden seines Vaterlandes. Niemals war vielleicht der griechische Genius in größerer Herrlichkeit und die Beredsamkeit in höherm Glanze erschienen. Die Sonne Homers beleuchtete die Kindheit des Volkes; der Genius von Sophokles, Sokrates und Perikles strahlte, als dieses den Mittagspunkt seines Ruhms erreichte. Die Erscheinung des Demosthenes aber war ein Abendroth, welches den schwindenden Tag ungewöhnlich noch verlängerte, welches tief noch in die kommende Nacht hin-

einleuchtete, und alle Wunder und Größen früherer Zeit noch einmal widerstrahlte.

Zu Athen, damals noch immer dem Sitze griechischer Bildung, wahrscheinlich im vierten Jahre der neun und neunzigsten Olympiade geboren; Sohn eines Degenschmieds, der zu den angesehenen Bürgern der Stadt gehörte, und einer Mutter (wie es hieß) barbarischer Herkunft, hatte Demosthenes das Unglück, schon im siebenten Lebensjahre Waise zu werden. Er ererbte ein Vermögen von fünfzehn Talenten. Allein gewissenlose Vormünder, Aphobus, Demopho und Theribites mit Namen, unter deren Aufsicht er zehn Jahre lang sich befand, zerrten und wühlten so lange in seiner Erbschaft, und stellten, von der Nachläßigkeit der Behörden darin nur zu sehr unterstützt, so schlechte Rechnung, daß er zuletzt in die dürftigste Lage sich versetzt sah, und nicht einmal das nöthige Schulgeld für seine Lehrer auftreiben konnte. Die Natur wollte auch diesen trefflichen Geist durch sich selbst und ohne den Beistand des Lebens zu seiner und ihrer Verherrlichung groß ziehen. Deßhalb mußte er anfänglich mit bitterm Mangel, hinsichtlich der unentbehrlichsten Bedürfnisse und der nothdürftigsten Erziehung, kämpfen. Dessen ungeachtet trat, was in ihm schlief, sehr bald hervor,

und seine ganze Sehnsucht wandte sich dem Lichte der Wissenschaft und jedem Schönen, Guten und Großen zu. Kallistratus, Isäus, Kallias von Syrakus, Euklides, vor Allen aber der göttliche Platon, waren die geistigen Sonnen, an denen sein eignes Genie sich entzündete, und in deren Unterricht seine Kraft für jene, in Griechenland so mächtige und einflußreiche, Kunst der Beredsamkeit erstarkte, zu der er den meisten Trieb und Beruf in sich verspürte. Gern hätte er auch ihren größten Meister in damaliger Zeit, Isokrates, gehört; aber es forderte dieser gewöhnlich von seinen Schülern so hohen Ehrensold, daß der Mittellose seinen Wunsch unterdrücken mußte. Auch hatte Isokrates, selbst auf den Fall, daß dem Jünglinge sein Umgang möglicher geworden wäre, nicht Energie genug, weil Isokrates mehr Schulredner, als öffentlicher Sprecher war, um auf den Verstand, der das öffentliche Leben als künftigen Spielraum seiner Thätigkeit sich ausersehen hatte, hinreichend wirken zu können.

Kaum siebenzehn Jahre alt, wagte es Demosthenes zum erstenmale vor Gericht zu sprechen, und zwar in eigner Sache; nämlich gegen seine räuberischen Vormünder. Er hatte dabei zum Zwecke, eine Untersuchung ihrer geführten Verwaltung und die Zurückgabe, wenigstens eines Theils des ihm entwendeten Vermö-

gens, zu erwirken. Fünf Vorträge, zu denen vielleicht sein Lehrer Isäus wohl einiges beigesteuert haben mochte, und welche alle noch auf uns gekommen sind, hielt er demnach mit so glücklichem Erfolge, daß er seinen Rechtsstreit gewann, obgleich die Widersacher mit Repliken und Tripliken nicht müde wurden, und des feurigen Mündels Geduld eben so sehr, als dessen Beredsamkeit, so ziemlich auf die Probe stellten und übten. Leider geschah aber auch ihm, wie den meisten Prozeßführenden; bei weitem der größte Theil der streitigen Erbschaft war entweder schon vorher verzehrt, oder während des Handels in Kosten aufgegangen, und so mußte das gemehrte Selbstbewußtseyn und der in der öffentlichen Meinung erfochtene Sieg die Geringhaltigkeit des ihm rechtlich Zugesprochenen ersetzen.

Dieses Gefühl und dieser Sieg ermuthigten den Jüngling, da er mit Kühnheit im Ausdrucke und Gewandtheit im Vortrage hinreichend sich ausgerüstet glaubte, nunmehr auch öffentlich aufzutreten, und über Staatsangelegenheiten zu dem Volke zu sprechen. Allein der erste Versuch fiel so unglücklich aus, daß Demosthenes alles Vertrauen auf sich, auf sein Talent und auf das Glück verlor. Da die Zunge ihm äußerst schwerfällig, die Stimme heißer und undeutlich, und die Satzverbindung verworren war, und da er jeden Augenblick von einer ihm gebliebenen Schüchternheit,

ja beinahe Blödigkeit, überrascht, sein Vortrag folglich unzusammenhängend, schleppend und widerlich ward; so erlebte er die Schmach, von der Versammlung förmlich ausgezischt zu werden. Auch hiervon trugen seine Vormünder die Schuld, welche den gymnastischen Theil seiner Erziehung vernachläßigt und die bedeutenden Fehler seines Sprachorgans auf keinerlei Weise zu verbessern gesucht hatten.

Des folgenden Tages wandelte Demosthenes traurig im Pyräus umher, und sann dem erlittenen Schimpfe, so wie den fehlgeschlagenen Hoffnungen nach. Da traf es sich, daß ein Mann von hohem Alter und Vertrauen einflößendem Aeußern ihm begegnete und, mit der Ursache seines Schmerzes wohl bekannt, mit den Worten ihn anredete: „Bist Du nicht ein Thor? Dir ist die Kraft von Perikles Rede geworden, und aus Blödsinn und Trägheit willst Du Dein Talent zu Grunde richten, indem Du nicht Muth genug hast, mit Geistesgegenwart den Lärm des Pöbels verrauschen zu lassen, und Deinen Körper zu Anstrengungen abzuhärten, sondern durch üppige Muse ihn erschlaffen lassen willst.“ Auf diesen schmeichelhaften Tadel faßte Demosthenes wieder ein Herz, und bestieg zum zweitenmale die Tribüne. Allein auch diesmal erging es ihm nicht besser, denn zuvor. Das verderbliche Pfeifen trieb ihn von neuem herunter.

Noch düsterer, als am Tage des ersten Mißlingens, kehrte er in seine Wohnung heim. Ihm folgte einer seiner Bekannten, der Schauspieler Satyros, auf dem Fuße nach, und sprach dem Tiefgebeugten Trost ein. Und auf die bittere Beschwerde des Jünglings, daß er bei allem Eifer, den er wohl mehr, als irgend ein anderer, auf die Beredsamkeit, selbst mit Verlust beinahe seiner ganzen Gesundheit, verwendete, er dennoch bei dem Volke keinen Dank gewönne, während andrerseits unwissende, dem Trunke ergebene Leute, rohe Schiffer und brutale Menschen, denen jede Wissenschaft fremd sey, sehr gern gehört würden und auf der Rednerbühne sich mit Ruhm behaupteten, — erwiederte der Mime folgendes: „Demosthenes, Du urtheilst ganz recht; ich aber will dem Uebel abhelfen, welches der Grund dieses Mißverhältnisses ist, sobald Du mir nur eine Stelle aus Euripides oder Sophokles vorgetragen hast.“ Dies that Demosthenes; und Satyros wiederholte sie, jedoch mit solcher charakteristischen Deklamation und mit solcher Haltung des Körpers, wie der Stimme, daß man eine ganz andere Stelle zu hören glaubte. Jetzt erkannte Demosthenes seinen großen Fehler, und begriff, wie er mit allen Uebungen nichts bewirken werde, sofern er nicht auf Verbesserung des Vortrags, der Gebärden und Mimik, alles, was in seinen Kräften stand, fortan verwendete. Von der

Zeit an bauete er sich ein Studierzimmer unter der Erde, das nach Jahrhunderten noch den Verehrern seines Andenkens gezeigt ward, und begab sich, wenigstens einmal jeglichen Tages, in dasselbe hinab, um Uebungen in Vortrag und Gebärde daselbst anzustellen. Ja er hielt sich sogar Monate lang in diesem unterirdischen Museum auf, und schor sich zu dem Ende, damit er sich selbst zum Verweilen darin zwänge, die Hälfte seines Haupthaars ab. Zu gleicher Zeit benutzte er jede Gelegenheit, um, im Umgange und in Unterredungen mit Andern, seinen Selbstunterricht zu vervollständigen, indem er jedesmal, wenn er in seine Einsamkeit zurückgekehrt war, die angehörten Reden und selbstgeführten Gespräche bei sich wiederholte, und sowohl die seinigen, als die fremden Vorträge, mit einander verglich und zu verbessern suchte. Diese Art und Weise, wie er der rednerischen Studien pflegte, und deren Wahrheit durch einen Augenzeugen, den Demetrius Phalereus, außer allen Zweifel gesetzt ist, gab später zu der Behauptung Anlaß, daß er seinen erworbenen großen Rednerruf mehr der Anstrengung und der Kunst, als der Natur und dem Genie verdanke; und der, auf Demosthenes eifersüchtige und durch den Glanz des Collegen weit in Schatten gestellte, Pytheas warf ihm mehr als einmal höhnend vor, daß seine Reden nach der Lampe röchen; welches jedoch

Demosthenes auf noch bittere Weise ihm mit den Worten zurückgab: Ich weiß wohl, daß meine Lampe Dir verhaßt ist. Auch deßhalb tadelte man ihn häufig, daß er nicht, wie die übrigen Redner, aus dem Stegreife vorzutragen pflege, oder vielmehr es zu thun nicht im Stande sey, sondern daß er die meisten seiner Vorträge immer vorher einstudirt habe. Allein Demosthenes wußte seine Gegner durch Gründe der witzigsten und triftigsten Art zum Schweigen zu bringen, indem er ihnen sowohl für die Sprecher selbst, als für das Volk und die Gegenstände der Behandlung, die ungemein größern Vortheile entwickelte, welche aus einer ruhig und gründlich vorbereiteten und mit Fleiß und Sorgfalt ausgearbeiteten Rede sich ergeben müßten, als aus der glänzenden Täuschung des Augenblicks, und aus einer, den Gegenstand nur halb und flüchtig berührenden, auch das Volk gemeinlich mehr betäubenden, als auf die Dauer überzeugenden, Rede aus dem Stegreif. Er hielt auch überdieß solche Vorbereitung für eine Pflicht der Ehrfurcht des einzelnen Bürgers gegen das versammelte Volk, welches wichtige Angelegenheiten entscheiden sollte, und die Keckheit, mit der die meisten auf den erhabenen Posten sich drängten, sah er für eine Geringschätzung seiner Würde und für das Zeichen mittelmäßigen Geistes und wissenschaftlicher Salbaderei an. In Fällen, wo jedoch über den

Inhalt seiner Reden unter der Versammlung Streit entstand und Erörterungen sich ergaben, pflegte sein sinnverwandter Freund Demades gewöhnlich für ihn das Wort zu ergreifen, und die gemachten Einwürfe hülfreich in seinem Namen zu beantworten. Es scheint übrigens, daß in späterer Zeit Demosthenes auch in diesem Punkte an Selbstvertrauen zugenommen, und daß er dann, wenn die Heiligkeit oder Unwürdigkeit der Sache sein Gemüth tiefer als sonst, ergriff, oder die Handlungsweise der Gegner zu ungesäumter Vertheidigung ihn aufforderte, mit ungewöhnlicher Behendigkeit auch aus dem Stegreife geredet hat. Wenigstens führt Plutarch mehrere triftige Beispiele hiervon an, und glaubt: Demosthenes habe von Perikles (seinem Hauptideal, nach Thucydides) weiter nichts nachgeahmt, als die Declamation und Action, sowie die Vorsichtsmaßregel, nicht im ersten Augenblicke über alles eine Rede zu halten, eine Vorsichtsmaßregel, durch welche gerade Perikles so groß ward. Uebrigens setzt unser Biograph auch bei, daß Demosthenes deßwegen die Ehre, oftmals aus dem Stegreife zu reden, nicht ganz vernachläßigt, sondern nur nicht allzuhäufig und daß er mit Wissen und Willen die Kraft seiner Beredsamkeit niemals dem bloßen Glücke überlassen habe. Derselbe Lebensbeschreiber meldet sodann ferner: Demosthenes habe gerade in denjenigen Reden, auf

welche er sich nicht vorbereitet habe, den meisten Muth und die größte Kühnheit gezeigt *). Es ist der Neid der Kleinen über Demosthenes Größe und Männerwerth, welcher den Rednerruhm des Demades und Phokions hervorragender, als den des erstern gefunden hat. Auch sind die Klatschereien erbitterter Gegner und leichtgläubiger Polyhistoren aus spätern Perioden nicht hinreichend, die allgemeine Ansicht der Zeitgenossen des großen Mannes, so wie das Urtheil der Trefflichsten jeder Zeit, umzustoßen oder auch nur zu ermäßigen.

Um der undeutlichen und stammelnden Sprache nachzuhelfen, und Gewalt über sie zu erhalten, nahm Demosthenes Steine in den Mund, und sagte sodann ganze Stellen her. Er lief ferner um die Stimme zu stärken, mit Hast steile Anhöhen hinab, und declamirte während des Laufes, oft in einem Athem, einzelne Stücke aus Reden oder Gedichten. Endlich gewöhnte er sich in seiner Wohnung vor einem großen Spiegel an Anstand und Anmuth der Geberden, und prüfte seine Action und Mimik vor demselben.

Während der Zeit der beschriebenen Uebungen zur Verbesserung der Fehler, die seinem Rednerberufe hinderlich entgegenwirkten, erschien Demosthenes — nach

---

*) Dies war bei dem guten Cicero nicht der Fall.

Libanius — als Sachwalter in den Dikasterien, und bediente sich dieses Kampfplatzes, wo über sämmtliche Gegenstände des bürgerlichen Lebens vielfach hin und her gestritten ward, als einer tüchtigen Uebungsschule, um dereinst mit Erfolg vor dem Volke zu reden. Die meisten gerichtlichen Reden, welche wir vom Demosthenes noch besitzen, im Ganzen gegen sechs und zwanzig, fallen in diesen Zeitabschnitt. Die wenigsten jedoch hatte er selbst gehalten; sie wurden vielmehr nach den Umständen für eine Parthei, gegen angemessene Bezahlung, verfaßt. Der Vorwurf, welchen giftige Ehrenneider und schlecht unterrichtete Historiker dem großen Manne später gemacht haben, als wäre sein Talent verkäuflich gewesen, muß demnach ganz auf Rechnung dieser frühern Beschäftigung des Demosthenes, als Sachwalter von Partheien, kommen; vielleicht aber auch auf das einseitige Vorurtheil mancher einzelnen Athener, welche die beiden Eigenschaften eines Volkredners und eines Fürsprechers nicht zu vereinigen wußten. Für Demosthenes selbst war die Sache von großem Nutzen und hoher Bedeutung, weil er dadurch in genaue Bekanntschaft mit dem attischen Rechte und der Solonischen Verfassung kam.

Die rednerischen Skizzen, von welchen sich in mehreren Ausgaben noch Bruchstücke vorfinden, und in welchen Demosthenes nach dem Gebrauche griechi-

scher (und später auch der römischen) Meister, alle Eingänge zu den politischen Reden aufzuzeichnen pflegte, bildeten den Uebergang zu diesen letztern selbst. Die Führung einiger bedeutenden Staatsprozesse gab die nächste Veranlassung, dem Volke sich wieder zu zeigen. Der erste unter diesen war der gegen Leptines, in Betreff der Liturgieen.

Das athenische Gemeinwesen pflegte, um große Wohlthäter zu ehren, denselben mannigfache Gefreitheiten von bürgerlichen Zwangsdiensten zu verleihen. Eine etwas übertriebene Freigebigkeit damit mehrte jedoch die Zahl der Ausnahmen in solchem Verhältnisse, daß bei vielen Bürgern die Sorge entstand, es möchte zuletzt an Männern gebrechen, welche die Bedürfnisse des Staates befriedigten. Aus dieser Ursache machte ein gewisser Leptines, vermöge des Rechts, welches jeder athenische Bürger hierzu besaß, den Vorschlag: „Weder ein Athener, noch ein Fremder sollte fernerhin mehr diese Gefreitheiten genießen, auch dergleichen von nun an Niemanden mehr verliehen werden. Den Uebertreter sollte schwere Strafe treffen. Nur die Nachkommen der Tyrannenmörder Harmodius und Aristogiton sollten von der Verfügung ausgenommen seyn."

Gegen diesen Gesetzesvorschlag erhoben sich alsbald von mehreren Seiten bittere Klagen, welche meist schriftlich eingegeben wurden. Zuerst trat ein gewisser

Bathippos auf, welcher die Sache jedoch nicht weiter verfolgte; hierauf Phormion und Ktesippos. Für diese Letztern verfaßte nun Demosthenes eine Rechtsschrift. Der Handel war schwierig, und der Vortheil offenbar auf der Seite des Leptines, weil er, als Anwalt des öffentlichen Besten, dieses gegen die Anmaßungen einzelner Bürger zu vertheidigen schien, und seinen Vorschlag auf die strenge Nothwendigkeit stützte, welche ihn erzeugte. Wider diese Gründe ließ aber Demosthenes die Stimme der Gerechtigkeit, der Großmuth und der Ehre sprechen; welche sämmtlich verböten, hochverdiente Bürger durch Zurücknahme freiwillig gemachter Geschenke zu kränken, und welche jeden Kleinmuth und schmutzige Gesinnung an dem Gemeinwesen verdammten. Ueberdieß bewies der Redner, daß der Vorschlag ältern Gesetzen und eingeführten Gebräuchen widerspreche. Demosthenes siegte; das neue Gesetz fiel durch, und der durch den glänzenden Erfolg ermuthigte Jüngling, welchem das Publikum besondere Theilnahme schenkte, nahm seinen Platz unter den Sprechern des Volkes wieder ein.

Athen zwar fesselte zunächst die Sorgfalt des angehenden Staatsmannes. Doch erkannte er, daß ohne die verbrüderte Kraft des gesammten Hellas auch jene blühende Heimath des Ruhmes und der Freiheit nicht bestehen möge, und der Ruin näher wäre, als

die kurzsichtige Masse wohl zu begreifen im Stande sey, und der bestochene Ehrgeiz ihrer Stimmführer gern zugestehen mochte. Rings gewahrte Demosthenes nur Feilheit und Verderbniß, und somit das Wanken jener festen Grundsäulen, auf die in den Tagen von Marathon und Salamis jene Männer der Freiheit das Ganze gestützt hatten. Unter seinen Collegen selbst hatten jene Laster, oder in deren Abgang, gleich gefährliche Irrthümer immer mehr überhand genommen. Die meisten aus ihnen hatten, nachdem die Tage reiner Begeisterung für Volksruhm und Freiheit verschwunden waren, sich zum Geschäft es gemacht, ihr Talent jedem zu vermiethen, welcher in der Heimath oder im Auslande Thaten der Gewalt ersann, oder zum Führer umwälzender Partheiungen sich aufwarf, oder auch sonst die bestehenden Gesetze des Staats zu verderblichen Unternehmungen und Reformen, welche die Centralkraft brachen und die öffentliche Sittlichkeit untergruben, zu mißbrauchen gedachte. Durch die Macht des Goldes, oder durch schmeichlerische Auszeichnungen und Schreiben selbst geblendet, blendeten hinwiederum die Redner auch das Volk durch den trüglichen Schimmer ihrer Kunst. Ihm schilderten sie das Böse gut, das Gute bös. Der schlechteste Handel fand Anhang und Vertheidiger.

Demosthenes hatte dies alles mit tiefem Unmuthe

kennen gelernt und längere Zeit im Hintergrunde beobachtet. In seinem unerschütterlichen Sinne für das Recht, in seiner reinen Liebe für die Wissenschaft und in seinem unbesieglichen Hasse gegen das Fremdthum, dessen immer mächtigeres Einwirken auf die innern Angelegenheiten Griechenlands sein geübtes Auge im ganzen künftigen Getriebe klar durchschaute; trachtete er alles Ernstes, den alten Volksgeist wieder aus seinem Grabe zu beschwören, und der wankenden Freiheit ein fester Hort gegen die täglich wachsende Entartung zu werden. Vor allem suchte er das Volk, welches immer noch an den wenigen rosigen Wolken, die von dem alten Glanze ihm geblieben waren, in fröhlichem Leichtsinne spielend hing, von seiner Gefahr selbst zu überzeugen, und auf die furchtbaren Gewitter es aufmerksam zu machen, die bereits in der ersten Periode seines Auftretens im öffentlichen Leben immer dichter und dichter am hellenischen Himmel sich sammelten. Nicht war es Lacedämons und Thebens alte Eifersucht, nicht die Macht des Königs, nicht der Kolonieen aufrührerischer Geist mehr, was den Gegenstand seiner Besorgnisse bildete. Im Schooße von Hellas selbst war die Riesenschlange groß gezogen und durch hellenische Cultur in allen Künsten eingeweiht worden, mit welchen sie die Freiheit einst umschnüren, ja für Jahrtausende erwürgen wollte. Dieß war Philip-

pos, der König des bisher unansehnlichen Landes Macedonien.

Von der Natur mit hohen Geistesgaben, aber eben so großem Ehrgeize ausgestattet; thatkräftig, listig und verschmitzt; grausam und gütig, wie der Vortheil es forderte; durch Epaminondas Geist und den Kriegsmuth der Thebaner, bei denen er in jungen Jahren als Geisel verweilte, zu militärischem Wesen bestimmt und angefeuert, mit der Tactik, welche bei Leuktra und Mantinea über die Helden Sparta's siegte, während seiner Gefangenschaft innig vertraut geworden, — brachte dieser Fürst, als der Thron seiner Väter ihm endlich zu Theil geworden war, es dahin, daß sein, bisher kaum recht gekanntes, von den Griechen immer noch unter die barbarischen Staaten gezähltes, Reich aus der Niedrigkeit seines politischen Daseyns und den Gefahren anarchischer Partheiung emporstieg, und allmählig, durch geringe Hülfsmittel, durch den alleinigen Reichthum des Genies seines Beherrschers, den bedeutenden griechischen Staaten an die Seite sich zu stellen wagen durfte. Während seines Aufenthalts zu Athen hatte Philipp der Griechen innere Zerwürfnisse und gefährliche Blößen eben so, wie den Gebrauch ihrer Waffen und das Geheimniß ihrer Politik, hinreichend kennen gelernt, und darauf den kühnen Gedanken gegründet, vorerst eine Stelle im Bunde der Amphik-

thonen, sodann über sämmtliche Griechenstaaten entweder Oberherrschaft oder Protectorat sich zu erwerben. Von der Zeit an trachtete er durch jedes dienliche Mittel, was noch von politischer Kraft in den alten Formen der Demokratie übrig war, zu schwächen. Er stiftete, durch das Organ gewandter Sendlinge, in allen Städten von Bedeutung eine macedonische Parthei, deren Eifer er durch ansehnliche Geldsummen unterhielt. Bereits war in Gerusieen und Volksgemeinden ihr Einfluß mehr, als bemerkbar; oft schon überwiegend. Zahlreiche Haufen von gewonnenen Rednern und Demagogen arbeiteten systematisch seinem Plane vor, die Herzen, wenigstens der Mehrheit im Volke, zu gewinnen. Ueberall unterhielt er mit vieler Geschicklichkeit die innern Zwiste, oder zettelte deren selbst an. Den Unterdrückten oder Schwächern war er stets ein bereitwilliger und schneller Schirmer, um mit desto größerm Scheine des Rechts den Stärkern demüthigen und vernichten zu können. Ihm galten Verschmitztheit und Arglist für Tugenden; Gerechtigkeit und Götterfurcht für nichts. Nur wo Aberglaube und Fanatismus förderliche Triebfedern seiner politischen Maschine werden konnten, gebrauchte er sie; da heuchelte er Frommsinn; da hielt er den Eid, welchen zu brechen er sonst zu keiner Stunde erröthete.

Dieser Fürst irrte sich in seiner Ansicht von sämmt-

lichen Hellenen nicht, außer in dem einzigen Manne, Demosthenes. Dieser war es, der, gleich jenem Römer Cocles, alle Speere der Gewalt und alle Ränke der Verführung von Seiten des Macedoniers und seines Nachfolgers so lange aufhielt, bis die letzte Brücke hinter ihm abgebrochen war. Und nur der Tod endigte den niemals aufgegebenen Kampf.

Wohl war es Zeit, daß ein solcher Mann erschien! Ja wäre Demosthenes nur sieben Jahre früher zu Athen werkthätig gewesen, so würde der Weltgeschichte ein ganz anderer Gang gekommen seyn. In Griechenland herrschte dazumal weder in den einzelnen Hauptstaaten irgend ein großartiges System, noch hielt ein gesundes und für die Zeitverhältnisse berechnetes Bundessystem dieselben zusammen. Die meisten waren auf den Lorbeeren früherer Zeit eingeschlafen. Die vorherrschenden Gemeinwesen Athen, Theben und Sparta beobachteten sich mit wechselseitiger Eifersucht. An Gefahren vor einem auswärtigen Feinde dachte Niemand. Das Söldnerwesen vertrat, zumal bei den Athenern, die Stelle der alten Nationalbegeisterung.

Die erste feierliche Gelegenheit, seine politische Sehergabe, wie seine patriotische Gesinnung an den Tag zu geben, bot dem Demosthenes Philipps Krieg mit den Olynthiern dar. Olynth, ein kleiner Staat in Thracien, von chalcidischen Eubdern stam-

mend, hatte wider die Athener, zur Zeit ihrer Uebergewalt in Hellas, harten Kampf bestanden. Durch den Beistand der Spartaner war ihm solcher Widerstand möglich geworden. Allein auch mit Lacedämon hielt die Freundschaft nicht. Es entriß sich einer unvortheilhaften Verbindung, und erhob sich durch eigene Kraft zu einer Achtung gebietenden Selbstständigkeit, und selbst zum Uebergewichte über alle thracische Völkerschaften. Nun gelang es aber Philipp, im Verlaufe der Zeit, die Olynthier zur Abschließung eines Schutz- und Trutzbündnisses mit zu vermögen. Vereint bekriegten beide darauf Athen. Jene erhielten Anthemus zum Antheile an den gemachten Eroberungen; später auch Potidäa. Nicht lange jedoch bestand diese Herrlichkeit. Die Olynthier ahneten den tiefversteckten Plan Philipps; seine immer zunehmende Vergrößerungssucht erfüllte sie mit Furcht und Besorgnissen. Sie gedachten des Schlimmern, das noch kommen dürfte. Darum wurden sie unter sich eins, der frühern Verhältnisse zu Athen und zum Könige jetzt zu vergessen, und einen, ihrem Staatsbedürfnisse zuträglichern, Standpunct von nun an einzunehmen. Als daher Philippos einst eine etwas weitere Heerfahrt außerhalb der Grenzen seines Reiches unternahm, sendeten sie eiligst Gewaltboten nach Athen, um mit dieser Republik, die vor allen übrigen noch am aufrichtigsten und kräftig-

sten die Würde und die Freiheit Griechenlands zu vertreten schien, ein Bündniß abzuschließen.

Nicht ohne innerliches Vergnügen empfing Philipp die Nachricht von diesem Schritte der Olynthier. Er hatte durch denselben freiere Hände zum Angriff und mehr Schein von Befugtheit zur Einmischung in die Sachen der Griechen gewonnen. Deßhalb erklärte er ihn für förmlichen Friedensbruch, und rückte mit Heeresmacht ins olynthische Gebiet ein. In der bittern Noth wurde nunmehr die neue Bundesgenossin Athen, mittelst einer in Eile abgefertigten Gesandtschaft, dringendst um Hülfe gebeten.

Nicht sobald hatte Demosthenes die Ankunft derselben erfahren, als er ihr zum Anwalde sich antrug, und in zwei Reden, die ersten, welche man zu seinen Staatsreden rechnet, seine Mitbürger für die Bitte Olynths zu stimmen suchte. In der zunächst gehaltenen zeigte er, daß Olynth als ein Bollwerk Athens betrachtet werden müsse, und daß, so lange solches nur erhalten bliebe, der König noch nicht zu fürchten, ja den Athenern, bei dem Ausbruche eines Krieges, eine Landung in Macedonien selbst, in obigem Falle, möglich sey. Im entgegengesetzten Falle jedoch würde Olynths Gewinn dem Könige eine gangbare Straße nach Athen bahnen. Zugleich suchte jetzt Demosthenes den Leichtsinn des Volkes durch die mehr als gegrün-

dete Behauptung aufzuschrecken, daß Philipp keineswegs ein verächtlicher Gegner sey, sondern daß die Kriegsflamme, einmal zwischen ihm und Athen angeblasen, nicht mehr sobald gelöscht werden würde. In Betreff der Frage: „woraus eine Heerrüstung bestreiten?“ rieth er seinen Mitbürgern an, den unnützen Luxus für die Schauspiele in etwas zu beschränken, und, statt dessen, Kriegsvölker zu besolden; alles dieß jedoch — er kannte des leichtsinnigen Volkes Lieblingsneigung — sehr zart und vorsichtig. Am Schlusse der Rede endlich forderte er auch alle tapfere Bürger in Masse auf, die Vertheidigung ihres Ruhms und die Bekämpfung des Feindes nicht, wie bisher geschehen, Söldnern anzuvertrauen, sondern in eigener Person unter die Fahnen des Vaterlandes sich zu reihen. So nur sey das äusserste Schicksal abzuwenden.

Dieser erste Aufruf blieb nicht ohne die gehoffte Wirkung. Das Volk faßte den Beschluß, den Olynthiern Beistand zu leisten. Allein die Rüstungen gingen mit der entsetzlichsten Trägheit vor sich, so daß es eines zweiten Anstoßes bedurfte, um sie zu beschleunigen, und die zugedachte Hülfe zu verwirklichen. Demosthenes wußte, daß die, größtentheils übertriebenen Gerüchte von Philipps furchtbarer Macht eine der Haupturſachen dieser Zögerung waren. Diesen Eindruck suchte er zu besiegen, und in den Gemüthern

seiner Mitbürger das alte Selbstvertrauen zu ihrer Kraft wieder herzustellen. Demzufolge zeigte er, daß nicht sowohl Philipps überwiegender Geist, als der Athener ungewöhnliche Gutmüthigkeit jenem den Thron hatten befestigen helfen. Als die verführerischen Triebfedern hierzu klagte er die feilen Rathgeber an, welche in des Königs Solde ständen. Darauf kam er mit großer Bitterkeit auf dessen Charakter selbst zu sprechen. Als einen Meineidigen, Friedensbrecher stellt er ihn dar, und durchging, um Urkunden für diese Behauptung zu liefern, alle Thaten seines bisherigen Lebens. Er wollte, daß Athen, nach empfangener Kunde hiervon, es über sich gewinne, dem Tyrannen forschend in das Gesicht zu sehen, und daß es erfahre, was er sey; nämlich: „ein schlechter, lasterhafter und niederträchtiger Mann;“ ferner, daß die, welche so sehr ihn überschätzten, und so von Erstaunen als Entzücken über ihn gefesselt gehalten würden, oder auch vor Furcht den Athem an sich hielten, und vor seinem bloßen Namen zitterten und bebten, endlich erkennen möchten, wie Philippos bereits alle Rollen durchgespielt, wie er die Schulen seiner Trugkünste und politischen Fechterstreiche, mit denen er bis an diesen Tag sie geäfft und zu Boden gerungen, sich selbst aber in die Höhe getrieben, alles der Reihe nach durchgegangen habe, das Ende der großen Mummerei aber einmal da sey.

Sofort entwickelte der Redner die ganze Arglist in der Politik des Macedoniers, besonders rücksichtlich Amphipolis, welches jener so bereitwillig an Athen zurückgegeben, und in Bezug auf Theben, das er von Grund aus zu zerstören, — und auf die, durch dasselbe verheerten, Städte, welche er wiederum aufzubauen gedacht hatte; endlich auch auf die armen Olynthier selbst, die er mit Potidäa, damals athenienſischer Herrschaft unterwürfig, so schlau zu täuschen gewußt, so wie auf die Thessalier, die er durch die Verheißung Magnesia's und das Versprechen, den wider Phokis begonnenen Krieg zu endigen, an sich gefesselt hatte. Dem Einwurfe, daß Philippos unangreifbar, und durch seine Wehranstalten, feste Plätze und Seehäfen, sodann aber durch seine Bundesgenossen, die Thessalier zumal, unüberwindlich sey, stellte er folgende Gründe gegenüber, welche alle, in ihrer Freiheit unterdrückten, oder auch nur bedrohten und gekränkten Völker, mächtigen Tyrannen gegenüber, wohl beherzigen sollten: „Wer da glaubt, daß dieß alles in Philipps Gewalt sey; der irret sehr. Denn die Menschen sind nun einmal schon von der Art: schlagen sie sich zu Jemand, aus Geneigtheit des Gemüthes; vermehren sie seine Streithaufen aus inniger Liebe und reiner Anhänglichkeit; haben sämmtliche Theilnehmer am Kriege einen und denselben Zweck; so werden sie Glück und Unglück mit

einander theilen; so wird alles guten Erfolg gewinnen, Alle für Einen stehen, Alle nur ein Leib und eine Seele seyn. Keiner wird von dem Andern lassen; keiner scheuen das Ungemach, um die Rettung gemeinsamer Wohlfahrt. Reißt aber ein Einziger durch Uebervortheilung, Habgier und Leichtfertigkeit Alles an sich, und überflügelt Andere durch ungerechte Mittel; so bringt der erste gelogene Vorwand, der kleinste Fehltritt, das geringste Versehen, die unbedeutendste Niederlage, die der Habsüchtige durch irgend einen Zufall erleidet, den ganzen Anhang wider ihn in Aufruhr. Die festen Stützen seines Gebäudes brechen; seine Säulen stürzen ein, und Alles gehet zu Grunde. Es ist unmöglich, glaubt es mir, Männer Athens! es ist unmöglich, daß ein Ungerechter und Gewaltsamer, daß ein Meineidiger und Lügner dauerhafte Macht besitzen kann. Eine kleine Weile zwar, eine sehr kleine und kurze Weile, geht alles herrlich und fröhlich von Statten. So lange noch der Verbündeten Hoffnung blüht, so lange blüht auch des Falschen Glück. Aber mit der Zeit schreitet doch das Unglück nach. Mit der Zeit wird der Dieb erreicht. Es enthüllt sich die Niederträchtigkeit von selbst, und bringt sich zur Schau an das Tageslicht. Dann stürzt sie über sich selbst hin und fällt, mit einem Sturze vernichtet, zusammen. Gleichwie an einem Hause, an einem Schiffe und an-

dern dergleichen Dingen mehr, der Grund am dichtesten und festesten ruhen muß, wenn das Ganze bestehen soll; so müssen auch bei Handlungen Grundursachen und Zwecke rechtmäßig und in der Wahrheit fest seyn. Solches suchen wir bei den Handlungen Philipps vergebens."

Demosthenes rieth nun, vor allem die Thessalier von der Parthei des Königs abzubringen, und versuchte es darauf, zu beweisen, daß die Grundfesten der einheimischen Macht desselben locker und wankend seyen. Er schilderte mit wenigen, aber meisterhaften Zügen den großen Gegensatz der Zwecke des Monarchen und der Unterthanen. „Das Sinnen und Trachten des Erstern geht bloß darauf, sich Ruhm zu erwerben. Nach diesem Ziele ringt und rennt er. Darum scheut er keine Mühe; sie sey so groß, als sie wolle, ja sie koste ihm das Leben selbst. Alles dieß rührt ihn nicht, wenn nur der Preis seines Ringens und Kämpfens ein Ruhm ist, der seine Thaten über die Thaten aller seiner Vorfahren hebt. Ihm gilt der Ruhm mehr, als ein Leben voll Ruhe und Behaglichkeit, und welches vor allen Gefahren sichert. Nicht aber rührt die Unterthanen eine solche Eitelkeit. Sie haben dafür kein Gefühl, wohl aber für die Widerwärtigkeiten, mit denen ein unaufhörlicher Kriegsdienst verbunden ist. Hin und her müssen sie ziehen, bald

nach Süden, bald nach Norden. Die Leute, durch und durch abgemüdet und mißvergnügt, müssen zuletzt selbst der Nahrung entbehren, und werden durch immer sich wiederholende Mühsal fast zu Tode gequält. Ihre eignen Geschäfte, Ackerbau, Gewerbe und Handthierung, müssen sie brach liegen lassen. Haus und Hof bleiben unbestellt, missen schmerzlich den Herrn, und gehen zu Grunde in desselben Abwesenheit.“ — — Aus diesem Allen glaubte unser Redner schließen zu können, von welcher Art wohl die Stimmung der Macedonier gegen ihren Beherrscher sey.

Noch mehr war es ihm aber auch darum zu thun, den moralischen Eindruck zu vernichten, welchen die öffentliche Meinung von der Persönlichkeit des Königs damals in den Gemüthern so vieler Griechen bewirkte. Demzufolge zeichnete er den Philippos nicht halb so heldenkräftig, als die Sage ihn bisher gegeben; im Gegentheile als eifersüchtig auf fremden Muth und Ruhm, als schwelgerisch, wollüstig, und daraus — meinte er — hätten verständige Männer seine Denkart, den Hang seiner Seele, den Grundton seines Gemüthes kennen gelernt, und den Untergang des Reinmenschlichen in einem Manne, den man bedauern müsse, weil ein finsterer Geist von ihm Besitz genommen habe.

Auf solche Art suchte Demosthenes mit großer

Kunst den Glauben an Philipps geistige Ueberlegenheit, welcher er selbst in der Stille Bewunderung nicht versagen konnte, in den Herzen seiner Mitbürger zu erschüttern, und das Schreckbild von seiner furchtbaren Höhe herabzuziehen in die Reihe gewöhnlicher Erscheinungen, welche mit einiger Wachsamkeit und mit nur einigem Aufwande von Muth zu besiegen nicht schwer seyn dürfte. Das überraschende Glück, welches bisher Philipps Fersen gefolgt, schrieb er auf Rechnung ihrer eigenen Säumniß und unzeitigen Großmuth. Demnach beschwor er mit starken und eindringlichen Worten den alten vaterländischen Geist, besonders was das Einzelne der Heerrüstung selbst und der nothwendigen Geldbeiträge hierzu betraf, und tadelte bitter die bisher bei solchen Anlässen statt gefundenen Mißbräuche."

Auf diese zweite Vermahnung des Demosthenes wurden denn endlich die beschlossenen Maaßregeln in Vollzug gesetzt. Die Heerfahrt ging vor sich, und mehrere gleich Anfangs errungene Vortheile ließen den günstigsten Erfolg hoffen. Die Nachricht hiervon erregte in dem Volke eine ungemäßigte Freude und hohe Erwartungen, um so mehr, da nun auch die übrigen bisher eingeschüchterten Redner aus dem Hintergrunde hervortraten, und die Athener zur Rache an Philippos anfeuerten.

Demosthenes fand dieß Betragen durchaus den Zeitumständen nicht angemessen. Er fürchtete, daß Reden dieser Art die Bürger in allzufrühe Sorglosigkeit, in entnervende Eitelkeit und höchst gefährliche Säumniß stürzen würden, besonders wenn der Wahn bei ihnen aufkäme, das Spiel sey bereits gewonnen, der Feind bewältigt, und es thue fernere Hülfeleistung an die Bundesgenossen nicht noth. Deßhalb trat er mit herben Rügen wider den Leichtsinn und die Vermessenheit jener Demagogen auf, und suchte in der Versammlung auf besonnenes Wesen, reiferes Nachdenken und zeitgemäßere Wachsamkeit hinzuwirken. Er erkannte sehr richtig, daß, wie die Menschen in der Mehrzahl, also auch, und namentlich seine Athener, vor Allem auf Sicherstellung ihres eigenen Besitzes gingen, und die Begierde der Rache schwächer, als die Liebe zur Erhaltung des Eigenthums sey. Bei diesem Anlasse wagte er einen sehr gefährlichen Angriff auf jene Gesetze, welche Todesstrafen über jeden Bürger verhängten, der den Antrag stellen würde, man solle die Schauspielgelder zu Bestreitung der Kriegskosten verwenden. Zugleich brachte er den großartigen, selbst aufopfernden, Geist der Altvordern wieder vor ihr Gemüth, welcher den Schmeicheleien der Volkssprecher niemals solchen Eingang verstattet habe, wie das gegenwärtige Geschlecht, dafür aber, während der Dauer

von fünf und vierzig Jahren, unter den freien Städten Griechenlands den ersten Platz ihnen gesichert, und den Fürsten jenes Landes, von dem die Rede nun sey, in Gehorsam gegen Athen erhalten habe. Allein diese ihre Väter zogen in Person zu Felde, nicht aber überließen sie die Entscheidung dem Schwerte der Miethlinge. So nur erfochten sie jene kühnen Siege, davon die allenthalben aufgerichteten Denkmäler zeugten; so nur erwarben sie sich, einzig unter allen Sterblichen, einen Ruhm, gegen den selbst der Neid nichts vermochte; so nur erhielten sie den Verkehr mit allen Ständen von Hellas.

Demosthenes hatte das Kommende nur zu richtig eingesehen. Obgleich die Flotte von 30 Schiffen und bemannt mit 2000 Mann Soldtruppen, anfänglich einige Vortheile errungen hatte, so vereitelten dennoch die Untüchtigkeit des Führers und die Ausschweifungen des Heeres alle ferneren Fortschritte. Die Heerfahrt kehrte bald unverrichteter Dinge zurück, und der König waffnete sich von neuem, und schwur, entweder die Olynthier aus ihrer Stadt zu treiben, oder selbst für immer aus Macedonien zu weichen.

Tief zürnte Demosthenes der Planlosigkeit, die das Ganze bezeichnete, und der Unwürdigkeit des gethanen Schrittes. Er schalt heftig auf die Urheber der Schmach in der Versammlung des Volkes, und drang nachdrücklichst auf kraftvollere Unterstützung der täglich

mehr geängsteten Bundesgenossen. Endlich brachte er eine zweite Truppensendung von 4000 Söldnern, unter Anführung des Charidemos, zu Stande. Aber dieselbe kam viel zu spät. Philippos hatte die Olynthier geschlagen und stand vor den Thoren ihrer Stadt. Das athenische Heer, statt das Versäumte glorreich einzubringen, schändete den Zweck seines Erscheinens abermals durch Unordnungen der gröbsten Art.

Voll glühender Schaam erhob der edle Redner zum drittenmale jetzt seine Stimme und bewirkte einen neuen Zug, der aber nicht mehr aus Söldnern, sondern aus streitbaren Bürgern, etwas über tausend an der Zahl, bestehen sollte. Doch zeigten auch diese des in sie gesetzten Vertrauens sich nicht würdiger, als die fremden Miethsknechte. Und während der König alle Künste der Arglist und der Bestechung aufbot, welche im Innern von Olynth selbst mehr als seine Waffen wirkten, und den Ueberrest von moralischer Kraft im Herzen der Vertheidiger desselben untergruben, fand man die Athener träg, säumig, zuchtlos, unempfindlich für Kriegsehre, unaufgelegt zu Anstrengungen und Gefahren. So zerstörte denn Verrätherei rettungslos die letzte Anstrengung olynthischer Patrioten. Die Stadt fiel in die Gewalt des Feindes; und bald darauf lag sie in Schutt und Asche; die Einwohnerschaft ward durch das Schwert vertilgt, oder in noch schlimmere Sclaverei abgeführt.

Ueber diese Nachricht erschracken alle Freigesinnten in Athen und durch ganz Hellas in ihrer innersten Seele. Aus den Flammen, welche fernher aus den Ruinen Olynths entgegenschlugen, erschien dem Demosthenes in dunkler trüber Ahnung das Schicksal des Vaterlandes. Der Pöbel selbst, aus seiner bisherigen Sorglosigkeit etwas aufgeschreckt, erzitterte vor noch kühnern Wagnissen des Königs.

Allein Philippos, immer Herr über sich, und die Freude des Siegs, so wie die ungesättigten Wünsche des Herzens schlau in sich verbergend, wußte eine durch Furcht neu geweckte und noch immer ihm schreckbare Energie mit meisterhafter Verstellung wieder einzuschläfern. Gold, Gastmahle, Sendschreiben, Auszeichnungen versöhnten alte Feinde, und verstärkten die ihm bisher ergebene Parthei. So bewies er hier von neuem seine tiefe Kenntniß der Zeit und der Menschen. Kaum waren die drohendsten Anzeichen der Gefahr vorüber, so überließ auch sich das Volk von Athen der vorigen Thatlosigkeit wieder.

Unter diesen Umständen, immer Freund und Feind in einer Person, und den Pfeil des Todes in den süßen Honig des Friedens tauchend, erschien Philipp plötzlich im Chersones; bei den Thermopylen; ja selbst zur See, bei Marathon. Der weiland zinsbare Fürst der macedonischen Barbaren ging unaufgehalten durch die

Pässe, wo die Dreißigtausende des Xerxes gefallen waren, und hatte das Schlachtfeld entweiht, wo die Heeresmassen Persiens der Tugend des Miltiades erlagen. Athen stand in höchster Gefahr, denn es vertrauete nicht auf sich selbst. Beinahe alle Organe der öffentlichen Meinung waren durch das Gold des Tyrannen erkauft oder zum Schweigen gebracht, und es glaubte das Volk glücklich genug zu seyn, als es den vortheilhaften Frieden annahm, den Philipp mit scheinbarer Mäßigung ihm anbot oder bewilligte. Es wollte aber derselbe blos freie Hände gegen Phokis haben; darum stellte er die Bedingungen über Erwarten günstig. Im Ganzen hatte er nichts versprochen. Bald zeigte sich dieses.

Die Phokäer, oder vielmehr einige Bürger dieses Volkes, welche an der Spitze des gemeinen Wesens standen, hatten, von Geldmangel nicht minder, als von Geringschätzung der Götter angetrieben (da sie in diesen alle Leidenschaften der Menschenbrust, und in den Sophisten so wie im zunehmenden Leichtsinne der Zeit gelegene Vertheidiger der Irreligion fanden), das bei ihnen befindliche Orakel durch Raub der Tempelschätze entweiht, und dadurch, wie billig, den Haß aller gutgesinnten Hellenen wider sich erregt. Jene Männer, welche dem Volke das große Unglück brachten, hießen Onomarchos, Philomelos und Phaläkos. Zwar ward

Letzterer nun auf einige Zeit seiner Stelle, als Verwalter des Tempelgutes, entsetzt. Allein in kurzer Zeit wußte er sich aufs Neue in diesen Posten einzudrängen, und, unterstützt von spartanischem Zuzug, die feindlich gesinnten Böotier hart in die Enge zu treiben.

Philippos benutzte der Phokäer Verbrechen, wie der Böotier Noth, um einen Schritt vorwärts in seinem Eroberungsplane zu kommen. Er trug sich mit gewaltsamer Zudringlichkeit als Mittler in dieser Sache und als Rächer des Ansehens der beleidigten Götter an. Die entzweiten Phokäer wurden überlistet, und der König erschien plötzlich mit überlegener Heeresmacht, so daß Jene sich ergeben, und die Anführer mit einem Ueberreste von kaum 7000 Söldnern nach dem Peloponnes entfliehen mußten. Darauf ließ Philipp im Rathe der Amphiktyonen alle Minen springen, bis derselbe, sowohl aus wirklichem Abscheu vor der Phokäer Missethat, als aus Furcht vor des Macedoniers Zorn, feierlich die Phokäer ihrer Stelle im Bunde verlustig erklärte, und dem Könige den erledigten Sitz mit zwei Stimmen einräumte. Die Städte des geächteten Volkes selbst wurden, im Widerspruche mit dem Grundgesetze des Bundes, zerstört, die noch übrigen Einwohner in einzeln liegende Dörfer zerstreut, die Rädelsführer aber, durch den tragischen Ausgang der Dinge von dem Daseyn und von der Rache der Götter

nun überzeugt, erlitten oder nahmen selbst einen grauenvollen Tod (346 vor Christo).

Erst nach dem der Phokäische Handel diese Wendung erhalten hatte, erkannten die Athener den großen begangenen Irrthum, daß sie für einen Antheil an der Beute eine so wichtige griechische Stadt verkauft, mit ihr ein Bollwerk Griechenlands leichtsinnig zertrümmern geholfen und dem Feinde der politischen Selbstständigkeit der Nation den Weg in das Herz derselben durch den unverwehrten Eintritt in die Amphiktyonen, gebahnt hatten. Sie waren daher so eben entschlossen, den Gesandten Philipps, welche gekommen, die Einwilligung Athens zu den letzten Verhandlungen des Bundesrathes zu holen, abschlägige Antwort zu ertheilen, und mit dem Könige zu brechen, als Demosthenes sie daran hinderte und hindern zu müssen glaubte.

Demosthenes hatte eingesehen, daß unter den gegenwärtigen Umständen nichts zu thun übrig sey, sondern ein glücklicherer Augenblick erst abgewartet werden müsse, um gegen den Usurpator sich zu erklären. Freimüthig schilderte er in der Volksversammlung selbst das verkehrte System, nach welchem seine Mitbürger, im Gegensatze zu andern vernünftigen Menschen, ihre meisten Sachen nicht *vor* Vollbringung, sondern erst *nachher* zu berathen und diejenigen Sprecher mit dem größten Beifalle zu belohnen pflegten, welche ihre Feh-

ler und Irrthümer am heftigsten gerügt hatten. Denn bei dieser an und für sich löblichen Eigenschaft gehe doch, über dem vielen Gezänke und Getadel, der Augenblick des Handelns und der Gegenstand des Rathschlags selbst verloren. Darum bat er sie, trotz des jetzigen schlechten Zustandes der Dinge, mit Ruhe des Gemüthes seinen reiferwogenen Ansichten und patriotischen Vorschlägen Gehör zu schenken. Hierauf musterte der Redner die ganze Reihe ihrer Versehen mit scharfer Rüge, doch so, daß er ihnen stets die Veranlassungen und Triebfedern, aus welchen sie entsprungen waren, auseinander setzte, und seine früher gegebenen Rathschläge mit den Einwürfen der Gegner zusammenhielt.

Nachdem dieß geschehen, rieth er den Athenern, anfänglich zu ihrem nicht geringen Erstaunen, den mit Philippos eingegangenen Frieden auf keine Weise zu brechen, weder durch Verbindungen mit andern Staaten, noch durch Darleihen von Geldsummen, oder Sendung von Zuzug, oder auch nur durch Erlaubniß zu Werbungen auf ihrem Gebiete. Nicht deßhalb, als ob er selbst etwas auf den Frieden halte, und ihm eben viel daran gelegen wäre, und noch weniger, als ob er Athen besondere Ehre gebracht; allein so wie die Sachen ständen, würde es auf jeden Fall dienlicher gewesen seyn, diesen Frieden niemals eingegangen zu haben, als jetzt ihn zu brechen. Denn durch denselben waren

eine Menge von Vortheilen aufgegeben worden, die Athen früher besessen, und mit denen es damals weit sicherer den Krieg hätte fortsetzen können, als es jetzt zu thun im Stande war.

Durch diese Gründe bestimmt, und nicht, als ob er die Sache etwa für rechtmäßig und es für keinen Schimpf hielte, daß ein Macedonier im Bunde der Griechen sey, rieth er dem Volke, in des Königs Wünsche einzugehen. Denn ein Widerstand in der gegenwärtigen Lage der Dinge könne leicht für Athen gefährlich werden, schon darum, weil Philippos einen Anlaß habe, sämmtliche Hellenen wider Athen aufzureizen, welches nicht nur wenig thätige Freunde, sondern leicht sämmtliche Staaten zu Feinden haben dürfte, da beinahe jedem derselben, dem einen diese, dem andern jene Ursache zum Mißvergnügen in der Nähe liege. Eine Weigerung, dem Beschlusse der Amphiktyonen beizupflichten, würde als Ungehorsam gegen die Oberherrlichkeit desselben ausgelegt werden. Der Titel entscheide nichts mehr, weil Philippos die Macht habe und im Besitz sey, aus denen er ins Gebiet von Athen ungehindert und nach Gutdünken einrücken könne. — Und die Sache blieb beim Alten.

Philippos schien sich aller Angelegenheiten in Hellas entschlagen und blos gegen Illyrer und Thraker

seine Waffen gewendet zu haben, um die Länder von den vielen kleinen Zwingherren zu befreien, die seit längerer Zeit sie verwüstet hatten. Demosthenes allein wußte, daß der Ehrgeiz eines Tyrannen nie schlafe. Er ahnete frühzeitig und faßte ganz des Königs eigentliche Plane in ihrem innern und äußern Zusammenhange. Er rief demnach die schlauverhüllte Taktik des gefährlichen Feindes auf den geheimsten Wegen an, die sie eingeschlagen zu haben vermeinte. Auch unterließ er nicht, die Athener zu versichern, daß die Gefahr und ein neuer Krieg mit Philipp näher sey, als sie wohl glauben möchten. Er ermahnte sie dringend, den süßen Worten des Friedens nicht allzusehr zu vertrauen, sondern, nach redlicher Ordnung ihres Hauswesens, dem Tyrannen gerüstet zu stehen. Nicht ihnen allein, der Freiheit des gesammten Hellas stelle der Macedonier Hinterhalte; er mache sich anheischig, dies durch Zeugen und untrügliche Urkunden zu erhärten.

Durch solche Worte, die zugleich wie Feuerzungen durch das übrige Griechenland gingen, suchte Demosthenes sowohl seine Mitbürger aus einer peinlichen Verlegenheit über den Bescheid zu ziehen, welcher den eben anwesenden Gesandten des Königs und denen der Messenier und Argiver gegeben werden mußte; als auch den gefährlichen Einfluß seines zwar geistreichen,

aber etwas feilen Nebenbuhlers, Aeschines, in der öffentlichen Meinung zu schwächen *).

Philippos hatte diese Gesandtschaft zu dem Ende nach Athen abgefertigt, um bei der Republik darüber Beschwerde zu führen, daß man von Athen aus ihn durch ganz Griechenland als Lügner und Prahler anzuschwärzen, sich Umtriebe erlaube und ihn beschuldige als habe er, was er gelobt und geschworen, nicht gehalten. Da er den Athenern nichts versprochen, könne bei ihm auch der Verdacht eines Treubruchs nicht statt finden; die das Gegentheil behaupten würden, fordere er zum Beweise dessen auf. Um eben diese Zeit hatten auch die Freistaaten von Messene und Argos vertraute Männer an die Athenienser gesandt, um sie zu Zerstörung des Lacedemonischen Uebergewichts im Peloponnese aufzufodern. Beide Gegenstände setzten sie einer sehr mißlichen Wahl aus, denn wenn auch das Begehren jener Peloponnesischen Staaten ihnen gerecht und die Gewalt Sparta's, der alten Feindin sehr gefährlich schien, so kam wiederum auf einer andern Seite die Rücksicht in Betrachtung, daß Argos und

---

*) So weit die ausführlichere Arbeit. Von da an läuft der Aufsatz nach der ersten Anlage bis zu Ende.

Messene mit Philipp in Verbündniß, sie selbst aber mit Lacedämon gerade damals in freundschaftlichen Verhältnissen standen. Des Königs argen Sinn erkannten sie zwar bald, aber sie fühlten sich zu schwach, jetzt eine entscheidende Sprache zu führen. Darum trat Demosthenes kühnen Herzens auf, und erbat sich die Erlaubniß, in ihrem Namen jedem den Bescheid ertheilen zu dürfen, den er den Umständen am angemessensten finden würde. Nebenbei säumte er auch nicht die Unwahrhaftigkeit und die niedrige Gesinnung des Aeschines zu schildern, welcher als der Hauptstimmführer für Philipp galt. Wenn er in den beiden ersten Punkten vielleicht weniger bewirkte, als die Zeitlage zu erheischen schien, so gelang ihm wenigstens bei dem dritten der Sieg auf längere Dauer; die Herzen der Athener wurden gänzlich von Aeschines abgewendet.

Den Kampf wider König Philippos fortzusetzen, bot sich Demosthenes sehr bald ein neuer Anlaß in dem [Streite um den Besitz von Haloneſos dar. Diese, unweit Magnesia gelegene Insel wurde von Ersterm einer Horde Seeräuber entrissen, und, unter dem Rechtstitel eines wohlerworbenen Eigenthums, in Besitz genommen. Dawider machten die Athener Einsprache, auf ein älteres Besitzrecht sich gründend. Philipp, um gegenwärtig eine noch nicht in seinem Plan gelegene Spannung zu vermeiden, erklärte sich bereit,

von seinen Ansprüchen abzustehn, jedoch aus Großmuth, nicht aus Ueberzeugung von dem Rechte Athens auf jenes Eiland. Dasselbe verweigerte die Annahme unter solchen Bedingungen, und erklärte, dasjenige nicht als Geschenk annehmen zu wollen, was er vermöge eines Rechtes als Eigenthum besessen; auch Demosthenes trat in dieser Sache als Redner auf, doch sprechen viele ihm denjenigen Aufsatz, als von ihm verfertigt, ab, der unter seinen Schriften mit der Ueberschrift: „Rede vom Haloneſos“ gefunden wird, sowohl des bittern Tones als des grellen Inhalts willen. Eine neue Fehde erhob sich über die von Philipp, alten Bräuchen zuwider, entworfene Handelsordnung, über Amphipolis, und die Machtverhältnisse im Chersoneſos. Sie zogen gegen das feindlich gesinnte Kardia aus, und als Macedonische Truppen den Bewohnern dieser Stadt zu Hülfe eilten, wurden dieselben mit den Waffen zurückgetrieben. Jetzt klagte Philipp den Diopeithes, der diesen Schritt gewagt, förmlich bei der Republik an, als Störer des Friedensvertrages. Seine Vertheidigung übernahm also Demosthenes, und suchte den Athenern neuerdings über Philipps schwellende Macht und Eroberungssucht die Augen zu öffnen, und zu zeigen, daß Athen selbst ihr bald zum Opfer fallen müsse, wenn nicht die kräftigste Gegenwehr ohne Säumen entgegengestellt würde. Während er noch immer vor

den Gefahren der Zukunft warnte, zeigten sich bereits in der Gegenwart die Vorboten, welche die Wahrheit seiner Prophezeihungen bekräftigten. Es erregte plötzlich der König auf Euböa einen Aufstand wider die Athener und belagerte Perinthos. Phokion ward gegen ihn abgesandt und vereitelte größtentheils seinen Plan; zugleich vertheidigten sich die Perinthier auf das ehrenvollste, und wurden in dem Glauben an ihre Tapferkeit durch die Hülfe gestärkt, die Byzanz, und der Persische König, eifersüchtig auf des Macedoniers Fortschritte, ihnen noch zur rechten Zeit zukommen ließen. Auf dieses wandte sich nun Philipp gegen Byzanz selbst, voll Hoffnung, die von einem großen Theil ihrer Besatzung verlassene Kolonie, leicht überrumpeln zu können. Er täuschte sich darin, und fand unerwarteten Widerstand. Zugleich hatte Demosthenes durch seine eifrigen Bemühungen es dahin gebracht, daß Athen der alten Unbilden vergaß, die es im bekannten Bundesgenossenkriege von Byzanz und den mit ihm vereideten Pflanzstädten erlitten hatte, um sich nun mit ihnen gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen. Ein Heer ward zum Schutze von Byzanz entsendet; Chares war desselben Feldherr. Demosthenes aber durchwanderte nun, als Gesandter seiner Vaterstadt, ganz Hellas, und reizte auf der Tribune und in besondern Unterredungen mit der ihm eigenen Unüberwindlichkeit alle Völker, mit

weniger Ausnahme, wider den fürchterlichen Feind, mit dem Erfolge auf, daß den Athenern, außer ihren Haustruppen, an die 15000 Streiter zu Fuß, und 2000 Berittene zu Gebote ſtanden, und Geldes genug zu Verabreichung des Soldes mit übermacht wurde. Schon waren jetzt Euböa, Achaia, Korinth, Megara, Leukadien und Korcyra zu Athen getreten, und andere folgten täglich nach; die Augen aller Griechen waren voll Erwartung des Ausgangs; zu deſſen glücklichem Gelingen ſchien nur das Bündniß der Thebaner noch zu fehlen. Sie waren Athens nächſte Nachbarn, in Waffen trefflich geübt, durch eine große Anzahl Kriegsvolk ein Gegenſtand der Achtung; aber ſie waren auch noch friſch her vom Phokäiſchen Kriege dem Könige Philipp für gute Dienſte, die er ihnen erwieſen, tief verpflichtet; alte und neue Gränzwirren hatten die Flamme des Haſſes geweckt und geſchürt. Wie mochte man die Gemüther zu einem Kampf vereinen, welchen zu wagen kaum die bitterſte Noth, keineswegs aber die Idee der Freiheit, zu mehr, beſtimmen konnte?

Trotz dieſer Verlegenheit eröffnete ſich der Feldzug. Aber des Königs Fortſchritte waren bald reißend, und er bedrohte hart und nah die Gebiete ſeiner Gegner. Bei Amphiſſa Sieger, fiel er in Elatea ein, beſetzte er Phokis. Da entſank den Athenern der Muth, und großer Schrecken herrſchte in den Mauern, wo

einst mit Miltiades und Themistokles kein Bürger sich vor Darius und Xerxes Schaaren gefürchtet. Die feilen Redner, den Abgrund vor ihrem Vaterland erblickend, verstummten, und niemand wagte es, die Tribüne zu besteigen. Demosthenes allein hatte die Besonnenheit seines Geistes und die Kraft seines Heldenwillens nicht verloren; er trat noch einmal kühnlich auf und sprach eifrig vom Thebanischen Bündniß. Auch in die Uebrigen kehrte jetzt der Muth zurück; man beschloß des Planes Urheber selbst zu seiner Ausführung zu entsenden. Und Demosthenes ging nach Theben, wo Philipps Gold bereits mehr als ein, dem Gegenstand gewachsenes, Talent zum äußersten Widerstand gedungen hatte. Die Thebaner fühlten alle gar wohl das Gewicht der Gründe, welche Politik und Oekonomie in dem Munde der Macedonisch Gesinnten geltend machten; aber die edlern Gefühle von Volksruhm, Freiheit und Rettung des Ganzen, die aus der Feuerseele des Atheners, wie einst die Blitze des Perikles, hervorgingen, überwältigten sie. Sie sahen zwar die brennenden Städte der Phokäer und die Schreckniſſe des kommenden Krieges in langer Reihe vor sich; aber die Begeisterung siegte über die kalte Berechnung. Der Bund kam zu Stande; die Versammlungen beider Völker wurden durch Demosthenes Geist gleich geleitet; der Kriegsrath handelte nach Planen, die er ent-

worfen. Die Hellenen, vom Abendrothe der untergehenden Begeisterung noch einmal umglänzt, blickten bewunderungsvoll auf dies merkwürdige Schauspiel hin. Aber das Geschick war dennoch von Hellas nicht abzuwenden.

Der König ward durch die Nachricht von der Thebaner Uebertritt zu Athen aufs äußerste überrascht; er fühlte sich einem solchen Bunde gegenüber nicht stark genug, und begehrte den Frieden. Umsonst; die Sachen waren zu weit gediehen; alle Versuche scheiterten an den Worten des Demosthenes. Seine Seele war selbst über gefahrverkündende Orakel und die düstern Weissagungen mehr als eines Sehers erhaben; die Gegner deuteten, was er als höhere Nothwendigkeit erkannt, als strafbaren Trotz wider der Götter Willen.

So zogen also, gerade um dieselbe Zeit, als von Rom ein großer Aufstand der Latiner unterdrückt wurde, die Heere der Hellenen und Macedonier gegen einander; in der Reihe der erstern, um zu rathen und zu begeistern, Demosthenes. Bei Chäronea stellten sie sich in Schlachtordnung auf. Kraft und Muth waren bei beiden Theilen gleich; aber bei den Barbaren war geregeltere Taktik, Einheit des Willens, größere Uebung, des Feldherrn durchdringender Geist, und das aufkeimende Kriegsgenie seines Sohnes Alexandros. Lange Zeit ward mit zweifelhaftem Glück, mit

äußerster Erbitterung gefochten. Den Griechen standen die Erinnerungen früherer Zeit, den Macedoniern die Trophäen der Gegenwart und Zukunft bei; bei beiden galt es um Uebergewicht, Herrschaft, Unabhängigkeit. Aber die unerfahrene Tapferkeit des Chares und Lysikles konnte in die Länge doch nicht dem unwiderstehlichen Heldenmuth des Jünglings Alexander Halt bieten, der auf dem rechten Flügel zuerst die Reihen der Hellenischen Schlachtordnung brach. Auch die heilige Schaar der Thebaner verblutete allmählig, Mann für Mann. Umsonst hatte Demosthenes Athener und Böotier an Perikles und den leuktrischen Sieger gemahnt; nicht ihre Tapferkeit, ihr Glück hatte sie verlassen. Ueber 1000 Athener, eben so viele Thebaner lagen auf der Wahlstatt, noch mehrere wurden gefangen. Diese Schlacht, die Griechenlands Schicksal entschied, und deren Folgen nie verjähren wollten, ward 33 Jahre nach der bei Leuktra geschlagen.

Philippos überließ sich der unmäßigsten Freude; von Sieg und Weine trunken, wiederholte er unaufhörlich die Anfangsworte jenes von Demosthenes wider ihn entworfenen Gesetzes, das die große Heerrüstung entschieden hatte. Als aber die Macht des Weingeistes von ihm abgelassen, und er des folgenden Tages die Leichenhaufen der auf beiden Seiten Erschlagenen betrachtete, da empfand er, wie Plutarchos meldet, tie-

ses Grauen vor der Macht des Genies und der Beredsamkeit eines Einzelnen, die ihn gezwungen, ein Paar Stunden lang für Leben und Herrschaft zu streiten. Er erinnerte sich, daß selbst der größte König damaliger Zeiten, der Monarch von Persien, vor diesem Geiste sich gebeugt, und seinen Satrapen, diesen Mann vor allen Griechen am meisten zu ehren und zu beobachten befohlen, auch durch glänzende Geschenke ihn zu gewinnen gesucht habe.

Groß war die Trauer durch ganz Griechenland über die Niederlage Athens und seiner Bundesgenossen; viele klagten auch wohl den eingeschlafenen Heldensinn und die Gleichgültigkeit Sparta's an, das in dem Augenblicke, wo es um allgemeine Freiheit und Nothwehr sich gehandelt, entfernte Bundesgenossen, die Tarentiner, wider Lukanien zu unterstützen vorgezogen hatte. Am meisten aber entzündete das öffentliche Unglück den Parteihaß in Athen; die Gegner des Demosthenes, frohlockend über die Todeswunde in der Brust des eigenen Vaterlandes, standen nun in Masse auf, klagten ihn als den Urheber an, erdichteten Mährchen von feiger Flucht aus dem Kampfe, und forderten, daß er zur Rechenschaft über das Geschehene gezogen würde. Allein das Volk von Athen, in diesen Tagen der Bedrängniß noch einmal von der Großartigkeit seiner Väter angeweht, und höher als sein

Unglück, sprach ihn von allen Beschuldigungen frei; es erwies ihm die gleichen Auszeichnungen wie vorher, und wählte ihn sogar dazu, den Gefallenen bei Chäronea die Leichenrede zu halten. Demosthenes erfüllte, tiefergriffen von diesem Vertrauen seiner Mitbürger, den erschütternden Auftrag und endigte die Rede mit den Worten: „Dem Geschlechte nach war zwar jeder Einzelne dem Einzelnen näher verwandt, aber Allen insgesammt keiner näher als ich; und derselbe, dem am meisten daran lag, daß sie glücklich und gerettet würden, empfand auch, als unerwünschte Unfälle sie trafen, um Aller willen den tiefsten Schmerz."

König Philipp, so sehr ihn in den ersten Augenblicken sein unerwartetes Glück betäubt hatte, war doch bei reiferm Nachdenken zu klug, um nicht einzusehen, daß ihm auch jetzt noch zur Sicherung der erhaltenen Uebermacht die größte Mäßigung und Schonung, namentlich der Athener, nothwendig sey, und er mehr in der Eigenschaft eines Protektors, als eines Beherrschers, Hellas in seinem Willen erhalten könne. Darum zeigte er gegen Athen vor allen viele Großmuth; weniger gegen Theben, auf dessen Unkosten er, machiavellistisch, das erstere sogar vergrößert hatte. Nunmehr ließ er sich feierlich zum Oberfeldherrn des gesammten Hellas erklären, und trachtete, sich die Neigung aller Völker desselben, durch die Erklärung und

Verheißung zu gewinnen, daß er an ihrer Spitze ausziehen werde, das Reich der Perser zu zerstören, und alte Unbilden, welche dieselben Griechenland jedoch wie Macedonien zugefügt, glänzend zu rächen. Der Tod überraschte ihn in Mitte dieser, man weiß nicht ob ganz ernstlich gemeinten, ob blos scheinbaren Entwürfe. Demosthenes frohlockte in seinem Herzen, als er diese Nachricht, wie es scheint, der ersten einer in Athen, erfuhr. Mit freudigem Gesicht, die Kunde noch listig verbergend, trat er vor den Rath und das Volk, und verkündete, daß er einen Traum gehabt, der den Athenern ein großes Glück bedeute. Es vergingen wenige Minuten, so kamen bereits Boten, welche den Hinscheid des Königs und Tyrannen meldeten. Alsbald opferte das Volk in ausgelassener Freude den Göttern Dankhekatomben, und beschloß, Pausanias, dem Mörder Philipps, eine Statue und Ehrenkrone. Als Demosthenes alle Geister in der Stimmung sah, die er sich wünschte, erschien er, obgleich ihm vor 8 Tagen erst seine geliebte Tochter gestorben war, festlich geschmückt *) auf der

*) Bitter ward ihm dies von Aeschines und andern Gegnern, als Fühllosigkeit gegen die Stimme der Natur, vorgeworfen; er aber meinte, daß einen Familienunfall zu beweinen den Weibern, ihm aber den frohen, heitern, thätigen Blick auf den Staat jetzt zu richten, vor allem gezieme.

Tribüne, schilderte den jetzigen Zeitpunkt, als den geeignetsten von den Göttern selbst gesendeten, um unwürdige Fesseln wieder zu sprengen, und reizte aufs neue den Bund der Städte wider Macedonien, dessen neuen König er einen unmündigen Knaben nannte. Während Alexander mit den aufgestandenen Illyriern und Triballern stritt, brachen Akarnaner, Ambrakioten und Thebaner wider die Macedonischen Besatzungen, und einzelnen Heerabtheilungen auf; aber alle diese Bewegungen waren nur einzeln; die Rüstungen verzogen sich allzusehr; es war keine Einheit in dem Befreiungsplan, noch Energie in seiner Ausführung.

Vor allen geriethen nun die Thebaner in Bedrängniß, und mußten schwer die Folgen ihrer Leichtgläubigkeit und ihres Leichtsinns büßen, durch den sie, vielleicht ohne Noth, den Grimm Alexanders erregt. Sie tödteten die Hauptleute der Macedonischen Besatzung in der Kadmeia, als diese ahnungslos aus der Burg getreten; drauf belagerten sie die Besatzung selbst, und fertigten Gesandte rings an die Hellenen ab, mit flehender Bitte um beförderlichen Beistand. Zu dem allen hatte sie die falsche Kunde von Alexanders Tode unter den Triballern ermuthigt. Demosthenes, von immer schwellendem Hasse wider das Macedonische Fürstengeschlecht getrieben, brachte es bei den Athenern

neuerdings dahin, daß schleuniger Zuzug an die Thebaner beschlossen wurde. Allein die plötzliche Erscheinung des todtgeglaubten Alexanders auf dem Schauplatz hieß sie die Wendung, welche die Sachen nehmen würden, noch ein wenig abwarten. Demosthenes, tief zürnend dieser falschen, unedeln, selbstverderblichen Politik, gedachte wenigstens das Seinige zu thun, rüstete mehrere Schaaren Kriegsvolk auf eigene Kosten, mit einem bedeutenden Waffenvorrath aus, und sandte sie dem Belagerungsheer vor Kadmeia zu, welches, die nahe Ankunft des Rächers fürchtend, seine Anstrengungen verdoppelte.

Die Thebaner hatten sich Hoffnung gemacht, von Peloponnesischen Völkern, besonders den Arkadiern, ebenfalls Hülfe zu erhalten; allein der Einfluß eines bedächtigen, argwöhnischen, geizigen Häuptlings, und die Macht des Macedonischen Goldes machten diese Hoffnung scheitern. Demosthenes dagegen wirkte, ebenfalls durch Geld *), dahin, daß andere Truppen aus

*) Die Schlechtigkeit seiner Feinde und die Falschheit mehr als eines halbhörigen Skriblers haben sein Andenken durch den Vorwurf zu beflecken gesucht: er habe sich von Persien bestechen lassen und bedeutende Summen erhalten. Daß letzteres geschehen, liegt außer allem Zweifel; daß er jedoch den edelsten Gebrauch, für das Vaterland, nicht für sich, davon gemacht, ist ebenfalls dargethan. Die Politik des

der Halbinsel wenigstens nicht gegen Theben und die Freiheit stritten.

Alexander näherte sich jetzt dem Gebiete seiner Feinde, denen er wirklich einige Bedenkzeit gegeben; Demosthenes, dem unversöhnlichen Gegner seines Hauses, der ihn erst einen Knaben, dann einen Jüngling genannt, ließ er bedeuten, er werde unter Athens Mauern ihm zeigen, daß er ein Mann sey. Dieser Ausdruck bitterer Empfindlichkeit ist eben so sehr eine Urkunde der Achtung, in welcher bei ihm sein Feind gestanden haben muß, als jene spätere Aeußerung des Königs, nachdem er Persien schon besiegt hatte, ein Denkmal des geistigen Ruhms, welchen Athen in der öffentlichen Meinung der damaligen Zeitgenossen besaß; nämlich: daß ihm bei allen, und den größten Thaten immer vor der Seele geschwebt: was werden wohl die Athener dazu sagen?

Die Thebaner glaubten inzwischen noch immer fest an Alexanders Tod, und hielten den gegen sie anrückenden für einen andern Alexander, entsprossen aus einer Seitenlinie des Macedonischen Königshauses.

Persers, und das Interesse der Hellenischen Freiheit trafen hier zufällig zusammen; Demosthenes benutzte den Umstand und that nur, was große Hellenen vor ihm einst auch gethan (Konon, Agesilaus, u. s. w.)

Die Kriegspartei siegte daher stets in ihrer Stadt über die ohnmächtigen Versuche derer, welche klarer sahen, Unglück ahneten, und zum Frieden riethen. Zugleich hofften sie auf Persien, und erwarteten sehnsüchtig Hülfsvölker von daher. Denn auch hier hatte Demosthenes neuerdings sein ganzes Ansehen angewendet, um der Freiheit eine Stütze zu verschaffen. Leider vollendete sich der Thebaner Geschick, ehe von den Sendschreiben ihres Athenischen Freundes eine Wirkung erfolgen konnte. Der Macedonier lag bereits vor ihren Mauern. Muthvoll standen die Bürger in der bald erfolgten Schlacht den Reihen des Perdikkas, verwundeten und trieben ihn zurück. Aber Alexander, mit der wunderbaren Phalanx, besiegte sie dennoch zuletzt; die Mauern wurden gestürmt, während von der Kadmeia aus die Besatzung sie im Rücken überfallen hatte. Gräßlich war der Besiegten Schicksal; was nicht getödtet war, wurde zu Sclaven verkauft, die Stadt bis auf die Tempel und Pindaros Wohnung zerstört. Zu spät gereuete den König, wie oft erzählt worden ist, Griechenland das eine Auge entrissen zu haben.

Den Schreck, welcher durch alle Hellenen ob dieser schauerlichen Rache ging, wollte der Sieger benutzen, um seine Feinde, und zumal die patriotische Partei, allenthalben zu vernichten, oder zu entwaffnen. Demnach befahl er zuerst den Athenern: die Redner sämmtlich

ihm auszuliefern, welche nicht müde würden, das Volk wider Macedonien aufzureizen; sollten sie unklug genug zögern, diesem Begehren zu willfahren, so hätten sie das gleiche Schicksal zu erwarten, das so eben die Thebaner getroffen.

Die Meinungen in der Versammlung der Athener schwankten. Ein großer Mann, gerecht und vaterländisch gesinnt, die Niederträchtigkeit der Zeit und seines Volkes eben so sehr mit Spott und Verachtung verfolgend, als Demosthenes sie zu tilgen und zu bessern bemüht war, jedoch aus Ueberzeugung von der Versunkenheit seiner Landsleute und ihrer moralischen Ohnmacht, stets nur Rathschlägen des Friedens zugethan, und eben darum politischer Meinungsgegner des feurigen Demosthenes, dieser Mann, Phokion, trat nun unter dem Volke auf, auf das er, seines rechtlichen Charakters wegen, sehr großen Einfluß übte, und ermahnte die Athener, den Zorn des Siegers nicht zu reizen, sondern die begehrten Männer ihm zuzuschicken, und durch das kleine Opfer größeres Unheil vom Staate abzuwenden. Zu den Rednern selbst sprach er: sie sollten das große Beispiel der Söhne des Laus und des Hyakinthos nachahmen, und nicht anstehn, für's Vaterland ihr Leben zu lassen. Dies mochte Phokion, der Macedonisch gesinnte, und darum sichere, wohl rathen; es ist aber leichter, Andere zur Resignation und zu Opfern zu begeistern, als selbst es

zu thun; und ein Mann, der seinen Werth gefühlt, und seiner Zeit Großes geleistet hat, giebt sich nicht leichten Kaufes seinem Schicksal Preis, blos damit entartetere Zeitgenossen in ihrer Ruhe und Behaglichkeit nicht gestört werden. Außer dieser Betrachtung war es aber selbst die Treue gegen das Vaterland, die in dem gegebenen Falle den bezeichneten Volksfreunden, ihre Selbsterhaltung zur Pflicht machte. Es erkannte Demosthenes, dem es vor Allen galt, was Alexander durch ihre Auslieferung bezwecke, und äußerte sich beim Volke unbefangen: die Athener irrten sich sehr, wenn sie glauben wollten, daß durch den Untergang einiger Weniger die Gefahr im Allgemeinen von ihnen abgewendet würde. Der schlaue Macedonier begehre nur diejenigen, deren Wachsamkeit und Tugend ihm am meisten verdächtig und verhaßt sey. Wären einmal die Wächter der öffentlichen Freiheit entfernt, so würden sie über den verwaisten, wehrlosen Staat, wie die Wölfe auf die von den Hunden verlassene Schaafe, herfallen. Ferner, so wie ein Kaufmann durch ein Paar Körner, die er als Muster zeige, den ganzen Getraidehaufen verkaufe, so würden auch die Athener durch Uebergabe Weniger sich alle übergeben. Demades, ein Redner der Macedonischen Faction, riß das Volk aus seiner Unentschlossenheit, und erbot sich gegen 5 Talente für Reisekosten und Bemühung bei Alexandern

für seine Kollegen Amnestie zu erwirken. Sie gingen in den Vorschlag ein, und Demades erreichte seinen Zweck bis auf Charidemos, auf dessen Ueberlieferung der König beharrlich bestand. Es entfloh aber derselbe auf dem Wege, und begab sich an den Hof des Darius, wo er nicht unbedeutende Dienste leistete, bis in der Folge ihm seine böse Zunge den Untergang dennoch bereitete.

Alexander trat seinen Zug gegen Asien an, und verfolgte mit reißenden Fortschritten seine Siege. Während dieser Zeit lag Hellas in tiefe Apathie versunken; die Redner in des Königs Sold herrschten und walteten in Athen; Demosthenes mußte verstummen. Aber der Haß gegen den Tyrannen war nicht in ihm entschlafen, er lauschte nur auf einen günstigen Augenblick, um neuerdings zur Freiheit zu vermahnen; und als ihm dieser in dem Aufstand des Sparterkönigs Agis gekommen zu seyn schien, erhob auch er sich aus seinem Dunkel wieder, und suchte Hellas zur Theilnahme an diesem kühnen Versuche zu reizen. Leider unterlag Agis bald, und auch Demosthenes mußte neuerdings mit gebrochenem Herzen sich zurückziehn.

Dessen ohngeachtet gab es in Athen immer noch Männer genug, welche in Demosthenes das unschätzbare Kleinod zu würdigen wußten, das die Hellenische

Freiheit aus ihren Trümmern gerettet. Es brachte ein Mann von vielem Gewicht, Ctesiphon, einen schon vor 10 Jahren, vor der Schlacht bei Chäronea, entworfenen Vorschlag, oder Psephisma, abermal vor das Volk, welcher darauf antrug: Demosthenes, den Sohn des Demosthenes von Phäonien, mit einer goldenen Krone zu krönen, und, daß diese Auszeichnung ihm wirklich verliehen worden, am Feste des Bacchus, bei Vorstellung der an demselben veranstalteten Schauspiele, allem Volke bekannt zu machen; und zwar solches aus dem Grunde, weil Demosthenes zu allen Zeiten durch Rede und That die Wohlfahrt des gemeinen Wesens auf jede Weise zu fördern gestrebt habe. Zufällige Umstände hatten damals die Ausführung dieses Vorschlages verzögert. Er fand auch dießmal die größten Hindernisse, vorzüglich an den Anstrengungen des Aeschines, dem alten Ehrenfeinde und Meinungsgegner unseres Redners. In einer äußerst scharf durchdachten, meisterhaft ausgeführten und sehr langen Rede suchte er den Athern zu beweisen, daß Demosthenes Krönung den Gesetzen in mehr als einem Punkte widerstreite, und entwickelte zugleich das ganze System, Thun und Treiben dieses Patrioten, um denselben vor dem Volke aller ihm zuerkannten Verdienste bei diesem Anlasse zu entkleiden. Allein Demosthenes widerlegte seine Anschuldigungen Punkt für Punkt in einem

nicht minder meisterhaften, glänzenden Vortrage, und besiegte alle Herzen und Geister seiner Mitbürger dermaßen, daß trotz des heftigsten Widerstandes von Seite der Macedonischen Parthei, und ohne die Furcht vor dem Könige zu berücksichtigen, er glorreich aus dem Kampfe ging, und die Krone sich erwarb, während sein Gegner nicht über ein Fünftheil Stimmen erhielt. Zernichtet in der öffentlichen Meinung, und schaamroth über diese Niederlage, verließ Aeschines die Stadt, und begab sich nach Rhodus und Jonien, um allda sein Leben ruhmlos zu beschließen.

Dem Demosthenes verbitterten aber diesen Triumphtag seines Lebens und Wirkens gar bald Tage der Bedrängniß und der Schmach, und er mußte seinen bisher tadellosen Charakter durch den schwarzen Vorwurf der Bestechung in den Augen eines großen Theiles der Athener befleckt sehen. Ein verrätherischer Schatzmeister Alexanders, Harpalus mit Namen, welcher, in der Hoffnung, Alexander werde nimmermehr aus Indien kehren, auf das gewissenloseste die ihm anvertrauten Kassen verwaltet, und bei des Königes Rückkehr mit mehr als 5000 Talenten Geldes nach Athen sich geflüchtet hatte, sollte auch das Herz des Demosthenes, der anfänglich auf seine Ausweisung aus Athen angetragen, zuletzt doch noch gerührt, und denselben zur Annahme großer Summen und prachtvoller Ge-

schenke verlockt haben. Man klagte daher den Redner mit mehreren Andern dieses Vergehens an; als er aber öffentlich sich vertheidigen wollte, weigerte man sich, ihn anzuhören. Demosthenes verlangte, daß seine Sache vor dem Areopag entschieden werde; aber diese Behörde verdammte ihn, ebenfalls ohne hinlängliche Beweise, zu einer Strafe von 50 Talenten; während allenthalben Hausuntersuchung angestellt wurde, blieb blos die Wohnung des Kallikles, eines Neuvermählten, unangetastet. Bis die Summe bezahlt seyn würde, wurde Demosthenes ins Gefängniß geworfen, und erst als sein Körper der feuchten Luft und dem Gram zu unterliegen drohte, ließ man ihn heimlich aus Athen entfliehen. (Andere sagen, daß er die Sorgsamkeit der Wächter getäuscht.) Als er kaum eine Strecke Weges in der Freiheit zurückgelegt hatte, gewahrte er plötzlich eine Anzahl Menschen hinter seinem Rücken, die er bald für seine Feinde erkannte. Er erwartete Mißhandlungen, oder daß sie ihn in den Kerker zurückschleppen würden; allein wie sehr erstaunte er, als sie ihn dringend baten, eine kleine Summe von ihnen als Reisegeld anzunehmen, und zugleich Trost und Muth in diesem seinem Mißgeschick ihm zusprachen. In diesem Augenblicke siegte das Gefühl der Natur über ihn, er weinte heftig und rief aus: Soll ich mein Schicksal nicht betrauern, das mich aus einer

Stadt verstößt, wo ich Feinde von solchen Gesinnungen habe, die ich nirgends anders unter Fremden mehr finden werde? Ein gemeiner Mensch nur kann, nach dieser Scene, Unedles von dem Character dieses Mannes glauben. Das Mährchenhafte der ihm gemachten Beschuldigungen springt auffallend in die Augen; wenn er von Harpalus so große Summen Goldes erhielt, warum konnte er denn die ihm auferlegte Strafe nicht bezahlen? Ferner: würden jene Bürger, seine Feinde, diesen ihr Gefühl so ehrenden Schritt gethan haben, wenn sie von seiner Unschuld und dem ihm zugefügten Unrecht nicht überzeugt gewesen wären? Endlich finden wir bei dem Schriftsteller Pausanias ausdrücklich bemerkt, daß Demosthenes seine Unschuld vollständig erwiesen habe, und auch von Andern der Ungrund des ihm vorgeworfenen Vergehens dargethan worden sey. Noch klarer spricht folgender Umstand für ihn: Als Harpalus in der Folge ermordet worden, fand man unter seinen Papieren ein vollständiges Verzeichniß aller der Personen, die von ihm Geschenke empfangen; Philoxenos, ein persönlicher Feind des Demosthenes, schickte dieß wichtige Aktenstück nach Athen, aber nirgend war der Name des letzteren darauf zu lesen. So ist es also höchst wahrscheinlich, daß die Gegner von der Macedonischen Parthei dem unbeugbaren Bekämpfer ihrer Grundsätze und Umtriebe blos eine Falle gelegt hatten,

um ihm die Liebe des Volkes zu rauben, und zugleich ihn aus der Stadt selbst zu entfernen.

Demosthenes, als er das undankbare Athen verlassen, soll folgende Worte mit bitterm Gefühl ihm zugerufen haben: „O Minerva, Schutzgöttin dieser Stadt! an drei schlimmen Thieren trägst du Gefallen: an einer Eule, einem Drachen und diesem Volke!“ Wir lassen dieß dahingestellt, ob er sich wirklich diese Aeußerung, die jedoch sein Zustand und die erlittene Kränkung hinlänglich entschuldigen würde, erlaubt, und begleiten ihn in sein Exil nach Aegina und Trözene. Mit tiefem Schmerze ertrug er hier seine Verbannung, weniger, weil er Athens, als weil er des Wirkens für sein Vaterland entbehren mußte; und oft sah er mit Thränen heißer Sehnsucht nach der Gegend, über welche sein Kassandrablick das Verderben immer drohender heranschreiten sah. Den Jünglingen, die ihn zu hören sich herandrängten, rieth er, — (warum tadelt ihn deßhalb Plutarch?) mehr als einmal: im gegenwärtigen Augenblicke sich nicht an das gemeine Wesen zu machen. Zwei Wege, sagte er oft, standen mir, als ich für die Republik zu wirken mich entschlossen hatte, offen: die Tribüne, und der Opfertod. Hätte ich die Uebel alle vorausgesehen, die denjenigen treffen, welcher auf ersterer sich um das gemeine Wesen mühet, und geahnet die Schrecken alle, die Schlingen des

Neides und der Verfolgung, ich würde den Weg gewählt haben, der mich zum Tode geführt." —

Aber auch sein Abendhimmel schimmerte noch in den Stunden tiefster Trauer von dem Lichte neuer Hoffnung und Freude. Der Welteroberer endigte plötzlich mitten in dem Jubelgefühl seiner Siege, und Verwirrung rüttelte allenthalben an das mit Nationenblut mühsam verkittete Werk der Universalmonarchie. Rings erwachte den Völkern der Muth. Alle Hellenen faßten neue Hoffnung für die Freiheit. Dazu hatte Demosthenes noch aus der Verbannung großentheils mitgewirkt, und seinen Landsleuten folgendes geschrieben: „Wer da glaubt, daß Alexander alles dem Glücke schuldig sey, der denke an seine Thätigkeit, seine Anstrengungen, seinen Muth, und daß er nicht beim Müßigsitzen so große Fortschritte gemacht. Nach seinem Tode sucht das Glück diejenigen, welche verdienen, daß es mit ihnen sey; und diese mit Recht Glücklichen müßt ihr nun werden."

Unmittelbar darauf gesellte er sich den atheniſchen Gesandten zu, welche, um ein Bündniß der übrigen Hellenen mit ihrem Staate zu bewirken, herumreisten; namentlich stimmte er die Arkadier zu diesem Vorhaben. Die Athener aber säumten nicht, ihren großen, ja wohl größten Bürger, förmlich zurückzuberufen. Ein Dreiruder ging nach Aegina und nahm ihn auf; das ganze Volk

aber, (die Magistrate und Priester mitgerechnet, ja sogar viele von der Gegenpartei,) strömte zum Piräus, ihm entgegen, und begleitete ihn mit Jubel und unter den größten Feierlichkeiten in die Stadt zurück, die er als Flüchtiger und mit dem Scheine des Verbrechens belastet, verlassen hatte. Ohngeachtet Phokion, nach gewohnter Weise, den flüchtigen Aufflug der Begeisterung verspottete, ward der Krieg gegen die Macedonier erklärt. Zwar entzogen sich Sparta, Arkadien und Achaia, so wie Korinth, theils durch Furcht bewogen, theils durch Umstände bestimmt, der gemeinsamen Sache; aber Argos, Sycion, Epidaurus, Trözene, Elis, Phliasus, Dorien, Lokrien, Messenien, Akarnanien, Aetolien u. A. standen fest mit Athen zusammen. Ein Heer von 30,000 Mann zog unter dem Oberbefehl des Leosthenes aus. Es schlug den Antipater, der nach des Königs Tod in Hellas schaltete, bei den Thermopylen, und schloß ihn in der Festung Lamia ein. Antipater, in harter Bedrängniß, war geneigt, auf billiges Geding sich zu ergeben; aber als die Griechen unbedingte Uebergabe verlangten, erwachte der Macedonierstolz; jener suchte nun Zeit zu gewinnen, bis Entsatz herrannahe. Inzwischen fügte es Hellas böser Dämon, daß Leosthenes durch einen Steinwurf getödtet ward, und in Antiphilos, seinem Nachfolger, nicht der Geist, der

Muth und die Klugheit des frühern Feldherrn war. Plötzlich erschien, als gerade die größte Verwirrung in den Sachen der Athener herrschte, Leonatos mit neuen Truppen. Es kam zur Schlacht; beide Theile fochten mit äußerster Wuth; aber Leonatos ward geschlagen und getödtet, vorzüglich mit Hülfe thessalischer Reiterei. Der Rest vereinigte sich mit Antipaters Heer; dieser selbst hielt sich blos vertheidigungsweise, bis Kraterus anlangte. Nach der Vereinigung mit diesem General konnte nun Antipater eine Macht von 40,000 Mann Fußvolk, 5000 Reitern und 3000 Bogenschützen entgegen stellen: die Hellenen zählten nur noch 25,000 Bogenschützen und 2500 thessalische Reiter. Ein neues Treffen ward daher bei Kranon geliefert. Die Griechen siegten über die Reiterei; aber nicht ein gleiches Glück ward ihnen wider die Phalanx der Macedonier zu Theil. Muthlosigkeit, Verwirrung, Zuchtlosigkeit halfen außerdem nun ihre Niederlage bewirken. Deßhalb nahmen die meisten den Frieden, welchen Antipater bot, in das Regiment ihrer Städte aristokratische Reformen, in die Burgen Macedonische Besatzungen an. Sofort rückte ersterer gegen Athen, wo Anarchie und allgemeine Erstarrung aufs neue herrschten. Er nahm mit Wohlgefallen die Gesandtschaft der Redner Phokion und Demades auf, und stellte verschiedene Bedingungen, unter denen er die Stadt zu

verschonen verhieß; eine der vorzüglichsten war die Auslieferung des Demosthenes und Hyperides.

Der Erstere hatte schon früher diese Wendung der Dinge geahnet, und bei sich beschlossen, nicht durch Henkerstod, vor dem Angesicht der siegjubelnden Feinde des Vaterlandes, zu sterben, sondern, wie es freien Männern ziemt, die durch ein großes Leben das Recht erkauft zu haben scheinen, es nach ihrem Willen endigen zu dürfen. Er floh mit seinen Freunden, noch ehe die Söldner des Antipater in Athen einrückten, nach der Insel Kalauria, die gegenüber von Trözene liegt. Der feige Pöbel sprach, auf den Vortrag des noch feilern Demades*), das Todesurtheil über den einzigen, der bisher noch der Hort seiner Freiheit gewesen. Im Tempel des Poseidon fand ihn der Vollstrecker der Sentenz, Archias; er aber brachte ihn weder durch Drohungen noch Verheißung aus der Freistatt des Gottes. Er nahm den Tod, wie Hannibal und Mithridates ihn genommen, durch Gift, das er seit lan-

*) Der sonst gerechte Phokion hat bei der Nachwelt die schwere Anklage der Treulosigkeit und des Undanks gegen Demosthenes sich zugezogen. Ihn, der früher mehrmals sein kräftiger Freund war, seine Rückberufung aus der Verbannung bewirkt, und nicht wenig zu seiner Erhebung beigetragen hatte, ließ er hier, ohne etwas für ihn gewagt zu haben, fallen. Vergl. Kornel. Nepos „Phokion."

gerer Zeit bei sich getragen. Die würdigen und die unwürdigen Gegner raffte ein schmachvolleres Geschick, wie zur Sühne für diesen Herrlichen, nach kurzer Frist, hinter einander weg. Phokion trank den Giftbecher, welchen gleicher Undank seinen Verdiensten gereicht; Demades fiel durch Kassanders Zorn; in tiefstem Elend verschmachtete Archias. Das Volk von Athen aber, selbst in seiner schrecklichsten Entartung, fühlte den unersetzlichen Verlust, und seine tiefe Schande, und versöhnte das Andenken des Geopferten durch Bildsäulen, Reden und Gesänge. Auf eine der ersten aber ward die Inschrift gesetzt:

„Wärst du, Demosthenes, groß an Macht, wie an Willen gewesen,
Seufzete Hellas wohl nie in Macedoniens Joch.

Dieß ist das schwache, unvollendete Bild eines der größten Menschen, welche je auf Erden gelebt, und die Geister und Herzen von Tausenden durch die edelste Ueberlegenheit sich dienstbar gemacht haben; des festesten und letzten Bollwerks Helleniſcher Freiheit; und wir glauben nicht würdiger diese Skizze schließen zu können, als mit der Schilderung, die ein gleich geistvoller als gründlicher Historiker, *) der diesen Helden mit

*) Fr. v. Raumer in seinen „Vorlesungen über alte Geschichte" II. Thl.

Liebe und verdienter Wärme aufgefaßt, von ihm niederschrieb: „Niemals sind größere Gedanken vollendeter ausgesprochen worden; bloße Thorheit aber ist es, Demosthenes Reden von seinem öffentlichen Leben zu sondern, oder ihm gar entgegenzusetzen. Eines solchen Mannes Rede ist sein Thun, und sein Thun ist seine Rede; und durch das ganze Daseyn hindurch bis zu seinem Opfertode offenbart sich folgerecht, unwandelbar, ungetrübt, die Hoheit seines Gemüths, und die Würde der Gesinnung, welche Alles daran setzt, sich und das Vaterland frei zu halten von fremder Sclaverei und von innerer Verderbniß. Demosthenes hat gegen das moralische und sittliche Veralten, welches die ganze Lage der Welt damals unabwendbar herbeiführte, wie ein Held angestrebt und gekämpft; er ist verkannt und verschmäht worden, nicht etwa, weil man Philippos und Alexander ohne Haß und Vorliebe begriff, sondern weil der, welcher einen großen Mann recht verstehen will, selbst groß seyn muß, weil seine Größe die Abgeschwächten drückte und verdroß, weil es leichter ist, unbewiesene Kleinigkeiten über ihn zu behalten und nachzuschwatzen, als seine Werke zu fassen, und Erneuung des Geistes und Willens daraus zu schöpfen. Keiner würdigte Philipps Eigenschaften so richtig, als Demosthenes, und Philippos achtete wiederum diesen Gegner höher, als alle feilen Schmeichler. Zur tüch-

tigen Gegenwirkung gehört so wenig blinder Haß, als zur Mitwirkung alberne Vorliebe; und die Größe und Kraft eines Helden der Geschichte mißt und bestimmt sich ja erst durch die Größe und Kraft des ihm Entgegenstehenden.“ *)

*) Als Quellen sind bei der ersten Anlage Demosthenes Reden selbst, Cicero, Plutarch, Pausanias, Diodorus, Libanius und Photius benützt worden. Daß jedoch erst bei dem zweiten Aufsatze der Verfasser über den großen Reichthum von kritischen Studien über seinen Helden aufgeklärt wurde, hat er in dem Vorworte von 1828 (bei Pölitz) selbst gestanden. Bekkers Literatur des Demosthenes zeigt am besten, was alles gethan und wie viel noch zu thun ist.

V.

Ferdinand Wanker,

Professor der Moral

und

designirter Erzbischof von Freiburg.

(Geschrieben im Jahr 1830.)

Einleitung.

Ein neuer Fortschritt der Humanität stellt sich in der Richtung dar, welche der teutsche Katholicismus in einem bedeutenden Theil des teutschen Vaterlandes, zumal aber im Süden, seit einer Reihe von Jahrzehnten genommen hat. Dieselben teutschen Gaue, wo einst der Strom der siegreichen Reformation zuerst sich gebrochen, und, in Folge der Zwietracht unter den Bekennern der neuen Lehre selbst, so wie des Unzusammenhanges in den aufgestellten Dogmen und Doctrinen derselben, die hart angefochtene Pabstgewalt wiederum neue Mittel zur Behauptung ihrer Macht gefunden hatte, bilden nun das erhebende Schauspiel einer freiwilligen, allmähligen, in ihrem eigenen Schooße vorgenommenen Reform; und nicht ohne tiefe Rührung

und sichere Bürgschaft für den Sieg des bessern Principes kann man die reiche Summe alles dessen überzählen, was seit den Zeiten Kaiser Josephs II., allen Hindernissen und Reactionen, und allen öffentlichen und geheimen Feinden zum Trotz, durch erleuchtete Männer der katholischen Kirche geschehen und angestrebt worden ist.

Der Parteigeist, von mehreren Seiten her in Fragen des Kirchthums vorherrschend, und theils in allzu bitterer Verachtung der gegnerischen Ansichten, theils in allzu leidender Indifferenz für die eigene Ehre und den eigenen Reichthum, hat das schöne Saatfeld übersehen, welches seit jener angedeuteten Periode aufgesprossen, und welches in den neuesten Tagen immer üppigere Halmen auftreibt; weder von Katholiken noch Protestanten ist noch eine gründliche und umfassende Darstellung der im Schooße der ersteren vorgegangenen geistigen Umwälzung geliefert worden, sondern Alles, was bisher erschienen, beschränkt sich meistens auf Bruchstücke und einzelne Erscheinungen, auf einige größere Charaktere und Glanzpartieen. Dennoch würde ein solches Unternehmen wichtig und unstreitig von größerem Segen begleitet seyn, als die vielen neuen Ausgaben einer zu Grabe getragenen Polemik, einer Wiederanregung der vom vorgeschrittenen Zeitalter, dem gesunden Menschenverstand und der Ueberzeugung der bessern längst entschiedenen Fragen, sowohl kanonischen

als dogmatischen Inhaltes, und die Wiederanfachung von Kämpfen, wobei der Sieg nur traurig und die Niederlage nur schimpflich genannt werden können.

Die Katholiken berauben sich eines großen Vortheils dadurch, daß sie entweder den obscuren Theil der Anwälte ihres Kirchthums ein tolles, sie selbst herabsetzendes Spiel, der Aufklärung zum Aerger und dem Charakter ihres eigenen bessern Organismus zum Hohn, forttreiben lassen; oder daß Viele, im Ueberdruß und Eckel vor solchen Dingen, und in der Trostlosigkeit des Gemüthes über die Verwüstung des Heiligen durch Aberglauben und Fanatismus, so wie in der Verzweiflung an zu bewerkstelligenden Reformen, welche von den Hirten vergeblich erwartet worden, geradezu in das feindliche Lager übergehen. Während dort selbst jedoch der Mysticismus und die Pietisterei zu ähnlichen Scenen führen und die Reihen des Protestantismus durch Unsinn mannigfacher Art schwächen, führt der Jesuitismus die denkenden Geister von der letzten Verbindung mit Rom ab, und der Rationalismus bemächtigt sich der verlassenen Feuerschlünde und zerstört damit, was von positivem Glauben noch übrig geblieben. Wohl mag die philosophische Ueberzeugung für den verlornen Kinderglauben Denjenigen Ersatz gewähren, welche in und zu Ideen erzogen worden, und welche die Urbilder der Wahrheit auch in anderen

Regionen zu finden meinen, als in solchen, wo die vergangene Zeit sie zu suchen gewöhnt war; aber die Massen, welche dieser reingeistigen Richtung nicht so schnell zu folgen vermögend sind, welchen freundliche Bilder, begeisternde Formen, einschmeichelnde Gebräuche, süßduftende Liturgien, sichere Normen des Gehorsams Bedürfniß geworden sind, und noch lange es bleiben werden, diese kommen bei dem vorschnellen Tausche sicherlich zu kurz, und es erzeugt sich sodann nach und nach eine Anarchie in Gefühlen und Sitten, welche nicht in der Aufklärung selbst, sondern in der ungeschickten Anwendung der Postulate derselben ihren Grund hat, und welche von ihren Feinden mit gewandter List zu des Glaubens und der Freiheit gemeinsamem Nachtheil benutzt werden.

Unsers Bedünkens daher muß von den wahren und aufrichtigen Vertheidigern des Katholicismus in seiner Reinheit mit Läuterung der Begriffe von Religion, Kirche und Kirchenwesen rüstig fortgeschritten, dabei aber die Formen in so fern geschont werden, als sie noch die Möglichkeit eines Bestandes nach vernünftigen Ansichten in sich tragen; man muß diese Formen veredeln und läutern; man muß in dasjenige wiederum Geist und Bedeutung bringen, was durch den Lauf der Zeiten und die Einwirkung menschlicher Leidenschaften abgeschmackt und schädlich geworden.

Diese wohlthätige und heilsame Richtung ist schon zu Ende des verflossenen Jahrhunderts von verständigen Männern der katholischen Kirche, und zwar von Prälaten und Priestern, wie von Fürsten und Ministern, Schriftstellern und Publicisten, eingeschlagen worden; aber die Hitze des Streites, welcher mit dem Ultramontanismus und der Ignoranz rastlos fortgesetzt werden mußte, erbitterte allmählig auch sanftere Gemüther, und trieb manche Individuen weit über das anfänglich vorgesetzte Ziel hinaus. Dasselbe ist in den neuesten Tagen abermals geschehen, und die Hartnäckigkeit der Gegner reizt den Widerspruch in solchem Grade, daß auch die letzte Hoffnung eines Vergleiches schwindet, und mit den Mißbräuchen des Kultus auch dieser letztere selbst in Gefahr des Unterganges geräth.

Solche rein negative und zerstöreriſche Richtung ist von unzuberechnenden Folgen begleitet, und statt der kirchlichen Freiheit droht ein roher Materialismus auf den Trümmern des abgebrochenen Gebäudes Platz nehmen zu wollen. Zwei Feinde sind also mit gleicher Macht abzuhalten, damit nicht das letzte Uebel ärger, als das erste werde. Damit aber dieß geschehen möge, haben die Besseren genau sich unter einander zu verbinden, den Waizen von der Spreu zu sondern, und durch Hinweisung auf leuchtende Muster und Zierden der Kirche die Begeisterung des Volkes warm,

den Glauben in Achtung, den Kultus im Einklang mit dem Geiste der Religion und der Kultur zu erhalten.

Nichts Zweckmäßigeres scheint uns hiefür, als wenn die gediegenen Schriften ausgezeichneter Katholiken in Sammlungen möglichst weit verbreitet, und ihre Verfasser selbst in ihrer edleren Wirksamkeit, durch Biographien und Charakteristiken unter das Publikum gebracht, die gemeinen und rohen Erzeugnisse der Leidenschaft oder Unwissenheit dagegen nach und nach verdrängt werden. Eine Bibliothek des Vorzüglichsten, mit Zustimmung der einzelnen Verfasser und Verleger angelegt, würde gewiß mit Erfolg und Beifall sich durchführen lassen, und die Mehrzahl des Volkes, welchem die Auswahl schwierig, und die Lesung aller der verschiedenen Schriften, selbst der gutgeschriebenen, unmöglich ist, in den Stand gesetzt werden, selbst sich zu bilden und zu erheben.

Unter den süddeutschen Katholiken steht der verstorbene Wanker mit seinem literarischen Nachlasse in der Vorderreihe, und es war ein glücklicher Gedanke des verdienstvollen Herausgebers *), mit einer vollständigen Sammlung desselben vor das Publikum zu treten. Gerne unterzog sich der Verfasser gegenwärtigen

---

*) Dr. Wilderich Weik. Sulzbach in der v. Seidel'schen Buchhandlung, in 4 Bänden.

Aufsatzes der Einladung zu Abfassung einer gedrängten Skizze von dem wichtigsten Lebensmomente, so wie eine Charakteristik der Schriften und Bestrebungen des trefflichen Mannes, in welchem er einst auch einen seiner Lehrer verehrt, und welchem ihn das Schicksal leider auf nur allzu kurze Zeit als Kollegen zugeführt hat. Gern hätte er gewünscht, daß einer seiner vertrauten Schüler oder langjährigen Freunde sich an die Sache gemacht; da dieß jedoch nicht geschehen und der Augenblick zu sehr drängte, um noch viele einzelne Materialien zu etwas Vollständigerem zu sammeln, so hat man sich hier nur auf ein kleines Miniaturgemälde beschränkt, welches die geliebten Züge des Verklärten so darstellt, wie sie aus einstigem, unmittelbarem Anschauen und aus einzelnen Erinnerungen nach sieben Jahren sich wieder dargestellt. Vorzügliche Notizen und Nachrichten liefern die Gedächtnißrede Hug's, von welchem zunächst eine umfassende Biographie seines Freundes erwartet werden mußte; mündliche Mittheilungen erhielt der Verfasser von der wackern Schwester Wanker's, so wie von dem als Arzt und Mensch ausgezeichneten Neffen, Hofrath von Wänker, und dessen Sohne, Dr. Ludwig von Wänker.*) Auf den

*) Es ist ein wesentlicher, von den Verwandten selbst bedauerter, Verlust für die Biographie Wanker's und viel-

schlimmsten Fall hat er seine Bereitwilligkeit an den Tag gelegt, zu dem Ehrenstein für eine der ehrwürdigsten Illustrationen der Freiburger Hochschule und des katholischen Teutschlands das Seinige beizutragen. Diejenigen, welche über den Verfasser Tadel auszusprechen vielleicht am ehesten berechtigt und geneigt sind, müssen ihn für sich selbst behalten, da ihre Säumniß gegen das Andenken eines Mannes sie anklagt, mit dessen Freundschaft sie doch einst so gerne sich geschmückt. Es ist übrigens auch nicht durchaus nothwendig, daß gerade ein Priester den Kranz ihm winde; Wanker gehört dem Vaterlande und der Menschheit an; alle Besseren, Laien wie Kleriker, haben an ihn ein gleiches Recht.*)

---

leicht die Literatur, daß bei seinem Tode keine genaue Sammlung und Sichtung seiner hinterlassenen Briefe und Manuscripte vorgenommen ward. Diese Klage hat der Verf. mehr als einmal aus dem Munde von Verwandten vernommen.

*) Zu Vermeidung von Mißverständnissen muß hier bemerkt werden, daß in keinem Falle hier auf seinen verehrten Freund, Herrn Schreiber, angespielt worden ist.

Ferdinand Geminian Wanker wurde zu Freiburg im Breisgau den 1. Oktober des Jahres 1758 geboren, und zwar wegen eines gefährlichen Falles seiner Mutter, zu frühe. Schon hatte man das Kind, als verloren, zur Seite gelegt und alle Sorgfalt ausschließlich auf Rettung der Mutter beschränkt; da regten sich an ihm Zeichen des Lebens wieder. Diese Umstände hatten jedoch auf sein Physisches einen bleibend nachtheiligen Einfluß, und es bedurfte vieler Anstrengung und Pflege, um den zarten, schwächlichen Körper weiter zu bringen. Desto rüstiger und kräftiger dehnte sich in der gebrechlichen Wohnung der Geist aus. Die Mutter, mit feinerem Blicke als der Vater begabt, hatte Wanker's vielverheißende Anlagen bald bemerkt und für einen wissenschaftlichen Beruf ihn bestimmt; der Vater hingegen, ein ehrlicher Bürger von altem Schrot und Korn, jedoch ohne allen Ehrgeiz und Schwung, hielt seine Profession, die Wachsspinnerei, für das höchste und nützlichste Ziel, beschäftigte den Jungen schon frühe mit in dieselbe schlagenden Arbeiten, und gestattete ihm nur mit Mühe den Besuch des Stadtgymnasiums auf so lange, bis die Kräfte des Söhnleins zum förmlichen Eintritt in seinen eigentlichen Beruf gehörig gekommen seyn würden. Die Fortschritte,

welche unser Ferdinand auf jener Anstalt gemacht, rechtfertigten der Mutter Ansicht und entwaffneten den Widerstand des Vaters; „er billigte, schreibt Hug, stillschweigend, was sein ernster Sinn zu loben ihm nicht erlaubte. Da er wegen seines Gewerbes zum Einkaufen beträchtliche Reisen machen mußte, so erzählte er in den Abendstunden dem wißbegierigen Knaben viel von den Städten und Ländern, die er gesehen hatte, die dieser nun auf den Landkarten nachsuchte, so daß er seines Vaters sämmtliche Reisen zu erzählen wußte, Bücher darüber nachlas und eine Liebe zur Erdbeschreibung erhielt, die ihm seine ganze Lebenszeit hindurch geblieben ist. An Stärke und Gewandtheit weit hinter seinen Mitschülern zurück, nahm er an ihren Spielen, so heiter er sonst war, wenig Antheil, saß zu Hause, trug von allen Seiten Bücher zusammen, und wurde so auf seine eigene Weise des Lebens froh. Uebrigens stille, sanft, aufrichtig, unfähig einer Lüge, wie ihn seine Zeitgenossen schildern, hing er mit großer Zärtlichkeit an seiner Mutter, die ihm eine besonders liebreiche Sorge widmete. Von seinen Mitbürgern wie ein kleiner Lehrer geachtet, und bei den Preisaustheilungen immer ausgezeichnet, blieb er stets ohne Anspruch. Als ihm einst alle in seiner Klasse ausgesetzten Preise zuerkannt wurden, getraute er sich die letzten nicht mehr anzunehmen, sondern verbarg sich

schüchtern in der Menge der Zuschauer und holte erst des Abends den Ueberrest der schönen Bücher ab."

Die Glücksgüter seiner Eltern kamen bald hierauf, wider ihr Verschulden, sehr in Abnahme, ein Umstand, der auf den wißbegierigen Jüngling höchst nachtheilig wirkte und seine fernere Geistesentwicklung durch die Sorgen des Lebens vielleicht für lange unterbrochen haben würde, wenn nicht der patriotische Sinn der Bewohner seiner Vaterstadt bereits für solche Fälle Sorge getragen hätte. Es bestand ein sogenanntes Sapienz-Kollegium, worin Unbemittelte ohne Entgeld den Wissenschaften sich widmen konnten. Seine akademische Bildung wurde somit ohne fernere Störung fortgesetzt und vollendet. Nach diesem bezog er das Seminar und empfing darin, den 25. Mai 1782, die Priesterweihe. Vorher hatte er alle schwere Prüfungen seiner Fakultät bestanden und auch den theologischen Doctorhut empfangen. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt suchte er eine seinen Kenntnissen und Bestrebungen angemessene Stelle. Innerhalb des Zeitraums von 16 Monaten fand er vier für eine. Zuerst wählte ihn die Familie des Herrn von Wessenberg, welche zu Feldkirch, ein paar Stunden von Freiburg, ihre Grundherrschaft besitzt, zum Vikar in jenem Dorfe, sodann eine adeliche Familie in Freiburg ihn zum Erzieher (Hofmeister) ihrer Söhne. Bald darauf

beförderte ihn die Universität zu Freiburg als Patronin zur Pfarre Wendelsheim; aber er bezog dieselbe gar nicht, denn eine vierte, besser zusagende Bestimmung folgte rasch auf die dritte; er sah sich nämlich zum ersten Subrektor des Kaiserl. Josephinischen Seminariums ernannt (3. October 1783). Wenn man sein geringes Alter für eine so wichtige und schwere Stelle in Betracht zog, so mußte die Wahl des jungen Priesters auffallend erscheinen, und merkwürdig genug sah er noch viel jünger aus, als er wirklich war. Allein Wankers Betragen und Kenntnisse verschafften ihm bei den jungen Männern, die er zu bewachen und zu leiten hatte, so viele Achtung und ein so unbedingtes Zutrauen, als nur immer der älteste und erfahrenste Mann hätte fordern können. Sein hervorstechendes Talent fand siegreiche Anerkennung, und manche Individuen, in welchen reiche Saaten des Edleren lagen, welche er mit pflegen und hegen half, haben ihm auch noch in späterer Zeit ein dankbares Andenken an diese Periode bewahrt.

In ebenderselben Zeit geschah es, daß er sein Lehrbuch der Pastoral entworfen. Leider waren es mehr die ersten Umrisse, welche er darin mitgetheilt, und er hatte es fest vor, mit Gunst der Umstände, das darin Angedeutete weiter zu entwickeln, und in einem größern Werke dereinst die Summe seiner An-

sichten und Erfahrungen dem theologischen Publikum mitzutheilen. Allein spätere Lebenssorgen und gehäufte Berufsanstrengungen hinderten ihn an der Ausführung dieses Planes, welcher noch immer in die Reihe der von Katholiken am wenigst glücklich behandelten Zweige gehört.

Auch die Grundzüge zu einem Lehrgebäude der christlichen Moral wurden bereits um diese Zeit niedergelegt und manche andere glückliche Ideen verarbeitet, welche Wanker in der Folge, freilich mehr als Lehrer, denn als Schriftsteller, durchzuführen Gelegenheit fand. Alle übrige Zeit, die von den täglichen Geschäften und von den wissenschaftlichen Forschungen ihm geblieben, wendete er fortan den Familienverhältnissen zu, und besonders war es die herzlichste und ununterbrochenste Aufmerksamkeit für seine geliebte Mutter, seine erste geistige Wohlthäterin, was sein reiches schönes Herz erfüllt. „Sie war — sagt Hug — eine beneidenswerthe Frau durch ihren vortrefflichen Sohn. Durch ihn genoß sie Achtung, von ihm Trost und Unterstützung. Alles, was er nur möglicher Weise erübrigen konnte, trug er ihr zu, und drang er ihr mit liebreicher Freudigkeit auf: ihre letzten Tage sind durch ihn die schönsten ihres Lebens geworden."

Wie ehrenvoll auch die bisherige Stellung im G. Seminarium gewesen seyn mochte, so hatte sie doch

für den anstrebenden Mann viel Hemmendes und Abhängiges, was dem wissenschaftlichen Aufschwung bisweilen nicht sehr zuträglich war; desto begieriger ergriff er den Ausweg, welchen eine Berufung an die Universität Freiburg, in der Eigenschaft als Professor der Moral, sich ihm erschlossen. Ein solches Amt war seit längerer Zeit das Ziel seiner heißesten Wünsche gewesen, und schon im Jahre 1788 sah er sie gewährt. Allem fernern Ehrgeiz, der gefährlichen Klippe so manches teutschen Gelehrten, gern entsagend, lebte er von nun an ausschließlich und mit ganzer Seele seinem neuen Berufe. Er brach darin für die theologische Welt eine neue segensvolle Bahn, sowohl theoretisch als praktisch, und bildete eine reiche Zahl von Männern heran, welche gleich ihm dachten und fühlten, lehrten und handelten, welche mit der Kultur des religiösen Gefühls zugleich die Entwicklung aller geistigen Fähigkeiten als erste Pflicht eines echten christlichen Priesters zu verbinden suchten, welche den Kampf gegen Aberglauben und Unglauben, Unwissenheit und Selbstüberschätzung als Bedürfniß des Zeitalters und ihrer Sendung zugleich erkannten und welche besonders dahin bemüht waren, dem theologischen Leben und Treiben, das in Südteutschland durch den langen unheilvollen Einfluß des Jesuitenthums so viel gelitten, Erhebung und Würde, und besonders auch den

katholischen Universitäten, welche an literarischem Verdienst so weit unter ihren protestantischen Schwestern standen, zweckmäßige Reformen wiederum zu geben.

Die Anstrengungen Wanker's, vereinigt mit denen einiger andern Kollegen, gingen nicht verloren, sondern sahen sich von reichen Erfolgen gekrönt. Teutschland zählt viele Schriftsteller, deren Namen gangbarer als der unseres Mannes sind; dennoch hat manche dieser Celebritäten bedeutend weniger auf die Jugend seiner Zeit und den Geist, besonders der katholischen Hochschulen, in so hohem Grade gewirkt, als der Verewigte. Es strömte mehr sein inneres Leben, und zwar mit jedem Jahre neu und reicher, in das Herz und in den Verstand einer Menge von Zuhörern, als daß er auf Massen von Papier, in die enge Form flüchtig und zahlreich hinter einander geschriebenen Lehrbücher eingezwängt, die Meßkataloge ruhmredig geziert hätte. Doch blieb er auch von dieser Seite nicht hinter den Pflichten eines jeden vorzüglicheren Lehrers; die Grundsätze seines Wirkens und Treibens der Mit- und Nachwelt zur Beurtheilung seines Werthes und zur Vermehrung des Besitzthums der Wissenschaft, der er gedient, zu überlassen.

Die österreichische Regierung, damals die Schutzherrin der Hochschule und in dem Zenith ihrer reformatorischen Wirksamkeit, ließ, nachdem die Albertina

von der tyrannischen Zudringlichkeit der Jünger Loyola's emancipirt worden, dringende Aufforderungen zu einem zweckmäßigen Lehrbuch der christlichen Moral in öffentlichen Rescripten ergehen, ein Lehrbuch, welches, ohne die Principien der heiligen Lehre selbst in irgend einem Punkte zu verletzen, doch mit der herrschenden Stimmung und der vorgeschrittenen Bildung des Jahrhunderts im Einklang wäre. Mehrere erschienen, aber das Wanker'sche erhielt den Vorzug. Es hat nachmals verschiedene Auflagen hinter einander erlebt, ohne daß dem Verfasser ein erheblicher Gewinn davon geworden wäre *). Jede der spätern Auflagen erschien vermehrt und vervollkommnet. Das Lehrbuch diente in der Hauptstadt des Kaiserreiches selbst als Grundriß bei Vorlesungen. Aber auch auf andern höhern Anstalten genoß es in der Folge eben desselben Vorzuges. An einer gänzlichen Umarbeitung, wozu Wanker sehr viele, gegenwärtig leider zerstreute oder verloren gegangene Materialien gesammelt, hinderte ihn der Tod.

---

*) Das Publikum würde staunen, wenn wir ihm das Maximum des Ehrensoldes mittheilten, welchen Wanker für ein so zahlreich verbreitetes Werk erhalten. Wir haben unsere Notizen hierüber aus einer mündlichen Aeußerung des Verstorbenen selbst.

Das Handbuch der christlichen Moral *) ist eines der schönsten und vollendetsten Denkmale der katholisch-theologischen Literatur, jedoch, sonderbar genug, im protestantischen Norden Deutschlands nur wenig bekannt, vermuthlich des geringen Verkehrs des österreichischen Buchhandels mit dem übrigen Teutschland wegen. Die Grundsätze sind mit der strengsten philosophischen Schärfe entwickelt; die Darstellung ist einfach, edel, klar, lichtvoll, populär, wie es die Wissenschaft selbst, von der hier die Rede, immerdar seyn sollte. Keines der früheren Systeme, keine der philosophischen Doktrinen sind dem Verfasser fremd geblieben. Mit bescheidener Freimüthigkeit liefert er die Geschichte und die Kritik Aller, und die eigene Ansicht, ohne Anmaßung und Anspruch auf Unfehlbarkeit, tritt als die Summe der Forschungen des Lebens und beharrlicher Sehnsucht nach dem Ideale der Wissenschaft auf. Doch würde es mehr als anziehend und wichtig seyn, die mündlichen Commentare zu jedem einzelnen Paragraphen mit dabei zu besitzen, da das Gedruckte selbst kaum über einen Drittheil des Abgehandelten bildet. Der verewigte liebte weder das zeitraubende Diktiren von seiner Seite, noch das skavische Nachschreiben von Seite der Zuhörer.

*) Wien bei Doll. Fast alle drei Auflagen, auf schlechtes Papier gedruckt, wimmeln von Druckfehlern.

Es wäre überflüssig, in die Einzelheiten jenes Wanker'schen Hauptwerkes einzugehen, da dem wissenschaftlich gebildeten Leser und dem Kenner vom Fache nichts neues gesagt werden kann, für die Uebrigen aber dasselbe zum Genuß und eigener Beurtheilung daliegt. So viel wir wissen, ist es fast überall mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, und höchstens von einzelnen Zeloten einer übertriebenen Orthodoxie, und zwar aus keinen andern Gründen getadelt worden, als weil der Verfasser ein Professor der „auf der Hölle gebauten Universität Freiburg" und ein Zögling der so verschrieenen Josephinischen Periode war. Der Geist, der durch das Ganze weht, ist ein so ernster, echt philosophischer und frommchristlicher, daß es einer sehr boshaften, heuchlerischen oder verschrobenen Natur bedurft hätte, um darin Gift zu finden.

Nach dem Lehrbuch der christlichen Moral förderte Wanker, als Schriftsteller, nur Weniges mehr zu Tage. Wir finden ihn erst i. J. 1804 mit einer kleinen Abhandlung vor dem Publikum wieder, und zwar bei dem Anlasse, wo einem verdienstvollen, aufgeklärten Priester und Freunde, dem Stadtpfarrer J. N. Vannoti zu Rothenburg am Neckar, einer der Zierden des Katholicismus in Würtemberg, die theologische Doktorwürde ertheilt ward. Die Schrift führte den Namen: „Ueber Vernunft und Offenbarung,

mit Hinsicht auf die moralischen Bedürfnisse der Menschheit *). Anderwärts schon aufgestellte Beweise für die Gottheit Christi sind hier mit noch größerer Ausführlichkeit entwickelt, und namentlich beschäftigte sich der Verfasser viel mit dem Faktum der Wiedererweckung des Lazarus, als dem „Creditiv, wodurch sich Christus als den Gesandten Gottes auf eine höchst befriedigende Art legitimirte, und wodurch die auf diese Legitimation gegründete Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Offenbarung gegen alle Einwürfe der Spekulation festgesetzt wird."

Höchst lehrreich war eine zweite kleine Schrift: Ueber die Verbindung der sittlichen Kultur der Geistlichen mit der wissenschaftlichen. Sie ward in dem von Wessenberg herausgegebenen Archive des Bisthums Konstanz **) eingerückt. Aus den darin aufgestellten Grundsätzen kann man am besten die Größe der Forderungen entnehmen, welche der aufgeklärte Moralist an seine Standesgenossen machte und

*) Freiburg im Breisgau, bei Rosset. 2te Auflage. Wien.

**) Freiburg im Breisgau bei Herder, Jahrg. 1806. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese treffliche, in den meisten Jahrgängen gänzlich vergriffene Zeitschrift oder doch eine Auswahl der besten ihrer Aufsätze in einer neuen Auflage erschiene.

den Einklang, in welchem er mit den Ideen des Zeitalters stand.

Noch wichtiger scheint uns die dritte, im Jahr 1810 erschienene: „Ueber das Band der Ehe, nach ihrer naturrechtlichen und reinmoralischen Ansicht*). Ursprung, Charakter, Rechte und Pflichten des zartesten und folgenreichsten aller socialen Verhältnisse sind geschichtlich hier nachgewiesen und der Beweis geliefert, wie die Zeiten und Völker, bei denen die Monogamie geherrscht und die Heiligkeit der Ehe aufrecht erhalten worden, auch zugleich die sittlich-tüchtigsten waren und ihre innere und äußere Lebenskraft am längsten erhielten; dagegen Polygamie und Concubinat stets nur auf bereits verdorbene Perioden und Nationen deuteten. Des Verfassers Sprache ist so human in der Gesinnung und in der Rücksicht auf alle Gebrechlichkeiten der menschlichen Natur, als seine Kenntniß reich in den mannigfachen Zügen und Falten des Herzens und in der Geschichte der Leidenschaften und Verirrungen desselben. Die vielen Beispiele und Beweisstellen, welche er aus heidnischen und christlichen, älteren und neueren Schriften für jeden einzelnen Satz anführt, beurkundet eine tiefe Gelehr-

*) Ebendaselbst 1610. Vergl. die Vorrede zu dem IV. Bande der Wanker'schen Schriften.

samkeit und Belesenheit, so wie ein immerwährendes Fortschreiten mit allen besseren Zeitleistungen. Alles, was zu Gunsten der entgegengesetzten Meinung gesagt werden konnte, ist nicht vergessen, und der naturrechtliche Gesichtspunkt genau von dem sittlich-christlichen getrennt.

Vielleicht aber ist die Krone von Wanker's Leistungen das nach seinem Tode erst von einem Unbekannten herausgegebene Werk: „Vorlesungen über Religion nach Vernunft und Offenbarung, nach den Bedürfnissen der Akademiker *). Bei diesem Werke hält es auf jeden Fall etwas schwer, zu bestimmen, was der Verfasser, wenn er die Ausgabe selbst besorgt hätte, Alles mit aufgenommen, ausgelassen oder hinzugesetzt haben würde. Der Umstand, daß er diese Vorlesungen, vielfacher Aufforderungen von Schülern, Freunden und Collegen ungeachtet, dem Drucke zu übergeben, immer sich geweigert hat, gab nachmals der Vermuthung Raum, als sey von ihm

*) Mainz bei Müller 1829. Man hat behauptet, daß es nicht ganz getreu nach den vollständigeren Manuscript-Exemplaren abgedruckt worden; die Wanker'schen Hefte darüber variiren nämlich sehr. So viel wir wissen, ist dem Herausgeber der sämmtlichen Schriften eines der sichersten zu Gebote gestanden, oder vielmehr das von ihm selbst aus Wanker's Munde niedergeschrieben.

manche treffende, in seine Idee und in sein System passende Stelle aus andern Werken mit in die Hefte eingeflossen, und so viel uns bekannt, hat in einer Literaturzeitung vor noch nicht Langem ein in der Sache kompetenter Kritiker solches ausdrücklich angemerkt, und namentlich auf Kajetan Weiler hingewiesen, mit welchem Wanker allerdings bisweilen sehr auffallend, ja oft wörtlich übereinstimmt. Es wäre die Pflicht des voreiligen Herausgebers der Vorlesungen gewesen, genaue Vergleichungen darüber anzustellen, und die literarische Ehre seines Gefeierten besser zu wahren, durch Auslassung der aufgenommenen Stellen, oder wenigstens durch deren Bezeichnung und Angabe. Diesem Geschäfte hat der neue Herausgeber nachträglich sich unterzogen.

Wie dem auch sey, der größte Theil gehört unbestritten Wanker'n an, und nirgends sprach sich seine edle Seele so warm, seine Ueberzeugung so fest, sein Drang nach Wahrheit so lebendig, als in diesen, meist publice und vor einem äußerst zahlreichen Auditorium gehaltenen Vorlesungen aus. Es liegt ein wahrer Balsam geistigen Lebens darin, und kein unverdorbener Jüngling, ja Niemand, dem es mit dem Streben zum Bessern Ernst ist, wird ohne Rührung und Frucht sie jemals lesen und durchstudiren.

So viel von Wanker's Wirken, als Lehrer und

Schriftsteller der Moral im Allgemeinen. Wenn aber die Art und Weise des Vortrages jederzeit als eines der Hauptverdienste eines akademischen Lehrers und eine der schwierigsten Aufgaben sich darstellt, welche besonders in unserem Teutschland bei dem kontrakten Zustande, worin selbst berühmte Männer über dem Schlendrian des Heftwesens allmählig den Geist verschmoren lassen, schwer zu lösen ist und selten gelöst wird, so hat Wanker gerade in dieser Hinsicht vor vielen Andern bedeutende Vorzüge besessen. Aber hören wir darüber seinen Freund Hug, welcher in dieser Sache der kompetenteste Richter ist, da sein eigener Vortrag gleichfalls eben so sehr durch äußere Annehmlichkeit, als der Inhalt durch gründliche Gelehrsamkeit sich auszeichnet.

„Zuerst bestimmte W. jeden Begriff auf das Genaueste, beleuchtete ihn sohin von allen Seiten, begründete ihn dann einfach durch standhafte Beweise; und nun erst leitete er in strenger logischer Ordnung alle daraus entstehende Folgerungen mit Bedächtlichkeit und Umsicht ab. Nie hielt er etwas im Halbdunkel, oder nebelte um sich her, um die Einbildungskraft aufzuregen, und unsichtbare Gestalten hinter dem mystischen Flor ahnen zu lassen, die man dann mit hochklingenden Worten beschwört, bis sie auch von andern gesehen werden. Nein, auf dem lichten heitern Pfade der Erkenntniß führte er die Zöglinge Schritt für Schritt

in das Gebiet der Wissenschaft ein, und bewirkte durch die Klarheit und den schulgerechten Gang seiner Vorträge bei ihnen Ueberzeugung. Wenn er aber ein Ziel erreicht, die Gerechtsame der christlichen Pflicht und Tugend vor aller Augen dargethan hatte, dann sprach er mit Jungefühl und Wärme, und belehrte nicht bloß, sondern verbesserte und veredelte seine Zuhörer."

Davon ist der Verfasser dieser Skizze selbst ein lebendiger Zeuge gewesen; niemals ging er ohne tiefinnere Begeisterung aus dem Lehrsaale, in welchem er sowohl die Vorlesungen über theologische Moral, als die über Religion nach Vernunft und Offenbarung besuchte *). Ein besonderes Feuer leuchtete aus den

---

*) Oftmals waren dieselben von mehr als der Hälfte der akademischen Bürger aus allen Fakultäten besucht. Keine Lustbarkeit, keine Zerstreuung, ja keine Ermüdung nach durchschwärmter Nacht hielt selbst solche Bursche oft von dem Donnerstags-Collegium ab, bei welchen das sogenannte Schwänzen der Vorlesungen Mode war. Es war eine Art Ehrensache, hier gegenwärtig zu seyn. Während der Stunde herrschte ungewöhnliche Ruhe; eine Bedingung übrigens, auf welche der ernste Mann, welcher jederzeit streng seine Würde bewahrt, sehr genau zu halten wußte. Nicht selten hat der Verfasser auch auf rohen Gesichtern siegreiche Rührung erblickt und interessante physiognomische Betrachtungen angestellt. Die Herzen der Jugend sind in der Gewalt tüchtiger Lehrer, welche auf Verstand und Gemüth zugleich zu wirken wissen.

Augen des Trefflichen, wenn er die verschiedenen Beweise von Gottes Daseyn jedes Jahr mit neuen und verschärften Untersuchungen darüber entwickelte, oder wenn er die Liebe Jesus zum Menschengeschlecht, die Göttlichkeit seiner Sendung, das Ideal der Tugend, die Hoffnung der Unsterblichkeit und die Wunder Gottes in der Natur schilderte. Sein schwäbischer Accent und seine feierlichlangsame Sprache, womit er jedem Worte einen besondern Nachdruck zu geben wußte, hatten etwas ganz Eigenthümliches. Die Begeisterung, welche ihn selbst bei Durchführung seines Gegenstandes ergriff, theilte sich auch den Hörern mit.

Noch erinnert sich der Verfasser, welche Gefühle in ihm die Betrachtungen des Lehrers über die Eitelkeit der Menschen und ihr nichtiges Thun und Treiben und ihre thörichten Hoffnungen in ihm erregt. Kein Lehrbuch, keine Predigt, keine Katechese, kein Beichtstuhlsermon kommentirten ihm das „Vanitas Vanitatum et omnia vanitas“ — so lebendig, und es war, als wäre ihm zum erstenmal die Sonne recht aufgegangen und zum erstenmal klang es wie ein tiefer, überirdischer Akkord in seiner Brust. Träumend zog er aus dem Lehrsaal auf den Friedhof, die Beweisstellen dafür nachzulesen. Seine ewige Dankbarkeit gegen diese geistige Einwirkung jenes Mannes auf seinen Verstand und sein Gemüth hat aber darin ihre völlige Rechtfertigung

und Erklärung gefunden, daß Wanker, trotz seiner Schilderung von der Unzureichenheit aller Menschenkraft und von der Unmündigkeit irdischer Intelligenz durch alle Perioden der Weltgeschichte, niemals zu feigsentimentaler Ergebung, noch knechtischer Ertragung der unabwendbar heranstürmenden Uebel, sondern zu ausdauernder Manneskraft, zu einem von Christus selbst aufgestellten Forschungstrieb und Freiheitssinn, zu aufgeklärter duldsamer Religiosität und standhafter Bekämpfung alles Schlechten bei jedem Anlaß aufforderte.

Oft zeigte sich für den Verfasser Gelegenheit, Wanker'n, der in dieser Hinsicht sehr zugänglich war, auch zu Hause zu genießen, und von seinen so sanftchristlichen, als hellphilosophischen Ansichten über Vergangenheit und Gegenwart, Religion und Kirchthum, Politik und Moral, sich zu überzeugen. Wanker's Leben selbst, sowohl im Familienkreis- und in dem der Freunde, als in der Versammlung seiner Collegen und in den Berührungen, welche sein mannichfach getheilter Beruf mit sich brachte, bildete den praktischen Kommentar zu seiner Lehre. Am liebsten sprach er über Philosophie und Menschenkunde; ein besonderes anziehendes Thema bildeten seine vertrauten Mittheilungen über Spinoza und Kant, die er vor allen andern auszeichnete, wiewohl er ihnen, seinen Haupt-

grundsätzen nach, natürlicherweise nicht in allem beistimmen konnte. Er hatte es gern, wenn Gewissensskrupel oder philosophische Bedenken ihm eröffnet wurden, und er lächelte nicht selten über den künstlich-anstudirten Unglauben seiner jungen Freunde, denen er die Ehrlichkeit dabei bald ansah; je heftiger man mit philosophischen Einwürfen zusetzte, desto günstigere Ansichten hegte er von dem Bildungsgang der nach Wahrheit Forschenden. Ein junger Mensch — meinte er — muß alles kennen lernen und prüfen, was der menschliche Forschungssinn, die Leidenschaft, der Unsinn und der Uebermuth ausgeheckt; die Leuchte der Wissenschaft und die Cynosur des Glaubens würden dann schon in die Gährung und Finsterniß dasjenige bringen, was noth thue. Zwang und Gleißnerei, Verstellung und Lüge Servilismus und Wohldienerei verachtete er über die Maßen. Er sah die Leute, welche damit sich ihm näherten, mit scharfen durchdringenden Augen an. Gleichwohl hielt er viel auf Respekt und Gehorsam.

Auch kasuistische Fälle pflegte er mit besonderm Wohlgefallen zu behandeln und zu erklären. Sie waren gleichsam seine geistigen Lieblingsspeisen. Oft wurde er, und zwar in höchst wichtigen Angelegenheiten und selbst von fern her, zu Rathe gezogen; seine Gutachten trugen das Gepräge der strengsten Sittlichkeit, aber auch der sanftesten Humanität; und während er für den

Himmel alles in Beschlag nahm, was ihm zu gehören schien, räumte er auch der Erde ihre Rechte ein und das menschliche Herz fand an ihm einen liebevollen und beredten Anwalt. Vielen Takt besaß er in Allem, was die Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur betraf, deren tiefe Bedeutung und hochwichtigen Einfluß auf die Sitten der scharfsinnige Anthropolog besser, als irgend ein anderer, zu erfassen und zu erklären wußte. Daher er denn auch von ausgezeichneten Frauen und liebenswürdigen Mädchen häufig als Seelenarzt in räthselreichen Verwickelungen angegangen wurde. Seine strenge Sittlichkeit, sein väterlicher Ernst und sein gemüthvolles Wesen erzeugten ihm mit Recht das unbedingteste Vertrauen, und Hunderte von Familien und Einzelnen haben bei ihm über innere Zustände Trost und Beruhigung gefunden.

Merkwürdig ist, daß er auch das berühmte Gutachten mit unterzeichnet, welches die theologische Fakultät der Freiburger-Hochschule zu Gunsten des Priestereides auf die Konstitution der französischen Assemblée constituante ausgestellt. Wanker selbst hat längere Zeit hindurch als Verfasser dieses Aktenstückes gegolten, und die Ansicht hat ihm, da Uebelwollende sie mit Industrie in Rom geltend zu machen gesucht, in der letzten Angelegenheit seines Lebens einigermaßen geschadet. Allein es ist nunmehr erwiesen, daß ein an-

derer seiner Collegen das Gutachten redigirt, Wanker jedoch dessen Inhalt vollkommen gebilligt und als damaliger Dekan der theol. Fakultät zuerst unterschrieben hat, wie jeder Vernünftige und Aufgeklärte damals es thun mußte *). Wie schon gesagt, haßte er am meisten Einseitigkeit; bei den Menschen überhaupt, bei den Gelehrten aber doppelt. Ihm selbst war kein Zweig des Wissens ganz fremd, und in Sprachen, in der Geschichte, in der Länder- und Völkerkunde war er ganz vorzüglich zu Hause, ohne daß er jedoch diese Kenntnisse ruhmredig auf der Kanzel auszupacken, Anlässe gesucht hätte. Der Verfasser erstaunte oftmals, auf Spaziergängen, die er mit dem Verewigten in der Umgegend von Freiburg zu machen das Vergnügen hatte, Wanker'n über alte und neue Zeit, über ganze Perioden und einzelne Völkergeschichten bis in's kleinste Detail, und in die örtlichsten Umstände hinein, mit einer Gründlichkeit und Geläufigkeit sprechen zu hören, um welche Manche ihn beneiden konnten.

So wenig er sich als Politiker den Ereignissen

---

*) Vgl.: Gutachten der theol. Fakultät von Freiburg über die Amtsverrichtungen der französischen katholischen Geistlichen, die den Verfassungseid leisteten. Mit Einleitung, ungedruckten Aktenstücken, Uebersetzungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. H. Amann. Freiburg bei Groos 1832. 8.

des Tages anschloß und öffentliches Besprechen der damals äußerst kitzlichen Gegenstände des konstitutionellen Lebens in seiner stillen, zurückgezogenen Weise liebte, so gern sprach er unter vertrauten Personen über politische Materien, und zwar mit einem Feuer und mit einer Freimüthigkeit, die an ihm doppelt liebenswürdig und für den Unterredner eindringlich war. Nicht ohne Bitterkeit sprach er von dem Benehmen der europäischen Diplomatie gegen die spanischen Cortes, mit der größten Bitterkeit aber von dem System gegen die Neugriechen, deren Aufstand gerade in jene Tage gefallen, wo der Verf. am meisten mit seinem ehemaligen Lehrer und spätern Collegen zusammentraf *). Er prophezeite aus diesem unchristlichen Verfahren große Uebel in der Zukunft, sowohl politische als moralische, und die nächste Folgezeit lehrte, wie richtig er prophezeit hatte.

---

*) Unter denen, welche über die Intriguen gegen des Verfassers Anstellung an der Universität ebenfalls mit Indignation und zwar mehr als einmal sich aussprachen, befand sich auch Wanker. Er beseufzte von Herzen die insidiöse Leidenschaftlichkeit von Männern, welche ihre grauen Haare noch nicht zur besonnenen Ruhe und zu einiger Gerechtigkeit gegen jüngere Talente gebracht, und welche selbst tiefe Gelehrsamkeit und strahlenden Ruhm durch ungebändigten blinden Haß des Herzens verdunkelten. In Wanker's Herzen war kein Neid und kein Falsch.

Ueber die Art und Weise, wie Wanker, der in seinem ganzen Leben nie, oder nur selten, aus Freiburg herausgekommen war, dennoch alle neuern Ereignisse in der physischen und moralischen Welt, und eben so auch alle Revolutionen in dem Gebiete der Wissenschaft aufzufassen und zu beurtheilen pflegte, ferner über einige andere entscheidende Züge seines Privatcharakters erklärt sein Leichenredner sich, wie folgt:

„Sein Leben bis ins vier und zwanzigste Jahr ging in stiller wissenschaftlicher Beschäftigung dahin. In dieser Zurückgezogenheit mehrte sich sein gelehrtes Erkenntniß, ohne daß er an Erfahrung viel gewonnen hätte. Aus seiner kleinen Umgebung beurtheilte er die ganze Welt. Er blieb daher bis in sein männliches Alter kindlich einfach, zutraulich, gegen männiglich sonder Argwohn, der beste der Menschen. Seine Vorstellung von Verschiedenheit der Denkweise und des menschlichen Benehmens war mehr aus Büchern, als aus dem Leben genommen, ungefähr wie wir Merkwürdigkeiten entfernter Länder aus Reisebeschreibungen kennen. Ein Mann von weniger Geist hätte durch harte Warnungen verständigt werden, oder in ewiger Verweisung aus der thätigen Welt bei den Büchern bleiben müssen. Bei ihm bedurfte es nur der Umstände und ihrer Andeutungen, um seine mehrseitigen Fähigkeiten zu entwickeln.“

„So trat er als zweiter Vorstand in das kaiserliche Seminar, in einen größern Kreis ein; in eine Versammlung junger Männer, von den verschiedensten Anlagen und Thätigkeiten, wo ihm das Mannigfaltige der menschlichen Sinnesart und Richtung das erstemal näher vor das Auge trat. Er sollte sie leiten, ohne sie zu meistern. Wenige Fehlgriffe würden ihn um Achtung und Liebe gebracht haben. In dieser Lage gewöhnte er sich eine Ueberlegung und Umsicht an, die ihm in der Folge immer zur Seite stand, und unter seine bezeichnenden Züge gehört. Das Dringendste war nun, jeden Einzelnen kennen zu lernen, um ihn seiner Eigenheit gemäß zu behandeln, damit er die Gesammtheit befriedige. Aber die Bewegungen des Lebens waren hier zu einfach und gleichförmig, als daß sie ihm den Anblick verworrener gesellschaftlicher Verhältnisse hätten gewähren können; dennoch hat er hier den Grund zu den psychologischen Einsichten gelegt, die ihn zum Lehren und Ausüben ausnehmend befähigt haben."

„Seine in diese Umgebungen angeregte Beobachtungsgabe brachte er zum akademischen Lehramte, wie sie ganz die Richtung des ihm gewordenen Berufes annahm. Jede auffallende Erscheinung im Gebiete der Sitten suchte er aus vorhergehenden Umständen zu erklären, und ruhte nicht, bis sie ihm aus psychologischen Ursachen verständlich geworden war. Alles Aeußere

nahm er als Sittenlehre auf, und so wurde er ein gelehrter Beobachter der Menschen und ihrer Handlungen, ohne eigentliche Verschlimmerung oder bösliche Neugierde. Es war ihm blos darum zu thun, den Menschen als sittliches Wesen zu kennen."

Sein Eifer in Beobachtung solcher anthropologischen Züge verließ ihn in keiner Situation des Lebens und weder im Drange der Geschäfte, noch in Stunden der Erholung. Selbst beim Mahle wollte er geistig mitgenießen, und eine Vorlesung aus irgend einem Buch, das in seine Lieblingsfächer einschlug, mußte dasselbe würzen. Es gehörte — erzählte die wackere Gefährtin seiner einsamen Stunden, seine viele Jahre hindurch ihn pflegende Schwester — zu seinen größten Annehmlichkeiten über alle möglichen Gegenstände, besonders aber was Sitten- und Menschen-, Länder- und Völkerkunde betraf, während und nach dem Essen sich auszugießen, und nie konnte man ohne tiefe Rührung ihn vernehmen, wenn er auf das herrliche Walten der Gottheit in der Natur und auf das Wiedererscheinen eines und desselben Urtypus in den verschiedenartigsten Eigenthümlichkeiten der Völker und Einzelnen zu sprechen kam. Sehr häufig unternahm er einsame Gänge durch die blühende Gartenreihe und über die schönen Hügel, welche die Stadt umgeben, und bei denen meistens jene Schwester oder ein Freund ihn

begleitete. Ersterer erklärte er sodann Blume für Blume Frucht für Frucht, und knüpfte die geistreichsten Vergleichungen und salbungsvollsten Digressionen über Gegenstände der sittlichen Welt daran. Wenn sein Thema ihn dann ergriffen, leuchtete oft sein Antlitz wie das eines Verklärten, und man fühlte deutlich, wie er selbst in inniger Gemeinschaft mit demjenigen stand, dessen Preis er verkündigte.

So war der Schriftsteller und der Lehrer der Moral in seinen öffentlichen und Privat-Verhältnissen beschaffen; so floß sein Leben wie ein stiller Bach dahin, klar und geräuschlos, ohne Schlangenwindungen und Krümmungen, aber beide Ufer mit Geistesblumen besäet, die Wandelnden und Zuschauenden erfrischend und erhebend. Der Briefwechsel mit einer großen Zahl ehemaliger Schüler, darin manches treffliche Gutachten über verwickelte Fälle, die er entscheiden sollte, hielt ihn allein mit der literarischen Außenwelt etwas in Verbindung. Mit den Bürgern seiner Vaterstadt aber vereinigte ihn für und für und auf das innigste eine Wirksamkeit, welche wir noch zu beschreiben haben, und welche ihm ein nicht minder ruhmvolles Denkmal gesetzt hat, als die reiche Summe der Leistungen seines gelehrten Berufes. Doch wir lassen, statt unser, den feinauffassenden Hug darüber reden:

„Wanker selbst gehört uns und zunächst uns an;

von diesem Standpunkte gingen seine Einflüsse in das gesellschaftliche und sittliche Leben aus. Wenige Städte können sich so vieler milden Stiftungen, aber keine kann sich einer so wohl entworfenen Anstalt rühmen, wie sie Freiburg besitzt. Es dankt sie einem seiner Unvergeßlichen. Sein ist der schöne Gedanke, die hülflose weibliche Jugend unter Aufsicht zu bringen, in allen Künsten des Haushaltens unterrichten zu lassen, in sonntäglichen Lehrstunden ihr Herz zu bilden und ihre Sitten zu läutern, und Preise für ihr Wohlverhalten auszusetzen, die von Jahr zu Jahr verzinslich aufbewahrt, ihnen als Ehesteuer in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre gereicht werden. Diese Anstalt, zunächst für die Erziehung verständiger, treuer und sittlicher Dienstboten, beabsichtigt, indem sie einerseits auf das häusliche Wohl der Inwohnerschaft zurückwirkt, rettete auf der andern Seite einen im Durchschnitt verlorenen Theil der Gesellschaft, der meistens auf Abwegen seinen Untergang findet. Sie kennen ihn Alle — ruft der Parentant die damals versammelten Kollegen an — der so gedacht und mit seinem Vermögen die weisen Entwürfe verwirklicht hat. Wir kennen dich und hören segnend deinen Namen, verklärter Heinrich Sautier!*)

*) Dieses Institut steht unter der Leitung des trefflichen Ursuliner-Erziehungsstiftes, eine derjenigen pädagogischen

„Der segensreiche Erfolg dieser gemeinnützigen Einrichtung zeigt sich nicht allein in einer Menge gutgearteter Jünglinge und Mädchen, sondern bereits in schätzbaren Bürgern und Bürgerinnen, von denen die Gesellschaft wieder mit Zuversicht einen Nachwuchs ihres Gleichen erwartet. Daran hat der selige Kollege einen bedeutenden Antheil; der Stifter gründete und pflanzte, Wanker aber wartete und pflegte mit Einsicht und unaussprechlichem Wohlwollen eilf Jahre hindurch den jungen Aufwuchs. Bald übernahm er mütterliche Pflichten, unterwies mit Zartheit das Mädchen, sich zu bewahren, seine Jungfräulichkeit zu ehren, und seinen Werth durch Eingezogenheit zu erhöhen; bald drang er mit väterlichem Ernst bei Mädchen und Jünglingen, wie es die Umstände heischten, auf Anstand und Sitten. Für das Wohl jedes Einzelnen besorgt, suchte er oft Meister für die Knaben, Dienste für die Mädchen nach ihren Geschicklichkeiten, war immer bedacht, beide in Häusern unterzubringen, wo sie zu Ordnung und Ehrbarkeit angehalten wurden, erkundigte sich von

---

Anstalten, darauf nicht nur Baden, sondern ganz Teutschland stolz seyn kann, und vor der wir an einem andern Orte dereinst reden werden. Als treuer Gehülfe Sautier's müssen wir auch den pensionirten Domherrn Ph. V. v. Reibelt nennen, welchem die Stadt ebenfalls viel an philanthropischen Zwecken verdankt.

Zeit zu Zeit nach ihrem Betragen, kümmerte sich um ihr Glück und Fortkommen, wie es nur ein guter Vater, eine liebende Mutter thun konnte, und verlor sie nie aus den Augen, bis sie seiner Sorge nicht weiter bedurften. Wie that es seinem Herzen so wehe, wenn er Unverbesserliche ausstoßen mußte; wie freute er sich mit ganzer Seele derjenigen, die ihm gute Hoffnungen gaben; wie war er entzückt, wenn er sie glücklich zu ihrem Ziele geführt hatte! Wer hat ungerührt die Verklärung gesehen, die auf seinem Angesichte lag am Tage der Preisaustheilung, oder wenn er den Mädchen jährlich ein kleines Fest gab, und Zeuge ihrer unschuldigen Fröhlichkeit war! Hier empfand er so recht alle Vaterfreuden und alle Wonne eines edlen Bewußtseyns."

Ein Näheres enthält die von Wanker selbst bei einem dieser feierlichen Anlässe (am 19. September 1819) gehaltene Rede. Sie führt den einfachgroßen, menschenfreundlichen Mann mit seinen Ansichten und Hoffnungen von der genannten Stiftung besser vor die Augen seiner Zeitgenossen, als Parentant und Biograph es zu thun vermochten.

„Erfreulich ist gewiß jedem Menschenfreunde die Feier dieses Abends; denn es ist die Feier des Höchsten im Menschen, der thätigen, alles aufopfernden Liebe: erfreulich besonders am heutigen Tage, an dem

wir uns mit Dank gegen Gott erinnern, daß er unser Institut nun schon 20 Jahre erhalten, und dasselbe nicht nur durch alle Stürme der Zeit unbeschädigt durchgeführt, sondern es mitten im Sturme erstarken, und Blüthen und Früchte treiben ließ, die schon Hunderten ein fröhliches, bürgerliches und moralisches Daseyn gewährten."

Es war das schreckenvolle, für Freiburg so unglückbringende Jahr 1800, in welchem unser verewigter Mitbürger, Professor Heinrich Sautier, die Idee, die seinen Geist schon Jahre lang beschäftigte, die Idee einer wirksamen Abhülfe der jugendlichen Armuth, ins Leben treten ließ. Ich will hier nicht wiederholen, was über den Zweck unsers Instituts über den Plan und Einrichtung desselben, und über die Beweggründe, die den seligen Stifter dabei leiteten, schon öfter gesagt und geschrieben worden. Auch darüber will ich dem seltenen Manne keine Lobrede halten, daß er bei dem Streben, der angeerbten Armuth seiner Zöglinge zu steuern, das einzig wirksame Mittel ins Auge faßte, wodurch Armuth gehoben und Armuth verhütet werden kann, und welches sich in dem Satze ausspricht: Setze jeden in Stand, daß er seinen Unterhalt durch Arbeit redlich erwerben kann, und redlich erwerben will!

Das, worauf ich Sie, Hochverehrteste! in dieser halben Stunde aufmerksam zu machen wünsche, sind

die Schicksale unsers Instituts, eine kurze Darstellung dessen, was seit den 20 Jahren seines Fortbestandes Gutes und Nützliches geschehen, wie es geschehen, und welche Gestaltung dadurch unsere Stiftung gegenwärtig gewonnen hat. Ich glaube eine solche Uebersicht vorzüglich denjenigen schuldig zu seyn, welche unsere Bildungsanstalt auf mancherlei Weise, durch Rath und That, und durch wiederholte reichliche Beiträge bisher unterstützten; damit in ihnen die Ueberzeugung von der Gemeinnützigkeit unsers Instituts immer mehr befestiget, und das Interesse dafür immer mehr belebt werde.

Es ist ein allgemeines Naturgesetz, daß auch die gemeinnützigste Idee, die der Geist eines edeln Mannes auffaßt, nicht plötzlich und auf einmal, sondern nur nach und nach und theilweise ins Leben trete; und es muß eine Reihe von Jahren vorübergehen, bis sie, stets vorwärts schreitend und stets kämpfend mit mannichfaltigen Hindernissen, sich endlich in ihrer ganzen Fülle offenbart. Dieß ist der Inhalt der ganzen Weltgeschichte: es ist auch der Inhalt der Geschichte unsrer Stiftung.

Mächtige Hindernisse traten dem edeln Stifter bei der Gründung seiner Anstalt in den Weg, die erst überwunden werden mußten, bevor er auf festem Fortbestand und reiche Früchte rechnen konnte. Die Zeit

hatte viel Treffliches zerstört, und was sie gab, waren leere Worte. Der Glaube an eine uneigennützige Hingebung für die leidende Menschheit war gestorben; das Vertrauen mußte erst erobert werden. Vielerlei Institute, womit der Menschheit aufgeholfen werden sollte, wurden vorher und nachhin in wortreichen Phrasen angekündet, und versprachen goldene Berge, und was sie leisteten, war Flittergold. Der ursprüngliche Fond war nur schwach. Der selige Stifter hatte zwar seinen Kindern Alles geopfert, selbst den letzten Löffel, den er entbehren konnte; demungeachtet mußten die Ausgaben äusserst beschränkt werden. Der zum Unterricht nöthige Apparat war dürftig; die Preise klein, und nur für Wenige; nur Ein Mädchen konnte jährlich ansehnlich begabt, nur für sechs bis sieben Knaben das Lehrgeld bezahlt werden. Selbst die Beschaffenheit der Mädchen, welche in die Stiftung aufgenommen werden konnten, war ihrem Fortschritte hinderlich. Sie mußten zum größern Theile von der Straße aufgegriffen werden; und da in dieser Periode die armen Kinder die öffentlichen Schulen nur kurze Zeit, oft noch sehr unfleißig besuchten, so brachten sie bei ihrem Eintritt in die Stiftung kaum die ersten Elementarkenntnisse mit. Dieser Mangel der Vorbereitung hielt den wohlthätigen Zweck unsers Instituts auf der untersten Stufe gefangen. Man mußte sich begnügen,

wenn selbst die bessern Zöglinge deutlich lesen und schreiben, etwas rechnen und erträglich spinnen, stricken und nähen konnten. An eine höhere Weihe und an ein wirkliches Einführen in die vielseitige Haushaltungskunst, diese eigenthümliche Bestimmung des Weibes, war nicht zu denken. Höchstens gab es von Haus zu Haus wandernde Nähemädchen, gerade das Schlechteste, was ein Mädchen werden kann, dem Gott einen gesunden Verstand und gerade Glieder gab.

Klein waren also und unscheinbar die ersten Anfänge; langsam das Wirken der Anstalt unsers Stifters; aber die Liebe hielt ihn fest an seinem Werke. Was jetzt groß ist, schrieb er in seinem jährlichen Bericht, war auch einst klein. So wie der Landmann im fröhlichen Gesang die aufgehende Sonne begrüßt, obschon sie erst nur einige höhere Punkte beleuchtet; so wie der Gärtner vergnügt bei seinem Blumenbeete stehen bleibt, wenn sich auch nur da und dort einige Knospen öffnen: so war auch ein spärlicher Gewinn seinem Herzen Freude und Erquickung. Das Bäumchen, das er gepflanzt, gab doch einige Früchte, und unter diesen waren wieder einige ganz reif und schmackhaft. Dieß bewies, daß der Baum von guter Art sey, und erregte die Hoffnung einer reichlichen Ernte, besonders weil mehrere Hindernisse, welche den Flor des Instituts aufgehalten, nach und nach beseitigt wurden.

Strengere Gesetze nöthigten die armen Aeltern, ihre Kinder fleißig in die Schule zu schicken, und die sieben und acht Jahre, welche dem Schulunterricht gewidmet werden mußten, waren mehr als hinreichend, sie in denjenigen Vorkenntnissen zu befestigen, an welche der stiftliche Unterricht und die stiftlichen Uebungen angereiht werden konnten. Die bessern Fortschritte erregten Theilnahme und Vertrauen. Die Liebe, die nie erstirbt, entflammte die Herzen vieler Edlen; sie legten für die Sache der Armuth, oft ganz verborgen, reichliche Opfer auf den Altar der Liebe. O! wie herzlich freute sich Sautier über jede auch kleine Gabe. Jede hob seinen Muth und belebte seine Hoffnungen. Sein Geist schwang sich hinüber in eine glücklichere Zukunft. Er sah Schaaren von Jünglingen und Mädchen seinem Asyl der Liebe zueilen, sah sie der Armuth und ihren Folgen entrissen durch treue Pflege und kräftige Hülfe. Er sah eine Reihe froher Bürgerfamilien, denen die Stiftung mit dem Satz ins Handwerk die Thüre zu ihrem Glücke öffnete, er sah dieselben sich mehren von Geschlecht zu Geschlecht, und hinter vielen Geschlechtern ein glückliches Freiburg, in welchem Niemand darbt, ausser wer lieber darben, als arbeiten will.

O! nennen Sie dieses keine leeren schönen Träume, aufgegriffen aus einer Zauberwelt! — Es war doch

auch kein leerer Traum, als der Erlöser am letzten Abend seines Lebens, umgeben von seinen Jüngern und im hohen Entzücken hinaus sah in eine neue Welt, wo die stolzesten Nationen vor dem jetzt Verschmähten ihre Knie bogen, wo gebietende Herren ihre Sklaven, und hochgeborne Damen ihre Mägde als gleiche Brüder und Schwestern begrüßten. Jesus sah es, ging hin und starb; und was er sah, verwirklichte sich nach wenigen Generationen. Auch Vater Sautier verließ diese Erde im Glauben an die Erfüllung seiner Hoffnungen; und sein Glaube ward nicht getäuscht. Sein Institut hat seitdem an Kraft, an innerem Leben, und an Einwirkung nach Außen viel gewonnen.

Unsere zwei unermüderen weiblichen Lehrinstitute, welche schon früher in Absicht auf die Schulkenntnisse der Stiftung so mächtig vorarbeiteten, haben uns durch ihre neu errichteten Spinn-, Strick- und Näheschulen einen weitern wichtigen Gewinn gebracht. Da diejenigen, welche in die Stiftung aufgenommen zu werden wünschen, jetzt schon vor ihrem Eintritt in dieselbe in diesen ersten aller weiblichen Kunstfertigkeiten unterrichtet werden, und ferner nur der Fortübung bedürfen, so können wir ihre Thätigkeit auf diejenigen Gegenstände richten, welche mit dem praktischen Leben in der Welt, und mit ihrem künftigen Berufe als Dienstboten, Hausfrauen, Gattinnen und Mütter, in

einer nähern Verbindung stehen. Diese Weihe zu ihrem künftigen Berufe ist nun der Hauptzweck unserer Anstalt, der Punkt, von dem alle stiftlichen Anordnungen ausgehen, und auf den sie zurückkehren, ist der Maßstab, der in Vereinigung mit der Sittlichkeit die Größe der Belohnung bestimmt. Vieles ist hierin schon geschehen, manches wird noch geschehen. Gegenwärtig werden die Zöglinge der Reihe nach von zwei geschickten und erfahrenen Lehrmeisterinnen im Kochen und Biegeln unterrichtet und geübt. Der jährliche Bericht führt diejenigen auf, die sich in diesem Jahre in beiden Künsten durch gute Zeugnisse und durch die That erprobt haben. Da ferner die künftige Bestimmung des Jünglings wie der Jungfrau einen aufgeklärten Verstand, richtige Begriffe von den Gegenständen, die in ihrer Sphäre liegen, eine geübte Urtheilskraft, Umsicht, Klugheit, Selbst- und Menschenkenntniß fordert; so benützen wir jede Stunde und jeden Anlaß, selbst die Strick- und Näheſtunden, die Lese-, Schreib- und Rechnungsübungen, sie einzuführen in das Heiligthum der wahren Lebensweisheit, und sie anzugewöhnen, das, was ihres Berufes ist, nicht nur recht und pünktlich, sondern auch zierlich und flink, mit Gewandtheit und Anmuth zu verrichten.

Was uns aber am nächsten liegt, ist die Sorge für das Herz unsrer Zöglinge. Es ist viel gewonnen,

wenn man dem Armen die Wege und Mittel öffnet, in einem gemeinnützigen Beruf seinen Unterhalt durch Arbeit erwerben zu können: aber er muß auch arbeiten wollen. Eben die, welche arbeiten können, aber nicht wollen, sind es, welche das Mark des Landes verzehren, mit frecher Stirne die Armenvorstände bestürmen, durch tausend Künste Beiträge erschleichen, und immer neue Heere von Bettlern erzeugen. Nur dem, der gern arbeiten will, ist zu helfen. Dieß gern und freudig Wollen ist aber nur die Frucht des wahren Ehrgefühls, so wie dieses nur die Wirkung des Gefühls des wahren Menschenwerthes ist. Wen dieses beseelt, dem ist Arbeit Bedürfniß; ihm schmeckt das Stückchen Brod nicht, das er nicht selbst erworben; es ist ihm verächtlich, sich von andern füttern zu lassen, so lang ihn seiner Hände Arbeit nähren kann, und sein Stolz besteht eben darin, Niemand beschwerlich fallen zu müssen. Was aber diesen heiligen Stolz in uns zum Leben erweckt, ist die Religion. Mit voller und lebendiger Gewißheit weiß der Christ, daß dem Menschen nichts einen eigenthümlichen Werth vor den übrigen Geschöpfen ertheile, als in sofern er das Ebenbild Gottes, nach dem er geschaffen ist, an sich trägt, und deßwegen seinen Endzweck im Weltall und seine Bestimmung auf Erden darin setzt, daß er sich als Ebenbild Gottes in seinem ganzen Thun und Lassen beurkunde. Gott,

der ewig Thätige, regiert und leitet das Ganze. Ich, sein Bild, soll in der Stelle, die er mir angewiesen hat, ihn zum Muster nehmen und treu und fröhlich alles thun, was er mir zu thun gebietet und weil er es gebietet. Gott ist die Liebe, sie strömt aus auf Alle. Ich soll ihm diese Liebe ablernen und sie ausstrahlen lassen auf die, welche er meiner Sorge anvertraut hat. Christus setzte eine Ehre darin, das Tagewerk zu vollbringen, das ihm vom Vater aufgetragen wurde. Ich, in seiner Schule erzogen, will das mir bestimmte Tagewerk mit gleicher Treue vollführen. Dazu gab mir Gott Talente, Kraft und Kenntnisse; ich will sie gebrauchen und nutzbar anlegen, damit mich nicht der Wurm im Staub beschäme, der seine Bestimmung besser, als ich die meine erfüllte.

So denkt der Christ, und im Hochgefühl seiner Bestimmung geht er freudig an sein Tagewerk, möge dieses der Kehrbesen oder das Staatsruder seyn. Nicht das Geschäft, das er treibt, adelt den Menschen, sondern die Gesinnung, mit der er es verrichtet. Vergeßt dieses nie, ihr mir anvertraute, meinem Herzen theure Söhne und Töchter unsers Instituts. Euer Loos in der Welt ist nicht glänzend, und es ist gut, daß es nicht glänzend ist. Die Vorsicht hat euch für die Klasse bestimmt, die sich der Verfasser der weisen Sprüche in seinem Gebete mit den Worten wünscht:

Herr, gib mir nicht Reichthum und nicht Armuth, sondern nur einen bescheidenen Theil. Diesen bescheidenen Theil reicht euch die Stiftung. Er ist gering, wenn ihr ihn wägt auf der Goldwage: aber groß und bedeutend in Verbindung mit dem bessern Kapital, den Kenntnissen und Tugenden, und der ganzen innern und äussern Bildung, die ihr der Stiftung verdankt. In der Hand des geschickten, thätigen, redlichen und mäßigen Künstlers oder Handwerkers wuchert auch eine kleine Summe, und die erfahrene, emsige Hausfrau macht aus einem Gulden zwei. Selbst wenn Geld und Gut in einem unglücklichen Zufall untergehen, ist Geschicklichkeit, Fleiß, fester Wille und Redlichkeit der unversiegbare Fond, um das, was in der Zeit untergegangen ist, durch eigene inwohnende Kraft wieder herzustellen. Nur wo diese Kraft inwohnt, hat das Geld einen Werth, und trägt Früchte für Zeit und Ewigkeit. Darum nennt sich unsere Anstalt die Stiftung zur Ausbildung, und nur in so weit diese erreicht wird, — zur Ausstattung. Darum ist die Entwicklung des Geistes unserer Zöglinge, ihr Starkseyn in Gott, ihre Angewöhnung an das Dulden, Tragen und Entbehren, an unbestechliche Treue und strenge Wahrhaftigkeit das höchste Ziel aller sittlichen Anordnungen. Darum, weil Tugend nur durch Gewohnheit fest und dauernd wird, und die Gewohnheit eine lange Uebung

ist, wird der erworbene Preis unsern Zöglingen nur dann zum unbedingten Eigenthum übergeben, wenn sie die Güte und Festigkeit ihres Charakters bis auf das vollendete 25ste Jahr erprobt haben.

Nach diesen Grundsätzen haben wir nun seit den 20 Jahren 78 Jünglinge und 129 Jungfrauen ihrer Bestimmung näher zu bringen gesucht. Es gelang uns nicht mit allen, und bisher ging kein Jahr vorüber, daß wir nicht einige übel gerathene Pflanzen wieder ausreißen mußten. Denn dieß ist die Natur unserer Bildungsanstalt. Sie ist eine freie Gesellschaft, bestehend aus Gliedern, welche sich mit Freiheit zur Erreichung des schönen Zweckes vereinigen. Wer diesen Zweck stören oder andere Zwecke verfolgen will, wird entfernt, andere Strafen kennt das Institut nicht.

Wenn aber auch der Acker Gottes nicht rein blieb vom Unkraut, so war doch die Ernte von Jahr zu Jahr reicher und gesegneter. Sowohl unter den wirklichen Zöglingen, als denen, welche schon vollendet haben, zählen wir 47, welche als Haushälterinnen, Kammerjungfern, Köchinnen oder in andern Formen ihres Dienstlebens sich Brod und Beifall, der Stiftung Ruhm und Ehre bringen. Andere schon verehelichte sind jetzt ihren Kindern das, was einst die mütterliche Stiftung für sie war. Sechs, die Gott mit besondern Talenten ausgerüstet hat, haben sich der Mädchener-

ziehung in den Lehrinstituten zu Freiburg, Wien, Konstanz und Villingen gewidmet, und heute entlassen wir — nicht aus unsern Herzen, sondern nach den Gesetzen aus der Reihe der Stiftlinge diejenige würdige, nun seit neun Jahren mir theure Tochter, welcher der Wohllöbliche Stadtmagistrat die Reform unsers Waisenhauses als Vorsteherin mit vollem Vertrauen übertrug. So wurzelt, grünt und blüht und erstarkt der Baum, den der verewigte Stifter so mühsam pflanzte, und wenn ich dann zurück auf das sehe, was schon geschehen, und hinaus auf das, was noch geschehen wird: wer wird mich tadeln, wenn ich im Hochgefühl meiner Hoffnungen und im Vertrauen auf die kräftige Mitwirkung meiner Mitbürger, wie Sautier ausrufe: „Du glückliches Freiburg! du näherst dich der Zeit, wo keines deiner Kinder ferner darbt, als das, welches lieber darben, als arbeiten will."

Dasselbe schöne freundliche Gefühl, welches für die Sautier'sche Stiftung ihn erfüllte, trieb W. auch in das Waisenhaus zur kleinern Jugend, ihre Nahrung, Pflege und Gesundheitsanstalten in Augenschein zu nehmen, ihren sittlichen Zustand zu beobachten, wo es nöthig schien, Verbesserungen einzuleiten oder die wohlentworfene Einrichtung zu handhaben.

Also war unser Freund beschaffen; also voll Ruhe und Resignation, voll Liebe zu Gott und zu den Men-

schen, voll Eifer für die Wissenschaft und Sehnsucht nach innerer Vervollkommnung, nicht nach äußerm Glanz; als gleichwohl am Abende seines Lebens eine unerwartete Ehre ihm zu Theil wurde.

Die Unterhandlungen der Kommission der teutschen (katholischen und paritätischen) Bundesstaaten für Formation einer Nationalkirche und ein allgemeines Konkordat waren in Rauch aufgegangen, und nachdem Bayern und Preußen besondere Verträge mit dem heiligen Stuhl abgeschlossen, den übrigen Staaten blos noch die Hoffnung für ebenfalls einen Metropolitan-Bisthumsverband gelassen worden. Die öffentliche Meinung hatte überall mit Nachdruck den Freiherrn von Wessenberg zum Erzbischof bezeichnet und die Dekanate und Landkapitel auch vermöge ihres wohlbegründeten, konstitutionellen Kirchenrechtes ihn hiezu gewählt; allein die Bestätigung scheiterte, mehr an der Persönlichkeit des verstorbenen Großherzogs, als an der Hartnäckigkeit des römischen Hofes, indem durch die Erscheinung Wessenbergs in Rom selbst dem Pabste der schlagendste Beweis seiner versöhnlichen und unterwürfigen Gesinnungen gegeben worden. Nachdem der Freiherr, die Verhältnisse wohl durchschauend, freiwillig zurückgetreten, stand die öffentliche Meinung nicht lange an, wen sie zum Nachfolger wählen sollte; und da der Moralist von Freiburg keine jener Rücksichten

verletzt hatte, die der von Konstanz sich hatte zu Schulden kommen lassen, so nahm man auch zu Karlsruhe keinen Anstand, Wanker'n zu bestätigen.

Diese Nachricht war für alle wegen Wessenberg's Entfernung tief betrübten und im innersten Herzen verwundeten Katholiken des bessern Schlages Trost und Balsam. Jedermann rief unwillkührlich aus: Nach Wessenberg gibt es keinen Würdigeren, dem die Stelle gebührt. Nur Wanker selbst empfing das Bülletin seines Ruhmes mit Seufzen und Bangen. Er kannte die Vorgänge und Beweggründe, die Leidenschaften des Hofes und die Gefühle der öffentlichen Meinung, die Ränke der Finsterlinge und die Hoffnungen des Kerns der Katholiken, er selbst hatte den edlen von Wessenberg persönlich geliebt und verehrt: manches von dem, was nach oben und unten vorgegangen, und dem nun sein unbefleckter Name zur Verhüllung dienen sollte, mußte ihn mit Schmerz erfüllen; nun kam noch die Verantwortlichkeit, welche mit der schweren Würde verbunden war, in einer Zeit, wie die damalige. Endlich das Heraustreten aus dem Kreise seiner bisherigen Angewöhnungen und Neigungen und das Beschreiten eines Pfades voll Unruhe und Arbeit, voll Kampf mit verschiedenartigen Gegnern. So kam es denn wirklich, daß er nur unwillig und zögernd die Gunst annahm, welcher Andere so viel, ja sich selbst

und ihr besseres Wesen geopfert hatten; ja daß er sie für ein Unglück ansah, welches ihn zu Grunde richten werde, da er der Last nicht gewachsen sey; nur die Rücksicht auf die Anforderungen des Vaterlandes und die Aussicht, vielleicht Vieles nützen, Anderes verhüten zu können, gab ihm Muth und Kraft.

Aber der Genius seines Lebens sah mild auf den Kampf widerstreitender Gefühle in seinem Herzen, auf die Summe der Anstrengungen für Beglückung und Tröstung seiner Mitmenschen, auf das Maß der noch vorhandenen Kräfte des trefflichen Mannes, und er brachte ihn zur ewigen Ruhe.

Noch ehe die mit Ungeduld erwartete Konfirmationsbulle (durch Pius VII. Tod unterbrochen) in F. eingetroffen war, faßte Wanker'n mit furchtbarer Gewalt eine Entzündung in den Gedärmen, und die überwältigte Natur unterlag den Schmerzen der Krankheit und dem zerrissenen Organismus seines Körpers. Er behielt die Klarheit des Geistes bis in die letzten Stunden, wo dann Delirien und helle Zwischenräume mit einander abwechselten. Als er einst aus einem jener Fieberträume wieder erwacht, leuchtete sein Antlitz, wie es in seinem ganzen Leben sich niemals gezeigt, alle Züge hatten einen veredeltern Charakter angenommen, und er erklärte den Umstehenden: Ihm sey, als ob ihm eine Binde von den Augen und ein Alp vom

Herzen gefallen; alle Bilder wären ihm klarer, alle Gedanken größer, und er sehe nun manche Dinge so vollständig im Zusammenhang, daß es ihm dünke, er habe auf einmal den Schlüssel dazu gefunden. Was er sofort noch sprach, waren wie Geisterworte und machten auf alle Anwesenden einen unbeschreiblichen Eindruck. Mit Gott und von Gott redend, schied er. Es war aber Nachts um 11 Uhr am 19. Januar 1824, daß er, im 66sten Jahre seines Lebens, seinen Freunden und Mitbürgern, der Kirche und der Wissenschaft entrissen wurde.

Nie noch hat eines einzigen Mannes Tod in dem Umfange des Ortes, wo er gelebt, solche Allgemeinheit in Gefühlen der Trauer, und zwar eine so ungekünstelte, und aus Herzens Grund gestiegene, wie diejenige Wanker's zu Freiburg erregt. Sein Leichenzug war der zahlreichste und prachtvollste, den man in vielen Jahren gesehen, und Thränen flossen von Individuen aller Klassen der Bevölkerung reichlich; den tiefsten Schmerz, ausser seinen persönlichen Freunden, fühlten wohl die verlassenen Waisen, denen er so lange Zeit väterlicher Leiter und Wohlthäter im edelsten Sinne des Wortes gewesen. Auch aus der Ferne brachte man ihm Nänien und Nachrufe dar, und feierte sein Andenken in stiller Trauer.

Unter den Gaben, welche dankbare und liebende

Verehrung dem Unvergeßlichen gebracht, nennen wir vorzüglich die Phantasie*) unsers ehemaligen Kollegen Zell, dessen durch alte und neue Klassiker genährter Geschmack nur eine der vielen Zierden eines reichen und für das Schöne und Gute erglühten Gemüthes ist. Ein mittelmäßiger Künstler hat wenigstens einige der Züge Wanker's auf einem Kupferstiche geliefert. Auf Anregung des Verfassers ist endlich auch die Ausgabe seiner Schriften zu Stande gekommen. Leider fehlt dabei (das vielleicht Interessanteste) der Briefwechsel.

---

*) Nachruf an Wanker's Grab. Er empfing dafür eine sehr sinnige Danksagung in Versen von befreundeter Hand und eben so Hug für die Leichenrede.

V. b)

Habsburg;

die

Schicksale der Burg und des Geschlechts

in

gedrängtem Umriss.

Deine Burgen zerfallen zwar; doch getröstet erblick ich
Nach Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.
Schiller.

Vorwort.

Dieser Aufsatz war für Dalps Schweizerburgen geschrieben und der im J. 1827 erschienenen Sammlung einverleibt worden. Der Verf. hatte gewünscht, die von seinen verehrten Freunden, dem Altschultheißen Grafen Fr. von Mülinen in Bern und dem Archivrath Jul. Leichtlen in Freiburg ihm zugedachten kritischen Notizen und neue Materialien über einzelne Punkte, besonders was die Genealogie betrifft, für eine zweite Bearbeitung benutzen zu können; allein der Tod Beider hat ihn dieser angenehmen Hoffnung beraubt. Ebenso ist mir die von dem Hrn. Grafen in einem Briefe angekündigte Re-

zenſion meines Aufſatzes im Schw. Geſchichtforſcher niemals zu Geſicht gekommen. Durch Röpels gediegene Preisſchrift über den Urſprung der Habsburger, ſo wie eine ähnliche, von den Freunden Leichtlens herausgegebene über die Entſtehung des Badiſchen Wappens u ſ. w. iſt übrigens das Vorhaben einer gänzlichen Umſchmelzung überflüſſig gemacht worden und der Verf. läßt ſomit ſeinen, nach den Anſichten und Reſultaten früherer Quellenſchriftſteller gefertigten Aufſatz in ſeiner alten Geſtalt, da die Aufbewahrung dieſer Anſichten und Reſultate ebenfalls ein hiſtoriſches Intereſſe hat und über manches noch der Streit unter dem Richter ſchwebt. Der Ton in der Einleitung drückt die durch mehrere Zeiterſcheinungen ſchmerzhaft angeregte Stimmung des Gemüthes aus. Der Verfaſſer glaubte im J. 1827 Allerlei noch feſt, worüber die Ereigniſſe ſeit 1830 ihm vielfach nun Zweifel erregt haben.

Habsburg.

Der Wanderer, welcher durch unheimliches Gebüsch und einsame Pfade mühesam den Hügel erklommen, wo Ruinen, von Epheu umdüstert und von Raubvögeln nur noch bewohnt, gleich längstvergessenen Meilenzeigern der Zeit, in stiller Erhabenheit hervorragen; wird, so er der früheren Tage gedenkt, die hier sich verlebt, häufig von Gefühlen ergriffen, die nicht zu den wohlthuendsten und die Geschichte der Menschheit bereichernden, gehören. Hier hauste einst — also stellet es seinem Sinn sich dar — die freche Gewalt des Schwertes, entfremdet aller Liebe und dem inneren Wesen der Religion und von ihren Schrecken nur erfaßt; Sklavin rohen Aberglaubens, die hingegebene Selbstständigkeit des Willens durch desto härtere Bedrückung und unleidlichere Hoffart an den untergeordneten Kreisen der Gesellschaft rächend.

Und dennoch erklang wiederum zu anderen Tagen die Harfe so süß in den Gemächern der stolzen Ritterburg, und sänftigte das wilde Gemüth zu allen edleren Empfindungen unseres Geschlechts. Begeisternde Ziele für den Sieg des Glaubens, für die Ehre der Nation, für die Mehrung alterlichen Ruhms winkten zu Sturm und Schlacht hinaus, und die nämliche Kraft, welche oft roh verwüstete, und in unbändiger Hoffart gegen sich selbst tobte, starb sodann für gegebenes Männerwort, stritt für die Freiheit, verblutete für die süße Herrschaft der Liebe. Und auch im Irrthum wohnte Erhabenheit, und selbst das Laster milderte, durch die großen Kräfte der Seele, die sich entwickelten, den Abscheu vor seinen Thaten und Folgen.

Wer sind *wir*, daß wir in stolzem Dünkel geläuterterer Vernunft auf den Trümmern der Vergangenheit rücksichtslos den Stab brechen über sie? — Zwerge, die erschaudern vor der Kraft, so oft sie aus dem Buche ins Leben will; Verehrer der Freiheit, mitten in den Angewöhnungen der Knechtschaft; Bespötter der Unwissenheit, aber ohne Ermächtigung, ein mühesam und mit tausend Opfern errungenes Wissen verkündigen zu dürfen. Die Burgen sind gefallen; aber in dem Thale wohnt das Glück noch nicht. Keine *Leibeigenen* pflügen mehr das Feld des Herrn; aber wir sind mit gesunden Sinnen und vollem Bewußtseyn *Geist-*

eigene geworden. Solche Betrachtungen drängen oft dem Geschichtschreiber sich auf, der auf Ueberresten gepriesener Herrlichkeit den Blick herabsenket von den Höhen, wo Edle einst gewaltet und gehauset.

Von diesen zwei gemischten Gefühlen bemeistert das wohlthätigere sich unseres Gemüthes, wenn wir von der Zinne der Burg in das blühende Gefilde schauen, wo Rudolf von Habsburg einst zum Schirm der Freiheit sich gewaffnet, und stattliche Ritter, in brüderlichem Vereine mit freien Bürgern und Bauern unter das Pannier des Ruhmes strömten. Hier, bei der Wiege des mächtigsten europäischen Herrschergeschlechtes, breitet sich aus vor uns, zunächst der Eingang in das klassische Gebiet der Freiheit; und rings in die Ferne stellen sich uns die jungfräulichen Firnen des Vaterlandes der ewigen Bünde dar, dasselbe wie mit einer einzigen großen Eismauer umgürtend. Und rings zwischen demselben schafft und wogt ein, von der allgemeinen Zeitnoth zwar ebenfalls, und vielfach verkümmertes, aber dennoch immerhin kräftiges und harmloses Leben. Zerfallen sieht das nun selbst zierdelose Haus auf dem Wülpelsberg alle die reichen und stolzen Schwesterburgen in der Runde, aus denen einst des Adels und der Fürsten Herrlichkeit gezogen; aber noch sieht es, und stolzer, freudiger, zum ewigen Dom der Freiheit anfragen die Denkmale still wirkenden Bür-

gersinnes, aufopfernder Selbstverläugnung und glorreicher Freiheitstode; und noch, wie zu den Tagen, da der Aargau an die Eidgenossen den Schwur der Treue geleistet, sind Recht und Freiheit als die leitenden und schützenden Sterne der Heimath anerkannt. Und über Scenen der Erniedrigung, und über Wechseln der Schicksale, und über Stürmen der Parteiung und über Gräueln des Krieges ist dennoch wieder ein Theil der Kraft der Väter zurückgekehrt, oder zum mindesten die Erkenntniß dessen, was diese Kraft wiederum schaffen und sieghaft zu machen im Stande ist.

In solch' tiefer Bewegung der Seele über Vergangenheit und Gegenwart sind die großen Schicksale jener berühmten Hochwarte und des aus ihr hervorgegangenen Geschlechtes an uns vorübergeschwebt. Wir theilen sie, in kurzen Umrissen geschildert, dem Leser mit, auf daß er, wenn seine Wanderung durch das Schweizerland ihn einst an der berühmten Stelle vorüberführt, einen erläuternden Faden aus dem Irrgang genealogisch-historischer Notizen zur Hand erhalte *).

---

*) Quellen und Hülfsmittel zur Kenntniß der Schicksale der Habsburg und des aus ihr hervorgegangenen Geschlechtes sind:

Marquard. Herrgott Geneal. dipl. Aug. Gent Habsb. L. I.

Aegid. Tschudi, Chron. Helv. T. I. II.

Bis ins siebente Jahrhundert leiten die Habsburger ihr Geschlecht zurück. Die Geschichte meldet zuerst von einem Ethiko, der im Elsaß Herzog, nach andern in Allemanien war, und im Jahr 690 starb. Von diesem darauf stammten Ethiko II., Adalbert Herzog zu Elsaß; darauf ein vom eigenen Vater erschlagener Sohn unbekannten Namens; die heil. Ottilia, Aebtissin von Hohenburg; und endlich Graf Hugo I. Stifter eines neuen berühmten Geschlechts.

Als Söhne und Töchter Adalberts treten auf: um das Jahr 720, Luitfried II.*) Herzog zu Elsaß; Graf Eberhard, der die Abtei Murbach gestiftet; (ungef. 747) Eugenia, Aebtissin von Hohenburg (725); Attala, Aebtissin von St. Stephan zu Strasburg, (ungef. 718); Maso, Gründer von Masemünster; Gundelinde, Aebtissin zu Hohenburg; endlich Luitgarde und Sabine aus zweiter Ehe.

Heer, Anonymus Murensis denudatus, 1750.
Leu, H. J., Allgem. Helvet. Lexikon. B. VIII.
Müller B. I—V. (Tüb. Ausg.)

*) Heer schließt mit Eccard, Herrgott u. A. aus der Benennung „Luitfried II.," daß ein anderer Luitfried, vielleicht derselbe Leudesianus, oder Leutherianus, der den Genealogen so viel zu schaffen gemacht, diesem vorangegangen sey. Es erscheint auch wirklich bei Pistorianus, dem Biographen der heil. Ottilie, ein Luitfried, als Sohn Ethikos II.

Von Luitfried II. entsproßten sodann: Theobald, Herzog in Alemannien, und Luitfried III., Graf; († ungef. 800). Des letzteren Sohn, Luitfried IV., zeugte mit Hiltrud: die Grafen Leuthard und Hugo († ungef. 830 und 837), so wie die Ruadrut, welche als Aebtissin zu St. Stephan in Strasburg, ungefähr im Jahr 871 starb.

Hugo I. ward Vater des Grafen Luitfried V., Adalard I., Hugo des Knaben, und der Hermingarde, Gemahlin Kaiser Lothars I. Von Luitfried V. stammten sofort: Hugo II., (nach Anderen der IV., († 880), und Luitfried VI. ungef. 884, Schirmvogt von St. Trudpert. Aus diesen beiden starb Hugo kinderlos hinweg. Luitfried aber hinterließ drei Söhne: Hunfried, Graf im Nordgau, (903); Luitfried VII., Graf im Sundgau, (912, 925); und Hugo III., Graf in Egisheim. (903).

Die Schicksale der meisten hier Aufgezählten sind dunkel und ihre Namen durch keine besondere Thaten ausgezeichnet. Erst mit dem 10ten Jahrhundert, mit den Tagen Guntrams des Reichen, beginnt zugleich für Ruhm und Unglück eine merkwürdigere Periode, und die Geschichte des Geschlechtes klärt durch seinen tiefen Fall und seine allmählige Wiedergeburt sich auf.

Zur Zeit, da die Tugend der Fürsten aus Heinrichs des Finklers Geschlecht den Thron von Teutschland stützte und verherrlichte, und die Macht von Burgund über einen großen Theil von Helvetien und Frankreich sich erstreckte; lebte im Elsaß Graf Guntram, Hunfrieds Sohn, einflußreich durch großen Besitz an Land und Leuten, berühmt durch den Adel seines Geschlechtes, das, wie schon angedeutet worden, Herzöge unter seinen Ahnen zählte, jedoch der Majestät widerwärtig, weil er seinen Hang zu Intriguen und Parteiung nicht bezwingen konnte. Als manche Erfahrungen ihn nicht abgehalten hatten, wider Kaiser Otto sich zu erheben und Ränke anzuzetteln: fiel er in des Reiches Acht und verlor alle seine Güter. Bald besaß er nur noch wenige Reste im Aargau, wohin er sich denn auch im Unglück begab.

Zu Wohlen, unfern den Ufern der Reuß, stand seine unansehnliche Wohnung. Nach einigen Jahren bescheidenen Waltens unter Landleuten, denen er, gegen angemessenen Zins, ihr Eigenthum geschützt, verführte das erneuerte Wachsthum seines Vermögens und der wieder aufgehende Sonnenschein des Glückes ihn abermals zum alten Uebermuth, durch den er schon einmal in den Arm des Schicksals gefallen. Er handelte aber um so ungescheuter wider Recht und Billigkeit, als der parteiische Kastengeist der die Person des Königs

umlagernden Großen stets zu verhindern wußte, daß die Klagen der Bedrückten zu desselben Ohr gelangten.

So begann denn schon der Gründer dieser Familie, oder vielmehr der Begründer ihres Reichthums und Einflusses in der Schweiz, mit jener Gewaltthat und Arglist, welche nachmals dieselbe daraus vertrieb. Guntram starb nach dem Jahr 973.

In seinem Geiste handelte auch der Sohn, Graf Lanzelin *). Selbst freie Landleute, die weder für ihre Person Dienste, noch für Güter Abgaben ihm schuldeten, blieben nicht vor seiner Vergewaltigung sicher, die anarchische Stimmung des hohen Adels in Burgund begünstigte fort und fort dieses Wesen. Mit der Tochter eines Grafen Eberhard, Luitgarde, zeugte Lanzelin vier Söhne, Radbot, Werner, Rudolf und Lanzelin II. Auf der Altenburg, im Eigen, bei den Trümmern der alten Vindonissa, hatte Lanzelin seinen Sitz aufgeschlagen. Radbot, des Vaters Nachfolger und Ebenbild, wohnte zu Muri, in einem eigens erbauten Herrnhause. Durch die Vermählung mit Ida von Lothringen erhob er das Ansehen seines Hauses von Neuem. Sie erhielt Muri zum Witthum. Aber als die gottesfürchtige Frau genauere Kunde empfangen über die Art und Weise, wie der Reich-

*) Auch Lanzelin, Lanthold genannt.

thum ihres Gemahls und seiner Brüder sich gemehrt, eilte sie, mit Gutheißung Bischof Werners von Strasburg, ihres Schwagers, die ewige Gerechtigkeit, indem sie ihr Witthum dem Namen des Apostels Paulus heiligte und schleunig ein Kloster bei Muri erbaute, zu versöhnen.

Die Umtriebe des Bischofs aber, und Graf Radbots gegen die Macht König Heinrichs, so wie ihre Verbindung mit dem geächteten Herzog Gerhard von Lothringen, gaben jetzt die Veranlassung zur Gründung einer Veste, welche die Majestätsverbrecher wider die bevorstehende strenge Ahndung schirmen sollte.

Jener Prälat, ganz im Widerspruch mit den Grundsätzen, welche die christliche Kirche über die Verderbniß des Heidenthums einst siegreich gemacht, hatte auf jegliche Weise sich Geld zu verschaffen, und durch Vertheilung erledigter Lehen in seinem Sprengel an seine Brüder, zum großen Nachtheil der ihm anvertrauten Gotteshäuser, die Macht des Hauses Guntram zu verstärken gesucht. In der Besorgniß vor dem Ausgange dieser Dinge, und in der Furcht vor den Wirkungen des kaiserlichen Zornes, übermachte er seinem Bruder Radbot beträchtliche Summen, mit dem Auftrage, in dem gemeinsamen Erbgute Vindisch eine starke, befestigte Burg zu bauen, und zwar auf dem Bühel oder Hügel, welcher der Wülpelsberg hieß.

Dieser kleine Berg ist ein Zweig des Jura und besteht aus Kalksteinen. Von ihm wird nun fleischfarbener Marmor gebrochen und es reicht Gyps, welcher theils feinkörnig, theils dicht ist. Das Schwefelwasser von Schinznach entspringt sehr wahrscheinlich von diesem Gyps. In den Kalksteinen des Wülpelsberges finden sich Versteinerungen; z. B. Pinniten, Belemniten, Terebratuliten, Gryphiten, Ammonshörner u. s. w. *).

Der Brief, worin der Bischof Graf Radboten den Auftrag zur Erbauung der Veste ertheilt, enthielt den Beisatz: „er sey gesinnt, sein Leib, Hab' und Gut allda, als in einer starken, sichern Hab' in Nöthen zu bewahren." Diese Worte machen alle die vielen Deutungen überflüssig, welche man über den Namen der

---

*) Als z. B. von Habentia von Habicht, (welche die Grafen zu Schildhaltern verwendet); von Hapt, Haupit und Habis, welches so viel als Haupt bedeuten sollte, und dgl. Der Name des Schlosses selbst wurde auf die schrecklichste Weise von unwissenden oder vorweisen Skriblern und Kopisten verstümmelt; als z. B. in Abespurch, Habespurch, Habelsburg, Habelspurk, Haveresborch, Habesbur, Habsburc, Habesburch, Habspurc, Habeschburch, Habekspurg, Havesborc, Habeksburc, Habisburc, Havesburc, Habechesburc u. s. w. S. Leu, S. 381.

Habsburg auf eine oft ebenso undiplomatische, als widersinnige und lächerliche Weise angestellt hat*).

Graf Radbot machte ohne Säumen sich an das Werk. Bald stand die Veste aufgerichtet und wurde mit starken, dicken Mauern umfangen, welche wohl jede Gewalt von Außen abwehren mochte. Aber ihr Inneres ließ er unzierlich, und es fehlte alle die Herrlichkeit, auf die der Bischof zuversichtlich gerechnet hatte. Der verständige Ritter erwog nämlich bei sich, daß man in Nöthen nicht allein der Mauern, sondern auch der Vertheidiger bedürfe. Daher verwendete er den größten Theil der erhaltenen Baarschaft dazu, treue Diener und standhafte Bundesgenossen ihrem Hause anzuwerben, das derselben um so mehr benöthigt war, als die Erinnerung früherer Gewaltthätigkeit die Herzen des Volkes ihm abgewendet hatte.

Im ganzen Aargau somit, im Alemannenland, in den Waldstätten, im Zürichgau, Thurgau, Frickthal, Klettgau, Hegau und an dem Rhein, zog er einen großen Theil dienstlustigen Adels, so wie auch viel des gemeinen Volkes an sich und ließ sich selbst sowie seinen Brüdern Treue und hülfreichen Beistand in Tagen der Gefahr geloben.

---

*) In schweizerischer Mundart erzählt diese Sage sehr anmuthig Herr J. Rudolph Wyß d. J. in den Alpenrosen für 1824, S. 215—222.

Im Jahre 1020 fuhr Bischof Werner herauf in den Aargau, nach der väterlichen Erbgrafschaft, um den durch Radbot vollendeten Bau zu besichtigen. Letzterer, von seiner Ankunft zuvor benachrichtigt, entbot eiligst alle in Dienst genommene Edle und Mannen auf den bezeichneten Tag nach dem Eigen, in die Nähe des Wülpelberges. Bei anbrechender Nacht hatten sie Befehl, den Hügel von allen Seiten zu umlagern, auf daß sie mit dem kommenden Morgen dem Bischof vorgestellt werden könnten.

Solches geschah, und Herr Werner ritt an Radbots Seite hinan zur Habsburg, fand sich aber in seiner Erwartung sehr getäuscht und äußerte sichtbar seinen Unwillen darüber, daß an eine schlechte, höchst unzierliche Burg so viel Geld verschwendet worden. Er begehrte von dem Bruder Aufschluß über die Sache.

Der Graf vertröstete ihn auf den kommenden Tag mit den Worten: „Herr Bruder, ich will Euer Würden auf Morgen guten Bescheid und Bericht hierüber geben.“ Damit schieden sie zur Ruhe, nachdem die Nacht angebrochen.

Als der Bischof nun mit den ersten Strahlen der Sonne vom Lager sich erhoben und unter ein Fenster der Burg sich gelegt hatte, erblickte er eine große Menge gerüsteten Volkes, welches rings auf der Ebene sich um den Bühel gelagert hatte. Da erschrack er

sehr, denn er fürchtete, daß man seine Reise, die er ganz im Geheimen angetreten, nunmehr ausgekundet und der Kaiser, oder einer seiner Statthalter, Bewaffnete entsendet habe, ihn und Graf Radbot gefangen zu nehmen. Da die Befestigungen der Burg noch nicht ganz vollendet waren, und solche demnach zur Zeit noch einen schlechten Halt bot, so besorgte Herr Werner für sich das Aeußerste. Allein Radbot lächelte und sprach: „Herr Bruder, seyd unerschrocken und ohne Sorgen! Es sind unsere Freunde, euere und meine Diener und Helfer, die ich aus dem Gut, so Ihr mir zum Bau gegeben, an uns gebracht und erworben habe. Denn was nützen Euch und mir und unserem Bruder Lantzel, die vesten Mauern ohne Freunde und Helfer? Sollte der Kaiser oder Andere uns bekriegen, so würden wir ohne Helfer doch nichts schaffen. Die Zargen unserer Veste sind stark, und das Inngebäu kann man noch allwegen wohl zieren und ausstatten."

Sofort ließ der Graf die Edlen und alles Volk, das unten sich gelagert, hinauf in die Veste kommen. Sie bezeugten dem Bischof ihre Ehrfurcht und Huldigung, und erboten sich ihm und seinem Geschlecht jeder Zeit getreu zu dienen.

Als nun Herr Werner so viele stattliche Ritter und Knechte um sich sah, ward er hocherfreut, dankte ihnen für ihr Erbieten, und lobte seinen Bruder um

der Vorsicht, daß er das empfangene Gut so wohl und nützlich angelegt. Von der Zeit an nannten sich auch sämmtliche Gebrüder „Grafen zu Habsburg," wie aus erhaltenen Urkunden mit Bestimmtheit zu ersehen ist.

Durch seinen Kampf wider die Burgunder, in welchem er gerade mit Hülfe jenes Adels und Kriegsvolkes, und im Bündniß mit dem alemannischen Herzoge siegte, gewann Radbot die Gnade des Kaisers wieder. Doch währte das gute Vernehmen nur kurze Zeit. Die Beeinträchtigung des Gotteshauses Ebermünster veranlaßte neue Irrungen mit Konrad II. Der im Jahr 1027 erfolgte Tod des Grafen erst machte denselben ein Ende.

Drei Söhne, sämmtlich minderjährig, Otto I., Albrecht I. oder Adelbert und Werner II. und eine Tochter Richenza, hatte er hinterlassen. Letztere ward mit Graf Ulrich von Lenzburg vermählt. Das Gut der Söhne verwaltete als Vormund Graf Lanzelin.

Inzwischen währte der Streit zwischen dem Erbauer der Habsburg und dem Abte zu Ebermünster ununterbrochen fort, und es erfüllte dieser letztere die Ohren des Kaisers mit so vielfachen beweglichen Klagen über des gräflichen Geschlechtes Gewaltthaten und die Beschwerungen seines Klosters, zumal von Seite

des Bischofs, daß jener, während seiner Anwesenheit in Zürich, die Züchtigung des ränkevollen Prälaten alles Ernstes beschloß. Die Erinnerung an die alte Untreue desselben war überdieß lebendig in ihm zurückgekehrt. Um jedoch einem gefahrvollen Aufstand, von Seite der den Habsburgern verwandten, oder befreundeten und dienstbaren Edlen und Gemeinen zu begegnen, sann der König auf eine List, welche freilich mit der Staatsklugheit und der Noth des Augenblickes mehr, als mit strengem Recht und königlicher Würde sich vereinbaren ließ. Es wurde nämlich Herrn Werner gemeldet, daß das Vertrauen des Reichsoberhauptes ihm eine Gesandtschaft nach Constantinopel, von ganz besonderer Wichtigkeit, zugedacht und er demnach eilends sich auf den Weg zu begeben habe. Der hochfahrende Mann, über den Verführungen des Ehrgeizes taub gegen alle Anzeigen, die vor der gefährlichen Ehre ihn warnen mochten, berief freudig seinen Bruder Lanzelin zu sich, übergab ihm die Habsburg nebst allen Erbrechten auf die Grafschaft Windisch, unter der Bedingung, daß er und seine Nachkommen, oder wer immer ihres Geschlechtes die Veste künftig als ältester Mannerbe inne haben würde, auch zugleich des Gotteshauses Muri Kastenvogt seyn sollte. An dieses Recht der Kastenvogtei war jedoch die Bedingung geknüpft, sämmtliche Gefreitheiten, mit welchen er das von ihm mitgestiftete

Kloster begabet, ungeschmälert zu lassen; wer dieser Verfügung widerstritte und dem Gotteshaus was immer für eine unleidliche Unterdrückung zufügen würde, sollte, wenn er auf die dritte Warnung von der Vergewaltigung nicht abstünde, der Kastenvogtei beraubt und ein anderer des Geschlechtes, der zu Habsburg wohnhaft, ohne alle Widerrede an seiner Statt verordnet werden. Im Fall jedoch der Habsburgische Mannesstamm erlöschen und ein weiblicher Sproß nur noch vorhanden seyn würde, der laut Erbrecht Besitzer der Stammburg sey, so sollte auch dieser weibliche Sproß von dem Abt die Kastenvogtei empfangen. (Die Wahl des Vogtes nämlich wurde in die Hände des jeweiligen Abtes und seines Conventes gelegt.) Weder der König, noch irgend eine andere Person sollte Macht haben, die Kastenvogtey zu verleihen; auch kein Abt befugt seyn, sie jemanden als Lehen, sondern blos und allein zum Schirm des Klosters, zu übertragen. Die Güter des Gotteshauses wurden überdieß als unveräußerlich erklärt *).

Nachdem der Bischof diese und andere Anordnungen mehr getroffen und sein Haus bestellt hatte, begab er sich den ersten des Weinmondes 1027 auf die Reise,

*) Der Stiftungsbrief ist abgedruckt bei Tschudi. T. I.

mit dem Uriasbriefe, der zu Hofe ihm übergeben worden. In demselben war die Bitte an den griechischen Kaiser ausgedrückt: „den Ueberbringer, einen Aufrührer gegen das Reich, entweder geradezu abzuthun, oder in ewiges Elend und in Gefangenschaft zu verbannen.“ Der Kaiser von Byzanz erfüllte buchstäblich diesen Wunsch König Konrads, nahm den Bischof in Haft und schickte ihn nach einer einsamen Insel, wo er im Gefängniß schon nach zwei Jahren eines kläglichen Todes starb.

Nicht lange blieb, hinsichtlich Muri's, sein Vermächtniß in Kraft. Schon im Jahre 1125, als Muri nebst dem Kloster Allerheiligen durch Bischof Rumold von Bonstetten die Weihung erhielt, wurde es durch Schaffhausen, Hirschau und St. Blasien reformirt, und von der Erbkastenvogtey des Hauses Habsburg freigesprochen. Nur mit vieler Mühe rettete Graf Werner II. seinem Sohne zum mindesten die Stelle eines Schirmvogts, durch die freie Wahl des Abtes jedoch, aus keiner Verpflichtung, sondern in Folge anerkannter persönlicher Eigenschaften.

Im Jahre 1036, im sechsten nach seines Bruders unglücklichem Ausgange, war auch Graf Lanzelin kinderlos mit Tod abgegangen. Radbots Söhne, Otto, Albrecht und Werner II. waren die nächsten Erben. Sie hatten nebst dem von ihrem Vater

und dessen Brüdern ihnen zugefallenen Besitzthume auch die ganze Stiftung des Gotteshauses Muri als Eigenthum unter sich getheilt. Als beide erstere ebenfalls ohne männliche Sprossen hingeschieden *), blieb das Ganze bei Werner II. Derselbe übergab alles dem Gotteshause und verzichtete auf die Kastenvogtey. Nach mehreren Fehden mit den Söhnen seiner Schwester **), den Grafen zu Lenzburg, starb auch er, im J. 1096.

Sein Sohn, Otto II., kehrte sich an die väterliche Verzichtleistung auf Muri nicht, sondern bemächtigte sich geradezu der Kastenvogtei von Neuem. Das Gleiche that, nachdem er durch den Söldner Erlinier (1140 oder 1141) ermordert worden, sein Bruder Albrecht II. († 1140 oder 1141); und trotz wiederholt ertheilter Privilegien unter Kaiser Heinrich IV. (1114), Otto's Sohn, Werner III. († 1163).

Dieser, mit Ida von Homburg vermählt, hinterließ einen einzigen Sohn, Albrecht III. († 1199.) Mit demselben ging für Muri eine glücklichere Zeit, für das Elsaß, über das er zum Landvogt gesetzt war, ein neuer Geist der Ordnung und des Rechtes auf. Obgleich er, nach dem Beispiele der Vorfahren, im

*) Otto, Graf zu Sundgau, st. den 28. Juni 1046; Albrecht den 12. Juli 1046, nach einer andern Nachricht aber 1056.

**) Richenza starb den 27. Mai 1080.

Besitze der Kastenvogtei sich fort behauptete, so bewies er sich dennoch mild und freigebig. Unter den vielen Gaben und Zeichen des Wohlwollens, die durch ihn den Vätern zu Muri geworden, wird das aus einem Elephantenzahn sehr künstlich ausgearbeitete Jägerhorn ganz besonders gerühmt. Um für ausgezeichnete Dienste ihn zu belohnen, schlug Kaiser Friedrich der Rothbart Dietikon, Schlieren, Urdorf und mehrere andere Dörfer im Zürichgau und in der Grafschaft Baden, als ewige Erblehen des Reiches, zu seiner Herrschaft.

Bereits glänzte nun Habsburg vor den meisten Adelsgeschlechtern der teutschen Schweiz durch persönlichen Kredit hervor, und durfte bald mit Kyburg, als alleinigem Nebenbuhler, ja selbst mit dem mächtigen Savoyen sich messen.

Mittlerweile gingen aber für das Reich der Teutschen wie für den größeren Theil Europa's überhaupt schwere Zeiten vorüber. Mit Macht bekämpften der Pabst und die welfische Partei der Fürsten und Edlen das herrliche Geschlecht der Hohenstaufen. Erlaubte und unerlaubte Triebfedern setzten alle Leidenschaften der Menschen und der Völker in Bewegung, für begeisterte Treue und für unversöhnlichen Haß. Während Fürsten und Vasallen ihre Lehenspflicht, Städte ihren Eid, Söhne die Bande der Natur brachen, und mit dem Segen der Kirche den Fluch des Vaters entkräf-

teten, hielten die Schweizer treu und mannlich an dem obersten Herrn, in dessen Schirm sie freiwillig sich begeben. Darüber ward der Zorn des welfischen Otto wider sie rege, der als der vierte dieses Namens Philipp von Schwaben widerstritt. Als dieser daher meuchlerisch umgekommen, und Otto allein in Deutschland Herrscher war, trachtete er vor allem die Habsburger zu Bezähmung des kühnen Trotzes der Schweizer zu verwenden, und dieselben recht enge an das Interesse seines Hauses zu fesseln. Bald nach den Tagen, wo auf Veranlassung Walthers von Attinghausen, Landammanns zu Uri, der alte Bund unter den Waldstädten erneuert worden, setzte er Albrechts Sohn, Rudolf, zum Reichsvogt über sie (1209).

Nicht ohne vieles Widerstreben empfingen ihn die Schweizer, und erkannten ihn auch nicht eher an, bis sämmtliche alte Freiheiten und Rechtsame zu ihren Gunsten bestätigt worden. Sofort richtete Rudolf in den Waldstätten über Leben und Tod, wachte über die öffentliche Sicherheit, schlichtete Fehden und Zwiste. Aber er gewann darum die Herzen der Eidgenossen nicht mehr, und sie ließen mit Beschwerden und Vorstellungen nicht ab, bis durch König Heinrich (Friedrichs II. Sohn und Reichsverweser in Teutschland) die Verwaltung des Landes dem Grafen entrissen und wiederum zu Handen des Reichs gestellt war. Rudolf,

von dem außer einigen Gütertauschen und Entschädigungsverträgen mit Engelberg und Münster wenig Erhebliches sonst auf uns gekommen, starb im Jahr 1232 und hinterließ von seiner Gemahlin, Agnes von Staufen, zwei Söhne, Albrecht und Rudolf, Stammväter der nunmehrigen zwei Hauptlinien des Geschlechtes, von Habsburg-Habsburg und Habsburg-Lauffenburg.

Albrecht IV., Landgraf im Elsaß, „der aller Gefahr trotzende Ritter", starb in demselbigen Jahre (1240), wo die Erklärung des teutschen Königs nach Helvetien gekommen war: „daß der Schirm des Reiches dem freien Willen der Schweizer überlassen sey;" — während einer Wallfahrt, die er zur Beruhigung seiner durch Sünden und Reue verwirrten Seele unternommen hatte. Somit fiel sein Erbantheil an den väterlichen Gütern dem ältesten Sohne, Rudolf, zu, und eben so die Ansprache auf Kyburg, aus welchem Hause seine Mutter Heilwig entsprossen war. Von den Stammgütern selbst hatte Rudolf, sein Oheim und Stifter der anderen Linie, mit seinen fünf Söhnen inne.

So groß nun aber auch das Ansehen und der Einfluß der Habsburger um diese Zeiten war, so beruhten doch beide mehr auf dem Rufe, der ihrer Tapferkeit und ihrem Unternehmungsgeiste voranging,

und auf den Verbindungen, in welchen sie mit den bedeutenden Familien stunden, so wie auf persönlichen Eigenschaften, durch die sie beim Volke, der anfänglichen Widerwärtigkeit, mit der man sie aufgenommen, ungeachtet, sich geltend gemacht, als auf großem Länderumfange. Der Hauptreichthum des Hauses lag im jährlichen Ertrage der Güter. Denn viele der Besitzungen, die sie auch verwalteten, genossen so vieler Rechte und Gefreitheiten, daß die Gewalt der Grafen immerhin sehr geschmälert blieb. Die Landgrafschaft im Elsaß war ein bloßer Titel. Ueber die Klöster besaßen sie nur eine vorübergehende Kastenvogtey; über Städte eine sehr abhängige Hauptmannschaft, und durch die Zertheilung in zwei Linien war des Hauses Gesammtkraft wiederum sehr verringert worden.

Unter solchen Verhältnissen trat Albrechts Sohn, Rudolf, auf den Schauplatz, welcher bald von dem engen Umkreis des Gutes Eigen und dem unansehnlichen Rittersaal auf der Habsburg, zu einem welthistorischen sich erweitern, und den schweizerischen Edlen, im stolzen Kaisersaale mit den höchsten Würden der Christenheit geziert, und bald darauf mit ungebeugtem Sinne die Kräfte Teutschlands wiederum einigend, den Hochmuth der Widerstrebenden brechend, und dem verachteten Herrscherthum im Reich eine neue Periode des Glanzes bereiten sollte. Ungeachtet auch nicht im

Entfernteſten die Ahnung ſolcher Größe damals über Rudolf gekommen war, ſo ſtrebte dennoch ſein Geiſt bereits in dieſen Tagen ſchon nach einem Ziele, das weit über dem Bereiche naturgemäßer Möglichkeiten lag. Darum ſtieß er denn auch vielfach auf hartnäckigen, oft kaum bezwingbaren Widerſtand. Aber das Glück und ſein Verdienſt trugen ihn ſtets wieder ſiegreich aus aller Widerwart und zu unverhofftem Gelingen empor.

Er hatte noch nicht das vierzigſte Lebensjahr erreicht, als ſchon der Haß ſeines Hauſes ſchwer ihn verfolgte. Der Bruder ſeiner Mutter enterbte ihn, und die Kirche ſchleuderte zweimal gegen ihn den Bann wegen Ungehorſam und ketzeriſcher Geſinnung.

Eine ſeiner erſten Fehden war gegen den Bruder ſeines Vaters, den Grafen von Lauffenburg gerichtet. Schmälerung in Familiengütern gab hierzu die Veranlaſſung. Er fand jedoch in ſeinem Vetter Gottfried, welcher die bedrohte Ruhe und Rechte ſeines greiſen Vaters ſchützte, einen ſolchen Gegner, daß der begonnene Streit faſt ihn gereuen mochte. Graf Rudolf der Aeltere, der zu Lauffenburg Haus hielt, war, als Wohlthäter mehrerer Klöſter und als warmer Verfechter welfiſch-kirchlicher Intereſſen, bei dem Pabſte in großen Kredit gekommen. Seine Fürſprache wendete, als Innocenz IV., der, als Sinibald von Fiesko des

Kaisers Freund und Ghibelline gewesen, auf der Kirchenversammlung zu Lyon aber Friedrich II. verflucht und jene Theile des Reichs, die mit dem letzteren fest hielten, mit dem Interdikt belegt hatte, — diese Strafe der Kirche von Muri ab, und der Gottesdienst durfte bei verschlossenen Thüren gehalten werden. Die Kirche nahm daher billig jetzt auch seine Bedrängniß durch den Neffen, zürnend sich zu Herzen.

Gottfried zog wider Rudolf mit solchem Erfolg in den Streit, daß dieser von der Habsburg aus die Flammen sehen konnte, welche die ihm angehörige Stadt Brugk verzehrten. Der erbitterte Ohm übergab nun auch das auf dem romantischen Hügel Rammfluhe am Wallstädtersee (nach mehreren Nachrichten von ihm selbst) *) erbaute Schloß Neuhabsburg **) dem Münster U. L. Frau zu Zürich, als Eigenthum, ließ sich von der Aebtissin, Frau Juditha, neuerdings damit belehnen und erstattete an das Gotteshaus hiefür einen jährlichen Zins.

Gleiche Unvorsichtigkeit und den ganzen Ungestüm seines Gemüthes bewies Rudolf seinem mütterlichen Oheim, Graf Hartmann von Kyburg gegenüber.

---

*) S. Dr. Stadlin's Beschreibung bei Dalp. I.

**) Ueber Neu-Habsburg vergl. des Weitern Herrgott, Leu, Tschudi u. A.

Nicht erwägend, daß er als ein so naher Sippe auf die reiche Erbschaft des kinderlosen Greises die nächste Hoffnung besaß, schrieb er ihm, wiewohl seine Ansprüche Grund und Titel hatten, immerhin zur Unzeit, Kränkungen und Fehde zu. Da trat Graf Hartmann, welcher in seiner Forderung über Begehren ihn befriediget, das ganze Kyburgische und Lenzburgische Erbgut an den Bischof zu Straßburg, Heinrich von Stableck, einen seiner getreuesten Freunde, ab, und band sich selbst, für alle möglichen Fälle, die Hände zum Widerruf.

Seine unerschütterliche Treue für den größten aller Hohenstaufen brachte Rudolf auch nunmehr zum Ueberfluß noch in den Fluch der Kirche. Zu denselben Tagen, da durch Ottos IV. Tod die Hoffnung und Macht der Ghibellinen wieder neu sich gehoben, war Rudolf gerade geboren und von Friedrich II. aus der Taufe gehoben worden. Niemand ahnete wohl damals, daß dieses Kind bestimmt sey, nach Erfüllung des Schicksals aller Hohenstaufen, der von den Päbsten geschändeten Krone des Reichs den alten Glanz wieder zu bringen. Ein Jahr nach dem Siege des Kaisers bei Cortenuova (1238), befand sich Rudolf im Gefolge desselben, mit bei den Feyerlichkeiten anwesend, die zu Ehren der Vermählung seiner schönen, natürlichen Tochter Selvaggia mit Ezzelino von Romano, angestellt worden. Bei dieser Gelegenheit empfing er, außer anderen Aus-

zeichnungen, die seine gefälligen Sitten und seine ritterlichen Tüchtigkeiten ihm erworben, von der Hand des Kaisers den Ritterschlag.

Kaum einige Jahre waren über dem ersten Bann verflossen, so gerieth Rudolph, eines angezündeten Klosters bei Basel willen, zum zweitenmal in das päbstliche Interdict. Zur Befreiung von demselben machte er den Kreuzzug wider die Preußen mit. „Das Glück des Grafen aber — drückt Müller sich aus — durch viele lebhafte und kühne Thaten weniger vergrößert, als erschüttert, veränderte sich, sobald er, durch Widerwärtigkeiten klug, seine Leidenschaft unterwarf; zum großen Zeugniß feuriger Jünglinge, inwohnende Kraft ihrer Seele vom Verdruß der Fehler ihres ersten Alters nicht niederschlagen zu lassen, sondern mit unerschütterlicher Hoffnung auf bessere Zeiten anzustrengen.“ —

Die Aussöhnung mit Lauffenburg sowohl als mit Kyburg, erfolgte später dennoch. Graf Gottfried war durch Fortsetzung der Fehde mit dem so streitbaren als vielgewandten Vetter arm geworden, und suchte in England ein neues Glück,*) nachdem er zuvor mit Rudolf noch Freundschaft geschlossen. Hartmann aber, zu freundlichern Gefühlen gegen die Geschlechtsver-

*) Nach Müller saßen Abkömmlinge Gottfrieds nach manchen Jahrhunderten noch im englischen Parlamente.

wandten bewegt, hatte die übereilte Vergebung des Kyburgischen Erbes zurückzuerhalten gesucht: die Unterhandlungen und die Waffen seines Neffen brachten, trotz des Bischofs von Straßburg anfänglichem Widerstreben, die Sache endlich zu befriedigendem Ziel. Und als gerade Rudolf die dem greisen Ohm von Winterthur zugefügte Kränkung zu rächen herbeieilte, ward ihm die Kunde von desselben Tod gebracht. Er empfing von allen Vasallen und Dienstmannen Kyburgs die Huldigung (1264). Der Reichthum und die Macht Habsburgs war nun bereits zu nieverhofftem Grade gestiegen. Noch Glänzenderes brachte eine nahe Zukunft.

Es gehört nicht zum Zwecke dieses Aufsatzes, eine Schilderung von dem vielseitigen Wirken und den zahlreichen Thaten des großen Mannes zu entwerfen, welche in Gedenkbüchern und Geschichtwerken größeren Umfangs hinreichend aufgezeichnet und gepriesen zu finden sind. Nur auf die Schicksale des merkwürdigen Geschlechtes, das von der Habsburg ausgegangen, im Allgemeinen aufmerksam zu machen, ist dermal unsere Aufgabe.

So begnügen wir uns denn zu sagen, daß Graf Rudolf, nachdem das heftige Feuer seiner ersten, thatengierigen Jugend sich gemildert, durch Verstand, Klugheit, Biedersinn und Liebe des Rechtes bei den Eid-

genossen, deren Schirmvogt er wurde, allgemeine Achtung, Liebe und Zutrauen sich erwarb; daß er, wie den Feinden seines Hauses, also auch den Unterdrückern der Freiheit, furchtbar, den Schwachen ein Hort, den Kriegern eine Zuversicht und der Bürger, deren Sitten er liebte und annahm, Stolz und Freude ward.

Mitten in Rachegedanken wider Basels gewaltsamen Bischof, überraschte ihn die große Botschaft, welche ihn zum König der Teutschen, seiner großen Jugend und Weisheit willen, gewählt, vor den Mauern der raurachischen Stadt begrüßte. Auf der Habsburg und zu Brugg traf er alle Verwandte, Freunde und Diener, mit aufrichtigen Glückwünschen seiner harrend. Allen blieb er auch im neuen Stande, was er ihnen im alten gewesen. Die Eidgenossen hatten in ihm während der ganzen Dauer seines Lebens den ersten Freund.

Nachdem er alles Nöthige in seinen Besitzungen und im Lande der Schweizer bestmöglichst geordnet, zog er der neuen Bestimmung entgegen, welche er glänzend, wie wenige Kaiser vor und nach ihm, erfüllte.

Er nahm die Bündnisse der Städte gegen räuberische Edle und große Vasallen in Schutz. Er wollte — nach der richtigen Ansicht eines verdienstvollen teut-

schen Gelehrten *) aus dem Städtebund eine Art von Unterhaus in Teutschland bilden, was den Vasallen anfänglich das Gleichgewicht gehalten, nach der Hand aber die anarchische Aristokratie der Großen gebändigt haben würde. Wäre ihm sein großer Plan gelungen, so würde sich die Nationalmacht aus dem dritten Stande wieder erhoben, und die Reichskrone wieder jene Würde erhalten haben, welche ihr Karl der Große zu geben wußte. Das teutsche Reich wäre unter den Oesterreichern eine eingeschränkte Monarchie geworden, wodurch Freiheit von Innen und Ansehen von Außen geherrscht hätten. Rudolf starb zu frühe, um diesen Plan ausführen zu können. Seine Nachfolger erhoben wieder die Aristokratie, und so erhielt das Reich, statt einem Unterhause und einer gemäßigten Verfassung, eine goldene Bulle, welche der Grund aller künftigen Anarchie blieb. — Nach Vollbringung der größten oder wenigstens der großartigsten Thaten, starb der Kaiser im Jahr 1291 zu Germersheim **).

---

*) Nikolaus Vogt in seinem Werke „die Schicksale der teutschen Nation," dessen ziemlich unteutsche Tendenz im Allgemeinen wir jedoch keineswegs billigen.

**) Eine treffliche Biographie Rudolfs ehe er Kaiser der Teutschen geworden, somit besonders wichtig für die Geschlechtsgeschichte, lieferte J. Bader in E. Münchs Aletheia. Jahrg. 1829.

Die Töchter, die er mit seiner ersten Gemahlin, Gertrud, gezeugt, wurden an mächtige Fürsten vermählt, und diese Verbindungen dienten dazu, die Macht und den Einfluß des neuen Herrschergeschlechtes dauernd zu sichern. Söhne hatte er nur drei; von diesen kam der älteste, Albrecht, zur Regierung des Landes Oesterreich, und nachmals auf den Thron der Teutschen; der zweite, Hartmann, wurde, noch bei Lebzeiten des Vaters, bei einer Lustfahrt von den Fluthen des Rheins verschlungen (1281); der dritte aber, Rudolf, Vater des unglückseligen Parricida, starb als Herzog zu Oesterreich und König von Böhmen (1296).

Albrecht, Erbe des väterlichen Glückes, doch nicht des väterlichen Großsinnes und Ruhmes, entfremdete durch gewaltthätiges Wesen und unersättlichen Geiz in Teutschland sich die Fürsten, in der Schweiz die Bürger und Landleute. Tyrannei erzeugte Freiheit; Unrecht an Verwandten, blutigen Mord. Ein furchtbares Beispiel unzeitiger Strenge und Gemüthshärte, aber gleichwohl an Regentenvorzügen nicht so arm als er gewöhnlich hingestellt wird, sank durch rächerische Dolche der unglückselige Kaiser am ersten Mai 1308 auf dem alten Windischfelde *). Die Habsburg sah

*) Wolfg. Menzel in seinem Handbuch der teutschen Geschichte nimmt Albrechts Regierungssystem als dasjenige

den Frevel; doch sah sie auch eine der schrecklichsten Blutrachen, in ihren so lange Zeit friedlichen Gemächern ausgebrütet und beschlossen. Aus Albrechts Ehebett aber waren folgende Sprossen hervorgegangen:

Rudolf, König von Böhmen († 1307); Friedrich der Schöne, durch seine für die teutsche Nation so verderbliche Wahl zum Kaiser, und sein Unglück gegen Ludwig den Baiern, wie durch die teutsche Treue und Tugendgröße, welche beide Feinde wieder vereinigte, berühmt, starb 1330, mit Hinterlassung von zwei einzigen Töchtern; und Leopold der Kriegerische, der so treu an dem Bruder neben ihm noch treuer am Interesse seines Hauses hing. Die Männer aus den Waldstätten fürchteten aber weder den Trutz seines ungestümen Geistes, noch die gewaltige Waffenmacht, mit der er der Freiheit, voll unzeitiger Verachtung, drohte. Auf dem Morgarten verbleichte sein Siegesstern († 1526). Durch heiteres Wesen und freundliche Sitten glänzte Otto der Kühne († 1339) hervor; frühe starben die zwei Söhne, die er gezeugt. Sein Ruhm selbst reichte nicht an den seines Bruders. Zwei fernere Söhne des unklugen und hartherzigen Königs waren: Albrecht II. genannt der Weise († 1358), und Heinrich der

an, dem alle österreichischen Regenten, mit alleiniger Ausnahme Maximilians II. und Josephs II., gehuldigt.

Gütige († 1527). Die Namen mehrerer Töchter übergehen wir.

Von diesen Söhnen pflanzte das Geschlecht nur Albrecht II. weiter fort. Und es erscheint zuvörderst Rudolf IV. der Geistreiche († 1365); sodann Friedrich der Prachtvolle († 1362); Albrecht III. († 1395); Leopold der Gerechte († 1386); endlich mehrere Töchter.

Unter den Aufgezählten erscheinen ebenfalls wiederum nur zwei als Stammhalter: Leopold und Albrecht. Ersterer, Stifter der Tyroler-, letzterer der eigentlichen Oesterreichischen Linie.

Der Sohn Albrechts III., Albrecht IV., erhielt von der Zeitgenossen übertriebener Bewunderung den Zunamen des Weltwunders, († 1404). Albrecht V., unter den Kaisern der zweite, starb zu frühe für das Wohl seiner Länder und die Hoffnungen der Welt (1442). Ladislaus Posthumus, sein einziger unmündiger Erbe, in Ungarn und Böhmen König, erregte schon in der Wiege bitteren Streit und Bürgerkrieg. Mit seinem thatenlosen Leben erlosch die Linie. († 1458).

Die Tyroler Linie ward durch Leopolds III. Söhne, Wilhelm den Ehrgeizigen, oder den Hofmann († 1406); Friedrich IV. mit der leeren Tasche, († 1439) und dessen Sohn Sigmund

(† 1496); ferner durch Leopold IV., den Stolzen (1411), Ernst den Aeußern und drei Töchter, Elisabeth, Margarethe und Katharina fortgepflanzt. Auf sie kam Friedrich der Friedfertige und der ritterliche Maximilian, ein Fürst, an Größe des Geistes und Kühnheit der Regentenplane Friedrich II. von Hohenstaufen und Joseph II. ebenbürtig.

Die Namen der Herrscher aus der habsburg-spanischen und den folgenden verschiedenen Nebenlinien bis zum dermaligen Regenten Oesterreichs aus der Dynastie von Lothringen übergehen wir und verweisen auf die Geschichten jenes Hauses *).

Noch bleibt aus der Geschichte Friedrichs mit der leeren Tasche die Schilderung, wie die Stammburg des Geschlechtes an die Eidgenossenschaft gekommen ist, nachzutragen.

Zu Konstanz waren, im Jahre 1414, die Väter der Kirche in feierlicher Versammlung gesessen, um den Gebrechen derselben an Haupt und Gliedern, nach langen Tagen der Schmach, der Unordnung und Parteiung, abzuhelfen. Unter die vorzüglichsten Hindernisse des allgemeinen Kirchenfriedens hatte der Pabst Johann XXIII. gehört, der es vom Seeräuber und Kupp-

*) Es sind deßhalb auch die Notizen über die unmittelbaren Nachkommen Rudolfs von Habsburg hier gedrängter, als bei der Lauffenburgischen Linie gegeben.

ler zur höchsten und heiligsten Würde der Christenheit durch sonderbare Fügung der Umstände gebracht. Als er nach erzwungener Abdankung, wider die Abrede, von der Stadt des Konzils entflohen war, in der Hoffnung, mit Hülfe der Italiener und anderer Anhänger die alten Rechte neuerdigs geltend zu machen, und Herzog Friedrich zu Oesterreich, durch Rücksichten der Freundschaft bewogen, dessen Flucht unklug schützte, kam über diesen letzteren des Kaisers Zorn und die Acht des Reiches. Es erging darum auch an die Eidgenossen die Mahnung, in die Erblande Friedrichs, den Thurgau, Aargau u. s. f. erobernd einzufallen. Der Einbruch geschah, als die Noth und die Umstände scheinbar über Rücksichten der Ehre und Bestimmungen beschworner Verträge siegten. Nach und mit vielen Städten und Schlössern traf auch die Habsburg die Reihe. — „An Umfang damals wie immer, weit unter seinem Namen, wiewohl für König Rudolf einst ein nicht unwichtiger Theil des väterlichen Erbes, den Herzogen lehensmäßig, ward Habsburg von Heinrich von Wohlen gehütet, dessen Unterdrückung die erste That ist, welche man von den Grafen zu Habsburg weiß. Er schwur mit Habsburg zu Handen des Reichs der Stadt Bern. Von dieser Zeit an ist die Geschichte des Schlosses mit der seines neuen Herrn unzertrennlich verwoben. Der Name

selbst, nachdem Rudolfs Geschlecht mit kaiserlichen, königlichen und fürstlichen Titeln und Würden sich geziert, lebte ebenfalls nur kurze Zeit noch in der andern Linie fort, deren Sprossen und Schicksale wir hier, gleich der bisher beschriebenen, in Kürze aufführen.

Von den Söhnen Graf Rudolfs des Verschwiegenen († 1246 oder 1249), der die Lauffenburgische Linie der Habsburger gegründet, wird als der älteste angeführt, Werner († 1253), Wohlthäter der Abtei Wettingen, in deren Mauern auch seine Leiche begraben liegt. Hierauf: Gottfried, der rüstige Verfechter des väterlichen Ansehens wider Rudolfs Angriffe und Gewaltsamkeit. Von seiner Verarmung und Versöhnung mit dem gesippten Feind, und von der Fahrt nach England ist bereits gemeldet worden. Die Kastenvogtei über Glarus hatte er, während seines Waltens im Schweizerlande, als Lehensmann des Frauenstiftes Säckingen an sein Haus gebracht. Eine harte Fehde mit Bern kostete diesem letzteren die Vorstädte und vielen Bürgern, bei Ausfällen, das Leben. Als das Todesjahr Gottfrieds giebt man 1271 an.

Der dritte Sohn, Rudolf, zierte den bischöflichen Stuhl von Constanz († 1293); der vierte, Otto, starb schon im Jahr 1253, der fünfte endlich, Graf Eberhard, gründete durch seine Vermählung mit

der einzigen Tochter Hartmanns des Jüngern eine neue Linie von Kyburg, und sein Geschlecht vertauschte in der Folge den zeitherigen Stammnamen. Burgdorf, Thun und viele andere Besitzthümer kamen um diese Zeit an dasselbe. Nicht ohne vielen Streit inzwischen schlichteten sich diese Sachen, da die Wittwe Graf Hartmanns des Aeltern, Margarethe von Savoyen, gegen den Verkauf der Rechte über Freiburg an Eberhard, heftig sich beschwerte, und in ihrem Antheil an den Einkünften dieser Stadt, der vor langen Jahren als Morgengabe ihr ausgesetzt worden war, sich, wider den klaren Inhalt der Verträge, geschmälert sah.

Da alle übrigen Brüder ohne männliche Sprossen verstorben waren, die Nachkommen Eberhards aber einen neuen Stammnamen sich beigelegt hatten, so pflanzte Gottfrieds einziger Sohn, Rudolf, die Laufenburgische Linie allein noch fort. Seiner Jugend nahm sich mit redlichem Eifer der Ohm, Bischof Rudolf von Constanz, an. Es vertheidigte derselbe die Güter des Neffen nicht ohne große Ausdauer und Geschicklichkeit gegen die zudringlichen Anmaßungen Herzog Albrechts, von Oesterreich, welcher die Abtretung der dem jungen Grafen gehörenden Landschaften auf jede Weise zu erwirken suchte. Später jedoch zog Rudolf dem Kaiser, als solchen, bereitwillig in seinen

Kriegen zu. Durch Elisabeth, die Tochter des letzten Grafen von Rapperswyl, und Wittwe Graf Ludwigs von Homburg, gewann er die Stadt Neu-Rapperswyl, nebst allem Zugehör, am rechten Ufer des Zürchersees, und nannte sich von nun an nach dieser Landschaft. Um Grynau kämpfte er mit Tockenburg und bedachte mild und freigebig, zum Heil seiner Seele, die Gotteshäuser. Er gelangte zu großen Ehren bei König Heinrich VII. Als Reichsvogt waltete er im Aargau, Thurgau, in den Waldstätten und in den Landschaften am Oberrhein und Bodensee. Mit dem Jahr 1312 jedoch hörte sein Einfluß auf. Ein Anderer kam an die so eben genannte Stelle, und Graf Rudolf starb, unmuthvoll und im Innersten seiner Seele verwundet, nur wenige Jahre darauf, zu Mümpelgard, in einer Art freiwilliger Verbannung. Auch er wurde zu Wettingen, an der Seite mehrerer seines Stammes, beigesetzt.

Von den zwei hinterlassenen Söhnen, Rudolf und Hans, erhielt ersterer bei der Erbtheilung Rapperswyl, nebst Zugehör; der andere aber Lauffenburg. Das Schwert der Eidgenossen raffte bei Morgarten, mit vielen anderen Edlen, auch Graf Rudolfen weg, und dem überlebenden Bruder fielen somit alle väterlichen Erbgüter ungetheilt zu. Seine Macht vergrößerte sich in einem Zeitraum von kaum fünfzehn Jahren sehr bedeutend; denn auch der Enkel Ludwigs von Homburg, und der

Sohn seines väterlichen Stiefoheims starben kinderlos (1530), und Alt-Rapperswyl, die March, Wäggi und die Wartenberge bei Basel, nebst vielen anderen Gütern mehr, wurden erst den Herzogen Otto und Albrecht von Oesterreich überantwortet, sodann aber von diesen dem Grafen Johann zu Lehen gegeben. Dankbar verhieß derselbe dafür in ihrem Kriege wider Schwyz und Glarus seinen Beistand. Er leistete solchen auch der Partei Friedrichs des Schönen wider König Ludwig den Baiern. Obgleich mit Zürich verburgrechtet, gewährte er dennoch den daselbst geächteten Verschwörern gegen die von Rudolf Brun eingeführte neue Ordnung der Dinge, Schutz zu Rapperswyl und reizte dadurch der Bürger Zorn und ihre Waffen vor die Mauern dieser Stadt. Zwar leistete dieselbe den Belagerern mehrere Tage hindurch Widerstand; allein, als Graf Johann zur Hülfe Tockenburgs, seines Freundes, gen Grynau eilte, wurde er in dem daselbst gelieferten Gefecht erschlagen, (1337). Von ihm war Fahrwangen an die Hallwyler, der Biberstein aber an den Orden vom heil. Johann übergeben worden.

Er hinterließ drei Söhne und eine Tochter. Der erste von jenen, Johann II., vermählt mit Elisabeth von Nidau, folgte in der Regierung von Neu-Rapperswyl. Zwischen ihm und seinen übrigen Brüdern, Rudolf († 1383) und der Stadt Zürich vermittelten Kö-

nig Ludwig IV. und Herzog Albrecht zu Oesterreich noch in demselben Jahre einen Frieden. Johann II. bekleidete nunmehr, durch den Abt Herman hiezu ernannt, auch die Stelle eines Landvogtes von St. Gallen, befehdete in dieser Eigenschaft das Stift Einsiedeln auf das Heftigste und vertrieb den Abt aus Pfäffikon. Doch erfolgte im Jahr 1348 der Friede, und der Graf, so wie seine beiden übrigen Brüder, nahmen von da an jenes Stift sogar förmlich in ihren Schutz.

Bald jedoch kam neues großes Unglück über das Haus Habsburg-Rapperswyl. Verleitet durch die flüchtigen Aufrührer oder Verbannten von Zürich, welche noch immer, gegen den Inhalt des Vergleiches, gehegt und gepflegt, in der Grafschaft verweilten und in beständigem Verkehr mit den übrigen Mißvergnügten der Stadt, über Anschlägen der Rache brüteten, ließ Johann in jene unglückliche Verschwörung sich ein, welche das Ansehen des verhaßten Bürgermeisters und seine, im Geiste des Demokratismus, unternommenen Neuerungen nur mehr zu befestigen diente. Außer der ihm von Natur schon eigenen Kühnheit und der Hoffnung, die Schulden zu tilgen, mit welchen er der Stadt Zürich verhaftet war, trieb ihn noch ganz besonders die Begierde, seinen bei Grünau ertödteten Vater zu rächen. Nachdem somit Graf Johann auch seinen Freund und Vetter Ulrich von Bonstetten und andere

Edle zur Theilnahme vermocht, schiffte er unter dem Vorwand eines Versöhnungswerkes nach Zürich, und eine bedeutende Zahl Bewaffneter folgte, welche sofort auf Fahrzeugen in die Nähe der Stadt gebracht wurden. Die berühmte Mordnacht brach an. Der Verrath ward durch Zufall entdeckt, und der Graf kam, als er auf der Flucht in einen Graben gestürzt, in die Gewalt seiner Feinde. Ueber dritthalb Jahre saß er als Gefangener in dem Wallenthurm. Die Liebe nur und die Dichtung versüßten ihm sein herbes Geschick. Mit Rührung liest man jetzt noch das „Lied von dem gefangenen Grafen."

Inzwischen wurden die Vesten Alt- und Neu-Rapperswyl durch der Züricher rächerischen Arm gebrochen und die Güter Johanns sämmtlich auf das furchtbarste verwüstet. Zur Wiedervergeltung für das angedrohte Verderben und nach den Gesetzen der Nothwehr ging die Stadt Neu-Rapperswyl selbst in Flammen auf. Die Stimme der Gerechtigkeit verstummte vor dringendern Rücksichten der Politik, welche das neue Werk des Tages von allen Seiten sicher zu stellen für unerläßlich ansah.

Auch die elsäßischen Edlen von Sulz wurden durch die Brüder des Gefangenen, welche aber gerade nicht am eifrigsten für seine Lösung bedacht waren, in den Kampf verwickelt. Ebenso darauf Basel und Straßburg.

Da zog Herzog Albrecht von Oesterreich, mit welchem, als ihrem Lehensherrn, die Grafen Gottfried und Rudolf bei Gelegenheit der rücksichtlich ihres Bruders durch Brun angeknüpften Unterhandlungen sich entschuldigt hatten, und welcher vergebens für den in seinen lehenbaren Städten und Burgen zugefügten Schaden von Zürich Ersatz begehrt hatte, vor dasselbe und belagerte es.

Die Begeisterung der Einwohner trotzte seinen Anstrengungen; die Uebermacht reichte wider den kühnen Geist der Freiheit und den hohen Vaterlandssinn, welchen selbst die Frauen theilten, nicht aus. Die Königin Agnes vermittelte zwar nun für eine Zeitlang den Streit. Als aber aus verschiedenen, gewichtigen Gründen Graf Johanns Freiheit von Zürich verweigert wurde, dauerte er noch bis zum Jahre 1352 fort. Jetzt erst kam Friede zu Stande; für die Grafen wie für den Herzog unter sehr beschwerlichen und demüthigenden Bedingungen.

Nicht lange ward die feierliche Zusage gehalten. Als auf Herzog Albrechts Anstiften König Karl die Stadt Zürich neuerdings belagerte, nahm auch Graf Johann Theil an diesem Handel, nebst seinen übrigen Brüdern, nachdem er Albrechten zuvor Rapperswyl als Eigenthum übergeben, um vor möglichen Gefahren sich zu schützen, (1354). Dafür erhielt er nachmals

von Bischof Johann zu Basel den Sißgau zu Lehen (1363). Auch er ruht bei seinen Stammverwandten in Wettingen. († 1380).

Sein Bruder Rudolf hinterließ ein, weniger durch eigene, ritterliche Unternehmungen, als durch die treue Hülfe, welche er Hansen und Gottfried bei den ihrigen geleistet, ehrenvolles Andenken in den Annalen des Geschlechtes. Lauffenburg und ein Theil des Sißgaues gehörten zu seiner Herrschaft; von Oesterreichs Herzog war er über den Aargau und den Thurgau als Vogt gesetzt. Die Wagnisse der Brüder stürzten ihn häufig in Schuldenlast, und einst mußte ihm die Stadt Basel durch ein Darleihen bedeutender Summen aushelfen. († 1388).

Bei der Erbtheilung war dem dritten, Gottfried, Alt-Rapperswyl, die March, Wäggis, Rheinau, Homberg und anderes mehr zugefallen. Allein aus Haß gegen die Eidgenossen veräußerte der Graf Alt-Rapperswyl nebst allem Zugehör an Oesterreich, um die Summe von 1100 Mark Silbers. Von Lauffenburg aus unternahm er auch zahlreiche Streifzüge, und plünderte schweizerische Kaufleute. Der Unglimpf, welchen er an den Scheitlern aus dem Lande Uri verübt, hatte zur Folge, daß diese ihn während einer Pilgerfahrt gen Einsiedeln aufhoben, und auf dringliche Vorstellungen des Abtes erst dann wieder freigaben, nachdem er alles Geraubte wiedererstattet, 200 Gulden an die Kasten

bezahlt und gegen die Eidgenossen zu ewigem Frieden sich verpflichtet hatte. († 1375).

Johann II. hinterließ einen einzigen Sohn, Johann III., welcher ohne Erben starb, (1395); dagegen pflanzte Rudolfs Sohn, Johann IV. († 1408), in zwei Töchtern, Agnes und Ursula, weiblicher Seits noch für eine Zeitlang das Geschlecht der Habsburg-Rapperswyler fort, bis er durch Ursula's Vermählung mit Graf Rudolf von Sulz gänzlich erlosch.

Wir kehren daher zu dem letzten Zweige der Laufenburgischen Linie, der neuen Kyburger, zurück. Es hatte Eberhard, der fünfte Sohn Rudolfs des Verschwiegenen, wie wir schon oben erzählt, Hartmanns des Jüngern von Kyburg Tochter geehlicht und Burgdorf, nebst vielen andern Besitzungen in Kleinburgund an sich gebracht. Nach seinem Tode († ohngef. 1283) theilten sich seine Söhne Hartmann und Eberhard in die Verlassenschaft. Der erstere fiel durch einen Meuchelmörder, der in die Zahl der Diener seines eigenen Bruders gehörte, (1322) nachdem er mit Elisabeth von Froburg in einer glücklichen Ehe gelebt; der andere, vermählt mit der Tochter Landgraf Heinrichs von Burgund, Bertha, starb im J. 1355. Außer den beiden finden wir noch zwei Töchter Eberhards, Elisabeth und Katharina, angeführt. Hartmann der I. hatte keine, wenigstens mannbare Er-

ben hinterlassen. Dagegen blieben von seinem Bruder folgende drei Söhne zurück: Hartmann II. Graf von Kyburg, Landgraf zu Burgund, vermählt mit Anna von Nidau, († 1380); Rudolf, mit demselben Titel, († 1383); endlich Berchthold, Graf von Kyburg, († 1401). Es muß jedoch bemerkt werden, daß in der Genealogie der beiden Brüder allerlei Zweifel, und verschiedene Angaben statt finden, und selbst über Anna von Nidau, ob sie Hartmanns oder Rudolfs Gattin gewesen sey, zweierlei Meinungen vorhanden sind. Auch zählt, auf Tschudi gestützt, Guillemain außer den drei Brüdern noch einen vierten, Eberhard, Domherr zu Basel, und einen fünften, Johann Probst in St. Stephans Münster zu Straßburg. Als Hartmanns Söhne, erzeugt mit Anna von Nidau, werden aufgeführt: Egon, Graf von Kyburg, für dessen Todesjahr man 1420 annimmt. Anna von Bechburg war seine Gemalin; ferner: Berthold, der noch vor dem älteren Bruder gestorben zu seyn scheint. Diesen Beiden, welche bald für Hartmanns, bald für Rudolfs Söhne gelten, schiebt man noch einen andern Bruder, Heinrich, und eine Schwester, Verena, zu. Doch schweigen von ihnen alle Denkmale. Mit Egon und Berthold erlosch auch die jüngere Linie von Kyburg und somit der letzte Zweig der Hauptlinie von Lauffenburg.

VI.

Stefano Porcaro.

Quellen: Leonis Baptistae Alberti Commentarius de Conjuratione Porcaria. (Murator. rer. Ital. T. XXV.) Stefano Iufessura: Diario; (Murat. T. III.) Machiavelli: Istoria Fiorentina. L. VI. Raynald. ad Baronium. Aeneas Sylvius de Europa. c. 58. Gobelini Commentar. — Gibbon, Hist. of the decline and fall of the Rom empire. Cap. 70.

Das Beispiel des wunderbaren Cola di Rienzo,*) welcher um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, somit neununddreißig Jahre seit der Stiftung des ewigen Bundes der schweizerischen Eidsgenossen, die Herstellung der römischen Republik versucht, und zum Erstaunen der Welt für eine Zeit lang dieß Unternehmen ausgeführt, bis es am Geiste der Zeit, an den Anstrengungen einer tief gekränkten Aristokratie und an der unklugen Großmuth des Urhebers scheiterte,

---

*) Der Verfasser hat eine aus Quellen bearbeitete Biographie des letzten Tribuns bald nach der Julirevolution an einen der ersten teutschen Buchhändler, als den vertragsmäßigen Verleger, abgeliefert, deren Abdruck jedoch erst durch eine Revolution, sodann durch Krankheit und endlich den Tod des Prinzipals der Buchhandlung, verzögert worden. Seitdem ist er durch Bulwer's historischen Roman über denselben Gegenstand überrascht worden.

— hatte, noch lange nach der traurigen Katastrophe, die den Tribun gestürzt, in vielen kühnern Gemüthern mächtig fortgewirkt, und die Begierde nach ähnlichen Versuchen rege erhalten. Allein keiner derselben kam jemals zur Ausführung, sondern jede Bewegung der Freiheit ward, nicht sowohl durch der Widersacher Eintracht und die Stärke der den Aufstand bekämpfenden Ideen, als durch die Planlosigkeit der Unternehmer und die Unreifheit des Volkes für jeden politischen Aufschwung, unterdrückt. Es stürzten jene Männer meist sich selber nur und ihre Freunde in's Unglück, und dienten blos dazu, die bisher schlaffe und feige Tyrannei zu größerer Wachsamkeit und Strenge zu reizen, auch ihr mehr System und Konsequenz zu geben.

In der Reihe jener Männer und Jünglinge, die als bedauernswerthe Opfer der politischen Lage ihres Vaterlandes, und des Strebens für die Mündigung desselben, untergingen, muß vorzüglich Stefano Porcaro aufgeführt werden. Wir haben uns bemüht, aus den wenigen vorhandenen Nachrichten über dessen That und deren Ausgang eine klare und geeignete Darstellung zu liefern, indem außer Machiavelli und Gibbon noch kein neuerer Geschichtschreiber, und auch die beiden Ebengenannten nur kurz, den anziehenden Stoff bearbeitet haben. Die handelnden Personen erscheinen hier — zur Vermeidung aller Mißverständ-

nisse — im Geiste ihrer Zeit, die von Herrschaft, Freiheit und Aufstand nicht selten von unsern Ansichten völlig verschiedene gehegt.

Stefano Porcaro, geborner Römer, aus einem berühmten Rittergeschlechte, durch treffliche Naturanlagen und eine sorgfältig wissenschaftliche Erziehung über die Unwissenheit seiner Kaste in jenen finstern Zeiten weit erhaben, verrieth von früher Jügend an ein ungestümes Wesen, einen feurigen Hang zur Selbstständigkeit und eine edle patriotische Schwärmerei, welcher kein Gedanke zu riesenhaft, kein Plan zu unausführbar schien, wenn es die Ehre Roms und den Nationalstolz der Italiener betraf. Die Thaten der Alten und die Erinnerungen an Rienzo trieben ihn unaufhörlich nach einem Ziele, das vielleicht einige Zeit früher nicht so ganz, aber unter den damaligen Umständen allerdings unerreichbar war. Der Pabst hatte damals wieder seinen Sitz in der ewigen Stadt; der Ausgang des Basler Conciliums durch Piccolomini's Politik und Friedrichs IV. Indolenz die gemäßigsten Erwartungen der Völker täuschend, war für dessen geistliches und politisches Ansehen eher von Vortheil als Nachtheil gewesen. Die Verhältnisse der Stadt Rom zu dem heiligen Stuhl zeigten sich in Bezug auf Verfassung und Gesetzgebung geordneter, als mehrere Jahrhunderte hindurch. Die Aristokratie, durch mannig-

fache Erfahrungen belehrt, sah sich entweder durch die päbstliche Regierung ihrer kräftigsten Waffen beraubt, oder sie hatte dieselben, zufrieden mit dem Glanze, welchen der Thron als Abfindungssumme ihr gleichsam zuwarf, an denselben freiwillig abgegeben, und weder die Idee der Freiheit, das Eigenthum einer kleinen Anzahl Patrioten, noch viel weniger die Nothdurft des Volkes im engern Sinne, konnten in ihr den Wunsch zum Umsturz der Verfassung erregen. Auf einer andern Seite war der Pöbel, mißtrauisch gegen das Gute, welches von Seite seiner bisherigen Unterdrücker kam, durchaus wider alle Bewegungen gestimmt, an deren Spitze sich Edle befanden; indem die gegenwärtige Lage der Dinge und die Demüthigung der Großen, somit die Gleichheit der Knechtschaft, seinem Geschmacke mehr, als eine durch aristokratischen Beistand geförderte Freiheit, zusagte. Das Panem et Circenses zeigte sich auch jetzt noch in der alten Allgewalt bei den Nachkommen der Brutus, Camillus und der Scipionen, und zwar immer mehr und mehr, je höher die Entartung des Volkscharakters und die Ueppigkeit der Sitten stieg.

Alle diese Umstände wurden jedoch von dem kühnen Porcaro nicht erwogen, welchem Tag und Nacht als unerläßliche Aufgabe das Eine vorschwebte: sein unglückliches Vaterland aus den Händen der Priester

zu erretten, die er für die Hauptquelle des drückenden Uebels ansah, und dem Zustande seiner alten Freiheit es zurückzugeben, welche es in der Urzeit und zum Theil selbst im Mittelalter längere Zeit hindurch genossen. Er war gewiß, den Titel eines „neuen Gründers und zweiten Vaters von Rom" sich zu erwerben, und unabläßig begeisterte ihn, der den Inhalt zuversichtlich auf sich selbst übertrug, die unsterbliche Canzone Petrarca's, welche von diesem ein Jahrhundert früher zu Ehren des Befreiers Rienzo gedichtet worden war *).

Porcaro, überzeugt, daß Dichter oft von einem Geiste der Weissage erfüllt sind, hielt um so mehr zu Vollführung der in jenem herrlichen Denkmal von Vaterlandsbegeisterung angedeuteten Dinge sich berufen, als keiner der übrigen Römer in Hinsicht auf Rednertalent, wissenschaftliche Bildung, Reichthum, Freundezahl und Familienverbindungen eine Vergleichung eingehen konnte **)

Sein Haupthaß war, wie wir bereits angedeutet, gegen die Priester gerichtet, und hierin unterschied sich seine Tendenz wesentlich von der seines Vorgängers Rienzo, welcher, als Plebejer, die Edlen vor Allen

*) Rime di Petrarca. Canz. VI. „Spirito gentil" etc.
**) Macchiavelli.

als Gegenstand der Rache sich ausgeschieden und den Klerus mit ins Interesse zu ziehen gesucht hatte. Allein desto gefährlicher war das Wagniß, das er vorbereitete, und desto unvermeidlicher der Untergang, wenn er mißlingen sollte.

Porcaro that den ersten Schritt gleich bei Gelegenheit der Leichenfeier Eugens IV. Eine sehr heftige, zur Empörung einladende Rede ward an die zusammengeströmte Menge gehalten, und die Erinnerung an Roms alten Namen und Ruhm auf allerlei Weise rege gemacht. Die Köpfe begannen bereits sich zu erhitzen, und nur die beredten Gegenvorstellungen des Lälius Valejo verhinderten ernsthafte Auftritte. Der neue Pabst, Nicolaus V., erfuhr den Hergang, und es stand bei ihm, den Buchstaben des Gesetzes, welches über Hochverräther Tod verhängte, schon jetzt erfüllen zu lassen. Gleichwohl, und der Meinung aller seiner Räthe entgegen, ließ er für dießmal Gnade über den Schuldigen ergehen. Seinem menschenfreundlichen Herzen widerstrebte, gleich im Anfange seiner Regierung solche Strenge zu handhaben. Auch ließ ihn eine sonst richtige Politik glauben, daß Großmuth und Milde nicht nur die Gemüther der Menge, sondern auch der mißvergnügten Großen ihm desto sicherer gewinnen dürfte. Dieser Milde fügte er noch unerwartete Wohlthaten bei; denn, nicht ohne einige Hoch-

achtung vor den Talenten und dem Charakter Porcaro's, welcher blos in seiner Richtung sich verirrt zu haben schien, ernannte er denselben zum Podesta von Anagni.

Allein die patriotische Schwärmerei ist mächtiger, als alle übrigen Rücksichten und Gefühle. Porcaro fühlte in seinem Gewissen sich beängstigt, von dem Manne, in welchem er den Tyrannen oder wenigstens Verhinderer der Glückseligkeit seines Vaterlandes ersah, Wohlthaten empfangen zu haben oder noch ferner zu genießen, und, unverändert in seiner Gesinnung, kam er nach Rom zurück. Er brütete von nun an ohne Unterlaß über Empörung.

Bei Gelegenheit der öffentlichen Spiele, wahrscheinlich zur Karnevalszeit, die in ganz Italien und in Rom zumal, stets auf so ungebundene und ausschweifende Weise begangen wird, ergab sich zwischen jungen Leuten und Handwerkern Streit. Porcaro benutzte die Sache alsogleich zu seinem Zwecke, und sprach, den Partheihaß künstlich fortnährend, gegen die bestehende Ordnung der Dinge und gegen die öffentlichen Behörden mit solch giftiger Beredtsamkeit sich aus — und Mienen, Geberden und Declamation stimmten so genau mit einander überein — daß ein Aufstand abermal nahe war, Viele bereits zu den Waffen griffen, und Nicolaus nunmehr auf ernstere Maßregeln

gegen den Unruhestifter bedacht seyn mußte. Aber auch dießmal jedoch zog der edle Pabst den gelindern Weg dem strengern vor. Porcaro ward blos nach Bologna verbannt, und der genauen Aufsicht des Senates daselbst empfohlen, mit dem ausdrücklichen Befehle jedoch, daß es ihm an keiner Nothdurft gebrechen sollte.

Trotz der Quarantaine, in welche die Wirksamkeit des feurigen Mannes jetzt versetzt, und trotz der scharfen Aufsicht, unter welcher er gehalten war (jeden Abend mußte er sich dem Befehlshaber von Bologna persönlich stellen), fand Porcaro dennoch Wege genug, seinen Freunden und Anhängern sich mitzutheilen, und er war entschlossen, den alten Plan um jeden Preis durchzusetzen, selbst auf die Gefahr seines Lebens hin. Dankbarkeit gegen den Unterdrücker hielt er, mit sophistischer Deutelei, für Verbrechen und das Vaterland höher als den Wohlthäter. Die Zahl der Verschwornen mehrte sich mit jedem Tage. Obenan stand sein Neffe, ein Jüngling von gleichem Wesen, wie er selbst, in seine Plane seit Längerm eingeweiht, und bereitwillig zu dem Verwegensten und Blutigsten. Er schickte diesen voraus nach Rom, um Soldaten zu werben und auch sonst noch Gehilfen zu dem Unternehmen zu gewinnen. Es gelang mit beiden; denn die Hoffnung großen Ruhmes und reicher Beute spornte.

Nachdem alles Nöthige eingeleitet war, machte Stefano sich selbst in stiller Nacht auf den Weg, und verfügte sich in sein väterliches Haus. Dasselbe war angefüllt von Verschwornen, die der Abrede gemäß seiner dort harrten. Und nun trat er, angethan mit purpurnem, golddurchwirktem Gewande und kostbaren Ketten, in ihre Mitte, und hielt eine, mehrere Tage zuvor ausgearbeitete und einstudirte Rede, mit solcher Zuversicht auf sich selbst, und mit so großem Beifall der Zuhörer, daß nichts als die bestimmte Zeit zur Ausführung des gemeinsamen Planes zu fehlen schien. Er begann zu sprechen von der alten Glorie Roms und dem Verluste der alten Freiheit, und verwünschte die Unbilden der Zeit, welche es nicht gestatteten, den letzten Rest von ehevoriger Kraft und Tugend in kühnern Männerherzen aus Tageslicht hervortreten zu lassen. „Was mich betrifft," äußerte er unter Anderm, „so reuet mich durchaus nichts von allem dem, was ich gelitten und gethan, um meinen Mitbürgern zu beweisen, daß ich wenigstens derjenige sey, der ihren Ruhm will. Uebrigens zweifle ich keineswegs, daß nicht Alle, die hier gegenwärtig sind, und die ich als tapfere Männer erkenne, häufig das mit Sehnsucht gewünscht, was den Tapfern gezieme. Manchen gebrach es blos an Gelegenheit; manche wurden durch Hindernisse verschiedener Art abgehalten, dem öffent-

lichen Wohle mehr, als ihrem Privatintereſſe ſich zu weihen. Nunmehr aber halte ich es für ganz gewiß, daß, falls die von mir vorbereitete Sache nur einmal offenkundig geworden, nicht nur in allen Anweſenden, ſondern auch in denen, welche ſpäter erſt zu ihrer Erkenntniß gelangen, ein Gefühl vorherrſchen werde; ſie müßten anders ſich ja ganz des Gedankens, Römer, ja ſelbſt nur Menſchen zu ſeyn, entſchlagen. Gleichwohl thun alle die Dinge noth, die ich jetzt mit kurzen Worten anzeigen will. Zuvörderſt entſchloſſene Geſinnung und unbedingte Bereitwilligkeit, nicht nur dasjenige anzuhören, was geſchehen ſoll. — Jeder von euch konnte ſchon nach eigenem klugen Ermeſſen und nach dem Zuſtand des drängenden Uebels dieß wiſſen — ſondern auch kraftvoll auszuführen, was das Wohl der gemeinſamen Sache und der ewig bleibende Nachruhm von euch fordern."

Hier hielt der Redner plötzlich einige Minuten inne, und drückte nur durch Mienen, Geberden und Seufzer den tiefen Schmerz der Seele aus. Darauf hielt er die Rechte vor, blickte umher und frug mit feſter Stimme: ob wohl in der großen Zahl ſo vieler trefflicher und hochverdienter Mitbürger einer ſich befinde, der mit ſeiner eigenen Lage und der des Vaterlandes auf irgend eine Weiſe zufrieden zu ſeyn Urſache habe? Ferner: ob es einen gebe, welcher die gemein-

samen Drangsale aufzuzählen vermöge, ohne bittere Thränen zu vergießen? Ueberall sehe man nur Dürftigkeit, Knechtschaft, Schmach, Kränkung. Und alle diese Uebel seyen bereits so einheimisch geworden, daß man es bisher noch für ein Glück gehalten, wenigstens im Vaterlande, wenn auch mitten unter diesen Drangsalen, bleiben zu dürfen. Nun aber hätten jene, welche sich die Allerheiligsten schelten ließen, noch eine neue Art von Grausamkeit erfunden; nämlich gewisse Personen würden gehindert, Bürger zu seyn. Man ächte, verweise und tödte Schuldlose. Ganz Italien sey angefüllt von Schaaren solcher Unglücklicher. Die Stadt Rom selbst sey leer geworden an Bürgern; bald sehe man Niemanden mehr in der Stadt, als Barbaren. Wer die Kühnheit besitze, für sein Vaterland recht heiße Liebe zu tragen, werde als Verbrecher angesehen.

Dieses und Anderes mehr erörterte Porcaro umständlich. Und nun folgte ein noch grelleres Gemälde von der Tyrannei öffentlicher Behörden; was zu Tadel und Beschuldigungen nur immer Stoff reichen konnte, war hier gesammelt und aufgehäuft. Er machte gehaßt und verächtlich Diejenigen, welche durch jede Art Schutz und Unwürdigkeit sich berüchtigt, und dennoch gleich Göttern verehrt seyn wollten. Dieselben mißbrauchten, nach seiner Behauptung, ihren Ueberfluß an Reichthum auf die ausschweifendste Weise, während

Bürger, die eines bessern Schicksals würdig, gleichsam vom Almosen leben müßten. Die Schuld jedoch an einer so unerträglichen Ordnung der Dinge müsse nicht auf Andere, sondern auf sie selbst gewälzt werden, welche aus Feigheit eine Reihe von Uebeln immer williger ertrügen. Möchte man doch gedenken, was Tugend vermöge, und welch Glück es sey, nicht als Knecht zu leben.

Nach diesem lenkte Porcaro auf die jetzt zu fassenden Entschlüsse hin. Den Verschwornen ward auseinander gesetzt, wie alle Mittel zur Selbsthülfe im Ueberfluß vorhanden. So habe man in der Stadt 300 Mann gemietheter Krieger; außerdem eine tapfere Schaar von 400 Geächteten. Viele andere streitbare Männer mehr würden zu diesen stoßen. Uebrigens sey zur Ausführung des vorhandenen Planes die Mitwirkung auch von wenigern, als gegenwärtig vorhanden, hinreichend. Der Himmel selbst werde die Sache begünstigen; des Volkes Beifall sie stützen; der Erdkreis aber ihre Tapferkeit bewundern, und bei allen Geschlechtern ihr Name ein Gegenstand des Ruhmes bleiben. Dagegen seyen ihre Gegner Gott und den Menschen verhaßt, unter sich entzweit, müßig, durch Ueppigkeit entnervt und durchaus nicht auf ihrer Hut. Kurz, es gebe nichts anders mehr zu thun, als die Früchte des Sieges zu sammeln. Der Kampf, durch

den derselbe zu erringen, sey schon gekämpft, wenn man nur alle diese Dinge reiflich und gediegen berathen werde; und er verlange blos noch für kleine Weile, was man schon so lange gezeiget, Geduld. Nur noch ein Tag sey zwischen dem Sieg und dem Preis des Sieges. Möchten sie daher ihre Freude mit Mäßigung tragen und zum Empfange aufgehäufter Reichthümer sich bereit halten. Eine Million Goldgulden werde die nächste Nacht eintragen. Sich selbst sprach Porcaro völlig frei von allem Eigennutze, und von alleiniger Liebe der Freiheit, des Ruhmes und des Vaterlandes bewegt. Er nahm davon Anlaß, zu gleicher Tugend auch seine Genossen zu begeistern, und sie eben so zur Besonnenheit und Eintracht, als Tapferkeit und Selbstaufopferung zu vermahnen.

Leider erfuhr jedoch der Pabst gleich nach gehaltener Versammlung alles, was vorgefallen, oder wenigstens was sich brüte, durch einen Verräther aus der Zahl der Verschwornen, der, seines Handwerks ein Späher oder geheimer Anzeiger, vermuthlich blos zum Schein der Sache beigetreten war, in der Absicht, den Zusammenhang desto gründlicher zu erforschen, und die Fäden der Verschwörung desto sicherer in Handen zu haben. Daß solche Menschen gleich bei Porcaro's Rückkehr aus Anagni sich an ihn gedrängt und unter der Maske patriotischer Wahlverwandtschaft seines Her-

zens Gedanken erforscht haben werden, läßt sich aus der Natur der Sache schließen.

Der Pabst beschloß, diese Nacht noch zuzuwarten, in der Hoffnung — wie Leo Alberti behauptet — daß Viele, die zur Nachtzeit vielleicht ungescheuter herbeigeeilt, bei Tage sich ruhig verhalten würden. Des folgenden Morgens aber sandte der Senator, auf erhaltene Nachricht von dem Verschwörungsplane, Bewaffnete aus, die das Haus Porcaro's umringten. Eine Anzahl noch darin befindlicher Genossen wurde alsbald verhaftet; nur der Neffe schlug mitten durch die Feinde mit dem Schwerte sich durch. Den Anführer selbst fanden sie erst in folgender Nacht; seine Schwester hatte ihn in einer Kiste verborgen gehalten.

Nach kurzem Verhör erhielten die Richter alle Geständnisse, die sie begehrten. Der nächste Plan der Verschwornen war folgender gewesen: Am Feste der heil. Dreikönige pflegt der Pabst, umgeben von den Kardinälen, dem Senator und dem übrigen Klerus, in der Hauptkirche den feierlichen Gottesdienst zu halten. Dieser Anlaß sollte für den großen Schlag benutzt, in die nmliegenden päbstlichen Gebäude Feuer geworfen, und die ganze Versammlung, wenn sie, wie zu erwarten war, zur Hülfe hinausströmte, verhaftet, oder nöthigenfalls am Altare selber festgehalten und nach der Engelburg abgeführt werden, woselbst man,

durch seine und seines Bruders Person leicht den Zugang zu erhalten hoffte. Während dieß hier geschehen, hätte man sich, verkleidet als Vorsteher der Wächter, und unter dem Vorwand, Gefangene hineinzubringen, ohne Blutvergießen auch des Capitoliums bemächtigt, in dessen Umkreis der öffentliche Kerker gelegen. Darf man den Berichten erbitterter Gegner glauben, so war den vornehmsten Prälaten, ja der gesammten Klerisey, Tod geschworen, damit — wie Porcaro sich ausgedrückt haben soll — auf ewige Zeiten alle Furcht vor den Zähnen des abgeschlagenen Kopfes getilgt würde. Die Häuser der Geopferten selbst waren der Plünderung geweiht. Man wollte überdieß bei einigen der Häupter Ketten gefunden haben, die für den Pabst bestimmt gewesen. Die Beute, die den Theilnehmern zugefallen, war also berechnet: 200,000 Dukaten sollten genommen werden aus der Wohnung des Pabstes; 200,000 aus dem Collegium der Kardinäle; eben so viel aus den Kaufläden und Dikasterien; eine Summe von 100,000 Goldgulden aber aus den Kassen der öffentlichen Gefällverwaltung und jenen der feindlichgesinnten Bürger.

Porcaro, nebst neun andern Verschwornen, wurde von dem Gericht zum Strange verurtheilt, und die

Sentenz, da dießmal die Gnade Nicolaus V. verstummte, auch wirklich vollzogen, ohne daß man selbst nur die Wohlthat der Sakramente den Schuldigen noch verstattet hätte. Diese Verschärfung war als Schreckmittel für die Zukunft bei ähnlichen Versuchen berechnet. Als er zum Tode gieng, rief er aus: „Um drei Stunden nur habt ihr mich überrascht; in dem Vorhofe der Nacht erwartete uns der Sieg*)!“

In den Gemüthern vieler edlen Römer bewegte sich tiefe Trauer ob des Falles dieser Männer, welche mit außerordentlicher Standhaftigkeit ihr Geschick erfüllten, und es gab sich diese Trauer, beinahe vor

---

*) Ueber die periculosissima conjuratio in Pontificis ac Cardinalium vitam detecta läßt Raynald, welcher besonders den Aeneas Sylvius, Gobelin und Innocenz Maretti anführt, sich also aus: Numen coelesti viso ostendisse periculum, quod a proditoribus imminebat, divinaque providentia discussum iri. Sexto, inquit, pontificatus sui anno ei Romæ in cubiculo suo dormitanti, Stephanus Porcarius, civis romanus, qui cum aliquibus aliis nefariis hominibus ac perditis sicariis crudeliter in caput suum, ad necem conjuraverat, baculum quendam dextra manu tenens apperuit, atque eo baculo brachium suum ita percutere videbatur, detecta paulo post conjuratione et conspiratione capitis ac ultimo, ut merebantur, supplicio affectis, in lucem venit. T. ad ann. 1453.

**) Machiavelli. — Gibbon.

den Augen der Richter, auf ziemlich fühlbare Weise kund ***). Es ist für den politischen Psychologen nicht uninteressant, den Anflug von Begeisterung in dem Staatsmann Machiavelli zu belauschen, welcher, allen politischen Träumereien sonst so abhold und fremde, dennoch vor Porcaro's Bilde mit einer Art Rührung verweilt.

Von der Zeit an erstand Niemand mehr in der Siebenhügelstadt, welcher an die alten Zeiten und Rechte der Republik zu erinnern wagte; und alle Empörungen des Pöbels und alle Aufruhre der Edlen waren gewöhnlich nur ehrgeiziger oder habsüchtiger Natur, und ohne daß irgend ein großartiger Zweck, oder irgend eine Idee von Recht oder Freiheit dabei vorangeleuchtet hätte. Die Aristokratie, welche in Italien bis zu den neuern Zeiten allein noch die Bewahrerin einer Art von Nationalität geblieben, wie sie es auch in andern Ländern, wo der Theokratismus den Sieg gewann, als z. B. in Spanien und Portugal, es wiederum werden muß, verblutete langsam in einzelnen Bürgerkriegen, unter sich selbst, und gegen die Gewalt geführt, besonders aber unter dem eisernen Scepter des unerbittlichen Sixtus V. in den merkwürdigen Aechter- und Banditenfehden. Endlich war der letzte Ueberrest von Gefreitheiten ver-

schwunden, mit denen Rom im Mittelalter noch so lange die Bewegungen der Kaiser und Päbste paralysirt hatte, und auf die erdrückte Aristokratie und auf die mißhandelte Menge trat mit gleicher Härte der Fuß des Absolutismus.

VII.

Vittoria Accoramboni.

Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.
Schiller.

Vittoria Accoramboni.

Vittoria Accoramboni stammte aus dem edlen Hause der Agubbios*) und zeichnete sich schon in früher Jugend durch außerordentliche Reize des Körpers aus, so daß sie von Künstlern und Dichtern als Ideal weiblicher Schönheit gepriesen wurde; aber noch mehr gewann sie die allgemeine Bewunderung durch hohe Vorzüge des Geistes. Niemand näherte sich diesem lieblichen Wesen, ohne von seiner Anmuth hingerissen, von dem kunstlosrührenden Vortrage entzückt zu werden; und Niemand verließ sie, ohne von ihren gründlichen Kenntnissen, die sie, theils in Folge glücklicher

*) Man findet verschiedene ausgezeichnete Gelehrte, wie den Arzt Jeronimo, den Naturhistoriker Fabio, und den Juristen Felice Accoramboni. Jselin Supplement I.

Naturanlagen, theils sorgfältiger Erziehung, sich eigen gemacht, und mit einer seltenen Bescheidenheit zu entwickeln verstand, reiche Belehrung geschöpft zu haben. Die angesehensten Gelehrten rechneten es sich zur Ehre, ihres Umganges gewürdigt zu werden, oder sie beneideten die Glücklichen, denen er zu Theil geworden.

Ihr süßes, bezauberndes Lächeln verbreitete über die gewöhnlichsten Gegenstände einen neuen Reiz und ihr klarer gesunder Verstand bereicherte da, wo die Bücher aufgehört, Bronnen der Erkenntniß zu bilden, mit ungeahneten Aufschlüssen.

Es war voraus zu sehen, welch' eine Menge von Freiern sich um sie bewerben würde, da selbst Familien, deren Adel älter und berühmter als der ihrige war und deren Besitzstand denjenigen der Eltern Vittoria's bei weitem überwog, durch den Gedanken einer Verbindung mit der gefeierten jungen Dame sich geschmeichelt finden konnte. Vittoria, von übertriebener Tugendspröde wie von weiblicher Sucht zu glänzen, gleich fern, obwohl anderseits ihres Werthes sich nicht unbewußt, hielt eine anständige Mittelstraße und entzog sich längere Zeit diesen Zudringlichkeiten, bis Verhältnisse und wie es schien, persönliche Neigung sie bestimmten, dem Francesco Peretti vor allen andern die Hand zu reichen. Dieser Peretti war ein Sohn des Giovanni Mignucci und der Camilla Pe-

retti von Montalto, einer Schwester des Kardinals gleichen Namens, welcher, wie aus seiner Lebensgeschichte wohl bekannt ist, von besonderer Zärtlichkeit für sie noch vor seiner Erhebung erfüllt, alsbald nach derselben sie mit Schätzen überhäufte und ihre Kinder zu sich in's Haus nahm, zu seinen dereinstigen Erben sie erklärte und sie schon jetzt seinen Namen und sein Wappen führen ließ. Der Kardinal pflegte die Beiden, Maria Felicita und Francesco, mit väterlicher Sorgfalt und sie sahen, wenn auch ihr Oheim keine bestimmten Aussichten für eine noch erhabenere Würde hatte, doch immerhin einer so glänzenden, als glücklichen Zukunft entgegen.

Vittoria Accoramboni fand an ihrem Gatten Peretti nicht nur einen sehr aufmerksamen und zärtlichen Liebhaber, sondern auch einen mit ihren innern Vorzügen genau vertrauten Verehrer, der sie auf den Händen trug und ihr alles gewährte, was nur das Herz verlangen konnte. Der Kardinal sah mit Selbstgefühl und Zufriedenheit auf diese Verbindung, die er großentheils als sein Werk betrachtete; auch er theilte die Verehrung seines Neffen und des Publikums für Vittoria und überhäufte, ihr zu Liebe, auch ihre sämmtlichen Brüder mit Wohlwollen und Gunstbezeigungen. Ottaviano, mit Talent und Tugenden begabt, erhielt auf seine Fürsprache bei dem Pabste Gregor XIII. das

Bisthum Fossombrone; Marcello, ein lebensfroher, unruhiger und vermessener Kopf, entging auf eben demselben Wege der ungünstigen Entscheidung eines Gerichtes, vor welches er, begangener Uebereilungen willen, gestellt worden war; der dritte, Giulio Flaminio, von verschlagenem ehrgeizigen Wesen, kam in die Dienste des Kardinals Sforza und gewann über diesen binnen kurzer Zeit einen unbedingten Einfluß. Alle Verhältnisse dieser Familie schienen so glücklich sich gestaltet zu haben, daß nichts zu wünschen übrig schien. Und dennoch ward dasjenige, was als Summe von irdischer Glückseligkeit betrachtet werden konnte, zur Quelle namenlosen Unglückes und Jammers für mehr als ein edles Haus.

Eines Abends, als Francesco Peretti mit seiner Gemahlin sich schon zu Bette gelegt hatte, pochte es so heftig an der Thüre des Pallastes, daß ersterer aufgeweckt wurde und nachzusehen befahl. Eine der Dienerinnen erschien alsbald mit einem Briefe, welchen nach ihrer Versicherung Domenigo d'Aquavive, genannt Mancino, aus Fermo, ein im Hause Peretti's wohlbekannter Mann, gebracht hatte. Peretti erkannte aus der Adresse die Schriftzüge seines Schwagers Marcello, dem er, seiner Schwester willen, bisher aufrichtig zugethan gewesen war. Marcello, von Rom wegen obberührter Dinge einfach verbannt, statt daß auf dem siren-

gen Wege Rechtens der Kopf ihm hätte fallen müssen, hatte ihn nichts desto weniger von Zeit zu Zeit heimlich besucht und neue Beweise seiner Gunst und seines Zutrauens empfangen. Gegenwärtig bat er ihn dringendst, in Eile nach Montecavallo an einen Ort zu kommen, wo er ihm über höchst wichtige Angelegenheiten etwas zu eröffnen habe.

Peretti, welcher nicht den geringsten Argwohn schöpfte, theilte den Brief seiner Gemahlin mit, warf sich rasch in die Kleider und schickte sich an, bewaffnet mit einem Dolche und begleitet von einem Diener, welcher Fackeln trug, das Haus zu verlassen; als seine Mutter, seine Gattin und die Kammerfrauen derselben sich in flehentlichen Bitten vereinigten, daß er in dieser Stunde nicht ausgehen möchte; ja sie fielen ihm zuletzt zu Füßen und vergossen bittere Thränen. Eine düstere Ahnung schien sich ihrer Seelen bemächtigt zu haben, und schon der Umstand, daß Peretti dießmal gegen die Gewohnheit von Marcello bei seiner Ankunft in Rom gerufen worden seyn sollte, schien ihnen etwas verdächtig vorgekommen zu seyn. Die Zeit, in der sie lebten, war überdieß fruchtbar an Abentheuern und Gräuelthaten, wenn man sich nur der berüchtigten Banditen und Aechterfehden durch Alfonso Piccolomini, Marc Antonio Colonna, Marco de Sciarra, die Orsini's u. A. angeregt, erinnern will, und ver-

doppelte Vorsicht blieb daher unumgänglich nothwendig. Zu allem dem kam noch der seltsame Umstand, daß man den Boten, der den Brief gebracht, nicht mehr fand, als Peretti ihn persönlich zu sprechen gewünscht hatte.

Francesco jedoch, welcher auf den bloßen Namen des vielgebrauchten Mancino vertraute, ließ sich durch keine Vorstellungen, noch Bitten und Thränen der Seinigen zurückhalten, sondern nahm eiligst Abschied von ihnen und begab sich nach dem Montecavallo. Es war eine finstere, stürmische Nacht und nur mühsam unterhielt der Diener die Fackel, welche er seinem Herrn vortrug.

Kaum war dieser an Ort und Stelle angekommen, als die Fackel verlöschte, ein gellendes Pfeifen ertönte und mehrere Flintenschüsse ihn niederstreckten. Die Meuchler begnügten sich hiemit keineswegs, sondern sie eilten herbei und stachen ihn mit Dolchen und Degen noch vollends todt, worauf sie erst die Flucht nach den ververabredeten Schlupfwinkeln ergriffen.

Als Peretti viel zu lange ausgeblieben war, um nicht die Besorgnisse der Seinigen vor einem schweren Unglücke zu bestärken, sandte Vittoria noch ehe es Tag geworden, einige andere Diener nach dem Cavallo und hier fanden diese den Gebieter im Blute schwimmend und entseelt.

Ein herzzerreißender Jammer erfüllte nun das Haus, welches kurz zuvor noch ein Tempel der Freude und Heiterkeit gewesen; Vittoria, wie ihre Schwiegermutter, überließen sich der Verzweiflung. Nur der Kardinal, welchem noch in derselben Stunde das Geschehene gemeldet wurde, veränderte, in seltsamem Kontraste zu den Uebrigen, keine Miene bei der Schreckensnachricht. Er kleidete sich ruhig an, empfahl seine Seele Gott und verfügte sich zu den Frauen, um sie zu trösten, sodann aber zu der Leiche, welche er kalt und starr betrachtete, ohne einen Laut auszustoßen; alles Nöthige wurde sofort zu ihrer Bestattung vorgekehrt. Auch bei diesem Anlaß behielt Montalto seine ganze Fassung bei, und zügelte selbst den Schmerz seiner Dienstleute, daß er nicht allzu laut sich kund gab.

Für den folgenden Tag war ein geheimes Konsistorium der Kardinäle angesagt worden, welches über allerlei wichtige Dinge zu verhandeln hatte. Niemand glaubte, daß Montalto dabei erscheinen und den Jammer seiner Familie der Neugier preisgeben würde. Allein man betrog sich. Er fand einer der ersten sich ein und gab auf die Anreden seiner Kollegen, welche ihn zu trösten sich bemühten, so philosophisch-ruhige Antworten, daß sie in nicht geringes Erstaunen geriethen und er sogar dem Vorwurf der Unempfindlichkeit sich aussetzte. Nur einige Wenige glaubten richtiger

zu urtheilen, wenn sie eine tiefe Verstellung in dieser Sache, welches sein Innerstes verwundet, ihm beilegten und diese Verstellung durch die Nothwendigkeit erklärten, auf zahlreiche Familienverbindungen und Einflüsse des vielleicht von ihm bereits entdeckten Mörders Rücksicht nehmen zu müssen.

Bei weitem die Mehrheit der Bevölkerung jedoch und darunter selbst aus den höchsten Ständen, überließ sich bloß der Verwunderung über den ungewöhnlichen Stoicismus des Prälaten, da sie seine warme Liebe für den Ertödteten gekannt und daher sich nicht entschließen konnten, Gleichgültigkeit bei ihm wahrzunehmen; jener Stoicismus kam somit auf Rechnung seiner Philosophie und seiner religiösen Grundsätze. Der Pabst selbst theilte diese Ansicht und indem er mehrfach Thränen über die traurige Geschichte vergoß, verhieß er Montalto die strengste Untersuchung und Bestrafung der verübten Frevelthat. Der Kardinal dankte demüthig und bat Sr. Heiligkeit, doch ja dieß nicht zu thun, da seiner Familie willen Niemand in Unglück und Schmach gerathen solle; er selbst habe dem Urheber oder den Urhebern des Mordes in christlicher Liebe verziehen. Dabei verzog er keine Miene, wie scharfsichtig auch die umstehenden Hofleute ihn beobachteten und ebenso ruhig, wenn gleich oft durch Gespräche über das Vorgefallene unterbrochen, arbeitete

er darauf mit dem heiligen Vater, so daß dieser nach beendigter Sitzung des Konsistoriums zu einem der Kardinäle ganz gutmüthig sagte: „In Wahrheit, dieß ist ein großer Frate!“ worin ein Kompliment zugleich und eine Ironie lag. Dasselbe Benehmen setzte Montalto auch später fort, und ohne zu klagen und zu seufzen, erwiederte er die Beleidsbezeigungen der Kardinäle und Prälaten, welche ihn besuchten, mit allgemeinen Phrasen über die Nichtigkeit des menschlichen Glückes, über die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur u. d. gl., wobei er zugleich lebhaft bedauerte, daß solche unangenehme Materien nur einen Augenblick die Thätigkeit seiner Kollegen von wichtigern Dingen, die das Allgemeine beträfen, abgezogen hätten.

Am meisten wunderte man sich über seine Ruhe und Gelassenheit gegenüber von Paolo Giordano Orsini, Herzog von Bracciano, einem der stolzesten und trotzigsten Vasallen des Kirchenstaates, welcher geübt in Gewaltstreichen mancherlei Art, zuerst den Verdacht wider sich erregt hatte, als sey der Mord an Peretti durch ihn veranlaßt worden. Die beiden Männer aber behandelten sich mit solch' feiner Höflichkeit und mit so heiterer Miene, daß die Leute, welche aus diesem Besuche etwas über ihr Verhältniß zu entdecken gehofft hatten, sich sehr täuschten und der verschmitzte Orsini selbst zu einem seiner Vertrauten,

die Worte des Pabstes travestirend, nachsprach: „Ja in Wahrheit, dieß ist ein großer Frate!“

Da die Ehe des Peretti mit Vittoria Accoramboni kinderlos gewesen, so mußte man die Wittwe in das Haus ihrer Eltern zurückbringen. Montalto that es alsbald, machte ihr jedoch, wozu er nach den römischen Gesetzen nicht verpflichtet war, alles von Francesco und ihm, dem Kardinal selbst, in Folge dieser Ehe Erhaltene, darunter zumal Geld und Kostbarkeiten, zum Geschenke.

Seltsam genug, begab sich Vittoria schon am dritten Tage nach dem gewaltsamen Tode ihres Gemahls, gemeinsam mit ihrer Mutter, in den Pallast des Paolo Giordano Orsini und zwar, wie verbreitet wurde, aus der Ursache, daß sie diese berühmte und hochangesehene Familie dadurch vor der Anschuldigung des Publikums, welches ihr den Mord Peretti's beimaß, so wie vor einer Untersuchung, welche in Folge dieser festerhaltenen Gerüchte sie zuletzt doch getroffen haben würde, sicher stellen wollte; oder auch zur Sicherheit ihrer eigenen Personen, indem man auf die Accoramboni selbst Verdacht geschöpft und es nicht unbekannt geblieben war, daß Orsini früher eine heftige Leidenschaft für Vittoria gefaßt und bei derselben einen solchen Eindruck gemacht hatte, daß sie ihm, nach dem Tode ihres Gemahls, ihre Hand zum voraus ver-

sprach. Dieser Entschluß ward theils durch die Persönlichkeit des Herzogs selbst, welcher trotz vorgerückten Alters und seine etwas unbehülfliche Leibesbeschaffenheit einen den Damen inponirenden Geist und ein entschlossenes energisches Wesen geltend zu machen verstand, theils durch die Versuchungen des Ehrgeizes der Accorambonis motivirt, welchen die Verbindung mit einer Familie, unter der die ihrige so weit stand, höchst erwünschlich seyn mußte. Der Mutter Vittoria's und dem ohnehin leichtfertigen Marcello ward übrigens ganz besonders mißtraut; zumal, da jene sich wenige Tage nach der Ermordung ihres Eidams von Rom wegbegeben hatte; kurz, es waren so manche, bald leisere, bald stärkere Anzeichen vorhanden, daß das Verbrechen in der Mitte derjenigen selbst Anklang, oder Mitwirkung, oder doch Entschuldigung und Verzeihung gefunden, welche doch die meiste Ursache gehabt hätten, durch dasselbe, als durch das furchtbarste Unglück, niedergeworfen sich zu fühlen.

Wenige Tage nach der That war zwar ein im Namen Cesaré Valentini's, eines übel berufenen und deßhalb aus Rom ebenfalls verbannten jungen Menschen, verfaßter Brief an den Governadore eingesendet worden, worin jener diesem bedeutete: man möge sich mit Untersuchungen nicht weiter bemühen; er selbst sey der Urheber des Verübten, und zwar sey es aus

Rache geschehen, da er mit Peretti verdrießliche Händel gehabt und von ihm allerlei Kränkungen erlitten habe, wofür er ihn zu bezahlen gedacht. Allein man glaubte diesen Versicherungen nicht recht und das Tribunal, welches der Pabst niedersetzte, um den Handel zu untersuchen, richtete die Augen zuerst auf den obenangeführten Vertrauten des Hauses Accoramboni, Mancino, welcher den schicksalvollen Brief in jener Nacht gebracht. Derselbe, mit der Folter bedroht, bekannte schon im zweiten Verhöre: die Mutter Vittoria's wisse um das Verbrechen und habe sich deßhalb auch gleich nach der That gen Bracciano geflüchtet; die Dienerin, welche den Brief überbracht, als das Ehepaar Peretti bereits zu Bette gelegen, sey mit im Vertrauen gewesen. Als die Werkzeuge des Mordes gab er Melchior von Agebbio und Paolo Brava aus Bracciano an, welche ein vornehmer Herr hiezu gedungen. Der Name dieses Herrn ward von Mancino zwar ausgesprochen, aber aus Rücksicht vor der Familie im Protokolle nicht bemerkt.

Der Kardinal Montalto stellte sich ganz überrascht und verlegen über diese Aussagen und bat inständig, daß man eine Sache, über die doch immerhin noch großes Dunkel herrsche, welches zu durchdringen schwer halten dürfte, nicht weiter verfolge. Seine Vorstellungen fanden Gehör; die Untersuchung ward aufgegeben

und selbst Mancino gegen Urphede, das römische Gebiet bei Lebensstrafe nicht wieder zu betreten, nach seiner Heimath entlassen, Vittoria, welche eine zeitlang auf die Engelsburg, jedoch in ehrenvolle Haft, gesetzt worden war, erhielt ihre Freiheit wieder und setzte die Verbindung mit dem Herzoge fort. Gleichwohl gab der Pabst Gregor XIV. nicht zu, daß die Heirath zwischen Orsini und Vittoria vollzogen würde und alle Versuche des Erstern und seiner Freunde stießen auf unbesieglichen Widerstand, zumal da die Familie Orsini dieses System kräftig unterstützte. Orsini, obgleich voll Verachtung gegen den Hof, getraute sich, so lange der Pabst noch am Leben, nicht, den sehnlich gewünschten Schritt zu thun; kaum aber hatte jener die Augen geschlossen, als er mit einigen Rechtsanwälten sich berieth und, beruhigt durch ihre Versicherungen: mit dem Tode des Pabstes sey das Verbot zu Ende und er habe bloß zur Vorsicht, noch vor geschehener Wahl des neuen Pabstes, seine Vermählung zu bewerkstelligen, — die Einwilligung der Brüder Vittoria's einholte, von denen der Bischof Ottavio allein sie verweigerte. Noch am Tage der Ernennung Montalto's ward die schöne Wittwe mit großer Feierlichkeit in das Brautgemach des Herzogs eingeführt.

Der Kardinal Montalto, seinem Systeme getreu, hatte wegen seines versöhnlichen, gemäßigten, durch

die schwersten Unbilden nicht zu reizenden Charakters die Neigung und das Zutrauen der entschiedenen Mehrheit des Conclave's sich erworben, und durch den Umstand, daß er allenthalben seinen zerbrechlichen Körper und seinen abgemüdeten Geist zur Schau trug, die Ueberzeugung erregt, daß er unter allen Kandidaten für die Pabstwürde dereinst am leichtesten zu behandeln seyn werde. Die glühende Blutrache für den geliebten Neffen opferte er mit einer Selbstbeherrschung ohne Gleichen den höhern Rücksichten des Ehrgeitzes auf. So kam denn endlich die Tiare, das geheime Ziel seiner brennendsten Wünsche, auf sein Haupt. In allen Kirchengeschichten und in allen Biographieen Sixtus V. ist erzählt, wie er, als seine Ernennung ausgesprochen und er seiner Sache sicher war, die Krücken, an denen er in der letzten Zeit sich herumgeschleppt, weit von sich warf und mit hell tönender Stimme das Veni Creator Spiritus anstimmte. Als die römischen Großen vor ihm erschienen, ihm den Fuß zu küssen, und aus seinen Mienen das Prognosticon dessen zu erhalten, wessen sie sich für die Zukunft von ihm zu versehen hätten, zeigte er sich festen und stolzen Blickes, und auf Orsini's Glückwünsche schwieg er, mit einer eisigen und schneidenden Verächtlichkeit ihn über die Achsel betrachtend. Orsini, etwas verschüchtert, erwirkte sich durch die Vermittlung des Kardinals Ferdinando

de Medici eine Audienz bei Sixtus V. und suchte diesen in einer gut abgefaßten und einstudirten Rede von der Anhänglichkeit an seine Person dem Künftigen in allen seinen Pflichten, als Vasall des römischen Kirchenstaates, zu überzeugen. Sixtus hörte ihn ernst und ruhig an, und gab ihm, als er geendet, zur Antwort: Niemand könnte eifriger, als er, den Wunsch hegen, daß das Leben und Treiben Paolo Giordano Orsini's würdig des Geblütes sich erwähre, von dem derselbe den Namen trage. Wie er bisher gegen den heiligen Stuhl, gegen das Haus Montalto und gegen seine eigene Person sich benommen, werde ihm am besten sein eigenes Gewissen sagen. Wenn er ihm aber auch durchaus alles verzeihe, was dem Ritter Francesco de Montalto zugefügt worden, so werde er doch nichts von demjenigen ihm vergeben, was er gegen den Pabst Sixtus sich erlauben dürfte. Die Wegschaffung sämmtlicher Banditen und Missethäter aus seinem Gebiete sey die erste Bürgschaft seiner verbesserten Gesinnung, die er von ihm verlange. Bei diesen Worten leuchteten die tiefliegenden, gedankenreichen Augen Sixti so unheimlich, und seine sonore, kräftige Stimme tönte so furchtbar, daß sie Orsini, welcher bisher nur wenig sich aus den Päbsten gemacht, und ihrer Gewalt so oft getrotzt hatte, wie Blitze und Donnerschläge vorkamen, wie er nachmals selbst gestanden hat, und er,

zum erstenmal erbleichend und erzitternd, mit seinem Freunde Medici sich über das Fernere besprach.

Der Kardinal gab ihm den Rath, den Befehl des Pabstes, dessen eigentlicher Charakter ihm und seinen Kollegen bereits nur allzu klar geworden war, Genüge zu leisten, und jene berüchtigen Leute aus dem Gebiete seiner Herrschaft zu entfernen, dabei aber zugleich auf seine persönliche Sicherheit bedacht zu seyn, indem mit Sixtus durchaus nicht zu scherzen sey. Orsini folgte, und nahm seine Gesundheitsumstände, welche wirklich um diese Zeit nicht die besten waren, zum Vorwand, um in's Venetianische, als zum Gebrauche der Meerbäder, sich zu begeben, wo er, aus Achtung gegen die Familie, welche sich um die Republik Verdienste erworben hatte, gastliche Aufnahme fand, und drei Palläste, zwei in Venedig selbst, den dritten aber in Salò am Gardasee, miethete. Er hatte in Venedig so viele mächtige Verbindungen, daß ihm selbst ehrenvolle Anträge gemacht wurden, die er jedoch, als bereits in Diensten des Königs von Spanien stehend, nicht annahm.

Vielleicht mag es vielen auffallen, daß Sixtus, der das Andenken Peretti's noch immer beweinte und seinen Mörder von Grund der Seele haßte, denselben so leichten Kaufes entließ, nachdem der Besitz der höchsten Würde ihm doch Macht genug gegeben hatte,

eine exemplarische Rache an ihm zu nehmen. Allein so sehr auch dieß der persönliche Wunsch des Pabstes gewesen seyn mochte, so bestimmte ihn doch seine Stellung als Regent, eine so einflußreiche und mächtige Familie, wie die der Orsini's, nicht gleich zu Anfang seiner Regierung wider sich in offene Feindschaft zu bringen, dadurch, daß er eine, immerhin noch nicht genug aufgehellte That peinlich untersuchen ließ; und eben so mochte, je mehr er vielleicht von dem ganzen innern Zusammenhang der einzelnen Umstände genaue Kenntniß hatte, die Rücksicht auf den Scandal, der seine eigene Familienehre mit berührt haben würde, ihn bestimmt haben, auf dasjenige zu verzichten, wozu die unversöhnten Manen seines Lieblings ihn antrieben.

Die Weigerung des Herzogs von Bracciano, Dienste bei der Republik zu nehmen, erzeugte bei der Signoria, welche sich dadurch beleidigt fand, einige Spannung und zuletzt gänzliche Kälte gegen ihren Gast. Er bekümmerte sich aber, stolz und hochfahrend, wie er war, wenig darum, und vertauschte gern den Aufenthalt daselbst in derjenigen Jahreszeit, die er nicht an dem reizenden Garda verlebte, mit dem in Padua.

Vittoria, die er fortwährend auf das Zärtlichste liebte und anbetete, fühlte sich gleichwohl nicht behaglich unter den obwaltenden Umständen. Ihr Gemüth war von allerlei stürmischen Bewegungen ergriffen und

die Bilder der Vergangenheit schienen schreckend sie zu umschweben. Fast unglaublich scheint es, daß sie selbst die That Paolo Giordani's an ihrem ersten Gemahl gebilligt, oder dieselbe auch nur geahnt. Doch mußte während der letzten Zeit ihrer Ehe mit Peretti etwas in ihrem Innern vorgegangen seyn, was sie bestimmen konnte, dem Urheber des Mordes die Hand zu reichen; vielleicht auch war sie durch seine Ueberredungskünste von der Lügenhaftigkeit des wider ihn ausgestreuten Gerüchtes überzeugt, und deßhalb bloß des Entschlusses fähig, in seinen Pallast sich zu flüchten. Daß sie dem Herzoge schon vor der Katastrophe gut gewesen, geht nirgendwo bestimmt erwiesen hervor; doch die moralische Möglichkeit, so bald nach der vorgegangenen Katastrophe zu einem neuen Ehebette sich zu verstehen, zeugt etwas wider sie; war aber diejenige, welche als Muster weiblicher Tugend und Vortrefflichkeit in allen früheren Lebenslagen geglänzt, und auf die auch der Neid nicht den Schatten eines Fehles bringen gekonnt, eines Verrathes an Demjenigen fähig, den sie seither geliebt hatte, von dem sie selbst innig geliebt worden war, und welcher, — nicht zu rechnen den Umstand, daß er ein Glied der Familie Montalto und Erbe des Kardinals war, somit die Vortheile des Zufalls von vorn herein für sich geltend machen konnte, — auch noch durch Vorzüge der Person,

nämlich jugendliche Schönheit und Rüstigkeit, so wie durch Geist zugleich seinen Nachfolger weit übertraf; so muß gestanden werden, daß hier ein psychologisches Räthsel ersten Ranges mehr vorliegt, welches entweder blos durch den heftigsten Ehrgeiz, oder durch die glühendste, in Auswahl des Gegenstandes (bei dem geheimnißvollen Humorismus der weiblichen Natur) oft seltsam sich gebehrdende Leidenschaft erklärt werden kann.

Wie dem aber auch sey, so mußte die Gemahlin Paolo Giordano's wohl sehr um diese Zeit leiden, so oft sie über ihre Lage ernsthafter nachdachte, und wenn auch weder Vorwürfe des Gewissens sie, als eine Strafbare, beunruhigten, noch das Gefühl; mit einem ihres früheren Wesens unwürdigen Leichtsinn die Urtheile der Welt, welche Orsini als Mörder ihres ersten Gatten anklagte, verachtet oder allzu gleichgültig hingenommen zu haben, sie mit Schaamröthe übergoß, so mußte sie doch den Rücksichten auf ihre Selbsterhaltung einige Rechnung tragen. Sie besaß Kenntniß der menschlichen Zustände genug, um über die Abnahme der Gesundheit ihres Gemahls und die Nähe seines Verlustes im Klaren zu seyn. Die Städte waren ihr zuwider; sie bewog ihn, für bleibend in Salo sich niederzulassen und in ländlicher Stille den Rest des Lebens zu genießen; ja sie machte selbst Plane, ihn zu einer Reise nach der Schweiz und zu einem längern

Aufenthalt in diesem Lande zu bestimmen, nicht ohne die Absicht, im Falle seines Absterbens daselbst sich und ihr Vermögen in Sicherheit zu stellen; denn die Zukunft stellte sich ihr immer mehr und mehr mit düstern Farben dar. Obgleich Paolo Giordano dem Ideale seines Herzens keinen Wunsch versagen konnte, und die ehemals wilde und zerstörerische Natur in Allem demüthig und hingegeben unter den Willen dieser schönen Frau sich schmiegte, so gestatteten doch die Verhältnisse, und zumal die physischen Umstände, des Herzogs, die ihn an jeder Bewegung hinderten, die Ausführung des größeren Reiseplanes nicht. Er selbst, dem allmählig sein Zustand kein Geheimniß mehr geblieben, sah nicht ohne tiefes Mitleid auf das zarte Weib, welches seine Jugend, seine Ehre, ja vielleicht ihr Gewissen ihm geopfert hatte. Noch blühete Vittoria in üppiger Jugendfülle, und ihre Schönheit hatte durch alle erlittenen, äußeren und inneren Stürme nichts gelitten. Ueberall, wo sie erschien, glaubte man eines jener unsterblichen Werke hellenischer Kunst, zur Lebenswärme erwacht, herumwandeln zu sehen. Aber das Vermögen, das sie aus dem elterlichen Hause und jenem der Montalto's mitgebracht, reichte nicht zu einem anständigen Unterhalte hin und die Familie Orsini, auf welche durch Paolo Giordano in Folge der Wirren mit den Montalto's und des schweren Verdachtes we-

gen Peretti's Ermordung, mannigfacher Schimpf gekommen war, trug ihr tödtlichen Haß. Der Herzog errichtete daher aus eigener Bewegung einen Letztwillen, worin Vittorien 100,000 Scudi und sämmtliche Möbel und Kostbarkeiten, Pferde und Wagen u. s. w., so er auf der Reise gebraucht, vermacht wurden, und auch das Recht eingeräumt ward, in Rom, oder wo sie immer es vorzöge, sich einen Pallast und eine Villa um die Summe von 10,000 Scudi anzukaufen, so wie ferner, einen Hofstaat von 40 Personen und eben so vielen Pferden sich zu halten. Er wollte, daß das Weib seiner Wahl auch nach seinem Tode geehrt vor der Welt aufträte. Zwei der berühmtesten Rechtsgelehrten Padua's, Pancirolli und Menochi, hatten die Urkunde abgefaßt; die Herzoge von Ferrara, Florenz und Urbino, so wie die Kardinäle von Este, Farnese und Medici waren zu Exekutoren des Testaments bestellt. Allein gerade der Umstand, daß die Wittwe so reichlich und ehrenvoll bedacht war, trug das Meiste zu ihrem baldigen Verderben bei.

Der Herzog verschied plötzlich an einem Steckflusse, nach Andern an einem Fieber. Seine getroffenen Verfügungen waren so klar und bestimmt, daß die Wittwe durchaus sorgenlos gestellt schien und ruhig ein Leben nun führen konnte, wie sie es sich gewünscht hatte.

Allein nur zu bald stieß sie auf einen furchtbaren Widersacher, der den ganzen Haß der Orsini gegen sie repräsentirte, und schon früher seine und der Seinigen schlimme Gesinnung der armen Frau zu erkennen gegeben hatte. Ein Vetter Paolo Giordano's, Luigi Orsini, verweilte seit längerer Zeit ebenfalls in Venedig, wo er sich, trotz seines schlechten Rufes, den er von Rom aus als Theilnehmer an den Aechter- und Banditenfehden und als Wüstling mitgebracht hatte, dennoch in das Vertrauen des Senates einzuschleichen und eine bedeutende Militärstelle auf Korfu zu erhalten wußte. Schon damals, als er blos noch privatisirte, ja selbst bei Lebzeiten des Herzogs von Bracciano, hatte er keinen Anlaß unbenützt gelassen, der Accoramboni wehe zu thun, durch deren eigenmächtige Aufnahme in den Kreis eines an Ahnen so hochberühmten Hauses er dieses letztere für entehrt hielt, obgleich die Annalen der Orsini's von wenig mehr, denn von Mordthaten, Räubereien und hochverrätherisch-gewaltsamen Thaten, bald gegen die Päbste, bald gegen das römische Volk, erzählen, und er hatte Spott und Verläumdung abwechselnd mit Verachtung über sie ausgegossen.

Ueberall umlauerten Vittoria seine Späher. Dasselbe geschah übrigens auch von Seite des Pabstes, welcher zwar nicht die Absicht hatte, ihr selbst etwas

zu Leide zu thun, ungeachtet er mit Bitterkeit wider sie, in Erinnerung an das Geschehene, erfüllt war, wohl aber die Schritte und Tritte ihres Gemahles genau beobachten ließ, immer noch der Hoffnung, in irgend einer Felonie, als gleichsam in einem Netze, den verhaßten Orsini zu fangen, und unter gesetzlichem Vorwande die nur mühsam verschmerzte und versagte Blutrache für Peretti dennoch nehmen zu können.

Kaum hatte Luigi Orsini den Tod seines Vetters mittelst eines Schreibens von Vittoria selbst, erfahren, als er seine Abreise nach Korfu verschob und mit der Post nach Salo sich begab, um im Namen des Virginio Orsini, als einzigen Sohnes von Paolo Giordano aus dessen erster Ehe mit einer Schwester des Großherzogs Don Francesco von Florenz, folglich als nunmehr allein rechtmäßigen Erben, von sämmtlichen Gütern des Verstorbenen Besitz zu nehmen, und das Testament desselben für ungültig zu erklären. Der Graf gebehrdete sich dabei mit vieler Rohheit und drohete sogar, sich an all' denjenigen zu rächen, welche nur auf irgend eine Weise den Herzog von Bracciano zu Gunsten der Vittoria bei Niedersetzung jenes Letztwillens verleitet haben konnten.

Orsini empfing zwar von Vittoria allerlei Edelsteine und Kostbarkeiten zu Handen des Virginio; allein das Resultat entsprach seinen habsüchtigen Er-

wartungen nicht, und in der Ueberzeugung, daß die schlaue Wittwe bei weitem das Meiste unterschlagen habe, und von dem Herzoge während seiner früheren Aechterfeldzüge unermeßliche Schätze gesammelt worden, drang er in sie so lange, Alles auszuliefern, was sie von Orsinischem Besitzthume noch habe, während er zugleich die von seiner Familie genossenen Wohlthaten ihr vorhielt, daß Vittoria, um der Quälerei los zu werden, wirklich hergab, was sie noch von dem Verstorbenen besaß, und selbst von ihrem Eigenen zufügte. Luigi war gegen sie so brutal verfahren, daß sie mehr als einmal bitterlich weinte und sogar einst eine Pistole ergriff, um sich selbst das Leben zu nehmen; nur mit Mühe hatten die Umstehenden sie daran verhindern gekonnt. Pabst Sixtus, als man ihm solches meldete, fühlte sich durch ihre Lage gerührt und bot ihr 500 Scudi an, wenn sie in ein Kloster gehen und daselbst ihre Tage beschließen wollte. Allein hiezu verspürte Vittoria zur Zeit noch keine Lust und sie zog eine der Wissenschaft und Kunst gewidmete Einsamkeit diesem monotonen Stillleben müßiger Andacht vor.

Mit dem gewaltsamen Wesen der Orsini's wohl vertraut, hielt sie sich jedoch auch jetzt, nachdem sie Luigi's Willen erfüllt, nicht für sicher, sondern schrieb an den Senat und flehete den Schutz der Republik für sich und ihren Bruder an. Kaum war hierüber be-

ruhigende Antwort ihr zugekommen, als sie mit ihrem Bruder Flaminio, dem auch bald darauf Marcello folgte, nach Padua reiste und daselbst den Pallast Cavalli bezog. Zugleich suchte sie durch Rechtsanwälte, welche einen begründeten Ruf genossen, die Gültigkeit des Testamentes aufrecht zu erhalten.

Alle Anzeichen sprachen dafür, daß der Handel, welcher vor den Gerichten nun verfolgt wurde, zu ihren Gunsten sich entscheiden dürfte, besonders da auch der Herzog von Ferrara, Alfonso II. von Este, sich eifrigst ihrer annahm. Allein die schwarze Seele des Luigi wartete diese Entscheidung nicht ab, und ein neues entsetzliches Verbrechen mehr ward zu den übrigen, von dieser Familie bereits verübten, gefügt.

Am 22. Dezember 1585 war Vittoria, überaus trauriger Stimmung und von düsteren Ahnungen verfolgt, in ihrem Pallaste Cavalli so eben im Begriffe gewesen, sich zu Bette zu legen und hatte sich, von ihren Brüdern Marcello und Flaminio Abschied nehmend, noch einmal vor das Cruzifix auf ihrem Hausaltare niedergeworfen, um ihr gewöhnliches Gebet zu verrichten. Plötzlich ward die Thüre des Gemaches gesprengt und eine ganze Reihe von Männern, völlig vermummt und mit Dolchen versehen, stürmte herein und gegen sie an. Der eine von ihnen rief ihr zu: „Jetzt, Madama, ist es Zeit zu sterben!“ Vittoria

warf sich vor ihnen nieder und bat, wenn man sie auch nicht verschonen wollte, ihr doch zum Mindesten einige Frist zum Beichten zu verstatten. Allein dieß war umsonst; der Wortführer der Bande befahl ihr, die Brust zu entblößen, um die Stiche desto sicherer führen zu können. Nach einigem Widerstreben gehorchte Vittoria, und das Reizendste und Schönste, was die Natur in dem an Schönheit und Phantasie so reichen Lande geschaffen, war den rohen Blicken erschlossen und schien die Mörder um Erbarmen anzuflehen. Umsonst; man durchstach das Meisterwerk der Schöpfung, und zwar, mit teuflischer Absichtlichkeit, langsam und mit dem Eisen in dem schönen Körper herumwühlend, bis man, wie Jene selbst erklärten, das Herz gefunden hatte. Vittoria besaß noch Kraft genug, die Meuchler zu versichern, daß dasselbe bereits getroffen sey, und man von dem Ueberflüssigen doch ablassen, auch sie zum Mindesten angekleidet sterben lassen möchte. Die Missethäter hörten nicht mit Stechen und Wühlen auf, bis sie kein Lebenszeichen mehr gab. Vor ihren Augen ward auch ihr Liebling Flaminio, der auf das entstandene Getöse in ihr Gemach geflüchtet war, oder dasselbe vielleicht noch nicht verlassen hatte, niedergestochen, nach Andern in Stücken gehauen. Marcello dagegen gelang es, zu entfliehen, und in der Stadt Lärm zu schlagen. Nachdem die Mörder ihrer Sache gewiß, zer-

streuten sich die Thäter, bepackt mit Kleinodien, Geld und Silberzeug, sämmtlich Eigenthum der Ermordeten, und ließen die Leichen auf dem Boden liegen. Der Pallast wiederhallte vom Jammer und Klagegeschrei der Diener und Dienerinnen.

Alsbald auf erhaltene Kunde von dem gräßlichen Bubenstücke, ließen die Rektoren der Stadt Padua eine Legalinspektion vornehmen und berichteten die Sache nach Venedig. Das Publikum aber strömte in Schaaren herbei, die Leichen zu betrachten. Auch im Tode noch zierte ein ungewöhnlicher Reiz die unglückselige Vittoria und viele Thränen flossen ihr zu, während der allgemeine Abscheu die unbekannten Mörder verfluchte. Da dem Luigi Orsini, als nächstem Verwandten der Herzogin von Bracciano, die Anordnungen zu ihrer Beerdigung zukamen, so mußte dessen Willen: daß Alles ohne Gepräng und Geräusch geschehen sollte, geradezu erfüllt werden. In der Kirche St. Jeronimo wurden daher beide Todten beigesetzt, und zwar spät Abends, um eine größere Menge von Zuschauern abzuleiten.

Allein die öffentliche Meinung, welche den Orsini, als ihren bisherigen Widersacher, zunächst als Urheber des Verbrechens bezeichnete, machte sich bald so heftig geltend, daß der Proveditore ihn vor sich rufen ließ. Luigi erschien, jedoch mit einem Gefolge von 40—50

Bewaffneten, welche er aus der nach Corfu bestimmten Mannschaft genommen hatte. Da man ihm bedeutete, daß dieß so unziemlich als unzulässig sey, und er höchstens mit ein paar Begleitern in den Hof einzutreten habe, so nahm Jener zwar nur drei Personen mit, allein die übrigen sprengten die Wache und das Thor, und drangen ebenfalls mit in den Saal.

Hier spielte Orsini nicht nur den Unschuldigen, sondern selbst den Ungebehrdigen, und zeigte sich sehr entrüstet über eine Beschimpfung, die ihm noch niemals widerfahren und die ihm weder ein König noch der Pabst selbst zugefügt haben würden. Befragt: ob er etwas von dem traurigen Begebniß mit der Herzogin von Bracciano wisse? — erklärte er: wohl habe er etwas hievon erfahren, und alsbald der Behörde die Sache anzuzeigen befohlen. Als man aber weiter in ihn drang, diese seine Aussage zu Protokoll zu geben, so erklärte er mit aristokratischer Unverschämtheit: Leute seines Standes wären zu dergleichen nicht gehalten, und er würde sich auch zu keinem Verhöre bequemen. Gleichwohl erbat er sich vom Proveditore die Erlaubniß, einen Boten nach Florenz senden zu dürfen, um die Verwandten daselbst von dem Vorgefallenen, so wie von dem Verlaufe seines Prozesses, falls man einen solchen wirklich wider ihn einzuleiten entschlossen seyn sollte, in Kenntniß zu setzen. Dieß

ward ihm gestattet; da man jedoch mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnete, daß der trotzige Mann sich durch seine eigenen Worte auf die eine oder andere Weise verfangen werde, so lauerte man dem Boten außerhalb des Thores auf und fand bei ihm ausser dem Briefe, welchen Orsini dem Proveditore vorgezeigt, noch einen andern, welcher in dem einen Stiefel versteckt worden war.

In diesem zweiten machte jener sich lustig über die Behörden, die er „geäffte Tropfen" nannte, und gestand mit ziemlich nackten Worten, daß er persönlich die That, welche er zum Verdienste sich rechnete, an der Herzogin verübt. Eben so bat er, der Verabredung gemäß, einige Leute zu schicken, die man wohl wissen werde.

Der Proveditore schickte den Brief unverzüglich an den Senat und die Geständnisse einiger auf die Folter gebrachten Spione Orsini's, welche im Hause der Dame aufgegriffen worden, vermehrten die Gewißheit und klärten über die wichtigsten Umstände auf. Man ließ jetzt die Thore der Stadt schließen und dieselben, so wie die Mauern stark besetzen. Strenge Befehle und Strafandrohungen ergingen wider alle die, welche Kenntniß von etwas auf das Verbrechen Bezüglichem hätten und es anzuzeigen versäumten. Auf die Entdeckung des Mörders ward ein beträchtlicher

Preis gesetzt und er sollte selbst nebst voller Begnadigung demjenigen der Mitverschwornen zukommen, welcher hiezu sich verstehen würde.

Der Senat in Venedig war durch die Berichte des im Pallaste Canalli vollbrachten Gräuels mit ungemeiner Entrüstung erfüllt und zu dem Entschlusse bestimmt worden, ein Beispiel zu statuiren, um das Ansehen der Gesetze und des Asylrechtes, welche trotz seines der Herzogin von Bracciano gewährten Schutzes, so schimpflich verhöhnt worden, zu rächen. Der Avogador Bragadino traf gegen Abend des Weihnachtfestes in Padua ein mit unumschränkter Vollmacht, den Orsini nebst seinen Spießgesellen um jeden Preis todt oder lebendig in seine Gewalt zu bringen. Der Avogador, der Capitano und der Podesta begaben sich daher mit ihrem ganzen Gefolge in's Kastell und ließen gleich darauf hier, so wie in allen Kirchthürmen Sturm läuten. Die Miliz und die ordentlichen Reiter hatten den Befehl, bei Strafe des Stranges, sich der ziemlich befestigten Wohnung Orsini's, welche nicht weit vom Kastelle lag, sich zu bemächtigen.

Sobald der Tag angebrochen, ritt ein Herold durch alle Straßen der Stadt und rief alle wehrfähigen Bürger und Unterthanen der Republik unter die Waffen; wer keine besaß, erhielt sie aus dem Zeughause des Kastells. Auf den Kopf des Orsini ward ein Preis

von 2000 Dukaten und auf den jedes seiner Genossen 500 Scudi festgesetzt. Auch die Orte rings in der Nachbarschaft von Padua wurden bewaffnet und über ihr Benehmen, im Falle Orsini die Flucht aus der Stadt gelingen sollte, genau unterrichtet.

Von allen Seiten her traf man sofort Maßregeln zu einer förmlichen Belagerung des festen Hauses, in welchem Luigi mit seiner Mannschaft bis auf's äußerste sich zu wehren, entschlossen war; und nicht nur sah man Geschützstücke auf den Mauern zunächst diesem Hause und dem Kastelle aufgepflanzt, sondern auch die Straßen verbarrikadirt und Barken auf der Brenta mit Bewaffneten gefüllt, um die Operationen kräftig zu unterstützen.

Die Versuche, Orsini zu freiwilliger Uebergabe zu bestimmen, mißlangen, da kein Theil die Bedingungen des andern annehmen wollte und die Unterhandlungen, welche durch das Organ einiger venetianischen Edlen, mit ihm statt fanden, hatten keinen Erfolg. Die Beschießung begann daher auf das lebhafteste und nach einigen Stunden waren die äußeren Säulen und die vordere Mauer bereits niedergeworfen, bis an den Speicher, von welchem aus die Belagerten ein heftiges Gegenfeuer unterhielten, das aber nur geringen Schaden verursachte. Luigi fühlte sich ganz in seinem alten Elemente wie zur Zeit seiner verzweifeltsten Abentheuer

im Kampfe gegen die gesetzliche Ordnung; er schrie, wuthentbrannt und die Seinigen anfeuernd, in einem Athem: „Schlacht! Schlacht! Krieg! Krieg!“ Aus Tellern und dem Blei der Fensterscheiben wurden Kugeln gegossen und nach einer Weile bereitete er sich selbst zu einem Ausfalle vor. Die Belagerer machten Gegenanstalten und ließen noch mehr und größeres Geschütz aufführen. Ein bedeutendes Stück des Hauses fiel endlich und in den Trümmern ward einer der Hauptwerkzeuge von Orsini's Verbrechen, Pandolfo Levonetti von Camerino, ein im Meuchelmorde lang geübter Aechter, erschlagen und sein Haupt den Behörden überbracht.

Mit einem zweiten Stücke fiel der Graf v. Montemellino, gänzlich zerschmettert von Kanonenkugeln, welcher Verlust Orsini sehr zu Herzen ging. Bald folgte ein dritter, Lorenzo de Nobili, in dem Augenblicke, wo er seine Flinte losschießen wollte, von einem Scholaren aus Santo Daniele darniedergestreckt; auch diesem wurden alle Kostbarkeiten abgenommen und das Haupt abgeschnitten, um die Belohnung zu verdienen.

Nunmehr täuschte sich Orsini über seine hoffnungslose Lage nicht länger, zumal da der Fall seiner Theuersten den Muth ihm gebrochen. Sein Haushofmeister Filelfo gab mit einem weißen Tuche ein Zeichen zum Fenster hinaus, daß man unterhandeln und sich erge-

ben wolle. Wirklich kam er, vom unerträglichen Trümmerrauch und Pulverdampfe fast erstickt, zum Hause hinaus und wurde von den Truppen der Behörden in Empfang genommen. Der Lieutenant Anselmo Suardo führte den Grafen unter dem Arme bis in das Kastell, unter zahlreicher Escorte, welche Mühe genug hatte, das wüthende Volk, welches ihn in Stücke zu zerreißen gesonnen war, abzuhalten und deren Anführer Marcello Accoramboni war. Vor die Richter gestellt, betheuerte er fortwährend seine Unschuld an dem Morde der Herzogin und gab auch sowohl die Zahl, als die Namen seines gewöhnlichen Gefolges falsch an. Er erklärte lächelnd, daß wenn er hätte fortfechten wollen, Niemand wohl in seine Gewalt ihn bekommen haben würde. Der Treue dieses Edelmanns, Suardo, allein habe er sich anvertraut; alles Geschehene könne nicht auf seine Rechnung kommen; er habe nimmermehr darein gewilligt.

Nachdem ihm das Seitengewehr abgenommen worden, schnitt er sich vornehm nachläßig mit einer Scheere, die er zufällig liegen fand, die Nägel an den Fingern, beklagte mit großer Zärtlichkeit den Tod seiner gefallenen Freunde, zumal Montemellino's und beschenkte Suardo sowohl mit einem kostbaren Ringe, als mit den Waffen, die man in seinem Hause finden würde, und die er ihn zu seiner Erinnerung zu tragen bat,

als Edelmann und Soldat, und nicht als Häscher der Polizei.

Die Seinigen hatten mit der Vertheidigung des halbzerschossenen Hauses, der getroffenen Abrede gemäß, so lange fortgefahren, bis ein Schreiben von seiner Hand den bestimmten Befehl ihnen ertheilte, sich an die Republik zu ergeben. Die Soldaten und die Häscher drangen nun zu gleicher Zeit ein und letztere führten sämmtliche vorgefundene Leute Orsini's, Paar und Paar festgebunden, in die öffentlichen Gefängnisse ab. Die Leichen der Erschlagenen ungefähr 34 an der Zahl überließ man den Hunden und dem Geyögel. Darauf erstattete Bragadino umständlichen Bericht an die Signoria.

Es stellte sich jedoch bei Vergleichung der eingesandten Protokolle mit den früher verführten Akten und den sonst erhaltenen Papieren über diese Angelegenheit heraus, daß noch nicht alle Anhänger und Dienstleute Orsini's eingefangen worden und daher wurden sowohl zu Padua selbst, als in Venedig strenge Hausuntersuchungen angestellt und alle die mit dem Strange und der Vermögenskonfiskation und der Niederreißung ihrer Wohnungen bedroht, welche immer einen der Rebellen und Meuchler beherbergen oder der Ahndung des Gesetzes entziehen würden. Selbst auf Candia und an andern Orten, wo venetianische Truppen standen, zog man Freunde des Orsini ein oder nahm man Absetzun-

gen von Angestellten vor, die man einer Gemeinschaft mit ihm für verdächtig hielt.

Sofort wurden die Urtheile über die Verhafteten gefällt und augenblicklich vollzogen. Luigi Orsini ward erdrosselt und starb mit vieler Geistesgegenwart. Seine Leiche wurde, nicht ohne Pracht, in einer der Hauptkirchen Padua's zur Schau ausgestellt und, seinem letzten Wunsche gemäß, nach Venedig gebracht und daselbst begraben. Drei von seinem Gefolge erlitten den Tod durch den Strang. Am 30. traf dasselbe Loos dreizehn andere Personen, meist vornehmen, oder doch angesehenen Geschlechtes, nämlich: Matteo Trento, Graf von Camerino, Domenigo di Citta di Castello, Florio Savorgnagno von Udine, Agrippa Tartaro von Montefalcone, Valerio Paulucci, von Camerino, Evandro Campelli, Alidarco Gentiletti, Tribucio Resedida, von Spoleto, Ptolomeo Visconti von Recanati, Andrea von Lodi, Francesco Graciano v. Borgo St. Sepolcro, Fabricio de Cicoli von Bologna, Pompilio Cerri von Sanginese, Horatio Pisani von Relvedone, Armonido Floridi von Cosperti.

Dagegen wurden mit Verschärfungen hingerichtet, nämlich zuerst mit glühenden Zangen gezwickt, geviertheilt und auf dem Galgen aufgesteckt: Graf Pignatello, Ubaldi von Arrezzo, Graf von Montemellino, und der Capitain Splendiano Adami von Fermo. Pa-

ganelli ward auf etwas empfinderische Weise gemartert, da es sich herausfand, daß Orsini den Ruhm, Vittoria den tödtlichen Stich gegeben zu haben, mit Unrecht und bloß zu dem Ende in Anspruch genommen hatte, um bei seinem Neffen Virginio sich in desto größere Gunst zu setzen, indem vielmehr Paganelli es gewesen war, der in dem schönen Busen des Opfers so langsam mitleidlos gewühlt hatte. Er erhielt daher auch bei der Hinrichtung von dem Henker wiederholt Stiche auf die linke Brust, bis das Herz getroffen wurde, gerade so, wie er es selbst mit der Herzogin von Bracciano gemacht; aus der Wunde floß so entsetzlich viel Blut heraus und Paganelli hatte bei seiner rüstigen Körperkraft und Gesundheitsfülle so ungewöhnlich lange mit dem Tode zu kämpfen, daß Jedermann darüber sich erstaunte.

Auch an den Leichnamen der in Vertheidigung des Hauses Umgekommenen wurden entehrende Strafen vollzogen. Einige andere, darunter der Haushofmeister Filelfo, behielten das Leben, jedoch nur, um es eine Reihe von Jahren hindurch in Gefängnissen oder auf Galeeren zu vertrauern. Die subalternen Leute und auch die Bedienten, Köche u. s. w. Orsini's wurden völlig freigesprochen.

Eine so furchtbare Strenge hatte die Justiz der Republik schon lange nicht mehr gegeben und sie über-

raschte um so mehr, als auf die vielen edlen Häuser, denen die Verbrecher angehörten, gar keine Rücksicht genommen worden war.

Die Hochachtung, welche man gegen Vittoria in Venedig bezeigte und die auch nach dem Tode ihres Gemahles fortsetzte, so wie diese schnelle und furchtbare Justiz gegen ihre Mörder, spricht zum Theil nicht wenig für sie und ihre sittliche Haltung und Stellung in der Meinung des Publikums; denn hätte sie wirklich als Mitwissende an dem Tode des ersten Gemahls gegolten, so würde sicherlich nach dem Tode des zweiten die Theilnahme an ihrem Schicksal, sowohl vor als nach ihrer Ermordung nicht so bedeutend gewesen seyn. Auch wird von den meisten Berichterstattern, um noch einmal auf diesen Punkt zurückzukommen, selbst dieser Vorwurf nicht so fast direkt ihr gemacht, als aus dem Umstande, daß sie so schnell denjenigen ehelichte, der als der Urheber jener Katastrophe galt, gefolgert, während mehrere geradezu erklären, daß sie unschuldig erfunden worden. Es blieb nun immerhin möglich, daß der Herzog von Bracciano sich in ihren Augen ebenfalls weiß zu waschen gewußt und sie somit, ohne innere Skrupel und seinen Schwüren vertrauend, zur zweiten Ehe, schon aus dem Beweggrunde der Sicherheit sich hingegeben hatte.

Sixtus V. war nun doppelt gerächt; doch hatte

er bei der Nachricht von Vittoria's Ermordung einen tiefen Schauer empfunden und in den sieben Kirchen Roms für ihre Seele zu Gott gebetet. Ihn beherrschte dabei ganz das Gefühl, welches Schiller in der Braut von Messina ausgesprochen hat:

„Sagt mir! ich kann's nicht fassen und deuten,
Wie es so schnell sich erfüllend genaht.
Längst wohl sah ich im Geist mit weiten
Schritten das Schreckensgespenst herschreiten
Dieser entsetzlichen blutigen That.
Dennoch übergießt mich ein Grauen
Da sie vorhanden ist und geschehen,
Da ich erfüllt muß vor Augen schauen
Was ich in ahnender Furcht nur geseh'n.
All mein Blut in den Adern erstarrt
Vor der gräßlich entschiedenen Gegenwart*)."

*) Quellen Die zwei Manuscripte: Relazione delle felicità ed infelice fine di Vittoria Accoramboni und Relazione della morte della Signora Vittoria Accoramboni, moglie del Signor D. Paolo Giordano Duca di Bracciano. 1585, welche auch Lebret auszugweise mitgetheilt hat. Istorici delle Cose Veneziane V. Vol. — Mauroceni (Morosini Histor. Venetae. — Cesare Campana: dell'Historie del mondo. — Leti, Vita di P. Sixto V. Aus einer überaus interessanten Sammlung von handschriftlichen Relationen und Gesandtschaftsberichten, wovon ich mir Abschriften verschafft, werde ich noch eine ganze Reihe von Gemälden, welche das römische Hof-, Staats-, Volks- und Kirchenleben und die große Verderbniß der Zeit beleuchten, in einzelnen Zwischenräumen, zumal die Biographie der unglücklichen Beatrice Cenci, liefern.

VIII.

Beiträge

zur

Geschichte der Meerfahrt

König Philipps des Schönen

im Jahr 1506.

Vorwort.

Pontus Heuterus, van der Vynkt und andere niederländische Historiker haben über die unwillkührliche Reise König Philipps des Schönen im Jänner 1506 nach England, welche nach Spanien gehen sollte, beschrieben und eine ausführliche Darstellung findet man in der Geschichte des Hauses Fürstenberg (I. B.) von dem Verfasser. Die Herausgeber der Scriptores rerum Belgicarum, welches Unternehmen durch König Wilhelm, und nicht, wie neulich die öffentlichen Blätter gemeldet, durch die gegenwärtige Regierung in Belgien vorbereitet und begründet worden ist, kündigten schon im J. 1829 das Daseyn und die Aufnahme eines Reisetagebuchs

von König Philipp, als einer so wichtigen als anziehenden Quelle in jener großen Sammlung an, welche uns jedoch noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Wir sind inzwischen so glücklich gewesen, ebenfalls einen schätzbaren Fund, enthaltend die ungedruckten Briefe des Grafen Wolfgang von Fürstenberg (Hofmeister des jungen Königes, und von den belgischen Schriftstellern selbst ein durch Herzens- und Geistesgaben ausgezeichneter Mann genannt) hier mitzutheilen. Sie geben über die abentheuerreiche Fahrt besser, als jede historische Schilderung Aufschluß, und liefern zugleich für die Persönlichkeit des Schreibers sehr charakteristische Züge.

I.

Wolfgang von Fürstenberg an seine Gattin Elisabeth.

Herz lieb gemalen mir zuiffelt nyt du habeſt wol wiſſen jn was wngnaden vnd laſt vnßer baider ſun gen wirttenberg vnd anderiſt iſt bin bit an dich du welleſt kain beſchuerd dar ab haben, ſunder daß got befellen der wirt jn wnzuiffel jn nyt verlaſſen den ich vnd al die min eß wm wirttenberg nie verdent haben wirttenberg iſt och wibel an myr vnd ſchript beß brief von myr darab ſolt och kain er ſchrecken haben ſunder ain fred den ich eß nit verdent hab vnd och mich ilain beſchuerd ſunder ain fred vnd geſchyech mir vnd mim ſun jez lieber den zu ender zit den wyr baid von goz genaden ſo von muiglich lybſ vnd anderſ ſend daß wir bayd vnſ deſ wol wellen er weren dar wm zuich ich mit dem kuing da hin der mich vnd min ſun in ſuz vnd ſchirm genomen hat deſ gelichen

der remſ kuing och darwm lieb huſſruw biß frelich vnd beſlich es got vnd byt got daſ er wns al befellen hab vnd duo daß beſt alz mir mit zuiffelt daß wil ich och duon damit war dich vnd vnſ al der almechtig got min hant mittenburg jn ſelant mentag nach dem hailligen tag XV vnd jm finft jar

W. g. z. furſtenberg.

A lergo.

Miner herz lieben gemalel elzbetten greffe zu furſtenberg jn jr hand.

1505.

II.

Fürſtenbergs Hofmeiſter, Hildebrand Fuchs an den Kammermeiſter Hans Natthaler.

Min willigl. grues vnd was ich vermag wiſt zuvor an lieber kamermeiſter noo es úch vnd euwer hauſfrowen wol gieng ſehe ich vaſt gern Jch loß úch wiſſen vor nammrer als wir mit vnſerem Herre konig aúß ſelandt vffs waſſer kamen nach ſpanien zu reiſen do haben wir von Samßtag nach der Heilig. dryer kong tag gut. wint gehabt bis vf den dinſtag zu nacht da hub ſich ein Sturwint vnd werret bis am donerſtag zu nacht, da blib Her floris von yſſelſtein vnd min gue-

diger Her graff wolff, mit iren schiffen am dinstag zu nacht bis vmb drey nach mitternacht by dem konig hallten mit gewalt geg. dem wint da ward so groß das wir den konig verloren vnd alle schiff vnd ward So vinster liden grose not vfm wasser vnd konden kein landt erkennen Am mitwoch vmb 6 hor jm tag da funden wir den Hafen fallamne jn engellant mit großer not vnd funden niemant dar jnn dan den von yssel-stein mit sinem schiff vnd hetten dry tag jm haffen vast großen wint das wir groß sorg hatten vnser schiff wurd sich zerstoßen am landt vnd die ancker würd nit mogen halten vnd hatten den kong ix tag verlorn vnd vil schiff dar nach fand man den könig wol lvj meyl hinder sich Jn einen haffen allain vnd kein ander schiff bey jm vnd ist der konig erst am donerstag zu nacht an das landt kommen vnd ist ein tag vnd ein nacht jn allen sturmwindt lenger gewesen dan alle schiff die man funden hat vnd hat die groste not gelitten vnd ist vil wassers jn sin schiff komen, vnd hat alle stunt gewart vmb zu vertrinken vnd sin Mtschiff stieß vff ein fells vnd sich ganz erwegen zuuertrinken der konig vnd alle die jm schiff picht. vnd die konigin jm jm nachen zu fueßen gefallen vnd sich ergeben hat willig-lich mit Jm zu sterben vnd sich der konig gar man-lich hat gehalt. jn siner not, vnd do sich sein Mt hatt verweg. zuuertrinken hat sin Mt offenlich gesprochen

sin sel gott bevolen darnach gesagt Nun rauwen mich mein ileine kind vnd meine landt die werden nach meinem todt jn grose not komen vnd darnach rawet mich mein frome ritterschaft die ich mit mir verfuert hab hat jn siner Mt not ser weyslich gerett das hab ich üch als minen gut. fründ nit wellen verhaltten. Es hat mir min gnediger her grof wolff bevollen euch zu schriben jm die brief so er üch hiermit schickt von stund heim zu schicken sinen gemahel oder sinem Son der ein weib hat da bit ich üch von mins gnedigen Herren wegen ir welte alß außrichten vnd ein brief ist darvnder an Ro. km. Mt. das der bey großer botschaft seiner Mt. geuertiget wert vnd üch Sie g. Son Graf laßt bevollen sein, vnd ob er etwas noturfftig würdt vf den sumen von cleidern oder Hember wollts Jm bestellen soll üch schon bezahlt werd, grüest mir euwer Hüßfrowen vnd sagt graf fridrich mein willig dienst vnd das die frow jn wol tanzen lerre damit spar euch got gesundt geben zu fallamue jm hafen den xrix tag xvc vnd vj Jarre

Hyllprant fuchs
Hoffmeister.

III.

Wolfgang von Fürstenberg an seine Gattin.

Herz lieber gemalel ich laß dich wissen daß der koing vnd wir al mit jm am ersten tag nach der hailig trig kuing tag zu flißingen jn se lant jn die schif gesensen sind vnd haben wol iiir tag guot wint gehapt vnd mit demselben wind send wir wol vf halben weg gefaren da ist ain wind an vns kumen ain groß sturm wind jn der nach vnd hat die ganz nacht vnd tag gewerd vnd ist so gros gewesen das wir al vns vnßer leben ver wegen haben ich bin jn mime schif jn den netten mit mim folick die ich wol bi mir gehapt hab cxxx paar sannen daß vnser kainer anders sich versenen hat den daß er sterben sol doch hat vns vnd noch ain schif mit mir got jn ain Haffen geworffen das wir al vn schaiden dar von kumen send vnd jn den Haffen da wir kumen send ist deß kuing von engellant vnd hast das lant Korwallen vnd lit an jerlant do die luit haiden send vnd kain ilaid tragen doch do wir jez send ist ist kristen jn kuirz warden am ander tag send wol Xviiij schif zu vns jn den haffen kumen doch ist der kuing mit darvnder gewesen den haben wir al ver leren biß an den X tag da ist botschaft kumen daß der kuing jn ain ander haffen kumen ist wol l myl von den haffen do wir ligen da lit der

kuing vnd wartten wen guot wind kum damit er furfaren mug, deß gelichen ligen wir och vnd wartten vf guot wind, wen der kumpt so wellen wir vnß fuirtter vf den weg machen wir send erst den halben weg jn jnspany gefaren got geb vns beßer geluit den wir biß hieher gehapt habe eß mangel noch X schif darvnder wißen wir al daß iiij ertruncken send wie eß den ander gat waß got ich hab Xyc knecht in die schif geduon hab ich al biß an vc wo die send was got wir al haben groß not gelytten aber vn die schif die gar ertrunken send so hat der kuing und die kuinge die jnn aim schiff gewesen send am meistον not gelytten vn ganz sterben haben sy mit greßer net nit liden muigen der kuing hat sich so vil er zuamal wigt mit silber gen sant Jacob vnd vnßer fruowen jnspani verhaßen al des kuingß luit vnd die fueßknecht haben groß walfart verhaßen vnd an dail edelluit daß sy karduißer werden wollen an dal kain flaiß ni mer eßen ich kan dir nit schriben waß jederman verhaßen hat so vil haben sy verhaßen ich hab eß nit wellen duon sunder mich dem almechtigen got befollen vnd mich willigklich jn den tot geben den ich mich kaynßweg kummes mich versenen het vnd alle die bi mir waren vnd die greßt beschwerd die ich gehapt hab jn mim sterben ist geweßen du vnd vnße baide kinder vnd min frum vnd getruy luit daß jn jn warhait min greßt beschuerd ge-

weßen, daß ich gesuecht hab nach mim tot in al in groß not mechten kumen daß ist in mim herzsen min grest clag geweßen doch hab ich daß nemen gesagt sunder still geschwigen vnd al ogenblick gewartten wen daß schif vndergang daß ist och min trost geweßen daß ich ain guot schif vnd schifmann gehept hab der waß al weg guoth trost ich wil dir nit mer schriben dar von den daß wir al in großen gangst und netten geweßen send vnd hilpft mir got von dem waßer so hab ich dafür daß mich kayn mensk mer vf das waßer pring doch hab ich es nit vernet wir haben noch wohl ijc mil hin witer zu faren got helf vns al hin witer daß alles hab ich dir nit wellen verhaltten damit du vnd die mir verwant send wißen wie es vns allen bis vf disen tag gangen ist den ich wol waiß daß man sagen sol daß wir al ertrugen segen ich suecht wir haben greßen schaiden genumen den wir al noch wißen da mit liß got vnd sinner liebe muotter befollen deß gelichen al min luit vnd ob got wil so wil ich balt wider zu dir kumen des wil ich mich flißen waß mir och witter begeget wil ich dich wißen laßen tattum zu fallenmuett in des kuing von engellant den lesten tag januarii Anno sexto

W. G. z. furstenberg.

IV.

Wolfgang von Fürstenberg an Ebendieselbe.

Herz lieber gemalel ich laß dich wißen das ich frist vnd gesunt bin von goz genaden jn Hofnung zu dem almechtigen got du segest mit sampt vnßer baider kinder och frist vnd gesund vnd laß dich daby wissen daß der kunig vnd wir al mit jm noch jn kornwallen ligen vnd nit haben muygen dar vß kumen sunder daß wetter so beß ist daß wir vns nit deren vf das waßer wagen vnd wartten al tag guoz wetters wen das kumpt so faren wir hin jn spange vnd ich hab ganz dar fur daß wir jn v tagen nach tattum diß brief vf syn werden vnd jn jnspange faren werden deß alles hab ich dir nit wellen verhalten vnd bitt dich dar vf gar fruntlich du wellest daheim das best duon alz mir an dir nit zuiffelt das wil ich wu zuiffel och duon vnd mich vf deß beltest so mir muiglich ist wider haim fuegen vnd mich dar nach so vil mir muiglich ist da heim beliben daß solt du jnnen werden ich bin ser von dir got helf vns baiden mit freden wider zusamen damit bewar dich got min haut tattum jm haffen jn kornwallen frittag nach mit fasten jn xcvj jar

W. g. z. furstenberg ꝛc.

N.S.

vnß baider sun friderrich halt sich wol nit waiß

ich wie es willem gat vnd wie er sich halt daß alles laß mich wißen vnd wie es dir gang.

V.

An Ebendieselbe.

Herz liebrr gemalel ich hab dir zu dickermal geschriben und dir verkunt daß ich frist und gesunt bin vnd mir von goz genaden wol gat jn hofnung zu got eß sol dir och wol gang vnd daß du och gesunt bist vnd laß dich wißen daß der kuyg vnd wir al hie zu sant jackop sent vnd morgen der kuing vnd wir al hie weg zyeen jn daß kuingrich span zyeen in Hofnug der kuing werd syn sach balt wßrichten so wil ich ob got wil mit freden vnd erren balt zu dir kumme ich hab mim sum wilhalm vnd werdenberg guot brif jez geschriben vnd siat jr baider sach deß ich hoff gang wol den warlich der kuing wirt sy nit verlaßen wie ich dir wol sagen wil ich laß och dich wißen daß eß friderrich unsem baider sun ganz wol gat vnd lert ganz wol welsch vnd sust vil guotter stuck vnd halt sich ganz wol vnd recht. syn her hat jn so lieb daß wunder ist, ich kan dir nit schriben jn was weßen ich bin eß ist groß ich hab och ain groß last vf mir aber von goz genaden gat es mir wol jn Hofnug zu got ich wel es wol vßpringen dar vm biß frelich vnd duo das best

alz mir nit zuiffelt so sollt du wn zuiffel sin ich wil mich so halten bi dem kuig daß es vnßer baider kinder vnd dir vnd mir zu vil guottem kummen daß du balt innen werden solt da mit bewar dich got' vnd alleß das vns zu stat min hant dattum zu sant jackob in galiz am iiij juni und Xvc vnd vj jar.

W. g. z. fürstenberg.

Wolgebornnen Elisabeth Grefin von .... grefin zu fürsten.... einer hertz lieben jn jr hanndt.

VI.

Elisabeth von Fürstenberg an ihren Sohn, Graf Wilhelm.

Wolgebornner früntlicher herz lieber Sune, wiß myn mutterlich truw, vnd als min vermägen alzit zuvor, Ich hab din schriben geleſen, vnd laß dich wißen, das der Zweng veltin schrib Jörg schnider hannß wagner vnd Ander, von mym lieben herrn vnd gemahel dim vatter Jn engenlandt, gezogen, da sagendt Sy, er hab Sy abgeverttigt, den nechsten zu mir haim zu ziehen, sin zu wartten, hoff er wöll er by mir sin, dan Sy, vnd mir kain geschrift noch nichrs van jm bracht, das mich verwundert, doch So ist es vß sin geschäften, dero vil sint, vnder wegen pliben, als ich

es acht, er wölt selb der bat sin, vnd wart sin all stundt, ꝛc.

In dem ist laider got erbarms der zu vall des abgangs des edlen kunigs, dem got Imer gnedig sin wöll beschehen das ich darfur hab, im ain verhinderung bring in trürikait vnd vil hendeln, Sidt har ist der jung von höwen, der schowenburger Anßhelm vnd Ander mit den hengsten vnd eseln mir auch zu Huß kom die sagendt Sy sölt. zu Schif mym Hern nach gevarn sin, do möchten Sy zu schiff nitkomen, sonder Sint Sy durch frankenrich Harvß zogen ꝛc. wißen auch aigenlich nichts von mym Herren zu sagen ꝛc.

Aber zwen glophafft knecht vß dem ampt ortenberg die erst Harvf komen sint, und Sust noch ainer Sagendt by Ihrer Höchsten warhait, das Sy Min Hern zu mecheln Im Niderlandt gesehen gesundt vnd frisch vnd das er den knechten gern helffen wöllt, das Sy von den Niderlendischen stetten, bestellt würd in vnd er hab vil geschefft, Rit von Ainer Statt zu der andern was sin handel Syg, nieman zu wißen, vnd So er an dem landt Sin soll, Besorg ich er kome er zu dir, dann mir. Ich wölt ye gern, das er am ersten zu mir kemme, vnd wer mir lieber, das ich dir das botten brot Anvardern solt, doch kämpt er vor zu dir das solttu mir nit verhalten, Es sint gar hipsch genitur komen, davon dir auch zwen gehören söllen.

Mich verwundert das du doch mir nit mit schribest, was min herz liebe töchter din gemahel tuge, wie es jr vnd dir gännge ꝛc. Auch jr mutter, Sampt Gräff velix gemahel vnd alle die vch lieb sint, dann so es vch allen glücklich vnd wol gat, Ist mir doch ain sonnder herzlich fröde ꝛc.

Vnd So ich Jnen allen, auch dir, jn allen truwen liebe, vnd genaigter fruntschaft erschließen kündt oder möcht wält ich gar willig vnd sonder gevlißen syn, dat. sondag nach martini ꝛc. Aoxvc vnd jm Sechsth jare.

Elisabeth Graffin zu Fürstenberg Gebornn von Solmß.

Auch herz lieber lieber sün Jch füg dir zu wießen daz mir nachz in der eilften stund lenzenkrázer ware botschaft hat bracht daz myn l. h. v. gemahel vff hut sontag nach marthini vmb mitag zu straßbörg in gerietten sy da hat er jn gesehen vnd darvmb verkünden ich dir solichs jn freüden darvmb wolleſt bald mit dinem lieben gemahel zu vnß komen vnd freud mit vnß haben vnd welleſt myner herz lieben docht dim gemaheln myn mutterlicher druwe vnd vil guter sagen hie mit befylch ich üch alle sant Annen selb drit.

Dem wolgebornnen wylhelm graffen zu fürstenberg mynem fruntlich lieben son.

IX.

Floris von Montmorency,

Herr von Montigny.

(Nach niederländischen Quellen bearbeitet.)

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.
Schiller.

In der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande und des Prozesses wider die Grafen von Egmont und Hoorn ist der gemeinschaftlichen Sendung des Markgrafen von Berghen (=op=Zoom) und des Barons von Montigny nach Spanien, in Angelegenheiten der Niederlande Erwähnung geschehen. Unser unsterblicher Dichter und Geschichtschreiber Schiller hat den traurigen Ausgang jener beiden Edlen nach einer in französischer Sprache erschienenen Aktensammlung dargestellt; es dürfte jedoch für das größere Publikum von Interesse seyn, auch das Schicksal der zwei andern, in niederländischen Geschichten vielgenannten Männer, zu erfahren, zumal da, wenigstens unseres Wissens, noch kein teutscher Geschichtschreiber ihre Katastrophe behandelt hat.

Bekanntermaßen wurden der Markgraf von Bergen, Jan van Glimes, und der Herr v. Montigny an den König abgeschickt. Beide hatten der Sendung nur mit äußerstem Widerwillen sich unterzogen, da

allerlei üble Vorbedeutungen ihr vorangingen und ersterer folgte seinem Freunde erst später nach, als alle Vorwände zu längerer Verzögerung verbraucht waren. Allein die Berichte über die Bilderstürmerei hatten den König so sehr erbittert, daß er nicht nur mehrere Monate lang sich weigerte, die Botschaft der Notabeln in Audienz zu empfangen, sondern selbst die Unterredungen mit den Ministern ihnen sehr erschwert wurden. Sie schrieben hierüber sehr trostlose Briefe nach Brüssel. Jeden Tag lauteten die Erklärungen dunkler, düsterer, oder, wie Montigny sich ausdrückt — klarer und offenbarer in feindlichem Sinne für die niederländische Sache.

Als es im ferneren Laufe der Ereignisse um die Mittel sich handelte, dem Geiste der Neuerung und des Aufstandes am besten zu steuern, schlugen Bergen und Montigny die persönliche Gegenwart des Monarchen in den Niederlanden als das einzig ersprießliche und zum Ziele führende Mittel vor. Es ist nicht unwichtig, aus den Gesandtschaftsberichten die Gründe zu erfahren, welche Philipp II. abhielten, diesem Rathe zu folgen, und die Gegengründe, durch welche die zwei Edlen erstere zu entkräften gesucht haben. Manches dient, die allzuleidenschaftlichen Urtheile über den persönlichen Charakter des Königs zu widerlegen, während es zugleich dem Gerechtigkeitssinn und dem klaren

Blicke der Unterhändler große Ehre macht. Montigny, die edle und zur Gelindigkeit sich hinneigende Gemüthsart rühmend, schilderte den Zweikampf der Gefühle im Innern des Monarchen mit der Feinheit eines Psychologen, und doch gestand er, daß der hohe spanische Muth in Philipp etwas mehr, als in seinem verstorbenen Vater herrschte. Von den Verhandlungen des Staatsrathes und den motivirten Gutachten der einzelnen einflußreichen Mitglieder desselben lieferte er höchst anziehende und inhaltreiche Berichte.

Als die Sachen die bekannte schlimme Wendung genommen, welche Bergen und Montigny längst vorausgesehen, suchten sie wenigstens die Erlaubniß zu ihrer Heimkehr zu erwirken, denn der Aufenthalt in Spanien ward ihnen von Tag zu Tage unheimlicher. Allein man fand allerlei Vorwände, sie aufzuzögern und Bergen starb zuletzt, nach vielfach erlittenen Widerwärtigkeiten und Drangsalen (Mai 1567). Man hat behauptet, daß er vergiftet worden sey. Nach seinem Tode wurde sein ganzes Benehmen einer gerichtlichen Untersuchung unterstellt und die Sentenz, welche ihn für des Hochverrathes an dem Könige schuldig erklärte, sprach seine Güter dem Fiskus zu, obgleich seine Gemahlin, Marie de Lannoy Mollendaix, alles gethan hatte, um aus dem Gebiete ihrer Herrschaft

zu entfernen, was nur dem Könige Anstoß oder Verdacht erregen konnte.

Montigny ließ inzwischen nicht ab, den König mit Bitten zu bestürmen, ihn nach der Heimath zu entlassen, woselbst, zumal er in Spanien nichts mehr zu verrichten habe, seine Gegenwart unter den obwaltenden Umständen am nöthigsten seyn dürfte. Philipp blickte ihn bei einer solchen, wiederholt angesuchten und verwilligten, Audienz mit jenem eigenthümlichen Lächeln an, welches demjenigen, so es galt, durch die Seele drang, und welches, da dieser Fürst in der Regel niemals lachte, stets der Vorbote irgend eines Unglückes zu seyn pflegte. Er ermahnte ihn noch eine Weile Geduld zu tragen, bis er selbst die Reise nach den Niederlanden antreten würde. Diese Reise ward von vielen Leuten immer noch für möglich gehalten, auch hatten die Agenten Philipps, der seine tiefern Plane sorgfältig zu verbergen liebte, durch ganz Italien sie als unzweifelhaft verbreitet, so zwar, daß selbst der Pabst daran glaubte und ein feierliches Hochamt mit allerlei Prozessionen abhalten ließ, um den Segen Gottes für den hohen Wanderer zu erflehen. Allein schon aus der Aeußerung des bekannten Mendoza, der damals zu verschiedenen diplomatischen Sendungen von Wichtigkeit gebraucht wurde, konnte man entnehmen, wie wenig es dem Könige mit seinem Vorhaben Ernst

sey; denn auf die Frage, wo er hinginge? — antwortete jener spöttisch-aufrichtig und mit einem Tone, welcher auszudrücken schien, als halte man es kaum noch der Mühe werth, die Ironie zu verbergen: „Ich gehe, die Welt zu verspotten und zu täuschen.“

Montigny überzeugte sich endlich ebenfalls von der Wahrheit dieses Letzteren, und bemerkte an allerlei Dingen die Abnahme der königlichen Gunst, welche bisher zum mindesten seiner Person noch geworden war. Auf seine unterthänigsten Vorstellungen und Besorgnisse, die er zu eröffnen wagte, erhielt er stets den stereotypen Bescheid: der König hege von ihm die beste Ansicht und sey geneigt ihm alle Gnade zu erweisen. Gleichwohl sah er, wie die Augen der Höflinge mit einer Art Mitleid auf ihm ruheten und sie wiederum scheu sich von ihm wendeten, so oft er irgend eine vertrauliche Berührung mit ihnen suchte; auch erfuhr er zuletzt aus sicherer Quelle, daß der König bei schwerer Strafe verboten habe, ihm Pferde zu leihen, oder seinem Gefolge freies Geleit zu verschaffen.

Die Nachricht von der Verhaftung und dem Prozesse seines Freundes, Graf Egmont, so wie seines Bruders, Graf Hoorn, bestürzte den Freiherrn sehr und klärte ihn über sein eigenes, muthmaßliches Schicksal in der nächsten Zukunft auf. Doch verwarf er zur Zeit noch, ritterlich und edel wie er war, jeden Ge-

danken und Vorschlag zur Flucht, welche damals ihm noch möglich geworden seyn würde, um nicht dadurch seinen Gegnern selbst Stoff zur Anklage wider sich darzureichen.

Es ging nicht lange, so ward seine Ahnung zur vollen Gewißheit; der Obrist der königlichen Leibwache, Sellens, ein geborner Holländer, trat mit verstörten Blicken in sein Gemach, und kündigte ihm an, daß er mit dem traurigen Befehl belastet sey, ihn in seinem Zimmer zu bewachen und die Waffen ihm abzunehmen. Nach einigen Augenblicken der Ueberraschung von der einen und des Bedauerns von der andern Seite, stellte man Montigny frei, welche von den beiden Citadellen, zu Toledo und Segovia, er zum Orte seiner Haft, sich wählen wolle. Der Freiherr, aus Furcht vor der Inquisition, die in Toledo einen ihrer Hauptsitze hatte, zog die letztere vor. Die Abführung ging noch in derselben Stunde vor sich, ohne daß man dem Gefangenen erlaubt hätte, zuvor noch Abschied von seinen Freunden zu nehmen, welche auch aus Furcht vor der Rache der Hofparthei keinen Versuch zu seinen Gunsten wagten. Sellens begleitete ihn in einem verschlossenen Wagen bis Segovia und übergab ihn daselbst dem Kommandanten des Schlosses.

Dieser Offizier hatte die genaueste Ordre über Alles, was seinen Gefangenen betraf, erhalten. Mon-

tigny ward zuoberst im Thurme in ein ziemlich kleines Gemach gebracht; acht Soldaten bewachten ihn hier noch überdieß (im Vorzimmer) und gestatteten dem einzigen Diener, welchen man zu ihm ließ, weder auszugehen noch mit Jemanden zu sprechen, ausgenommen in ihrer Gegenwart. Als der Gefangene von den vielen heftigen Eindrücken über den plötzlichen Schicksalswechsel überwältigt, bald darauf in eine hitzige Krankheit verfiel und ein Arzt ihm nicht verweigert werden konnte, durfte er gleichwohl mit diesem keine Sylbe wechseln, ohne dieselbe widerwärtige Gesellschaft. Alle Briefe, selbst die an den König gerichteten, wurden zuerst von dem Kerkermeister gelesen.

Uebrigens fruchteten auch diese Briefe sehr wenig oder nichts, und die Beschwerden, welche der Freiherr über seine so ungesetzliche als unverschuldete Haft darin geltend machte und welche er besonders dadurch kräftig zu machen gedacht hatte, daß er als Ritter des goldenen Vließes von keinem andern Gerichte, als dem Ordenskapitel desselben, außer in dem Falle erwiesenen Verrathes und erwiesener Ketzerei, untersucht werden könne, dienten mehr dazu, den König zu reizen, statt zu ihren Gunsten auf ihn einzuwirken.

Nach und nach lernte er sich in sein Schicksal finden und beruhigte sich durch die Hoffnung, wenigstens bald verhört und in die Lage versetzt zu werden,

seine Unschuld vertheidigen und der Welt bekannt machen zu können. Allein auch hierin täuschte er sich sehr. Mehrere Monate verstrichen und noch war er nicht einmal vor seine Richter gestellt worden. Mit Mühe gewann er es über den Befehlshaber der Feste, daß ihm gestattet wurde, an einige seiner Freunde zu schreiben, durch deren Einfluß bei Hof er die Vornahme seines Prozesses und die schriftliche oder mündliche Vertheidigung auf eine schriftlich verfaßte Anklage zu erwirken trachtete.

In einem dieser Bittschreiben wurde dem Könige vorgestellt, daß die Reise nach Spanien einzig und allein im Interesse der Monarchie unternommen worden sey; keine andere Rücksicht hätte ihn, den Gefangenen, bestimmen können, sich den damit verbundenen Beschwerlichkeiten und Gefahren preis zu geben und aus den Armen einer jungen Gemahlin sich zu reißen, mit welcher er erst kurz zuvor sich verbunden und welche nun einsam, trostlos und kummervoll ihre Tage dahin bringe. Welches auch immer die Missethaten wären, die man ihm zur Last lege, so möchte man wenigstens geruhen, ihn vor Gericht zu stellen. Der Freiherr beklagte sich sehr über das Ungemach, welches er in seinem Gefängniß auszustehen habe, so wie über den Muthwillen der ihn bewachenden Kriegsknechte. Solchem möchte man steuern und auch den

Briefverkehr mit seinen Freunden im Niederlande ihm gestatten.

Diejenigen seiner Diener, welche nicht zu ihm gelassen worden, jedoch in der Nähe sich aufhielten, und denen diese Schreiben mit vieler Mühe zugespielt wurden, übernahmen es, in Madrid sie an Behörde zu bringen; allein ohne glücklichern Erfolg für ihren Herren. Der König blieb stumm und taub, und wenn er vielleicht auch für seine Person zur Milde geneigt sich zeigte, so redete ihm die Parthei, welche im Staatsrath und bei Hofe für ein Schreckenssystem gegen alle in niederländische Angelegenheit verwickelten Personen stimmte, bald wieder seinen Vorsatz aus.

Montigny ersah jetzt kein anderes Mittel mehr, um sich zu helfen, als die Flucht. Einmal in Freiheit hoffte er den Monarchen, wie das Publikum, von seiner völligen Unschuld zu überzeugen. Allein die Flucht aus dem Verwahrungsorte, in welchem Er sich befand, gehörte nicht zu den leichtesten Dingen. Die Citadelle von Segovia liegt auf einem hohen Felsen gebaut und ist von nicht weniger denn drei Mauern umgeben. Nun befand er sich noch gar in dem obersten Stockwerke des Hauptthurmes, fast unmittelbar unter dem Glockenthurme und das Fenster seines engen Gemaches war zu allem Ueberfluß mit eisernen Gittern versehen.

Die Verzweiflung jedoch machte ihn erfinderisch

und er wagte zuerst einen Angriff mit Gold auf das Dienstgewissen seiner Hüter. Sie widerstanden solch gründlichen Vorstellungen nicht, und so sah er sich im Stande, einen Brief in die Hände des Hofmeisters zu bringen, welcher in der Regel ihm seine Nahrung bestellte; diesen Brief hatte er in ein Tuch gewunden und dasselbe durch eben jene Hüter ihm einhändigen lassen. Der Hofmeister ward darin von seiner trostlosen Lage, so wie von dem rechtswidrigen Verfahren gegen ihn in Kenntniß gesetzt und dringend aufgefordert, ihm zur Flucht zu verhelfen, wofür er Zeitlebens ihm seine Dankbarkeit bezeugen würde. Mit einem seiner Diener, dem Geheimschreiber Anton van der Beek, einem sehr verständigen und ihm treu ergebenen Jüngling, möchte er Rathschlag über die Art und Weise pflegen, wie die Flucht zu bewerkstelligen. Alsbald nach erhaltener Freiheit gedächte er seine Unschuld vor Jedermann darzuthun und die Verläumdungen Lügen zu strafen, mit welchen man ihn überhäuft.

Van der Beek ging gleich mit Freude in den Plan ein; weniger rasch dagegen zeigte sich der Hofmeister. Er schilderte in der Antwort an Montigny die Größe der Gefahr, nicht zwar für den Gefangenen selbst, dem solches nicht verargt werden würde, wohl aber für diejenigen, so sich ihm als Werkzeuge hergegeben; er erinnerte an die so häufige Erfahrung, die man in der

Welt schon gemacht habe, daß vornehme Herren die Dienste ihrer Diener zu vergessen pflegten, und während sie oft der leichtesten Beleidigung tief eingedenk blieben, die Treue vieler Jahre nicht beachteten. Aus diesen und andern Gründen begehrte er die Stipulation einer bestimmten Belohnung, damit jene Gefahr nicht umsonst gewagt würde.

Montigny ward zwar im Innersten betrübt über solch' unedle und habsüchtige Gesinnung dieses Menschen gegenüber einem unglücklichen Gefangenen; doch willfahrte er, nothgedrungen, seinem Begehren, bat ihn jedoch, künftig die Briefe, welche an ihn gerichtet wären, nicht mehr durch den Gefängnißwärter ihm zukommen zu lassen, sondern in den Taig des Brodes zu stecken, das mit dem Essen ihm gewöhnlich gebracht wurde; sein Geheimschreiber sollte dann jedesmal selbst die Sache besorgen. Dieses Brod, auf niederländische Weise zubereitet, verdankte Montigny der Gunst des gewonnenen Thürmers, welchem er vorgegeben hatte, sein Magen könne sich an die spanische Zubereitung nicht gewöhnen. Die Beiden brachten ihm nun auch kleine Feilen zu, welche in Madrid gekauft und in ein Tuch mit der Adresse „Gelder" gepackt und versiegelt an ihn gerichtet wurden.

Der Geheimschreiber, ein geborner Lütticher, war ein sehr gewandter und verschmitzter Geselle, und wußte

durch allerlei Freundlichkeit und Großmuth die Soldaten, welche ohnehin an Langeweile und Ueberdruß litten, durch Essen und Trinken, wie durch Kartenspiel, wozu er sie fleißig nöthigte, so zu beschäftigen, daß sie das Geräusch der Feilen überhörten, mit denen der Freiherr die Stäbe seines Gitters durchschnitt. Dieß ward jedoch nur allmählig und auf solche Weise vorgenommen, daß man nichts von der Arbeit gewahrte, indem der Kerbe mit Wachs von Eisenfarbe verstrichen und die Lücken künstlich ausgefüllt wurden. Kamen dann auch bisweilen die Hüter unversehens in sein Gemach, was ihnen zu jeder Stunde freistand, so bedeckte der Gefangene mit der Hand oder mit seinem Leibe die bearbeiteten Stellen des Gitters und zwar mit einer Unbefangenheit und Absichtslosigkeit, daß nicht der geringste Verdacht in ihnen aufstieg.

Mittlerweile hatte der Hofmeister den Auftrag erhalten, ein zweites Eisengitter verfertigen zu lassen, wozu er ihm einen Stock gab, an welchem er das Maaß genommen. Es glich dem alten so genau, daß man beide von einander nicht unterscheiden konnte. In den Steinkohlen, welche zur Feuerung des Kamins im Gemache Montigny gebracht wurden, schwärzte man die Sache glücklich hinein und nun feilte jener vollends weg, was noch übrig geblieben, hob das alte Eisen aus und setzte das neue an dessen Stelle, mit einer

Kunstfertigkeit, daß er, sobald es ihm thunlich war, es leicht wieder herausnehmen konnte. Nunmehr mußten Leitern verfertigt werden, auf eine Weise zusammengeschlagen und aneinander gefügt, und ebenso von solcher Leichtigkeit, daß man ganz bequem sie zu tragen im Stande war. Endlich auch kaufte man zwei Pferde und zwei Maulesel, welche zu raschem Ritte geeignet schienen; deßgleichen wurde die zur Reise nöthige Summe Geldes zusammengebracht.

Allein in dem Gefangenen selbst entstand nun plötzlich Zweifel, wohin er denn eigentlich fliehen sollte. Er hatte nur zwischen Frankreich und Portugal die Wahl; da jedoch um der verwandtschaftlichen Verhältnisse beider Höfe willen letzteres Land das weniger sichere schien, so mußte er sich für Frankreich entscheiden; nur trat hier der fatale Umstand ein, daß der Weg viel weiter und daher auch mit mehreren, großentheils noch unbekannten, Gefahren verbunden war und die Aufmerksamkeit der Posten und der Behörden sich in gleichem Grade, wie die Lebhaftigkeit des Verbrechens sich gesteigert hatte. Auch befürchtete Montigny, der vielen Personen in Frankreich sehr bekannt war, an dem einen und andern Orte allzubald erkannt und in diesem Falle von gemeiner Habsucht an den König von Spanien ausgeliefert zu werden.

Nichts destoweniger würde alles glücklich sich ge-

stalten und bewerkstelligt haben, wenn nicht ein plötzlicher Uebermuth, in Folge unverhoffter Wohlbehaglichkeit Gewalt über ihn gewonnen und der Besitz von Summen, welche die Bestimmung hatten, den Gefangenen zu befreien, ihn verleitet hätte, den größten Theil davon (in mehr als 100 Dukaten bestehend) und was noch uneinbringlicher war, die kostbare Zeit, in Prasserei und Frauengenuß zu vergeuden.

Drei Monate waren somit über den Anstalten zur Flucht verstrichen. Eines Abends, als Montigny, immer sehnsüchtiger nach Freiheit, an dem Gitter seines Fensters stand und die ruhig dahin wandernden Sterne betrachtete, vernahm er plötzlich Geräusch auf der Straße und Guitarren und Leyer ertönten zu einem von Bänkelsängern verfertigten Liede. Wie groß war nicht sein Erstaunen und sein Schmerz, als er ganz deutlich und vollständig die tragische Geschichte der Hinrichtung seiner Freunde Egmont und Hoorn darin erhielt.

Der König hatte zwar strenge verboten, ihm die Nachricht von diesem Ereignisse mitzutheilen; allein sey es, daß bereits die Volkspoesie des Gegenstandes sich bemächtigt hatte, oder seine Bekannten selbst ihn auf diese mittelbare Weise — die Sänger waren Pilgrime gewesen — in Kenntniß setzen gewollt — kurz, der arme Baron vergoß einen Strom von Thränen

und ward von solcher Verzweiflung erfaßt, daß seine säumigen Leute durch den Anblick seines Jammers frisch angetrieben wurden, seine Rettung endlich in's Werk zu setzen.

Ein paar Tage zuvor war ein Mann aus Hennegau, Namens Prutenus, erschienen, dessen Familie vom Hrn. v. Montigny früher viele Wohlthaten empfangen hatte. Diesen wollte er jetzt benützen, und er ward mit in den Plan gezogen. Dem zufolge reiste er voraus nach Ernani, unweit der französischen Gränze, um daselbst weitere Vorkehrungen zu treffen und den Freiherrn zu erwarten. Als völlig unbekannt im Lande schien er ganz zu nützlichen Diensten geeignet.

Alles war nun gehörig eingeleitet und es blieb nichts mehr übrig, als daß der Hofmeister, wenn der geeignete Tag zur Flucht angebrochen und alles sicher seyn würde, das verabredete Zeichen gab, welches darin bestand, daß er in der Niederung unter der Burg gegen zwei Uhr Nachmittags mit einem Sacktuche hin und her wandeln, und damit, als wollte er Kühlung sich zuwehen, das Angesicht fächeln sollte. Hierauf hatte Montigny zur Nachtszeit geradezu herunter zu steigen, und es blieb Hoffnung, daß er Zeit bis gegen Mittag des folgenden Tages gewinnen würde, indem der Hofmeister mit den Hütern es ausgemacht hatte, nicht vor eilf Uhr in das Gemach seines Herrn zu

treten, welcher den größten Theil der Nacht gewöhnlich schlaflos zubringe, und gegen Tag erst einigermaßen zur Ruhe komme. Diesen seinen kostbaren, balsamischen Schlaf ihm zu stören, würde das Schädlichste seyn, was ihm zugefügt werden könnte.

Der Geheimschreiber hatte das Wort gegeben, nach vollbrachter Flucht des Herrn so lange noch an Ort und Stelle verbleiben und die Hüter hinhalten zu wollen, als nur immer möglich, um Jenem die nöthige Frist zum Vorsprung zu verschaffen. Er achtete dabei die Gefahren nicht, welchen er sich selbst als Theilnehmer an dem Entweichungswerke preisgebe.

Allein alle diese trefflichen Anstalten und alle Bemühungen des eifrigen van der Beek scheiterten an der beispiellosen Säumniß und Kopflosigkeit des Hofmeisters. Er schrieb noch an den Freiherrn einen langen Brief gerade zur Unzeit, und blos zu dem Zwecke, um ihm die Abreise des Hennegauers mitzutheilen, als wenn diese Notiz so ganz besondere Eile gehabt hätte, und zwar that er dieß Alles so breit und deutlich, daß kaum der Name verschwiegen ward; sodann schickte er das Brod, worin der Brief eingewickelt worden, durch einen Jungen nach der Burg, statt ihn, der alten Uebereinkunft zufolge, an den Geheimschreiber abzuliefern. Der dumme Teufel aber, den er mit der Brodsendung beauftragt, legte das Erhaltene in den Brodkasten un-

ter andere Laibe und kehrte alsbald wieder um, andern Dingen nachzugehen. Der Hofmeister selbst ging, irgend einen Gegenstand frivoler Lust aufzusuchen, in die Kirche, unbekümmert, in wie weit an einem so entscheidungsvollen Tage das Allernothwendigste geschehen oder nicht.

Der Junge war nicht so bald weggegangen, als der Befehlshaber der Citadelle, seiner Gewohnheit gemäß, lustwandelnd dem Backhause zuging, um sich zu überzeugen, ob das für die Gefangenen bestimmte Brod auch gut gebacken und schmackhaft sey. Er zerschnitt daher den nächsten besten Laib, welcher ihm in die Hände kam, in zwei Theile; und siehe da, der Unstern wollte es, daß gerade derjenige es war, in welchen der Brief an Montigny gesteckt worden. Alsbald witterte er Verrath, machte Lärm und gab gemessenen Befehl, keinen von den Dienern des Barons aus dem Schlosse zu lassen. Da der Brief in französischer Sprache geschrieben war, so holte man einen Dollmetscher herbei, erkannte alsbald den Inhalt und sendete das Original dem Könige zu.

Als der Hofmeister nach eingenommenem Mittagsmahl, ohne zu wissen, noch zu ahnen, was vorgefallen, wieder in die Citadelle kam, ward er sogleich fest gepackt und ins Gefängniß geworfen; dasselbe geschah mit den übrigen Dienern. Ein Specialrichter

erschien bei ihnen schon nach wenigen Tagen, untersuchte die Sache scharf und erfuhr, nachdem der Hofmeister anfänglich Alles zu läugnen versucht, jedoch auf die Drohung mit der Folter hin den Muth und die Besinnung verloren hatte, aus seinem Munde den ganzen Zusammenhang. Seine Geständnisse schützten ihn gleichwohl nicht vor der peinlichen Frage; man wollte noch allerlei andere Namen herausbringen; allein der Hüter, welcher sich durch Gold hatte bestechen lassen, und der Schmied, bei dem die Feilen und das Eisengitter verfertigt worden, waren die einzigen, die mit in den fatalen Handel verwickelt werden konnten; auch sie wurden gefänglich eingebracht.

Der Herr v. Montigny ward durch die Nachricht von dem Mißlingen des Fluchtplanes sehr erschüttert, aber noch mehr durch die Betrachtung des Unglückes, in welches er seine Dienstleute und die anderen Personen, welche sich für ihn brauchen ließen, nunmehr gestürzt hatte. Er schickte einen Boten an den Richter, bat ihn um mildes Verfahren gegen die Seinigen, als solche, die schuldlos an der Sache wären, blos auf Befehl gehandelt hätten; er selbst wolle die Strafe, die auf das Vorgefallene stehe, geduldig erleiden, so man anders nur jene Leute schonen würde. Dasselbe ward an den König geschrieben.

Allein obgleich Philipp diese Vorstellung wirklich

zu Handen erhielt, so hemmte dieß doch den Lauf des Rechtes nicht. Die Urtheile wurden rasch gefällt und der Kriegsknecht, welcher zuerst für den Gefangenen gewonnen worden war, eröffnete auch den Reihen bei dem Vollzuge. Nachdem er seine Beicht verrichtet und noch eine Messe gehört, steckte man ihn in ein weißes Kleid und setzte ihm einen Hut mit vier rothen Kreuzen auf, und führte ihn auf einem Esel durch die Straßen, während ein Herold mit lauter Stimme dem Volke seine Verbrechen, der Dienstuntreue, des Hochverraths und der Beschützung eines Ketzers, bekannt machte; darauf ward er durch den Strang hingerichtet. Der Koch, welcher die Speisen geliefert, mittelst welcher die Correspondenz des Gefangenen eingeschwärzt worden, erlitt eine geringere, aber immerhin sehr empfindliche Strafe; er ward nämlich erst an Händen und Füßen gebunden vom Henker herumgeschleppt und erhielt hierauf mit einer zwei Finger breiten, mit Knoten versehenen ledernen Karbatsche 200 Hiebe mit solch' schonungsloser Härte, daß selbst die rohen Soldaten Mitleid mit ihm empfanden; nach diesem kam er für fünf Jahre auf die Galeeren. Der Mann, welcher zum Wegweiser dienen sollte, ward auf ewige Zeiten des Landes verwiesen. Der Eisenschmied kam für zwei Jahre in Fesseln und mußte noch eine Geldstrafe von 40 Dukaten erlegen. Der Hofmeister und der Geheim-

schreiber endlich wurden zum Tode verurtheilt und auf den Richtplatz geführt, um enthauptet zu werden; doch erhielten sie, auf eine bewegliche Berufung van der Beeks an den König Gnade, jedoch nur, um in einem finstern Loche voll Ungeziefer zu schmachten und stündlich unter dem Schrecken des Nachrichters zu schweben, da ihnen mit Absicht von dem Gefangenwärter von Zeit zu Zeit ihr Tod als dennoch sehr wahrscheinlich und dermal blos aufgeschoben geschildert wurde; oder auch entsetzte sie der Schloßvogt, auf solche Weise zehnfach sie moralisch ertödtend, durch die Drohung: er werde sie über kurz oder lang Hungers sterben lassen.

Der Herr v. Montigny war auf die unglückliche Geschichte hin alsbald in engern Gewahrsam gebracht und aller Verkehr nach außen ihm fortan abgeschnitten worden. Ihn kümmerte aber die Lage der Seinigen mehr, als die eigene, und er verschwendete daher sowohl an den König, als an den Bischof von Segovia, auf dessen Menschlichkeit und Einfluß er rechnete, die rührendsten Bitten zur Erleichterung ihres Schicksals, jedoch ergebnißlos. Eben so ließ er nicht ab, ihnen auf dem Wege, den man hiezu gestattete, Trost zuzusprechen und reiche Entschädigung für die Zukunft ihnen zu sichern, falls Gott je ihn wieder zum Genuß der Freiheit gelangen lassen würde.

Das Einzige, was er durch seine unermüdlichen

Vorstellungen bewirkte, war, daß man den Leuten erlaubte, durch einen Anwalt vor dem höhern Tribunale, das über sie nochmals zu erkennen niedergesetzt worden war, sich vertheidigen zu lassen; aber auch diese Vertheidigung frommte ihnen nichts; vielmehr ward ihnen ewiges Stillschweigen auferlegt, und die von dem früheren Gerichte ausgesprochene, durch die Appellation an den König blos aufgeschobene Strafe, als immer noch des Vollzuges fähig, gleichsam bestätigt.

Die Unglücklichen wurden jedoch fortwährend mehr gemartert, als wenn man sie alsogleich dem Nachrichter übergeben hätte. Von Gefängniß zu Gefängniß herumgeschleppt, kamen sie zuletzt in einen Thurm, wo nichts als die nackten Wände ersichtlich waren, wo sie keinen Stuhl, kein Bett, um zu ruhen, fanden, wo Feuchtigkeit und Kälte sie verfolgten, und die Kleider ihnen zuletzt verfault und vermodert vom Leibe fielen. Gleichwohl mußten sie noch die hoch angeschlagenen Kosten für diesen Aufenthalt aus dem Ihrigen bestreiten. Das Elend war so groß, daß sie den Tod nicht mehr fürchteten, sondern demselben, als ihrem Erlöser, sich entgegen sehnten.

Ein Strahl der Hoffnung schien endlich zu dämmern, als eines Tages die Königin von Portugal, die Schwester König Philipps, mit ihrem Gefolge an der Citadelle vorüberzog. Die Gefangenen hatten sie nicht

sobald erblickt, als sie mit ihren Ketten ein solches Geklirr und Getöse zu erheben begannen, daß die Fürstin aufmerksam gemacht wurde und sich nach der Ursache erkundigte. Leute vom Volke setzten sie nun in Kenntniß von dem Schicksale der hier schmachtenden Niederländer, so wie von der Veranlassung desselben, und zwar auf eine Weise, daß die Fürstin sehr gerührt wurde, und bei ihrem königlichen Bruder eine Fürbitte einzulegen verhieß.

Der Burgvogt erhielt wirklich bald darauf den Befehl, seine Gefangenen frei zu geben und dieselben überließen sich der ungemessensten Freude und schöpften auch tröstliche Hoffnung für die Zukunft, als Montigny durch beharrliches Bitten erwirkte, daß ihnen ein gewisses Einkommen, das ihre Existenz sicher stellte, von seinen Gütern in Hennegau eingeräumt werden dürfte. Allein die Freiheit war auch Alles, was sie reell mit sich nahmen; denn als sie nach des Freiherrn Tode um die Verwirklichung des Verwilligten bei Hofe sich bemühten, ward ihnen ihr Gesuch rundweg abgeschlagen, da das gesammte Besitzthum Montigny's, als dem Staate verfallen bereits inzwischen erklärt, worden war.

Der arme Freiherr selbst war nicht mehr so glücklich, die balsamischen Lüfte der Freiheit wieder einzuathmen; vielmehr sah er sich strenger bewacht und

härter behandelt, als je. Statt daß, wie zuvor, die Wachen vor seiner Kammer aufgestellt wurden, hatte man sie, um jeden ferneren Plan zur Entweichung rein unmöglich zu machen, ihm geradezu in dieselbe hineingelegt. Tag und Nacht sah er sich von ihren rohen Manieren verfolgt, und nicht nur im regelmäßigen Schlafe, sondern selbst im Zuge der Gedanken und in dem Genuß, den die Einsamkeit gebrochenen Herzen darbietet, durch das Fluchen und Schreyen, die Spiel- und Saufgelage der Wärter gestört. Auf seine Bitten und Klagen erwiederten sie einfach: sie seyen hier, um ihn zu hüten, und nicht um ihm zu gehorchen.

Sein Prozeß, als er endlich, spät genug, und zwar vor einem, scheinbar, Niederländischen Gerichte, vorgenommen wurde, entbehrte aller rechtlichen Formalitäten, und während man einerseits seinem Sachwalter peremtorische Fristen zur Anbringung von Vertheidigungsgründen auferlegte, verbot man ihm anderseits strenge jeden Verkehr mit dem Beklagten, um sich mit ihm darüber, wie doch unumgänglich nöthig war, zu berathen. Nichts desto weniger fällte man über ihn das Urtheil, welches ihn des Verbrechens der beleidigten Majestät überwiesen hinstellte. Als er um eine Revision seines Handels bat, erklärte man: es sey zu spät; das Urtheil sey bereits nach Spanien an den König zur Bestätigung gesandt worden.

Gerade um diese Zeit zog die Erzherzogin Anna von Oesterreich, Kaiser Maximilians II. Tochter, den Rhein herunter, auf ihrer Reise nach Spanien, wo sie dem Könige vermählt werden sollte. Die Mutter und die Gemahlin Montigny's benützten die Gelegenheit, erwirkten sich Gehör bei der Prinzessin, und theilten ihr, nachdem sie einen Fußfall gethan, alle Einzelnheiten des von dem Gefangenen erlittenen herben Schicksals mit: Die hohe Braut fühlte die innigste Theilnahme und sicherte der bedrängten, verlassenen Familie ihren Schutz und die kräftigste Fürsprache bei dem Könige von Spanien zu.

Allein diese Dazwischenkunft kam dem Herzog von Alba, welcher gleich anfänglich Montigny, wie die übrigen Häupter der niederländischen Volksbewegung dem Verderben geweiht hatte, höchst ungelegen; er schrieb daher, um den Erfolg zu vereiteln, an den König voraus: der Tod Montigny's sey eine politische Nothwendigkeit; er möchte daher die Ankunft seiner Braut nicht abwarten, sondern den Freiherrn vorher hinrichten lassen; die That, wenn sie einmal geschehen, werde sich schon selbst entschuldigen.

Philipp nahm keinen Anstand, diesem Rathschlage zu folgen; da er jedoch es für unzweckmäßig fand, ein öffentliches Skandal dieser Art mehr zu geben, nachdem die Hinrichtung Egmonts und Hoorns schon

so viel Aufsehen gemacht, so fanden sich dienstfertige Leute genug, welche einen seiner Winke verstanden und es hieß plötzlich eines Tages: Montigny sey an einem hitzigen Fieber gestorben. Der Krankheitsstoff lag aber, wie zum mindesten die Niederländischen, freilich in diesem Punkte oft nicht sehr zurückhaltenden Berichterstatter versichern, in einem vergifteten Pulver, welches dem zuerst noch von Segovia weg und in das Schloß Samincas gebrachten Gefangenen in die Suppe geschüttet worden. Nach einer Behauptung war es sein eigener Page gewesen, den man durch Todesdrohung zu solcher That vermocht hatte. Sie schadete aber, ob wirklich vollbracht, ob von dem Publikum blos geglaubt, dem moralischen Rufe Philipps II. ungemein und half die Reihe der gehässigen Anschuldigungen vermehren, durch welche die Revolution der Niederländer vor Europa sich zu rechtfertigen nicht gesäumt hat.